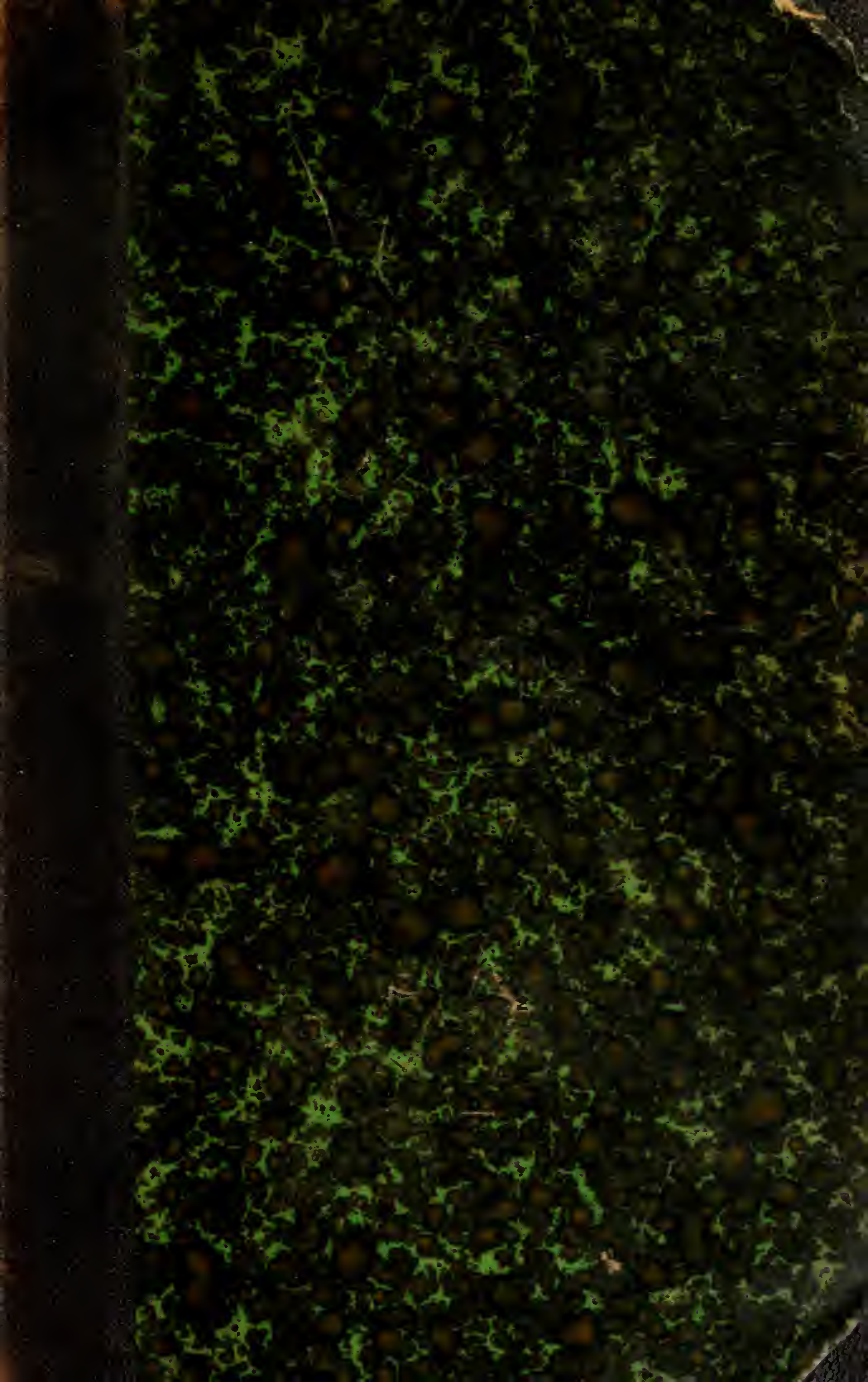




ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXV. JAHRGANG, 46. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1870.

Inhalts-Verzeichniss des XLVI. Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Racine's tragischer Reformversuch.

Gelehrte und Ungelehrte einigen sich leicht in den absprechendsten Urtheilen über Werke der französischen Literatur. Da giebt es nichts Aufregenderes, Sittlichkeit und Glauben Zersetzenderes, als die französische Literatur der Gegenwart, und wiederum nichts Langweiligeres als die Stücke der sogenannten klassischen Literatur des siebzehnten Jahrhunderts. Kein Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit dieser Kenner ist möglich; da steht es, schwarz auf weiss in der Dramaturgie, Lessing hat ja den französischen Kunstgötzen mit gewaltigen Schlägen niedergeworfen, wir sind, Gott Lob, befreit von der Zwangsjacke französischen Missverstandes des Aristoteles.

Der unlängst verstorbene, feine und geistvolle Kritiker Sainte-Beuve hat einmal bei Gelegenheit eines aus der Quarterly Review in der Revue Britannique abgedruckten oberflächlichen und groben Artikels über die literarischen Zustände Frankreichs sich über die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit ausgelassen, sich ein richtiges und gerechtes Urtheil von der Fremde aus darüber zu bilden. Nur eine gründliche Vorbereitung durch Reisen, langen Aufenthalt und genaue, vielseitige Nachforschung kann den Ausländer befähigen, annähernd Richtiges auszusprechen. Und selbst bei all diesen Hilfsmitteln sind auserwählte Geister, wie A. W. Schlegel, Göthe, Tieck, hinter der Wahrheit geblieben. Meist werden vom Ausländer nur die Ausschreitungen besprochen. Vor Allem aber sind doch die feinen Unterschiede zu beobachten, ist der Rang des Schriftstellers zu unterscheiden, das Original von der Nachahmung, das Gekünstelte und Ueber-

triebene von der Anfangs wahren Begeisterung für einen Gedanken; und man muss dieses Alles nicht nur in Vergleich der verschiedenen Schriftsteller zu einander thun; sondern in einem und demselben Schriftsteller die verschiedenen Entwicklungszeiten und die Mannichfaltigkeit seines Talentes wie seines Charakters beobachten. Und was weiss denn eigentlich die grosse Menge der Gebildeten bei uns von der Entwicklungsgeschichte der französischen Literatur? Wahrhaftig durchaus nicht mehr als die Menge derselben in Frankreich über unsere deutsche Literatur. Woraus schöpft sie — seien wir einmal aufrichtig — ihre Kenntniss darüber? Der dürftige, oft sogar durch dauernde disciplinarische Schwierigkeiten gestörte Schulunterricht hat schliesslich die oberflächliche Lectüre einer Anthologie und eines oder des anderen dramatischen Werkes gebracht; um ein Uebriges zu thun, fügt man dazu die sogenannten französischen Conversationsstunden mit einer Bonne oder einem Sprachmeister und später den halb verbotenen Genuss des unsauberen Abhubs der französischen Romanliteratur, welcher in Leihbibliotheken Frankreichs Ruhm blossstellt; dazu tritt weiter die Lectüre der Tagesartikel der Feuilletonisten oder der Reiseeindrücke eines Schreiblustigen, welcher sich vier Wochen in Paris den Fremdenvergnügungen hingegeben hat; wenn es hoch kommt, nimmt Einer einmal ein dünnes Handbuch vor, versteigt sich gar zu Démogeot oder Géruzez, dann aber ist er gesattelt. Daher kommen denn die cyklopischen Urtheile dieser Kenner, gröber und unwissender, als die des ärgsten französischen Philisters aus der entferntesten Provinz. Täusche man sich doch ja nicht darüber: die Werke, deren Entstehung man Frankreich oft zum Vorwurf macht, werden gerade in Frankreich am schnellsten und feinsten beurtheilt, mit Spott oder augenblicklichem Vergessen belohnt. Und diese scharfe Kritik wird nicht nur auf den Kathedern und in den Zeitschriften, sondern ebenso im Tagesgeplauder, in den Gesellschaftszimmern geübt und überall, wo drei gescheite Leute zusammenkommen.

Ueber die Zeit des Franzosenfresserthums dürften wir doch endlich hinaus sein, wo es für einen Beweis deutscher Gesinnung galt, auf der Schule kein Französisch, die Sprache des Erbfeindes, zu lernen. Machen wir uns von unseren Vorurtheilen

gegen Frankreich frei und bescheiden uns, unsere Incompetenz einzugestehen, wo wir keine Zeit oder Gelegenheit hatten näher zuzusehen. Hinter jenem absprechenden Urtheile steht allerdings die feste Mauer unseres nationalen Selbstbewusstseins, der frohen Gewissheit der eigenen Bedeutung in Kunst und Wissenschaft und jetzt auch der Politik; wir behaupten aber unseren schwer errungenen Platz noch mit trotziger Miene, noch mit dem wilden Uebermuthe, als sei nun gar nichts mehr am Feinde anzuerkennen, nachdem wir der Fesseln des Nachbarn uns entledigt. Mit Unrecht, je breiter wir auf eignen Füssen stehen, um so williger dürften wir heut zu Tage die fördernden Impulse zugestehen, welche wir wiederholt und nachhaltig von jenen empfangen haben, dürften wir das Gute und das Eigenthümliche der literarischen Entwicklung Frankreichs anerkennen. Ich betone absichtlich Entwicklung, denn die französische Literatur ist nicht stehen geblieben, die Werke des 17. und 18. Jahrhunderts sind dort längst Gegenstand objectivster Betrachtung geworden; man hat dort ebenfalls die Texte handschriftlich zu sammeln und zu vergleichen begonnen und die ästhetischen Grundsätze der Meister des Zeitalters Ludwigs XIV. geprüft. Das 18. Jahrhundert hat die Kunstansichten des 17. zu berichtigen gesucht, Diderot hat mit Rousseau die Freiheit vom Regelzwang und von der Vorbildlichkeit Voltaire's erstrebt, der Kampf der romantischen und der klassischen Schule, dort heftiger noch ausgekämpft als bei uns, hat den verknöcherten tragischen Meistergesang des Kaiserreiches überwunden, um ebenfalls neuen Dichterbestrebungen zu weichen; dennoch wendet sich der gebildete Franzose gern und stolz von den Erzeugnissen seiner Gegenwart immer wieder den grossen Dichtern des 17. Jahrhunderts zu.

Es liegt nicht in meiner Absicht, auf die Urtheile unserer vornehmsten deutschen Aesthetiker über die klassische Tragödie Frankreichs einzugehen, zumal dieselben meist allgemein gehalten sind und meiner eigenen Auffassung über das besondere, zur Besprechung vorliegende Werk zu wenig begegnen. Nur auf Lessing muss ich mit einem Worte zurückkommen.

Lessings Polemik ist im Grunde hervorgegangen aus dem allgemeinen Streben des 18. Jahrhunderts, eine geistige Befrei-

ung von allem Zwang und Druck zu vollziehen; sie ist ferner wesentlich eine nationale That. Wir müssen uns erst wieder hineindenken in jenen Zug der literarischen Abhängigkeit unseres Vaterlandes, um die Erbitterung des deutschen Mannes zu verstehen im Gericht über die ästhetische Anschauung eines ja auch für ihn vergangenen Jahrhunderts der französischen Geschichte. „Wir sind," schreibt er, „noch immer die geschworenen Nachahmer des Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; alles was uns von jenseit dem Rheine kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als dass wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimace für Ausdruck, ein Geklingle von Reimen für Poesie, Geheule für Musik uns einreden lassen, als im Geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in allem was gut, schön und erhaben und verständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheil erhalten hat." Allein so stehen die Dinge nicht mehr wie in den Jahren 1767 bis 1769, zur Zeit der Abfassung der Dramaturgie. Die eigenartige Grösse unserer Literatur ist jetzt auch im Ausland unbestritten. Lessings Arbeit war es, die richtig erklärte Poetik des Aristoteles gegenüber der falschen Auffassung Corneille's und dessen Nachfolger uns wiederzugeben, als die unumstössliche Grundlage aller tragischen Dichtkunst, so dass die Folgezeit die oft naiv empirischen Aussprüche des Altmeisters hat verknüpfen und seine fruchtbaren Sätze hat weiter entwickeln können. An jene französische Erklärung der antiken Regeln und an die Unübertrefflichkeit der französischen Klassiker hatten Deutschlands Dichter lange fest geglaubt, so dass bei ihnen „den Franzosen nachahmen ebensoviel gewesen, als nach den Regeln der Alten arbeiten." Dieses Vorurtheil zerstörte Lessing; nach den Vorschriften der Alten beurtheilte er einige viel bewunderte Muster der französischen Bühne, da diese ja ganz nach den Regeln des Aristoteles gebildet sein sollte, und indem er ihre Schwächen nachweist, zerstreut er deren trügerischen Nimbus und bereitet vor auf die grosse deutsche Tragödie.

Vor allem wendet sich Lessing gegen Corneille, als den tragischen Vertreter des 17. Jahrhunderts, der den meisten Schaden gestiftet und auf der Franzosen tragische Dichter den verderblichsten Einfluss gehabt habe; denn Racine habe nur durch sein Muster verführt, Corneille aber durch sein Muster und seine Lehren zugleich. Lessing geht weiter und lässt an der ganzen französischen Literatur, so zu sagen, kein gutes Haar. Wenn er behauptet, dass die Lehren Corneille's von der ganzen Nation als Orakelsprüche angenommen, von allen nachherigen Dichtern befolgt, nichts anderes als das kahlste, flachste, wässerigste, kälteste, untragischste Zeug hervorgebracht hätten, dass nicht nur Corneille's Werke, sondern alle französischen Tragödien keine wahren Tragödien seien, und er den Grund für diese Armuth des Theaters nicht sowohl in der Unfähigkeit der Franzosen findet, als vielmehr in ihrer Eitelkeit, welche sie verhindert habe, nach dem wahren tragischen Theater zu streben, indem sie es nämlich schon lange gehabt zu haben glaubten: so legen wir Verwahrung ein gegen die Allgemeingültigkeit solches wohl dem bahnbrechenden Kritiker zustehenden, aber dem Historiker fremden, weil nicht gehörig unterscheidenden, darum unbilligen Urtheiles. Lessing bespricht nicht ein einziges Stück Racine's, begreift ihn aber geradezu oder mittelbar in der Zahl der oben gekennzeichneten Dichter; Lessings Hass gilt Frankreich, seine Waffen treffen Corneille und Voltaire. Doch Beider Gericht geht uns hier in der Würdigung eines Racine'schen Stückes nichts an. Wir haben auch nicht wieder einzugehen auf die geschlossenen Acten jenes grossen Streites über die richtige Auslegung der aristotelischen Regeln betreffs der Einheit und der Grundsätze der Tragödie, und fragen nur vom festgewonnenen Standpunkt der jetzt gültigen ästhetischen Grundsätze: Ist denn auch Racine wirklich nur der correcte Hofpoet, dessen „gesetzmässige Geburten“ bloss mechanische Regelmässigkeit, Manier, Glätte, Frost, Gesuchtheit und Anständigkeit zur Schau tragen? Hat nicht vielleicht seine Athalie doch jene geforderte Einfachheit der Anlage, ergibt sich ungesucht die Einheit des Ortes und der Zeit aus der inneren Einheit der Handlung, hat der Dichter jenen ergreifenden Ausdruck grosser Leidenschaft gefunden, weiss er Empfindungen rege zu machen,

welche die allgemein menschliche Natur fassen, belebt wahres Gefühl den Ausdruck oder aber sind die Charaktere mehr „nach den Zergliederungen der Moralisten“ als nach dem Leben geschildert, sind die Gespräche bloss Erzählungen, erfunden, um den Schauspieler in Monologen glänzen zu lassen? Wie wäre es denn, wenn Racine einer der wenigen Dichter von Gottes Gnaden gewesen wäre, und wenn er mehr durch seinen Genius, sowie durch die während seines ganzen Lebens mit Fleiss gepflogene Lectüre der Alten, als durch die Vorschriften des Corneille und Aristoteles zum grössten Tragiker Frankreichs geworden wäre? Vor Allem hat man bei Beurtheilung Racine's den damaligen Zustand der französischen Bühne zu berücksichtigen. Corneille hatte dem nationalen Theater der Franzosen zuerst lebendige Haltung gegeben. Wie langsam schwankend hatte dieses in den Jahrhunderten seinen Weg gesucht! Nachdem an die Stelle der Mysterien der Passionsbrüderschaft die kecken Possen der sorglosen Kinder getreten waren, und diese sammt den allegorischen Moralstücken im 16. Jahrhundert den Ueberarbeitungen des antiken Theaters hatten Platz machen müssen, liess das Volk, sowohl der groben Posse wie der gelehrten Schultragödie überdrüssig, sich eine Zeitlang besser unterterhalten von Hardis theatralischer Mache, welche aus dem italienischen und spanischen Theater kunstlose Stücke mit kräftigen Theaterwirkungen zusammenschweisste. Im Gegensatz dazu hatte die Schöngeisterei der engherzigen literarischen Alconistengesellschaft ihre verzwickte Sprache in gekünstelte Bühnenstücke getragen. Da war Corneille aufgetreten und hatte fast alle Arten des neueren nationalen Dramas geschaffen: inmitten der Regellosigkeit und des Ungeschmacks hatte er nach gültigen Regeln und festem Bau des Dramas gesucht, dem Theater eine verständliche, edle Sprache gegeben und sich durch den Hinweis auf des Aristoteles Poetik bemüht, eine ästhetische Grundlage zu gewinnen und das Geheimniss der tragischen Wirkung zu erklären. Vorläufig freilich war die Tragödie gefasst worden als Darstellung einer bedeutungsvollen Handlung hervorragender Persönlichkeiten, beseelt von Leidenschaften, deren Kampf ein furchtbares Ereigniss hervorbringen muss. Diese Thätigkeit Corneille's war so gross und schöpferisch gewesen, dass sie ein

Jahrhundert lang für Frankreich und Deutschland massgebend blieb. So fand Racine das Theater vorbereitet.

Das unumschränkte Königthum, verkörpert in Ludwig XIV., hielt Frankreich mit festem Griffe, so dass es gehorchte, und eine vorher nicht gekannte Ordnung dem Staate gegeben wurde. Der wüthende Parteigeist schwieg, das nationale Selbstbewusstsein erwachte, der Adel fand Gefallen an dem glänzenden, glatten Hofleben, Schriftsteller und Künstler konnten sich den Einflüssen dieses neuen Geistes der Gesellschaft nicht verschliessen und fanden Förderung ihrer Bestrebungen. Die tragische Kunst, ihrer höchsten nationalen Ausbildung harrend, musste in dieser anmuthigen und geistvollen Hofumgebung an Mannichfaltigkeit des Ausdrucks der Leidenschaft und der feineren Empfindungen des Menschen-, besonders des Frauenherzens, gewinnen, ihre Charaktere von dem einseitig typischen der Helden Corneille's befreien und sie dem Reichthum des wirklichen Lebens nähern. Corneille's Theater sprach vorzugsweise zur Einbildungskraft und zum Verstande, der Mensch opfert seine Leidenschaft einer Idee; bei Racine lebt er seiner Leidenschaft. Nach den ersten tastenden Versuchen in den Spuren des Corneille'schen Kothurnes erwuchs Racine's Talent zur Selbständigkeit in seiner Andromache, die bei ihrer ersten Aufführung eine ähnliche Aufregung in der Gesellschaft hervorbrachte, wie 31 Jahre früher Corneille's Cid, und das Bewusstsein wachrief, dass die Kunst in eine neue Entwicklungsreihe getreten war. Das Neue war aber eben der wirkliche, durch seine Leidenschaft rührende Mensch. In allen folgenden, während der Jahre 1667—1677 erschienenen Tragödien Racine's herrscht die allgemeinste, der reichsten Nüancierung fähige Leidenschaft vor, die Liebe.

In unserer Athalie hat die Liebe keine Stelle gefunden. War das Kunstideal Racine's ein anderes geworden, dass das treibende Element seiner früheren Erzeugnisse aus seiner Tragödie geschwunden schien? Seit 1677 hatte Racine's tragische Muse geschwiegen. Was hatte den Dichter in dem vierten Jahrzehnt seines Lebens beschäftigt? Man hat gesagt, dass verletzte Poeteneitelkeit die Ursache seines Zürnens gewesen wäre, indem der Erfolg seiner Phädra eine Zeit lang vor der

Phädra eines jetzt schier vergessenen Nebenbuhlers Namens Pradon zweifelhaft erschienen wäre. Mit Unrecht, nach meiner Ansicht, hat man das Verhalten eines so hohen Dichtergeistes auf einen immerhin unedlen Beweggrund zurückführen wollen. Racine gehörte nicht zu den Dichtern, die nur für den Erfolg gearbeitet haben, und wenn ihn auch die zeitweilige Ungerechtigkeit des Publikums schmerzen konnte, so entsagte er doch darum nicht sofort der ganzen Aufgabe seines geistigen Lebens. Nein, ich bin fest überzeugt, andere, tiefere Gründe für Racine's zwölfjähriges Fernbleiben vom Theater vorbringen zu dürfen. Wie Schiller einer stillen Musse bedurft hat nach heissen Jahren idealen Ringens und dichterischen Schaffens, und wie unser deutscher Dichter durch Studien der Philosophie und Geschichte geklärt, gekräftigt und gehoben dann mit seinen höchsten Kunstleistungen hervortrat, so hatte Racine stille Jahre gesucht, wo er unberührt von der Eitelkeit des königlichen Hofes und von den Strömungen der Tagesliteratur sich einer Wissenschaft widmete, und diese nicht nur in seinen Kopf, nein in sein Herz, in den ganzen innern Menschen aufzunehmen suchte. Nicht die abgezogene Philosophie und überhaupt nicht weltliche Wissenschaft konnte einem Manne wie Racine mit dem weichen, zarten Gemüthe volles Genügen verschaffen. Seinen Hunger und Durst nach dem, was da bleibet, sollte die Religion befriedigen. Seit 1659 hatte der junge Bossuet, später der berühmte, streitbare Bischof von Meaux, die Kirchen von Paris und Versailles mit seiner zündenden Kanzelberedtsamkeit gefüllt; als das Kampfgeschrei der Politik vor Ludwig XIV. in Frankreich verstummt war, als nur noch die Stimme der Bewunderung für den grossen König erscholl, da wagte es der kühne Geistliche, durchglüht von dem alttestamentlichen Prophetenberufe, sein Wehe über die Eitelkeit der Zeit und die irdische Grösse zu erheben. Während Bossuet den Autoritätsglauben in der gewaltigen Sprache der Bibel predigte, rief Fénelon zu den Füssen des Heilandes mit der süssen Sprache des Herzensglaubens. Der Port-Royal umschloss in seinen Klostermauern bis 1662 Pascal unter der Zahl seiner berühmten und gelehrten Büsser der Weltnichtigkeit, welche mit der düsteren Gnadenlehre des Jansenismus die katholische Christen-

welt zu verinnerlichen, wieder näher an die Quelle des Christenthums zurückzuführen trachteten. Von dieser Bewegung der ernsten Geister innerhalb der katholischen Kirche Frankreichs war Racine ergriffen worden, und da die Kraft des heiligen Geistes sich immer an den suchenden, glaubensbedürftigen Seelen wirksam erweist, so ging Racine in dem Verlangen nach Gott auf und hatte für eine lange Reihe von Jahren keine Zeit mehr für andere Dinge, die ihn früher gefesselt. In Ausarbeitung der Geschichte des Port-Royal, welche Boileau zu den vollendetsten Prosaschriften zählte, arbeitete Racine zugleich sein eigenes Denken über die Religion aus, und die eifrige Versenkung in die heilige Schrift nebst frommen Andachtsübungen stillten die Sühne verlangende Dichterseele in der Zurückgezogenheit des schlichten Familienlebens. Aus dieser Gemüthsverfassung, aus der inneren Arbeit des gereiften Mannes heraus, müssen Racine's letzte Schöpfungen, Esther und Athalie, betrachtet werden. Immer hat man nur den ästhetischen Massstab angelegt und immer nur von dem Gesichtspuncte aus gelobt oder getadelt. Selbst in den geschätztesten Werken der Landsleute Racine's findet man über jene wichtige Thatsache im Leben des Dichters keinen genügenden Aufschluss, oft nicht einmal eine Andeutung.

Nachdem mir gewiss geworden, dass Racine nicht in der Verlegenheit um einen neuen Stoff die Bibel zur Fundgrube seiner Kunst gemacht hat, sondern nur dieser und kein anderer Stoff mehr seinem geistigen Leben genügte, betrachten wir den Inhalt der Athalie selbst, um sodann die neue Kunstform Racine's zu untersuchen.

Das II. Buch der Könige, besonders Cap. XI, gab ihm den Stoff zur Tragödie. Das Volk Gottes ist in die Reiche Juda und Israel gespalten. Der Tempel bildete für alle Priester und die treuen Anhänger des Gesetzes den Mittelpunct. Israel war abtrünnig. Joram, König von Juda aus dem Geschlechte Davids, hatte Athalie geheiratet, eine Tochter des israelitischen Königs Ahab und der Jesabel, welche die Propheten auf das Grausamste verfolgt hatte. Die Gottlosigkeit der Mutter war auf die königliche Tochter übergegangen, so dass bald Joram, in das heidnische Treiben hineingezogen, dem Baal einen Tempel in Jerusalem hatte bauen lassen. Sein Sohn

Ochosias, der auch auf diesen Wegen gewandelt, hatte gelegentlich der Vernichtung des israelitischen Hauses Ahab durch Jehu sein Leben verloren. Auf diese Kunde hatte Athalie ihren ehrgeizigen Plan rasch zur Ausführung gebracht, indem sie das Königsgeschlecht ausrottete durch Ermordung ihrer eigenen Enkel, der Kinder des Ochosias, und sich der Herrschaft bebemächtigte. Nur ein Prinz, noch Säugling, war aus dem Blutbade heimlich durch Josabeth, des Ochosias Stiefschwester und Gattin des Hohenpriesters, gerettet und unerkannt im Tempel bis in die Mitte der Knabenjahre auferzogen worden. Auf diesem geschichtlichen Hintergrunde spielt das Stück.

Nach Racine's eigner Angabe hat unsere Tragödie die Anerkennung und Thronbesteigung des Joas zum Gegenstande, d. h. aus diesem geschichtlichen Ereigniss gestaltet der Dichter seine Handlung. Ort derselben ist eine Vorhalle zur Wohnung des Hohenpriesters im Tempel zu Jerusalem. Man ist im Begriff das Fest der Gesetzgebung feierlich zu begehen. Abner, ein tapferer und erfahrener Krieger im Dienste der Königin Athalie, jedoch Anhänger Jehovahs, begegnet auf dem Gange zum Fest dem Hohenpriester Joad. Seine Trauer über die Verirrung des vielfach zum Götzendienst verführten Volkes spricht er aus im sehnsüchtigen Hinblick auf die vergangenen Tage des kräftigen Glaubens. Joad sucht seinen Muth zu stärken, Jehovah habe nicht aufgehört, seine Getreuen zu schützen und wunderbar durch alle Trübsal zu führen; ja, er gibt ihm eine geheimnissvolle Andeutung, dass selbst das scheinbar ausgerottete Geschlecht Davids sich wieder glänzend erheben könne. Die Bemerkung Abners, es scheine neue Verfolgung und persönliche Gefahr für ihn von Seiten der seit einigen Tagen sonderbar verdüsterten Königin bevorzustehn, veranlasst Joad mit seinem Weibe die Nothwendigkeit zu erörtern, seinen Entschluss zur Ausführung zu bringen, und den seit neun Jahren geheim gehaltenen königlichen Sprössling nun dem Volke zu zeigen, somit offen gegen Athalie aufzutreten.

Act II. Das Fest hat begonnen, da stürzt Zacharias, Joads Sohn herein und berichtet die grosse, frevelhafte Störung des Festes. Athalie ist in das Innere des Tempels eingedrungen; vom zürnenden Hohenpriester hinausgewiesen, hatte sie schon

ihren Mund zur Lästerung geöffnet, als sie in Entsetzen verstummte, unverwandten Auges auf Eliacin starrend, den unter diesem Namen im Tempel beim Festopfer beschäftigten Pflegesohn Joads. Voll Furcht, der Prinz sei erkannt, sieht Josabeth die Königin mit ihrem Gefolge nahen. Vor Abner und dem zum Rath herbeigeholten Baalspriester Mathan sucht die noch tief erschütterte Königin ihren Schritt zu begründen; zwar sei sie ruhig über ihre durch politische Nothwendigkeit veranlassten Thaten, und stolz dürfe sie auf ihre gegen alle Feinde gesicherte Macht blicken:

„Jetzt wollt' ich endlich noch in Ruh' geniessen
Die Früchte meiner klugen That, da tritt
Ein Wahn, ein leid'ger Wahn, schon läng're Zeit
Dem Fortschritt meines Glückes in den Weg.
Ein Traum (wie kann mich doch ein Traum so quälen),
Ist daran Schuld, dass bittrer Kummer mir
Am Herzen nagt. Ich mied ihn, sucht' ihn stets
Zu fliehn, doch überall verfolgt er mich.

Es war in einer schaurig tiefen Nacht;
Da zeigt sich mir die Mutter Jesabel,
Wie einst am Todestag im vollsten Schmuck:
Denn alles Leid konnt' ihren Stolz nicht beugen;
Selbst jenen falschen Glanz sah ich an ihr,
Durch den sie stets dafür zu sorgen wusste,
Dass auch ihr Antlitz frisch und schmuck erschien,
Und man die Spur des Alters nicht bemerkte.
„Erzittre," ruft sie, „meiner würd'ge Tochter,
Auch dich stürzt einst der blut'ge Judengott.
Weh! armes Kind, auch du bist ihm verfallen,
Dem Unbarmherzigen!" Und als sie so
Mir diese Schreckensworte zugerufen,
Schien sich ihr Schatten über's Bett zu neigen;
Ich streckte schnell, um sie noch zu umarmen,
Nach ihr die Hände aus. Da aber fand ich
Nichts als ein grauenhaftes Durcheinander
Von Knochen und zerquetschtem Fleisch, von Fetzen,
Die blutig noch durch Koth gezogen waren,
Und Gliederstümpfe, die von gier'gen Hunden
Gezerrt und hin und her gerissen wurden. —
In diesem Wust bot plötzlich meinem Blick
Ein kleiner Knab' sich dar; bekleidet war er
Mit einem strahlenden Gewand (so wie
Man Judenpriester wohl gekleidet sieht).

Bei seinem Anblick lebte auch mein Geist,
Der halb betäubt war, wieder auf; doch als ich,
Noch nicht ganz meiner Sinne Herr, gerührt
Versenkt war in Bewund'rung seines milden
Und edlen und bescheidnen Aussehns,
Da fühlt' ich plötzlich tief in meinem Busen
Das mörderische Eisen des Verräthers. —

Dass so viel wunderbare Dinge hier
So sonderbar zusammentrafen, scheint
Vielleicht Euch nur des Zufalls Spiel zu sein,
Ich selber, meiner Furcht mich schämend, habe
Es als ein eitles Dunstbild angesehen.

Doch als erst mein Gemüth einmal von dieser
Erinnerung erfüllt war, sah ich zwei Mal
Seitdem dasselbe Bild im Traume wieder;
Zwei Mal stieg auf vor meinem trüben Blick
Das Kind und stets bereit mich zu durchbohren.
Durch dieses Schreckgespenst, das mich verfolgt,
Zuletzt an Seel' und Leib geschwächt, beschloss ich
Baal selbst zu bitten, mich in Schutz zu nehmen,
Und wollte endlich Ruhe finden dort,
An seines Altars Stufen: o wie mächtig
Vermag ein Schrecken doch des Menschen Geist
Ganz zu beherrschen! Mich trieb dunkle Ahnung
Hinein ins Gotteshaus der Juden; ja,
Ich wollt auch ihren Gott versöhnen.
Ich glaubte, dass sein Zorn sich durch Geschenke
Abwenden liesse: dass mir jene Gottheit,
Wer sie auch sei, sich sanfter zeigen würde!
O grosser Priester Baals, verzeih' die Schwäche!
Man unterbricht das Opfer, Alles flüchtet,
Nur Joad schreitet wüthend auf mich zu,
Und während er noch spricht, seh' ich, o Graus!
O furchtbares Erwachen! jenes Kind,
Das mich bedrohte, ganz so schrecklich wie
Es mir der Traum schon vorgespiegelt hat.
Ich hab's gesehn! dieselben Mienen, ganz
Dasselbe linnene Gewand, sein Gang,
Sein Blick und alle Züge ebenso:
Das war es selbst, es schritt einher zur Seite
Des Hohenpriesters, ward jedoch gar bald
Sorgfältig meinem Blick entzogen. Und —
So wisst Ihr jetzt, was mich hier säumen liess,
Wesshalb ich Euch zu Rathe ziehen wollte! —“

Mathan räth einfach, den schreckenden Spuk blutig aus dem Wege zu räumen, Abner bringt die Stimme der Menschlichkeit zur Geltung. Athalie befiehlt, um sich zu entscheiden, den Knaben vor sie zu führen, der wohl in seiner Unbefangenheit den Spähern ein drohendes Geheimniss verrathen mag. Die listigen Fragen der Königin, beantwortet in der Herzenseinfalt einer frommen Kindesseele, führen zu keinem Ergebniss, auch die verführerische Aufforderung an das Kind, Joads Haus mit ihrem Palaste zu vertauschen, hat nur freie Abweisung zur Folge, so dass Athalie aufs Aeusserste gereizt und auf Rache sinnend sich wegwendet.

In ihrem Auftrage verlangt Mathan von Josabeth die Auslieferung des Prinzen; vergeblich sucht er sie einzuschüchtern, vergeblich ihr das Geheimniss, welches den Knaben umgibt, zu entlocken. Da der Hohepriester hinzukommt und den Abtrünnigen von seiner Schwelle jagt, ist die alte Feindschaft des falschen Priesters zur heftigsten Rachsucht entflammt. Bei der Gefahr, den Prinzen nun mit Gewalt entrissen zu sehn, ist für Joad die Stunde des Handelns gekommen. Josabeths Rath, den Knaben zu verbergen und bei Jehu Hilfe zu suchen, wird verworfen, Gott selbst wird seinen Kampf durchführen. Noch heute soll Joas von dem Volk Gottes als der rechtmässige König anerkannt werden. Der Tempel wird geschlossen, die Feigen unter dem Volke verlieren sich, die Zahl der treuen Leviten wird verdoppelt. Unter der prophetischen Klage über das sündige Jerusalem und die Zuversicht über das neu aus dem Siege erstehende, dem der Messias erscheinen wird, stärkt man sich zum Kampfe und greift zu den Waffen. Act IV. Joas, mit seiner Herkunft und Bestimmung bekannt gemacht, wird mit dem königlichen Schmuck bekleidet, die Gläubigen huldigen ihm als ihrem rechtmässigen Herrscher. Joad warnt ihn vor den Gefahren der königlichen Macht und lässt ihn auf die heiligen Gesetzbücher schwören. Allein schon nahen die feindlichen Schaaren Athalie's. Abner ist durch Mathans Ränke abgesetzt und in den Kerker geworfen. Die Vertheidiger des Tempels eilen an ihre Plätze. Act V. Zacharias berichtet seiner Schwester und dem Chore der Mädchen den Act der Salbung des Joas im Tempel. Darauf erscheint Abner, welchen Athalie, als

die zu ihrer Botschaft geeignetste Persönlichkeit, wieder von den Fesseln befreit hat, mit dem Geheisse, der Königin den Knaben und den Tempelschatz auszuliefern, wogegen sie friedlich abziehen würde; sein schwächlicher Rath, durch Nachgiebigkeit den Tempel und die Getreuen vor Raub und Mord zu bewahren, giebt Joad einen rettenden Gedanken ein. Athalie, aufgefordert mit den tapfersten Führern in den Tempel zu kommen und den Schatz entgegenzunehmen, erscheint voll Hohnes für den, wie sie glaubt, gedemüthigten Mann; auf ihr Gebot, die Auslieferung vorzunehmen, thut sich im Hintergrunde ein Vorhang auf, hinter welchem Joas im königlichen Schmuck auf dem Throne verborgen gehalten worden war, zur Seite seine Schützer und Ergebenen. Der überraschten, ohnmächtig wüthenden Königin enthüllt in hoheitsvollen Worten der Priester die Wahrheit, deren Ahnung sie erschreckt hatte. Auf den eiteln Hilferuf Athalie's stürzen die bewaffneten Leviten aus dem Innern des Tempels hervor; man meldet die Wirkung der Kunde des Geschehenen auf die Menge der Streiter und des Volkes draussen vor den Thoren des Tempels: die Einen sind geflohen, die Anderen jubeln, der Allen verhasste Mathan liegt ermordet im Baalstempel. So hat Athalie das ganze Gebäude ihrer Macht zerbrechen sehen und wird ausserhalb der heiligen Räume nebst ihrem Gefolge getödtet. Jerusalem ist befreit, das Heidenthum in Juda ist niedergeworfen, Gott hat sich wieder treu und mächtig in den Schwachen erwiesen.

Das ist das Stück, mit welchem Racine seine Laufbahn als tragischer Dichter geschlossen, das ist die Tragödie, welche von den einen als Meisterwerk, ja, als das Meisterwerk der tragischen Kunst Frankreichs gepriesen und von den Anderen unerträglich langweilig gefunden wird. Wer hat Recht?

Ich gehe für die Beurtheilung zunächst von der Frage aus, was Racine von der vollendeten Tragödie forderte. Er hat keine Abhandlungen über das Schöne, über die tragische Kunst geschrieben, aber der Fortschritt seines Denkens und der Ernst seines Suchens werden klar aus seinen Stücken. Wir thun daher auch besser, uns sein Verfahren zu vergegenwärtigen als seine Theorien. Racine verlangte eine einfache, einheitliche, durch die Charaktere getragene, dadurch in sich wahre Hand-

lung. Diese Handlung vollzieht sich rasch, da die Personen reif zum Handeln auf die Bühne treten, die Katastrophe wird vorbereitet von der ersten Scene an, Ursache und Wirkungen, Charaktere und Situationen stehen wie unter dem Bann des tragischen Ereignisses. Daher sucht Racine vor Allem nach einer solchen einfachen, aber bedeutenden geschichtlichen Begebenheit, deren Thäter mit starken Leidenschaften gefüllt sind. Er begnügt sich aber nicht mit dialogisierter Geschichte, sentenzenreicher Ausführung. Denn erst nun beginnt seine dichterische Thätigkeit mit der sittlichen und psychologischen Begründung der Handlung. Man vergleiche nur jenes 11. Capitel des II. Buches der Könige mit Racine's dramatischer Ausführung! Die Personen, von der Geschichte nur skizziert oder einseitig dargestellt, beleben sich in ihm zu leibhaftigen Menschen; Nebengestalten, als Träger anderer Gedanken, werden frei erfunden und es wird abgewogen, was auf der Bühne darstellbar ist, und was in die Erzählung gehört, damit das Stück in Zeit und Ort dem natürlichen Gang entspreche. Skizze auf Skizze entwirft er, die Handlung zusammenziehend und vereinfachend, bis sich der Plan des Stückes in ihm ausgestaltet hat. Dann schreibt er nach seiner Gewohnheit das Stück erst in Prosa nieder, um durch keine Selbsttäuschung über einzelne, besonders wirksame Stellen und durch keinen eiteln Reiz von Bild und Klang das Urtheil befangen zu machen, „er will sein Werk nackt sehen," ohne Zierrat, um besser den Plan zu verfolgen und keinen Handwerkseffect sich unter glücklichen Versen verstecken zu lassen. So, nun hat er nur noch die Verse zu machen; die Hauptarbeit war für ihn der dichterische Gedanke, der Entwurf der Handlung, die Gebärung der Personen. Was kümmerten ihn die pedantischen Philosophenregeln über die Einheit von Ort und Zeit! Die erste Forderung: Natur, innere Wahrheit der Handlung, führte ihn von selbst zur strengsten Beobachtung derselben. Nirgends hat er eine Erörterung über die drei Einheiten gegeben, er nahm sie nicht als der Tragödie voraufgehende Schulregeln, sondern für Wirkungen, Folgen, Prüfsteine der Wahrheit der Handlung. Und mit jedem Werke näherte er sich mehr dieser seiner Hauptforderung von der Einfachheit der Handlung. So wurde seine Athalie ohne allen Regelzwang doch der Schultheorie am entsprechendsten.

Ein weltgeschichtlich bedeutsamer Kampf, der siegreiche Kampf des gesetzestreuen Judenthums gegen die Befleckung durch das Heidenthum, bildet den Grundgedanken unserer biblischen Tragödie. Dieser Kampf vollzieht sich hier in dem einen Ereigniss des Sturzes Athalie's durch den gesetzmässigen König aus dem Geschlechte Davids; er wird herbeigeführt durch die leidenschaftlich interessierten Bestrebungen der Menschen, so dass der Ideenkampf sich darstellt als Personenkampf. Gustav Freitag hat treffend bemerkt, dass keine That an sich dramatisch ist und keine leidenschaftliche Bewegung an sich, dass eine Begebenheit für uns erst dramatisch wird, wenn wir die starken Seelenbewegungen in innerem Fortgang bis zur Handlung treiben sehen und das Ausströmen aus der Innenwelt und Gegenströmen der Aussenwelt in ihrem wechselseitigen Stosse beobachten. Und das findet in Racine's Athalie statt.

Nach jener meisterhaften Exposition, welche alle unentbehrlichen Voraussetzungen des Stoffes bezüglich Zeit und Ort und Stellung der Personen zu einander in den Vorgängen der Eröffnungsscenen sofort erkennen lassen, steigt in den ersten Acten bis zur Proclamation des Joas die Verwicklung; so dass Charakterzeichnung und Handlung gleichmässig sich ausbreiten. Von dem Augenblick an, wo Athalie in den Tempel gedrungen ist, sind alle Herzen der Handelnden wie der Zuschauer von Verwirrung und Furcht ergriffen, von denen die Seele nicht frei wird, ehe die Katastrophe geschehen. Der Argwohn Athalie's, ihre Herrschaft bedroht zu wissen, erst traumhaft unklar, wird, durch ihre Creaturen schlau benutzt, bis zur That genährt; es gilt, sich des legitimen Thronfolgers zu bemächtigen. Athalie braucht ihn zur eigenen Sicherung, Joad baut auf ihn die Wiederherstellung der alten Macht des Gesetzes. Noch ist Athalie auf dem Gipfel ihres Glückes, sie glaubt sich noch am Ziele, der Vorboten ihres nahen Falls uneingedenk, des inneren Widerspruches ihres Thuns und ihres Gewissens nur unklar bewusst. In raschen Schritten führen uns die zwei letzten Acte die lösende Entscheidung vor, des Joas Erhebung, den um den Tempel sich zusammenziehenden Entscheidungskampf. Mit grosser Kunst wird die Katastrophe noch einmal aufgehalten durch Abners Vermittlungsvorschlag: Joad könne den Tempel, sich und die

Leviten retten, wenn er den Knaben ausliefere. Um so kräftiger tritt die heilige Festigkeit des Hohenpriesters hervor, um so erschütternder folgt der Sturz der Ungerechten.

Einen sittlichen Kampf im Kampf der Interessen, eine grosse, festgeschlossene Handlung, stark leidenschaftliche Charaktere hat uns Racine zu bieten gewusst, das ist dramatisch und tragisch. Und wie wunderbar reich und kräftig sind diese Charaktere gezeichnet!

Athalie wird uns, noch ehe sie auftritt, skizzirt. Sie ist das schuldbeladene, ehrgeizige Weib auf dem Throne. Herrin will sie sein, um im Bewusstsein der Machtfülle zu schwelgen; aber mehr noch, sie behauptet ihre Herrschaft gegen Jehovah, sie führt den trotzigen Kampf des auf sich selbst gestellten Menschen gegen die Majestät Gottes, der die Verbrechen ihres Hauses gestraft hat, der ihr Leben mit der grausigen Erinnerung an den vom Feinde hingeschlachteten Vater und den Bruder vergällt, und an die Mutter, die aus dem Fenster gestürzte, deren zerschmetterten Leichnam die Hunde des Feldes zerrissen haben. Dieses Blut zu rächen, war Athalie's Lebensaufgabe, dafür erstickte sie das gemeine Mitleid, die natürlichen Regungen ihres Frauenherzens, schonte sie der Kinder des eigenen Sohnes nicht. Thatkräftig hat sie verstanden den überraschten Feind stets kräftig niederzuwerfen, Alles glückte ihr, sie sieht ihren Namen weithin gefürchtet. Indessen bei aller Energie, männlichen Verwegenheit, politischen Klugheit ist Athalie Weib. Die Schrecken des Gewissens verfolgen sie; um sich die Pein der Reue nicht zuzugestehen, pocht sie auf ihren Machterfolg, fröhnt sie ihren Leidenschaften, ihren Unterthanen ein Gegenstand des Schreckens, des Abscheues. Immer besorgt ihre Macht zu verlieren, achtet sie argwöhnisch auf jedes Anzeichen einer Gefahr, sie lässt sich von Träumen schrecken, wird insgeheim von abergläubischen Schauern geschüttelt. Darum hat sie sich dem schlauen Priester Baals in die Arme geworfen, darum hasst sie Joad nicht bloss als den immer noch einflussreichen Gegner, sie hasst in ihm die Charakterfestigkeit, sie hasst die Glaubenstreue in dem Starken Jehovahs. Ist sie nicht Weib in ihren zwischen Verstandesthat und Herzensempfindung getheilten Seelenzuständen? Aber was Schwankendes in ihr ist,

wird von Mathan in Handlung umgesetzt. Dieser Mathan ist der intriguante Priester am Hofe. Man ist versucht in ihm den Jesuiten aus der Zeit Ludwigs XIV. zu erblicken, eine Illustration zu den „Lettres provinciales" Pascals. Statt als Diener Gottes den Frieden zu bringen, lauert er am Hofe der Königin, macht sich unentbehrlich, trachtet, auf die Staatshandlungen in eignem Interesse Einfluss zu gewinnen, nährt geflissentlich die Herrscherwillkür, giebt eine übertriebene Vorstellung von der königlichen Gewalt, hetzt und reizt zum Morde, den er mit schlagfertiger Casuistik zu rechtfertigen versteht. Er weiss sich zu bücken, selbst gegen Beleidigungen zu schweigen, wenn er nie bekümmert um die Wahl der Mittel seinen Zweck verfolgt. Mathan ist der Abtrünnige des mosaischen Gesetzes; weil er Joad nicht über sich ertragen konnte, ist er abgefallen und als der eifrigste der Eifrigen wird er der Oberpriester Baals; als einem Menschen ohne Ueberzeugung und Treue sind ihm fromme Redensarten geläufig, hinter denen er die lästige, heimlich schreckende Erinnerung an den Gott seiner Jugend verbirgt.

Er ist Athalie's böser Geist. Der Schwäche ihrer leidenschaftlichen, beängstigten Seele bemächtigt er sich, um die Königin als Werkzeug seiner Rache an Joad zum letzten, vernichtenden Schritt gegen den Rest der Jehovah Getreuen zu drängen.

Einen Vertrauten hat seine hässliche Seele in einem naiveren Schufte sich erkoren. Auch Nabals Nebengestalt hat doch ihre eigne Physiognomie. Als niederer Officier im Heere Athalie's und offenen Blickes für die Schurkereien der Menschen um ihn, weiht er sich weder Baal noch Jehovah, sondern lebt seiner Selbstsucht und sieht in dem ganzen Hofgetriebe nur eine günstige Gelegenheit seinen Vortheil wahrzunehmen.

Athalie's bessere Regungen finden Unterstützung in Abner, einer ehrlicheren Hofmannsnatur. Die Gestalt dieses Feldherrn, dessen weder im Alten Testamente noch im Josephus Erwähnung geschieht, ist ganz Racine's Erfindung. Edle Eigenschaften zeichnen den im Kriegsdienste der Könige ergrauten Mann aus. So bewährt seine Tapferkeit ist, so ist er nach seinem inneren Leben doch ein Mensch der halben That und der güt-

lichen Vermittlung. In seinem Herzen ist er dem wahren Gotte treu, aber es fehlt ihm der starke Glaube, jene Kraft des Judenthums, die es in Jahrhunderten der Trübsal nicht hat sich selbst aufgeben lassen. Wohl bedauert Abner, dass die glanzvolle Zeit der alten Gläubigkeit dahin gesunken ist, ohne sich jedoch der kühnen Streiterschaar Jehovahs rücksichtslos anzuschliessen. Die Zeit zum offenen Handeln glaubt er noch in weiter Ferne, denn die alte Kühnheit des Volkes Gottes ist verloren, Gott selbst hat seine Hand vom Volke abgezogen, Gott thut keine Wunder mehr. Darum hält ihn Joad auch nicht für würdig Mitwisser der Verschwörung gegen die Regierung Athalie's zu werden. Abner hält es für seine Aufgabe durch seinen Einfluss auf Athalie's Hof und Heer die Sache der Bedrängten vor offener Verfolgung zu schützen. Das Leben am Hofe hat ihn zu einem feinen Beobachter der Menschen gemacht, und da er gewandt versteht Gott zu geben, was Gottes ist, und der Königin, was ihr gebührt, so vermag er sich bei ihr selbst in Gunst zu erhalten und Mathans Einfluss zu hemmen.

Gegenüber diesem Hoflager Athalie's zeigt uns Racine die erhabene Grösse des Tempels, die feurigen Glaubensstreiter geschaart um Joad, den Furchtlosen, die Verkörperung des jüdischen Volksgewissens, den Mund Jehovahs. Als der selbst majestätische Vertreter des göttlichen Zornes über die Ungerechten, redet er voll des heiligen Feuergeistes der Schrift, rühmend, dass Gott noch lebt und Wunder thut, sichtbar auch heute noch in den Werken der Geschichte; er verkündet das Gericht, welches nahe schon seinen rächenden Arm über die Verfolger streckt. Joad erscheint auch im Alten Testament bedeutsam genug, denn er wird mit Eli allein von den Hohenpriestern nach Josua namentlich angeführt. In ihm lässt Racine das alttestamentliche Prophetenthum und das Königthum vereint erscheinen. Schon um seiner Verwandtschaft mit dem Geschlechte Davids willen betrachtet sich Joad als den berufenen Vertreter und Schützer der Königsidee.

Die Rolle Joads vom grossen Talma gespielt, soll, nach der Versicherung von Augenzeugen, von der grossartigsten Bühnenwirkung gewesen sein.

Bescheiden steht ihm zur Seite Josabeth, als Helferin zur

politischen That nur soweit zugezogen, als Joad zu bestimmen für gut hält. Mit zarter Muttersorgfalt hat sie den Prinzen von Kindesbeinen an umgeben, weshalb auch nun, wo die gefahrvolle Entscheidung herantritt, vor Allem die Besorgniss um das Leben des theuren Pflegesohns in ihr erwacht.

In einer geringen Anzahl von Personen hat Racine ein höchst lebendiges Bild der Zeitverhältnisse seiner Handlung gemalt. Ganz ausgezeichnet ist vor Allem die Art, wie er allgemein menschliche, zu allen Zeiten vertretene Bestrebungen, Ansichten, Stimmungen, Charaktere mit der so zu sagen localen, individuellen Farbe vereinigt hat. Wer möchte diesen Gestalten gegenüber noch den alten, allerdings oft berechtigten Vorwurf wiederholen, dass der Franzose nie verstanden habe Anderes als seine Franzosen zu schildern?

Es bleibt uns noch zu besprechen die Aufgabe der tragischen Kunst, wie Racine sich dieselbe in seiner letzten Dichterperiode dachte.

Racine's Esther und Athalie sind als biblische Tragödien nicht völlig beispiellos in der französischen Literaturgeschichte. Schon im sechszehnten Jahrhundert zur Zeit der Bemühungen um den Neubau der französischen Bühne durch Nachahmung antiker Stoffe war Robert Garnier unter Anderem auch mit einer biblischen Tragödie „die Jüdin," hergevortreten. Sein unvollkommener Versuch blieb lange ohne Nachfolge, bis Racine nah am Ziele seiner dramatischen Laufbahn jenen Gedanken wieder aufnahm und fortspann, bemüht die Continuität mit dem religösen Drama des Mittelalters wieder herzustellen. Ein Wort Gustav Freitags passt zu treffend auf das uns vorliegende Reformwerk der französischen Bühne, als dass ich mir versagen möchte es hier zu citiren und seine Anwendung auf Racine zu rechtfertigen.

„Der Dichter," sagt er, „soll sich selbst zu einem tüchtigen Manne machen, dann mit fröhlichem Herzen an einen Stoff gehen, welcher kräftige Charaktere in grossem Kampf darbietet, und soll die wohltönenden Worte Schuld und Reinigung, Läuterung und Erhebung Anderen überlassen . . . Was in Wahrheit dramatisch ist, das wirkt in ernster, starkbewegter Hand-

lung tragisch, wenn der ein Mann war, der es schrieb, wo nicht, zuverlässig nicht." So ist Racine verfahren.

Wir haben oben den Dichter in tiefer Zurückgezogenheit gesehen, als er unter ernsten Studien und in religiöser Beschaulichkeit sein vergangenes Leben prüfte. Das contemplative Verhalten im engezogenen Kreise der Familienpflichten genügte ihm schliesslich nicht mehr, es regte sich in ihm wie ein Vorwurf, dass er die Kunst, der er die besten Jahre seines Lebens mit Begeisterung gewidmet, nun ganz vernachlässigt habe. Wäre sie ihm nur die Spenderin des Reizes eitler Weltlust gewesen, er hätte sie für immer dahinten gelassen, wie seine ehemaligen Maitressen. Er dachte höher von der Kunst.

Allein gleichwie sein eigenes Seelenleben einen neuen Inhalt gewonnen hatte in Gott, so musste sich ihm auch die Aufgabe der tragischen Kunst zu einem neuen, höheren Ziele erheben.

Stellte sie sich ihm früher dar in der Absicht dem Menschen den Menschen zu zeigen wie er ist, und durch die zu Mitleid und Furcht gesteigerte Theilnahme an des Helden leidenschaftlichen Bestrebungen des Zuschauers Seele zu läutern, so hielt er zwar auch jetzt dieses Princip in vollem Umfange aufrecht, stellte aber die Menschen merklicher unter das Walten der sittlichen Weltordnung. Die Schicksalsidee des Alterthums wurde ihm zur christlichen Gottesidee. Nicht, dass die Menschen nun Puppen würden in der Hand des Weltmaschinisten; die Charaktere handeln auch fortan unter dem Antrieb ihrer Leidenschaften und Interessen, aber Racine will ersichtlicher, greifbarer machen, dass dieses ihr einseitiges, innerhalb des Ganzen der menschlichen Gesellschaft selbstsüchtiges, daher unberechtigtes Handeln nicht bloss gegen die Moral verstösst, die immer noch als der vom Gesellschaftsinteresse selbst erfundene Sittencodex erscheinen könnte, sondern das Sittengesetz muss als heiliges Gottesgesetz sich fühlbar machen. Der tragische Conflict soll nicht bloss den Stoss zwischen Gesellschaft und Individuum darstellen, sondern den Einzelmenschen in Auflehnung gegen die göttlich geordnete Menschheit, gegen Gottes Majestät selbst.

Auf die Erzählungen der Bibel verwies Racine daher die

tragische Kunst seiner letzten Jahre, nicht weil dieselben dem Gläubigen heilig waren, und weil er andere geschichtliche Stoffe nunmehr als weltlich für unzulässig gehalten hätte, sondern er leitete die Tragödie nur wieder auf die Bahn, auf welche sie ihr religiöser Ursprung aus den Mysterien hinwies, in der Ansicht, dass die Bühne bei biblischen Stoffen vorerst, wo es sich handelte seiner Ansicht Bahn zu brechen, weniger Gefahr biete, als blosser Vergnügungsort oder auch als nur moralische Anstalt betrachtet zu werden. Er hielt die biblische Tragödie für vorzüglich geeignet jene allgemeine Wirkung der Tragödie zu erzielen, nämlich durch die angeschaute Handlung die Seele zu läutern und ihre durch das hergestellte Gleichgewicht gehobene Stimmung bis zu der seligen Freude des neu erkannten Gottesgedankens zu steigern. In der That, jene sittliche Wirkung, die sich Schiller schöner Begeisterung voll von der Tragödie verspricht, dürfte besser zu erreichen sein durch Verbindung mit einem ausgesprochen religiösen Elemente in ihr. Und die Wirkung dieses aus dem innersten Seelenbedürfniss des Dichters entwickelten Gedankens meint wohl Ranke, wenn er in seiner französischen Geschichte sagt, es „schwebe ein Gefühl von Religion über Athalie, das noch heute die Gemüther ergreife.“

Man wird mir einwerfen, dass es nicht Aufgabe der Kunst sein kann, religiös und sittlich zu erheben. Allerdings ist zunächst Erzeugung von Schönem das Werk der Kunst; aber dieses unbestimmbare, weil in unendlich verschiedenen Formen in die Erscheinung tretende und nur als die wohlthuende Harmonie von Idee und Form fassbare Schöne hat des Wahre und Gute in nothwendiger Voraussetzung zum Inhalt. Gewiss, als Kunstwerk setzt sich die Tragödie nur das Schöne zum Zweck, doch hat sie nur das eine Mittel dasselbe inhaltlich in Handlungen der Menschen, also im Streit des Wahren und Guten mit der Lüge und dem Bösen uns vorzuführen. Das Schöne kann also nur die Form bestimmen, und diese Forderung der schönen Form zu schmälern, ist Racine nie eingefallen; aber den Inhalt und die dem Schönen innewohnende Wirkung auf das Subject hat er zu vertiefen getrachtet.

Mit feinstem Verständniss der modernen tragischen Kunst

hat er die Gefahren vermieden, welche man der biblischen Tragödie von vornherein entgegenzuhalten geneigt ist. Er war sich wohl bewusst, „dass die wunderlose Wirklichkeit der Geschichte die wahre Heimat des modernen Dramas ist; darum hütete er sich Gottes Nähe etwa in einem deus ex machina fühlbar zu machen, nein, er legt seine Gottheit als die persönliche, sittlich-religiöse Macht in die Menschen selbst, um ihr Walten aus deren Handlungen aufleuchten zu lassen. Das Gefühl der menschlichen Kleinheit vor dem erhabenen Unendlichen in der Gewissensangst Athalie's, und das Gefühl der menschlichen Grösse beim Bewusstsein der Einheit mit Gott in Joad senkt sich unwiderstehlich auch in die Brust des Hörers. Racine hat auch die andere Klippe vermieden, in seinem modernen religiösen Drama einen Principienstreit zu personificieren. Er selbst hatte das Christenthum vor Allem aus dem Bedürfniss seines Herzens erfasst, und so ist die religiöse Stimmung seines Dramas allgemein gehalten. Auch giesst der Dichter nicht rhetorisch seine religiösen Anschauungen und Gefühle in seine Personen. Je wärmer das innere Bedürfniss gewesen sein mag, welches ihn zu seiner Dichtung drängte, um so mehr bewundere ich jene Entäusserung des dichterischen Subjectes in der objectiven Personification.

Vischers Ausspruch sodann, dass ganz modernes Bewusstsein, tiefe und raffinierte Conflicte des Herzens und Weltschmerz in alttestamentliche Stoffe zwängen eine der Verkehrtheiten unserer Zeit sei, trifft nicht Racine's Behandlung biblischer Stoffe, wofür ich als den bezeichnendsten Umstand anführe, dass Esther und Athalie beide keine Liebesverhältnisse enthalten.

Was fehlt denn also der biblischen Tragödie Racine's an den Kennzeichen der vollendeten Tragik? Hat der Dichter ein der Kunst Fremdes ihr aufdrängen wollen? Wir haben ja in Athalie nicht bloss Charakterzeichnung in wirksamen Contrasten, sondern auch die geforderte Reihe von Thaten mit einer entscheidenden That im Mittelpuncte, durch welche sich die Personen ihr Schicksal bereiten, das heisst, den Sieg der göttlichen Weltordnung herbeiführen, indem das Erhabene des leidenschaftlich erregten Subjects, welches zuerst den Vordergrund einnahm,

vor dem absolut Erhabenen des Schicksals, der Weltordnung, Jehovah, gewichen ist.

Gegenüber dieser Idee Racine's von der Aufgabe der biblischen Tragödie klingt Schlegels Urtheil auffallend oberflächlich, wenn er etwas schulmeisterlich bemerkt, „auch den Geist der hebräischen Geschichte habe Racine im Ganzen richtig gefasst; hier habe ihn die Ehrerbietung geleitet, die der Dichter gewissermassen immer zu seinem Gegenstande hinzubringen sollte.“

Seine Gedanken führten Racine weiter zu einem neuen Wagniss auf dem Wege zur Reform der modernen tragischen Kunst, ich meine die erneute Anwendung des Chores. Wie verhält sich Racine's Versuch zu jenem Ausspruche Schillers, dass der alte Chor in das französische Trauerspiel eingeführt es in seiner ganzen Dürftigkeit darstellen und zu nichte machen würde? Lauten diese Worte und die folgende Stelle: „der Chor der alten Tragödie ist meines Wissens seit dem Verfall derselben nie wieder auf der Bühne erschienen,“ nicht, als ob Schiller von Racine's Wiedereinführung des Chores gar keine Kenntniss gehabt hätte?

Der antike Chor geschichtlich von dem religiösen Ursprung des Dramas her beibehalten und dann künstlerisch der Gattung zu eigen gemacht, begleitete als Vertreter der sittlichen Anschauungen des Volkes mit seinen Empfindungen und Betrachtungen ethischer wie religiöser Natur die angeschauten, „tiefen individuellen Collisionen“ der Bühnenhandlung, die erregten Gefühle des Mitleids und der Furcht mässigend durch den Hinweis auf die Fügungen der Götter nach den ewigen Gesetzen der Welt. Das moderne Drama hatte den Chor, abgesehen von veränderten äusseren Bühnenverhältnissen, fern halten zu müssen geglaubt, hauptsächlich aus dem von Vischer geltend gemachten inneren Grunde, dass es bei der reicher verästeten Fabel und der grösseren Zahl von Personen, welche in sehr verschiedenen Gemüthern die Handlung sich abspiegeln lassen, keinen Chor mehr braucht; denn das subjective Echo ist durch die Vielzahl der betheiligten Personen und das vertiefte, moderne Gemüthsleben in das Drama selbst hineingenommen. Dennoch fordert die fortschreitende Bewegung der Handlung ihre Ruhe-

puncte, damit die empfangene Empfindung ausklinge und die gespannte Erwartung auf den Fortgang der Handlung sich erhöhe. Wie befriedigt die neue Zeit dies Bedürfniss? Einmal tragen dem die Monologe Rechnung. Zum Anderen erfand man die Zwischenacte und unterhielt sich nun bei geschlossenem Vorhang, sei es durch mehr oder minder passende Musikstücke, sei es durch Plaudern, Lorgnettiren, Einnehmen von Erfrischungen, so dass von der empfangenen Wirkung der Tragödie auf unser Gemüth womöglich die letzte Spur getilgt wird. Gegen solche Uebelstände unserer neueren Bühne Abhülfe schaffen ist ein Gedanke, welcher einen Tragiker wohl begeistern kann.

Lessings Fingerzeig, den antiken Chor bei uns durch bezügliche Orchestermusik zu ersetzen, ist an mehreren grossen Tragödien zur Anwendung gekommen. Aber Schiller hielt bekanntlich den Chor auch in der neueren Tragödie für äusserst geeignet den ideellen Gehalt derselben wieder eindringlicher zum Bewusstsein zu bringen und der Hörer Brust von der heftigen Spannung der erregten Affecte sanft zu befreien; indess erreicht er in der Braut von Messina diese Wirkung keineswegs, da er seinen bald in zwei feindlichen Parteien gespaltenen, bald als ideale Person zu denkenden Chor allzu heftig an der Handlung theilnehmen und es durch Beimischung heidnischer und maurischer Elemente zu keiner erhebenden, einheitlichen Wirkung des christlich Ethischen kommen lässt.

Racine lieferte in ansprechendster Weise auch bei dieser Frage den Beweis, wie ernst es ihm darum zu thun war die Würde der Kunst zu behaupten und zu verhindern, dass die volle tragische Wirkung abgeschwächt, ja zerstört würde. Warum sollte jene Verbindung des lyrischen Elements der Tragödie mit Musik und Tanzbewegungen nicht mehr möglich oder unwirksam erscheinen? In einer bescheidenen Bemerkung seiner Vorrede zur Athalie sagt Racine: „Ich habe auch versucht, von den Alten jene Ununterbrochenheit der Handlung nachzuahmen, welche bewirkt, dass ihr Schauplatz niemals leer bleibt, indem die Zwischenacte nur durch die auf die Handlung bezüglichen Hymnen und ethischen Betrachtungen des Chores bezeichnet werden." Und dass die Religion ihn zuerst für den Gedanken

begeistert hat, erhellt aus seiner Aeusserung über die Chöre seiner Esther: „Ich führte, so zu sagen, einen Gedanken aus, der mir oft durch den Kopf gegangen war, nämlich wie in den alten griechischen Tragödien, Chor und Gesang mit der Handlung zu verbinden und den Theil des Chores, welchen die Heiden dazu verwandten das Lob ihrer falschen Götter zu singen, zum Preise des wahren Gottes zu verwenden.“ Diese Kraft frommer Begeisterung macht in der That Racine's Chöre zu mehr als geschickten Kunstwerken; aus dem tiefsten Gemüth gedichtet vermögen sie auch wieder das Gemüth fromm zu erheben. So besingt, nachdem das Ende des ersten Actes uns unter dem Eindruck der folgenschweren Enthüllungen Joads gelassen, der Chor junger Mädchen die Grösse und Güte Gottes, ruft die herrlichen Zeugnisse der jüdischen Geschichte an und hilft Joad Abners Glauben stärken sowie Josabeths Muth befestigen.

Der ganze Chor singt:

Es strahlt das ganze Weltenall von seiner Pracht;
Zu ihm nur betet, unserm Gott; nur ihn ruft an:
Von Ewigkeit zu Ewigkeit währt seine Macht;
Preist laut, was er uns Gut's gethan.

Eine einzelne Stimme:

Nie wird des bösen Feindes Macht
Und List Sein Volk, das laut ihn preist zum Schweigen bringen
Sein Nam' steigt ewig himmelan,
Denn Tag für Tag zeigt seinen Ruhm, zeigt seine Macht,
Es strahlt das ganze Weltenall von seiner Pracht;
Preist laut, was er uns Gut's gethan.

Der ganze Chor wiederholt:

Es strahlt das ganze Weltenall von seiner Pracht,
Preist laut, was er uns Gut's gethan.

Eine einzelne Stimme:

Er giebt den Blumen ihren zarten Schmelz;
Er schafft der Früchte Keim und Reife,
Er ist's, der ihnen zuertheilt
Im rechten Maass der Tage Gluth, der Nächte Kühle.
Und tausendfältig trägt die Mutter Erde Frucht.

Eine andere:

Er lässt die Sonne frisch beleben die Natur,
Das Licht ist ein Geschenk aus seiner Hand:

Jedoch sein heil'ges, reines Wort
Ist für uns Erdenkinder seine höchste Gabe.

Eine andere:

O Sinai, du heilger Berg, du mahnst die Welt
An jenen hohen, ewig hochgepriesnen Tag,
An dem auf deinem hehren Gipfel
In dichte Wolken eingehüllt der Herr ihr gönnte
Den Anblick eines Strahls von seinem Ruhmesglanz.
Sag' an, wozu die Flammen und die Blitze,
Die Dampfeswogen, das Getöse in den Lüften,
Posaunenschall und Donnerschläge:
Kam er der Elemente Bande zu zerreissen?
Kam er die Erde zu erschüttern
In ihren alten Fundamenten?

Eine andere:

Er kam den Kindern seines Volks zu offenbaren
Die ew'ge Leuchte seines heiligen Gesetzes;
Von jenem hochbeglückten Volk
Verlangt er Liebe, die auf ewig treu ausharrt.

Der ganze Chor:

O Gottes Wort, du herrlich Wort!
O gütigster, gerechter Gott,
Wie ist's natürlich doch und süss auf Gott
Zu richten alle Lieb' und Treu, auf solchen Hort!

Eine einzelne Stimme:

Von schwerem Joch erlöste er die Väter,
Ernährte in der Wüste sie mit süssem Manna.
Er gab uns sein Gesetz, er gab sich selber uns:
Und will für all das nur, dass man ihn liebe.

Der Chor:

O gütigster, gerechter Gott!

Dieselbe Stimme:

Durch Meereswogen liess er ziehn die Väter,
Aus hartem Fels liess er der Quelle Labsal rinnen;
Er gab uns sein Gesetz, er gab sich selber uns:
Und will für all das nur, dass man ihn liebe!

Der Chor:

O Gottes Wort, du herrlich Wort!
Wie ist's natürlich doch und süss auf Gott
Zu richten alle Lieb' und Treu, auf solchen Hort!

Eine andere einzelne Stimme:

Ihr die ihr ja nichts kennt als knechtisch feige Furcht,
Weicht euer Starrsinn noch nicht solcher Güte Gottes?
Ist's denn für euer Herz, ist's wirklich gar so schwer
Und gar so hart ihn nur zu lieben?
Der Sclave fürchtet seinen Peiniger:
Doch Seiner Kinder Erbtheil ist die Liebe.
Ihr wollt wohl, dass Euch Gott mit Wohlthun überhäuft,
Ihn lieben wollt ihr nicht!

Der ganze Chor:

O Gottes Wort, du herrlich Wort!
O gütigster, gerechter Gott!
Wie ist's natürlich doch und süss auf Gott
Zu richten alle Lieb' und Treu, auf solchen Hort!

Als im II. Act die unschuldige Herzensgradheit des Prinzen Joas der Königin List zu Schanden gemacht, und man die nahende Gewaltthat ahnt, preist der Chor das in dem geheimnissvollen Kinde dem Volke neu aufleuchtende Gestirn, welches des Herrn Macht in Zion offenbaren wird durch die Rache an dem Uebermuthe der Bösen. Noch unter der Wucht der prophetischen Worte des Hohenpriesters befangen, verwirrt durch das Geräusch der Waffen am Tage des frohen Festes, gespannt durch die Vorbereitungen zu einer Krönung, sucht er nach dem III. Acte in diesem erwartungsreichen Dunkel seine Furchtempfindungen durch Gebet zu dem unwandelbaren Schützer Zions zu bemeistern. Act IV hat dem Volke seinen neuen Thronerben gewiesen, die Feinde ziehen sich an dem Tempel zusammen: da öffnen zum Schlachtgesange die Jungfrauen den Mund.

Gewiss, jeder Kenner der griechischen Chorgesänge wird nicht anstehen zu behaupten, dass dieser französische Versuch hinter dem classischen Vorbilde zurücksteht; er kann es nicht erreichen um der Eigenthümlichkeit der französischen Sprache willen, welches jenes höchsten lyrischen Schwunges im Ausdrucke unfähig ist und bei völlig veränderten prosodischen Bedingungen jene feine Mannigfaltigkeit des metrisch-rhythmischen Baues der Gesänge vollkommen nachzubilden nicht im Stande ist. Dessenungeachtet verfehlen Racine's Chorlieder durchaus nicht die beabsichtigte Wirkung, weil sie rühren durch Lieb-

lichkeit, sanften Schwung, reine, religiöse Empfindung so wie durch erfrischenden Wechsel der Stimmungen.

Ich hoffe auf die künstlerische Bedeutung der Athalie Racine's in überzeugender Weise wieder aufmerksam gemacht und das Neue in diesem tragischen Reformversuch gebührend sowohl gegen die herkömmlichen Lobeserhebungen wie gegen die vorschnell absprechenden Urtheile hervorgekehrt zu haben. Allein je tiefer Racine sich bewusst war in Athalie den Beleg seiner fortentwickelten Grundsätze über das Wesen der tragischen Kunst seinem Volke geboten, ja mehr noch, den besten Theil seines Ichs demselben enthüllt zu haben, um so schmerzlicher empfand er die Ungerechtigkeit der lauen Aufnahme seines Werkes. Da seine Esther mit dem glänzendsten Beifall vom Hofe begrüsst worden war, machte nun der äusserst frostige Beifall den Dichter ganz untröstlich, so dass selbst die lebhaftesten Bemühungen seines Freundes Boileau, der Athalie die gebührende Geltung zu verschaffen ihn nicht entschädigten.

Dennoch sind die Gründe des anfänglichen Misserfolges der Athalie leicht einzusehen. Esther war die Antwort auf Frau von Maintenons Aufforderung gewesen, behufs einer Aufführung vor eingeladener Gesellschaft für die Mädchen des adlichen Erziehungsstiftes zu Saint-Cyr ein frommes, melodramatisches Gedicht zu machen. Auf einem anderen, öffentlichen Theater ist das dreiactige Stück zu Lebzeiten Ludwigs XIV. nie aufgeführt worden, weil es der Geistlichkeit hätte Aergerniss geben können auf einer öffentlichen Bühne einen durchaus biblischen Gegenstand darzustellen; erst sechs Jahre nach Ludwigs Tode, 22 Jahre nach dem Racine's, wurde es auf dem Théâtre français gegeben.

In Athalie war nun Racine weit über Esther hinausgegangen, seine Gedanken über die biblische Tragödie waren durchgearbeitet und zum Abschluss gelangt. Während Esther im ersten Druck noch „ouvrage de poésie tiré de l'Écriture Sainte, propre à être récité et à être chanté“ betitelt worden war, tritt Athalie gleich unter der Benennung: „tragédie tirée de l'Écriture Sainte“ auf und macht alle Ansprüche der Gattung. Gerade der Umstand aber, dass Racine mit einer gedankenvollen Neuheit vor das Publicum getreten war und der weltlichen Bühne eine Weihe

geben wollte, welche die Einen ihr nicht zuerkannten, und diese selbst nicht beanspruchte, erklärt zumeist die anfängliche Ungunst der Aufnahme seines Meisterwerkes.

Ein anderer Grund wirkte jedoch entscheidend mit; auch dieser lässt mich das landläufige Vorurtheil gegen Racine bekämpfen, als sei er nur der schmeichelnde Hofpoet Ludwigs XIV. gewesen. Es ist bekannt, mit welcher ganz persönlichen Ergebenheit Racine an seinem Könige hing. Wie die Bildnisse beider Männer, des Königs und des Dichters, überraschend eines an das andere erinnern, so mag auch eine gewisse Aehnlichkeit in der seelischen Anlage beider Männer vorhanden gewesen sein, die sie persönlich an einander führte, so weit die verschiedene Lebensstellung dies überhaupt zuliess. Gewiss ist, dass Racine nach eigenster Ueberzeugung in Ludwig den Gedanken des Königthums hoch hielt, und dass er ihm dankbar Leben und Kunst weihte, weil unter seinem Scepter Frankreich geordneten Zuständen wiedergegeben für die Kunst der geeignete Boden zu ihrer nationalen Blüthe geworden zu sein schien; auch dem Zauber der hoheitsvollen Anmuth Ludwigs, des vielseitig gebildeten, geschmackvollen Geistes konnte der Dichter am wenigsten sich entziehen, und dem Könige huldigte er daher in Allem, was er geschrieben. Als Racine aber von seiner Einsamkeit aus den Hof betrachtend gewahrte, wie die selbstsüchtigen Bemühungen unedler Geister sich des alternden Königs zu bemächtigen nicht ohne Einfluss blieben, als die Gefahren des unumschränkten Königthums deutlicher hervortraten, als 1685 dem Drängen Louvois und der Maintenon die Wiederrufung des Edicts von Nantes gelungen war, da ward des Dichters Liebe zum Könige und zum Vaterlande mit dem Schmerze bitterer Erfahrung gemischt. Schon in Esther hatte er es gewagt seiner Gesinnung Ausdruck zu geben, indem er bei der ersten Vorstellung in Gegenwart des Königs und des Hofes Mardochäus, wo er von dem Verfolgungsedicte spricht, welches Haman der Schwäche des Ahasverus entrissen hatte, sagen liess:

„Et le roi trop crédule, a signé cet édit.“

Seine aufrichtige Verehrung für Ludwig drängte ihn auch in seiner Athalie freimüthig zum Könige zu reden; so warnt er in Mathan vor den finstern Schleichern, welche absichtlich

die absolutistischen Gelüste der Herrscher nähren, so spricht der Träger des hohenpriesterlichen Königthums jene allezeit wahren Worte männlichster Beredtsamkeit:

„Hélas, vous ignorez le charme empoisonneur,
De l'absolu pouvoir vous ignorez l'ivresse
Et des lâches flatteurs la voix enchanteresse
Bientôt ils vous diront que les plus saintes lois,
Maîtresses du vil peuple, obéissent aux rois;
Qu'un roi n'a d'autre frein que sa volonté même,
Qu'il doit immoler tout à sa grandeur suprême;
Qu'aux larmes, au travail le peuple est condamné,
Et d'un sceptre de fer veut être gouverné.
Que s'il n'est opprimé, tôt ou tard il opprime.
Ainsi de piége en piége et d'abîme en abîme,
Corrompant de vos moeurs l'aimable pûreté,
Ils vous feront enfin haïr la vérité,
Vous peindront la vertu sous une affreuse image:
Hélas, ils ont des rois égaré le plus sage!

Ebenso kühn weist Racine auf den Gott hin, „der die Tyrannen hasst," und schliesst seine Tragödie mit der ernsten Mahnung:

Par cette fin terrible et due à ses forfaits
Apprenez, roi des Juifs, et n'oubliez jamais
Que les rois dans le ciel ont un juge sévère,
L'innocence un vengeur et l'orphelin un père.

So hat sich uns Racine's Athalie nicht nur als die reifste Frucht seines Nachdenkens über das Wesen der tragischen Kunst gezeigt, sondern auch als eine Mannesthat der Königstreue und als das Werk einer jener seltenen Künstlerseelen, die ihren Frieden mit Gott gesucht und gefunden haben.

Diese Vorzüge unserer Tragödie sind es auch gewesen, welche ihr die besondere Vorliebe des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preussen gewannen. Es ist bekannt, dass derselbe im Anfang der vierziger Jahre, sinnig bemüht ideales Kunststreben der Bühne zu fördern, in Berlin Musteraufführungen vorzüglicher Dramen veranstalten liess. Neben Antigone, dem Sommernachtstraum und anderen genoss auch Athalie dieses Vorzuges. Sie wurde das erste Mal im Theater des Neuen Palais zu Sanssouci vor dem Hofe und eingeladenen Spitzen, namentlich auch der gelehrten Gesellschaft aufgeführt und zwar

unter genauer Beobachtung aller archäologischen Rücksichten auf Costüm und Decoration. Die Königin Athalie war trefflich durch die berühmte Crelinger vertreten, leider zeigte sich der Schauspieler in der Rolle des Hohenpriesters Joad nicht auf der Höhe seiner Aufgabe. Nationales Vorurtheil hat sich damals stärker erwiesen als königlicher Kunstsinn. Das eingewurzelte Misstrauen gegen Stücke der verspotteten drei Einheiten, vor allem aber wohl die Verkennung jenes echt religiösen Elementes in der Tragödie liessen auch das deutsche, protestantische Publikum nicht zu einem vertieften Genusse der dramatischen Schönheiten dieses Kunstwerkes durchdringen. In der That wird immer die Aufführung der Athalie ihre grosse Schwierigkeit in dem Umstande finden, dass religiöse Gesinnung und Empfindung wie diejenige von welcher Athalie ganz durchdrungen ist, nach der von Racine beabsichtigten Wirkung auf der Schaubühne auch nur von solchen Darstellern wird mitgetheilt werden können, welche selbst in gläubiger Hingabe sich von der Racine'schen Auffassung des biblischen Stoffes haben ergreifen lassen: eine Erwartung, die in Wirklichkeit leider nie oder nur ausnahmsweise sich erfüllen dürfte. Darsteller aber, welche selbst in Herz und Verstand der Religion entfremdet sind, vermögen nur frostige Declamation zu geben da, wo der Dichter vom weihevollen Aufschwung der Seele zu Gott getragen war. Je seltener daher eine würdige Aufführung der letzten grossen Tragödie Racine's geboten werden mag, um so angelegentlicher empfiehlt diese sich einer aufmerksamen, in das geheimste Innere der Dichterbrust sich versenkenden Lectüre.

Potsdam. Dr. Reichart.

Quindecim Signa ante Judicium.

So lange der Mensch vorwärts streben, so lange der Sonnenwanderer Geist sich hinaussehnen wird aus den Schranken der Welt, so lange er seinen Flug in unermessliche Fernen tragen möchte: so lange wird das Bewusstsein, sein unersättliches Dringen nach Gottheit nicht befriedigen, die ersehnte Heimat nicht finden zu können, am Markstein der Schöpfung still stehen zu müssen, wird dies sein ungestilltes Sehnen ihn mit Unbefriedigtheit erfüllen. So lange er vorwärts strebt, wird der Einzelne im Tode und Wiederaufleben des Einzelnen; das All der Völker und Nationen im Zusammensturze, im Tode und in der Erneuerung des Weltalls den Moment finden, wo „des Gottes schöne Trümmer“ sich wieder aneinander fügen, Eins mit ihm zu werden. Auf einem Gefühle der Unbefriedigtheit des Geistes in den Schranken der Welt muss die erste Idee eines Weltunterganges beruhen: Nec unquam magnis ingeniis cara in corpore mora est. exire atque erumpere gestiunt, aegre has angustias ferunt, vagi per omne, sublimes et ex alto adsueti humana despicere. So denkt und fühlt der Menschengeist, dem, trotz alles vorwärts Stürmens, die Unendlichkeit immer in gleicher Unermesslichkeit offen liegt, mit Seneca dem Stoiker, der uns mitten in eine Weltanschauung führt, die den Glauben an eine Weltzerstörung lebendig in sich getragen. —

Das lebendige und göttliche Princip, der Urquell aller in der Welt wirkenden Kräfte — so ist die Ansicht der Stoiker — ist ätherisch-feuriger Natur, Gott also ein feuriger Aether, der das Weltall umfasst und durchdringt; die Seele des Menschen eine feurige Luft, ein kleines, vergängliches Teilchen Gottheit; die aus dem Feuer, als dem Urelemente, hervorgegangene Welt aber zur Rückkehr in dasselbe, zum Un-

tergange oder vielmehr periodischen Auflösung durch Feuer bestimmt. „Nach Ablauf einer gewissen Weltperiode nimmt die Gottheit alle Dinge wiederum in sich selbst zurück, indem, vermöge eines Weltbrandes, alles in Feuer aufgeht. Aus diesem göttlichen Feuer geht dann immer wieder aufs Neue die Welt hervor." (Ueberweg, Geschichte der Philosophie I. p. 195.) So dachten die Stoiker; daher die häufige Erwähnung des Weltbrandes bei Seneca, wie z. B. im Dial. VI, 26, 6: nihil quo stat loco stabit, omnia sternet abducetque secum vetustas . . . alibi hiatibus vastis subducet urbes, tremoribus quatiet et ex infimo pestilentes halitus mittet et inundationibus quicquid habitatur obducet necabitque omne animal orbe submerso et ignibus vastis torrebit incendetque mortalia. et cum tempus advenerit, quo se mundus renovaturus exstinguat, viribus ista se suis caedent et sidera sideribus incurrent et omni flagrante materia uno igne quicquid nunc ex disposito lucet, ardebit. — Epigr. VII. - - moles pulcherrima coeli Ardebit flammis tota repente suis. — Natur. Quaest III, 13, 1. dicimus enim ignem esse qui occupet mundum et in se cuncta convertat . . . Ita ignis exitus mundi, humor primordium. — Natur. Quaest III, 28, 7. — 29, 1 und 2 etc. — Daher auch unter anderen folgende Stellen aus Cicero's De Natura Deorum II, 46, 118, in den Mund des Stoikers Balbus gelegt: Ex quo eventurum nostri putant id, de quo Panaetium addubitare dicebant, ut ad extremum omnis mundus ignesceret, quum humore consumpto neque terra ali posset neque remearet aer, cuius ortus aqua omni exhausta esse non posset: ita relinqui nihil praeter ignem, a quo rursum, animante ac deo, renovatio mundi fieret atque idem ornatus oriretur. — Doch sind die Stoiker nicht die ersten, die einen Weltbrand annahmen; schon zwei Jahrhunderte vor Zeno, hatte Heraclit ein feuriges Urelement und eine Rückkehr der Welt in Feuer angenommen: *ἕνα εἶναι κόσμον, γεννᾶσθαί τε αὐτόν ἐκ πυρὸς καὶ πάλιν ἐκπυροῦσθαι κατά τινας περιόδους ἐναλλὰξ τὸν σύμπαντα αἰῶνα* — (Diog. L. IX, 8.), hatte später Aristoteles mit einem einstigen Weltenbrand gedroht, s. Arnobis ed. Oehler Lips. 1846 II, 9: Aristoteli, Peripateticorum patri, qui ignem minatur mundo et, venerit cum tempus, arsurum.

So glaubten auch, um vom Heidenthum im Allgemeinen zu sprechen, die Kelten an das Feuer, als an das einst die Oberhand gewinnende Element, s. Eckermann's Lehrbuch der Mythologie B. III, pag. 18, wo er in Bezug hierauf Strabo IV, p. 197 citirt: *ἀφθάρτους δὲ λέγουσι*

καὶ οὗτος καὶ (οἱ) ἄλλοι (d. i. Priester und Volk) *τὰς ψυχὰς καὶ τὸν κόσμον ἐπικρατήσειν δέ ποτε καὶ πῦρ καὶ ὕδωρ.* —

So erwartete die nordische Heidenwelt einen Untergang der Welt durch Feuer. Die Edda schildert das Weltende als ein Zergehen derselben vor dem verzehrenden Feuer des Surtr, des Hüters der Flammenwelt Muspellsheimr. Nach dem Weltbrand, dem Surtalogi, erhebt sich eine neue seligere Erde mit verjüngten Göttern, aus dem Meere, ein Schluss, der unbestreitbare Aehnlichkeit hat mit dem jüngsten Gericht und dem neuen Jerusalem der Christen, so wie die jüdisch-christliche Vorstellung vom Antichrist an den Kampf erinnert, den Surtr vor dem Weltende mit den Asen führt. Wie die Heidenwelt sich nicht urplötzlich dem Christentum zuwandte, so blieben einzelne ihrer Vorstellungsweisen an den Bekehrten haften; dass noch in späterer Zeit christliche Dichter in ihre Schilderung des jüngsten Tages nach den Evangelien, heidnische Züge mischen, haben wir weiter unten noch einmal zu erwähnen (s. Jakob Grimm, Deutsche Mythologie. Gött. 44, p. 768 ff.) Zunächst kommt es uns nur darauf an zu zeigen, wie das classische Altertum und die nordische Mythologie, wie Heiden und Christen einen Untergang der Welt, und zwar durch Feuer, erwarten. Die Anschauungen der Juden über die Zukunft und das Ende des Reiches Gottes, ihre messianischen Erwartungen, die Weissagungen und Visionen ihrer Propheten sind bekannt. — Man weiss wie ihre Vorstellungen und Verheissungen in die neutestamentalischen Schriftsteller übergingen; wie besonders die Apocalypse des Johannes, in ihrer Nachahmung des Buches Daniel, hinweist auf die nächste und entfernteste, letzte Zukunft und Vollendung des Reiches Christi auf Erden; wie ihr specieller Hauptgedanke ist, dass Rom und Jerusalem mit allem, was sie Antichristliches enthalten, fallen müssen; wie sie aber diesen Gedanken, von Kap. 20 an, erweitert, und, über Jerusalem und Rom hinaus, ihn bis zum letzten Ziele der Vollendung des göttlichen Reiches, bis zum Ende aller Dinge schweifen lässt.

Was sie vom Kommen des Antichrist, des Gegenmessias, der Personification alles Uebels und aller Verworfenheit, von seinem Kampfe mit dem Volke Gog im Lande Magog, von der Wiederkunft des Messias, seinem Siege über den Antichrist, was sie vom Untergange und Sturze der alten Welt und der aus ihren Trümmern erstehenden neuen, dem tausendjährigen Reiche Christi, dem ewigen Sabbath, dem neuen Jerusalem und dem jüngsten Gerichte weissagend lehrte, alles das ent-

wickelte sich fort, bestärkt durch die heidnisch-christliche Idee eines goldenen Zeitalters, und ward gleich und besonders in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche weiter ausgebildet, in den Werken der apostolischen Väter, der unmittelbaren Schüler der Apostel, in den apokryphischen Apocalypsen, dem Buche Enoch, dem vierten Buch Esra, den sibyllinischen Orakeln, dem Testamente der zwölf Patriarchen, der ascensio Jesaiae vatis. Was sie über Weltenende und jüngstes Gericht gedacht und geschrieben, ward übertragen auf die christlichen Lehrer und Kirchenväter und nicht selten bei Erklärung biblischer Bücher, so wie in speciellen dogmatischen und ascetischen Abhandlungen von ihnen ausgelegt. So gefiel sich Flavius Justinus (100—166) dial. cum Tryph., so Irenaeus (140—202), so Tertullian (160—220) de anima, de resurrect. carn., so Ambrosius (in apoc.), so Arnobius, so auch Lactantius (nach 300) de vita beata lib. VII, in dem Glauben an ein tausendjähriges Reich Christi, dem das Endgericht folgt; in den Träumereien des Chiliasmus; so schrieben über den nämlichen Gegenstand, den Glauben daran verwerfend, Origenes (185—254), und Augustinus: de civit. Dei XIX, XX. So noch in späterer Zeit z. B. Abälard's Schüler Petrus Lombardus († 1164), im vierten Buche seiner Sentenzen: und in Bezugnahme auf diesen Theil seines Werkes seine beiden Commentatoren Thomas von Aquino (1226—74), und Richard von Middletown (Ritardus de Mediavilla, † 1300). —

Die vollständigste Uebersicht alles dessen, was von den Kirchenvätern an, das ganze Mittelalter hindurch, bis an das Ende des XVI. Jahrhunderts über den Antichrist etc. geschrieben worden, giebt der spanische Predigermönch Thomas Malvenda in dem 1604, bei seinen Lebzeiten, zu Rom und 1621 zu Valentia erschienenen Foliobande: De Antichristo. Unter den zahlreichen Schriften und Schriftchen, welche die gangbaren Vorstellungen vom Antichrist kurz zusammenfassen, erwähnen wir hier nur ein deutsches Gedicht, welches Haupt im 6. Bande seiner Zeitschrift für deutsches Altertum p. 369 herausgegeben, und dessen lateinisches Vorbild Herr Dr. Floss im zehnten Bande derselben Zeitschrift p. 265 veröffentlicht hat. Er bemerkt in Betreff dieses Büchleins de Anticristo: es sei zu Anfang des 11. Jahrhunderts von einem gewissen Albuinus auf Veranlassung des Kölner Erzbischofs Herbert (999—1021) verfasst und diesem gewidmet worden. Wir wollen nur kurz darauf aufmerksam machen, dass Herr Dr. Floss Recht hat oder wenigstens haben kann, wenn er das unmittelbare Vorbild des deutschen

Dichters meint, dass aber die lateinische Prosadarstellung kein Originalwerk jenes Albuinus, ja nicht einmal eine Nachahmung, sondern eine einfach verstümmelnde Wiederholung einer älteren Bearbeitung ist. Wir heben hervor:

1) dass dieser gewisse Albuinus, wie er selbst sagt, ein Eremit seu Reclusus Monasterii olim celeberrimi Gorgiensis in agro Mettensi war (in der Stadtbibliothek zu Metz fand Herr Dr. Floss die Handschrift des Antichrist), qui etiam Textus S. Scripturae et S. S. Patrum de virtutibus instruentes collegit illudque Opusculum (unseren Antichrist) eidem Erimberto Archiepiscopo Coloniensi inscripsit. —
2) Dass sein Büchlein vom Antichrist im Cod. Vatic. 6444 perg. in 4, Sec. XIII und im Cod. Pal. 345 cart. in fol. Sec. XV ihm als einem Albuinus zugeschrieben wird, dass andere Codices ihn aber Magister Albinus oder auch Alcuinus nennen.
3) Dass diese Namensverwechselung die Vermutung hervorrief, das Büchlein könnte wohl das Werk jenes früheren bekannten Albinus Alcuinus (Flavius) 735—804 sein, eine Vermutung, die zum sicheren Glauben und zur festen Annahme wurde, als man im Antichrist die Erwähnung eines Königs der Römer fand: statura grandis, aspectu decori, vultu splendidi, et per singula membrorum liniamenta decenter compositi cuius nomen a litera C incipit. Dies deutete man auf Karl den Grossen und schrieb und behauptete nun ohne Weiteres, der Antichrist sei Karl dem Grossen gewidmet. Daher findet sich auch in älteren Ausgaben des Alcuin so wie in MSS. unter seinem Namen ein Leben des Antichrist ad Carolum Magnum.
4) Und viertens heben wir den Hauptpunct hervor, dass nämlich das Büchlein vom Antichrist weder dem Albuinus noch dem Alcuinus zukommt, dass es weder an den König Karl noch an den Erzbischof Heribert gerichtet, sondern das Werk des Adso ist, welches Hoffmann in seinen Fundgruben II p. 102 Libellus de Anticristo und Müllenhoff in seinen Anmerkungen zum Muspilligedichte citirt; dass dies, wie es also scheint, bekannte Werk des Adso ad Gerbergam Reginam das Musterbild, oder besser, dass das Werk des Albuinus nichts als eine Verstümmelung des ersteren ist.

Dieses Buch des Adso kennen wir aus der Regensburger Ausgabe der Werke des Alcuin (Alcuini Opp. ed Froben 1777 secundi vol. II pars p. 526) als Adsonis Abbatis Dervensis libellus de Antichristo ad Gerbergam Reginam, in deren Vorrede der Herausgeber übrigens das Plagiat schon aufgedeckt hat. Dass Adso, der den Bischof Rorico (949 — 970) erwähnt, vor Albuinus gelebt hat, steht fest, und somit auch die Fälschung des letzteren. Der Abt von Montier-en-Der schreibt um das theologische Interesse der Königin zu befriedigen; sein erster Gruss richtet sich natürlich an sie, die Schwester Kaiser Otto's des Ersten und Gemahlin des Louis d'Outremer; diesen Gruss sendet Albuin dem Heribert und weiss überhaupt dem Brief des Adso eine seinen Zwecken entsprechende Form zu geben, indem er einfach das „ex quo, Domina Mater, misericordiae vestrae germen promerui, semper vobis in omnibus fidelis fui tanquam proprius servus. Unde quamvis indignae sint apud Dominum preces orationis meae, tamen pro vobis et pro seniore vestro Domino Rege; nec non et pro filiorum vestrorum incolumitate, [semper] Dei nostri misericordiam exoro, ut vobis et culmen Imperii in hac vita dignetur conservare, et vos faciat in coelis post hanc vitam serum feliciter regnare" in ein Ex quo domine pater misericordie vestre gratiam promerui umwandelt, und die hier gesperrt gedruckten Stellen auslässt. Im übrigen sieht Albuinus sich zu keiner Umgestaltung des ihm vorliegenden Textes gezwungen; die kleinen Abweichungen erklären sich leicht als verschiedene Lesarten. — Gegen Ende jedoch, vor dem Abschnitte sed ne subito et inprouise anticristus ueniat (Haupt p. 269 init.) lässt er 26 Reihen aus, welche die Hinweisung auf jenen Rex Romanorum, dessen Name mit einem C anfangen soll, enthalten, eine Tatsache, die uns zu dem Glauben veranlasst, Albuinus selbst habe den rechten Verfasser nicht gekannt, und an die Autorschaft des Alcuin, oder wenigstens an eine Widmung an Karl den Grossen geglaubt. — Doch wir wollen hier abbrechen, und zurückkehren zu den jüdisch-christlichen Ueberlieferungen vom Antichrist und Weltenuntergang. —

Sie ziehen sich durch das ganze Mittelalter, ein Theil davon bis in die neuere und neueste Zeit; von den Geschichtsschreibern werden sie mit den Ereignissen der Vergangenheit und Gegenwart in Verbindung gebracht, sie rufen — wie wir weiter unten sehen werden — eine Unzahl poetischer Darstellungen in's Leben, sie gewähren manchem, schwärmerischen Gemüte, Stoff für ihr weissagendes, busspredigendes

Streben. Seit Augustinus schien der Glaube an die Parusie Christi allmählich seine alte Kraft zu verlieren, und erst mit dem Herannahen des Jahres 1000 brach er von Neuem in ganzer Stärke hervor; was anfangs aber ein blosses Träumen von der verheissenen Herrlichkeit der neuen Welt gewesen, zeigte sich jetzt nur als Furcht und Bangen vor dem drohenden Ende der alten; es ist bekannt, welche Furcht und welch Schrecken die Gemüter des Abendlandes im letzten Decennium des 10. Jahrhunderts ergriff. Das Jahr 1000 aber ging vorüber ohne das gefürchtete Weltende; nach und nach verlor sich der Wahn, tauchte aber, je nach den politischen und religiösen Verhältnissen der einzelnen Länder Europa's bald hier, bald da wieder auf, die Weissagungen der Apocalypse bald so, bald so interpretirend. Nie ward es dem allegorischen Geiste des Mittelalters schwer eine Auslegung für dieselbe zu finden. So hatte man im Antichrist eine prophetische Bezeichnung Muhamed's gesehen, und, da seine Herrschaft 666 Jahre dauern sollte, so erwartete man 1213 (Innocenz III) die vollständige Besiegung des Islam mit Gewissheit; so glaubte man bald, besonders zur Zeit der Kreuzzüge, dass die Saracenen, bald dass die Hohenstaufen, als Repräsentanten der weltlichen Macht in ihrer Opposition gegen die Kirche, dann wieder dass die Ketzersecten als Antichristentum geweissagt worden wären; so bezog später der reformatorische Geist die Idee vom Antichrist auf den verweltlichten Clerus wie überhaupt auf das römische Papsttum; Franziskaner, Waldenser, Hussiten und Wikleffiten alle kamen darin überein. So hielt man einen Teil der Weissagungen für erfüllt und erwartete den Weltuntergang nach der Zerstörung Jerusalems, beim Auftreten der Osmanen, bei der Zerstörung Constantinopels durch die Türken. So sah man noch in neuester Zeit in Napoleon Bonaparte den Antichrist, glaubt doch das Volk noch heutzutage, seinen Namen in der Apocalypse zu lesen, wo es heisst, (Cap. 9, 11) *καὶ ἐν τῇ Ἑλληνικῇ ὄνομα ἔχει Ἀπολλύων*!

Lebendig war und blieb, wie die Idee vom Antichrist, so und vielleicht noch mehr die Idee vom Weltuntergange; lebendig genug um Bücher wie Muhameds Koran und Dante's Divina Commedia hervorzurufen. Beide beruhen auf der Idee vom jüngsten Gerichte, nur dass im ersten das Gefühl vom Herannahen des gefürchteten Dies irae in drohendster Wirklichkeit hervorbricht; nur dass Sure für Sure die Gewissheit ausspricht, „der Tag des Gerichtes, der Tag der Rache und der Absonderung, der Klopfende, der Bedeckende, der grosse Ueber-

wältigende, der Gewisse, der Unvermeidliche" sei nahe, während Dante nicht mehr als Prophet die Völker mahnt sich vorzubereiten auf die unvermeidliche Stunde, sondern als Dichter ein Phantasiebild zu schaffen und zurück zu schauen wagt auf drei Jahrhunderte vergeblichen Harrens auf das Zeichen des Weltendes.

Lebendig auch die Idee des Chiliasmus, der sich oft nur als Element tief innerlicher Mystik, bisweilen aber auch in abenteuerlicher Gestalt gezeigt hat: in apokalyptischen Begründungen, in dem Versuch Jahr, Tag und Stunde der Wiederkunft des Herrn zu berechnen, in den seltsamsten sinnlichen Ausmalungen des neuen Jerusalem, in phantastischen Unternehmungen, in innerlicher und äusserlicher Vorbereitung auf den jüngsten Tag, in Wallfahrten, in Pilgerungen nach der heiligen Stadt, als dem Schauplatz der letzten Dinge. In beiderlei Gestalt, als blos mystisches Träumen und als practisch ins Leben tretende Veräusserlichung des Gedankens ist der Chiliasmus in allen Ländern des Abendlandes aufgetreten; in keinem aber so lebendig, so thatkräftig wie unter Italiens südlichem Himmel. Nach dem Jahre 1000 lässt das übrige Europa sich nur von Zeit zu Zeit durch vereinzelte Schwärmer an die Träume der ersten Jahrhunderte des Christentums erinnern, Italien aber hält den Glauben der Chiliasten Jahrhunderte lang ununterbrochen fest. — Im Norden sind die Gemüther, die sich solchen und ähnlichen Hoffnungen hingeben, im Allgemeinen mystisch passiv, in Italien ausnahmslos expansiv, praktisch und schöpferisch begabt. — Ein Zeugniss dafür seien der Orden des heiligen Franziskus, des Columbus Entdeckungen, Savonarola's Busspredigten, Weissagungen und Visionen, Tomas de Celano's Dies irae, die Ewigen Evangelien des Joachim Florus, Michel Angelo's jüngstes Gericht und Campanella's Utopien.

Christoph Columbus ist durch und durch Chialist; er glaubt und sagt es selbst mit ausdrücklichen Worten, der Weltuntergang sei nahe, er drängt unter solchen Drohungen auf schleunige Ausführung seiner Pläne; noch ehe die Welten untergehen, will er das Weltall durchforschen und bekehren; er hält sich für einen Abgesandten der Propheten, er waffnet sich mit den Verheissungen und Orakeln der Apocalypse und des Jesaias und fasst sie zusammen, in seinem Ferdinand und Isabella gewidmeten Libro de las Profecías, handschriftlich auf der Bibliothek zu Sevilla (s. Edgar Quinet: Les Révolutions d'Italie, Paris 1857.) Auch in Michel Angelo's langer Pilgerfahrt durch alle Idealgestalten der Kunst findet sich ein Moment, wo von der antiken Sculp-

turenwelt zurückkehrend zum christlichen Evangelium er am Horizonte das Morgengrauen des jüngsten Tages sieht und mit unverlöschlichen Farben malt. „L'instinct de la mort sociale du monde est au fond de toute âme italienne“ (Quinet). Italien im 16. Jahrhundert sieht sich dahinsterben und verkündet von Jahr zu Jahr den eigenen Tod im Weltenuntergang. In den Sternen sucht es sein Schicksal, das Schicksal Europa's der Christenheit, des Weltenalls zu lesen, so Cardano. so Giordano Bruno, so Campanello („Signa intereuntis mundi“), der von Italiens Ruin überzeugt, seinen Fall auf die ganze Welt überträgt, und 1600 den Umsturz alles Bestehenden phrophezeit; den das Volk, als Jahr auf Jahr verstreicht, ohne dass seine Verheissungen sich erfüllen, als falschen Propheten verlacht, der aber 30 Jahre lang bei seinem Glauben verharrt, sein religiöses Ideal zu einem politischen umgestaltend. Wie bei ihm in voller Klarheit, so blickt hindurch durch die seltsame äussere Umhüllung, in welche chiliastisches Streben sich so oft gekleidet, als innerer Kern stets die aus dem Bewusstsein der Mangelhaftigkeit aller bisherigen Gestaltungen in Staat und Kirche entsprungene Verwerfung und Verachtung derselben, und das, in seiner Reinheit gefasst, ergreifende Streben herauszutreten aus der drückenden Realität; ein Sehnen aus der Unruhe und Sclaverei hin zum Frieden, zur Freiheit, zum ewigen Glück Leibes und der Seele — Ideale, die sich eben darin als unerreichbar kennzeichnen, dass man ihre Realisirung erst auf den Tag des Herrn, über die Grenze menschlicher Zeit hinausgesetzt hat; die aber kein Volk und keine Zeit enthusiastisch, kräftig und rein genug gefasst hat, um sie nicht in bestimmten Zielen zu veräusserlichen, um nicht realisirbare Idealgestalten an Stelle des reinen Ideals zu drängen, um nicht die ersehnte Epoche mit Kennzeichen äusserlicher Natur zu characterisiren, um sie nicht nur als bessernde Umgestaltung des kirchlichen und staatlichen Lebens aufzufassen.

Mit dem Abschlusse jedes Jahrhunderts erwacht der alte Glaube immer von Neuem als Furcht vor einem Abschluss und Ende aller Zeiten; stärker und gewaltsamer, wenn grosse Plagen die Völker heimsuchen, wie im 14. Jahrhundert, als (1348) die furchtbare Pest einen grossen Theil Europa's durchwanderte; wie besonders in Spanien, wo Erdbeben und Epidemien die Nation fortwährend in Unruhe versetzten; in voller Kraft aber nur in Zeiten gewaltiger Aufregung und wilder Gährung, bei grossen Umwälzungen in Staat und Kirche, dann aber als Hoffnung und Glaube an einen Sturz des antichristlichen Reiches, an ein durch

Christi Wiederkunft zu begründendes Königreich. Er erwacht nicht als Schwärmerei einzelner Träumer, sondern als Grundgefühl ganzer Völker, als leitendes Motiv jeder politisch-religiösen Bewegung. Der Chiliasmus ist, um mit Herm. Weingarten zu reden, der Stundenzeiger an der Uhr der Kirchengeschichte. (Independentismus und Quäkertum von H. Weingarten. Ein Jahresbericht des Joachimsthal'schen Gymnasiums zu Berlin 1861 und 64.) Er tritt auf vertreten von Gemeinschaften, welche entschlossen sind handelnd einzugreifen in das öffentliche Leben; er herrscht in den unter den allgemeinen Bezeichnungen der Chiliasten, der Millenarii, der Familisten, der Quintomonarchisten, der Heiligen und Enthusiasten bekannten Secten, neben welchen besonders in England eine Unzahl anderer existirt, denen die feinste Nüancirung und Meinungsverschiedenheit je einen besonderen Namen gegeben hat. Er tritt in Deutschlands Reformationsepoche als Ideal der Wiedertäufer auf, die in Johann von Leyden's Herrschaft das geweissagte Reich Christi zu sehen glaubten. Dasselbe wiederholt sich in Englands Reformationsjahrhundert unter den Aposteln des Enthusiasmus, seinen Propheten und Heiligen, die im Jahre 1657, dann 1660 und 1661 das Ende aller Dinge mit Gewissheit erwarteten (s. Weingarten). Das Quäkertum nimmt die Secte der Heiligen in sich auf. Wie Englands erster Reformator, John Wycliffe durch und durch Apokalyptiker ist — sein erstes Werk „The last age of church" 1365 geschrieben knüpft an seine apokalyptischen Studien an — (s. Mätzners Altenglische Sprachproben II. p. 222) so schöpft auch drei Jahrhunderte später der letzte der englischen Reformatoren, George Fox, die Idee seiner Schöpfung, des Quäkertums, aus den Tiefen der Apokalypse. Das Quäkertum, als geistiges Vermächtniss der Heiligen und Chilialisten, ist gleichsam der Schlussstein am mystischen Riesenbau der Jahrhunderte. —

Italien und England haben die Vorstellungen vom Antichrist, vom Weltuntergange und vom jüngsten Gericht am tiefsten erschüttert; doch auch an Frankreich und Spanien ging der Glaubenssturm nicht spurlos vorüber. Durchweht doch die zahllosen Autos sacramentales der Spanier ein Hauch jenes mittelalterlichen Glaubens; wiederholen doch Patriarchen, Propheten, Apostel, Engel und Erzengel ihre Drohungen und Weissagungen eines Weltenbrandes oder einer zweiten Wasserflut unzählige Male; sprechen doch Spaniens Mystiker Santa Teresa, Luis de Leon, Juan Eusebio de Nieremberg, vor allem aber Luis de Granada

mit durchschauernder Beredsamkeit von den Schrecken des jüngsten Tages; ward doch der Antichrist selbst, noch im 17. Jahrhundert Gegenstand eines unheimlich düster phantastischen Bühnenstückes des Don Juan Ruiz de Alarcon y Mendoza. Biblioteca de Autores Españoles. Comedias de D. J. Ruiz de Alarcon y Mendoza col. p. D. J. E. Hartzenbusch. Madr. 52, pag. 359. — Flucht doch Agrippa d'Aubigné († 1630) in seinem Hannibalshass gegen alles, was katholisch, dem Papste als dem Antichrist; entlockt dieser Hass ihm doch das letzte Buch, das Jugement, seiner Tragiques, dieses Rachelied glühender Leidenschaft, voll prophetischer Visionen und Schreckensscenen. Sieht doch — um auch Russland nicht unberücksichtigt zu lassen — der Raskóljniks (d. h. zur Seite der Altgläubigen gehörig) Tálitzky in den Reformen Peters des Grossen die Zeichen der Ankunft des Antichrist; hält doch der Metropolit Stephan Jawórsky es für der Mühe wert seine Lehren in der Schrift „Von den Anzeichen der Ankunft des Antichrist" zu widerlegen. (Geschichte des russischen Reiches von Ilowaisky übers. von v. Fabricius, Reval 1867.)

Noch immer lebt als Tradition und Aberglaube der Gedanke an den Antichrist und einen Weltensturz; kein Jahrzehend vergeht, ohne dass nicht einmal wenigstens Jahr und Tag des Weltendes verkündet würde. 1830 erwarteten die Irvingianer, 1843 eine andere, amerikanische Secte den Weltenbrand; sollte doch am 14. oder 15. September dieses Jahres unsere Erde zerfallen! Ueberall findet man den Glauben daran wieder, so lesen wir in Macaulay's politischen Reden p. 56 Indeed, Christians as well as Jews believe that the existing order of things will come to an end etc. so beschliesst auch Wolfgang Menzel (Kritik des modernen Zeitbewusstseins 1869 p. 336) sein Verdammungsurteil der Tendenzen unserer Zeit mit düstern Vorahnungen in Bezug auf die Zukunft, die er zusammenfasst in sein Schlusskapitel vom „Antichrist." Schiller lässt das Weltenband sich lösen und eine zweite Wasserflut herwogend alles Atmende verschlingen, lässt den Weltbau brechen; Uhland hört, im Gedanken an den jüngsten Tag, Posaunen schallen, hört wie die Gräber vom Donnerschlag zerspringen, sieht die Sterne vom Himmel fallen und die offene Höllenkluft mit wildem Flammenmeere brausen; und lässt, gleich dem Glücke von Edenhall, die Erde in Splitter fallen; bei Freiligrath schleudert der Cherub den Weltkorallenkranz aus seiner Hand, den Sonnentempel so zerstörend, Scheffel's Ekkehard ruft Mord und Weltbrand! bei Heine dröhnt gellend durch

das Weltenall ein Schrei; die Säulen brechen, Erd' und Himmel stürzen zusammen, und es herrscht die alte Nacht; und Gutzkow, im Zauberer von Rom, will lieber einen Weltenbrand, als ewig unter der Herrschaft von Achselklappen mit nummerirten Knöpfen zu stehen. — Uns sollen alle diese Stellen nur beweisen, dass, wie der Weltuntergang nie aufhören wird der Gegenstand mystischer Speculationen und Träumereien zu sein, so auch die Dichter das Bild des stürzenden Alls festhalten und der uralten Tradition immer von Neuem den Lebensatem einhauchen werden. Sie lebt noch heute; ihre eigentliche Blütezeit aber war das Mittelalter.

* * *

In Verbindung mit der Idee vom Weltende hat die kirchliche Ueberlieferung des Miltelalters, die Vorstellung von funfzehn Zeichen, die dem Tage des Herrn vorausgehen und ihn verkünden sollen, ausgebildet. Diese quindecim signa ante judicium sind einer der Stoffe, die das Mittelalter mit besonderer Vorliebe behandelt und zum nationaleuropäischen Eigentum gestempelt hat — auch jetzt wieder der eigentliche Hauptgegenstand dieser kleinen Abhandlung. Ein halbes Jahrtausend lang, vom 12. bis ins 17. Jahrhundert, haben sie nicht aufgehört die Dichter Frankreichs, Englands, Deutschlands und Spaniens zu beschäftigen; uns allein haben 19 poetische Bearbeitungen zu Gebote gestanden, darunter nur zwei spanische, nur eine altfranzösische und auch nicht eine italienische; wie viele mögen unseren Blicken entgangen, wie viele nur handschriftlich vorhanden, wie viele verloren sein! —

Wir geben zunächst ein genaues Verzeichniss der von uns verglichenen und anderweitig benutzten Versionen, um dann auf einzelne derselben etwas näher einzugehen.

I. Lateinisch.

1) Early English Poems and Lives of Saints cop. and ed. by Fr. J. Furnivall. Berlin 1862.
   p. 163. Unde versus ejusdem Signis.
2) M. Haupt's Zeitschrift für deutsches Altertum. III, p. 523.
   Die 15 Zeichen des jüngsten Gerichtes. Enthalten in Brun von Schönbeck's (um 1276) Umschreibung und Erklärung des hohen Liedes. — Von E. Sommer. —

II. Altfranzösisch.

3) Adam: drame anglo-normand du XIIe siéle p. p. Victor Luzarche. Tours 1844.

p. 71. Nabugodonosor spricht.

III. Altenglisch.

4) Chester plays. a collection of Mysteries ed by Wright. London 1843—1847.

vol. II, p. 219. Bruchstück aus dem 13. Jahrhundert, abgedruckt nach einem Harleian MS. n. 913, fol. 20: XV signa ante judicium. Später, aber nach derselben Handschrift abgedruckt in Furnivall's Early English Poems, p. 7—12. Darnach wieder abgedruckt in Mätzner's Altenglischen Sprachproben. Berlin 1862. p. 120.

5) p. 147.

Stück XXIII Ezechiel.

6) p. 222. The fiffteene toknys aforn the doom. Nach einem Harl. MS. aus Eduard des IV. Zeit. 2255, fol. 117.

7) Furnivall: Early English Poems.

p. 162, nach Small's English Metrical Homilies from MSS. of the XIV century, p. 25—28.

8) Anticrist and the Signes before the Doom. Now first publ. from a Cottonian MS. by Richard Morris.

In Ebert's Jahrbuch V. p. 205.

9) The Pricke of Conscience a Northumbrian Poem by Richard Rolle de Hampole († 1349) cop. and ed. from Mss. in the library of the British Museum by Richard Morris. Berlin 63.

Theil V, p. 108.

10) The Poems of Sir David Lyndesay (about 1550). Ane Dialog betuix Experience and ane Courte our off the Meserabyll Estait of the World.

part. II, p. 172.

11) The Latin Poems commonly attributed to Walter Mapes coll. and ed. by Thomas Wright. London 1841.

p. 346. Debate between the Body and the Soul. — of the Reign of Eduard II. — Harl. Ms. 2253, fol. 57 ro.

IV. Deutsch.

12) Heinrich Hoffmann's Fundgruben.

I. p. 127. Vom Leben und Leiden Jesu, vom Antichrist, und vom jüngsten Gericht, ein Gedicht aus dem XII. Jahrhundert, p. 196. Funfzehen zaichen.

13) II. p. 102. Entecrist.

p. 127. De signis XV dierum ante diem iudicij.

14) M. Haupt's Zeitschrift für deutsches Altertum, I. p. 117. Die Zeichen des jüngsten Tages. Aus einem Münchener MS. codger. 717.

15) J. Diemer: Deutsche Gedichte des XI. und XII. Jahrhunderts. Wien 1849.

p. 72. Bruckstück aus einer Pergamenthandschrift der Grazer Univ.-Bibl. Nr. 39, 67, bl. 1350.

16) Des Knaben Wunderhorn: Alte deutsche Lieder, ges. von L. A. v. Arnim und Clemens v. Brentano.

III. p. 194. Vorbote des jüngsten Gerichts. Nach Procop.

V. Spanisch.

17) Coleccion de Poesias Castellanas anteriores al siglo XV. p. p. D. A. Sanchez. Paris 1842.

p. 192. De les signos que apareieran ante del Juicio — por D. Gonzalo de Berceo (nach 1200).

18) Ochoa: Tesoro de Escretores Misticos Españoles t. III, p. 529. Romance: A los quince señales que apareieran antes del juicio universal. p. Fray Pauleno de la Estrella (vor 1700).

VI. Friesische Prosadarstellung.

19) Friesische Rechtsquellen von Dr. Karl Freiherrn von Richthofen. Berlin 1840.

p. 130. Vom jüngsten Gerichte.

Weimar's berühmtem Sagenforscher, Herrn Reinhold Köhler verdanken wir noch freundlichen Nachweis über folgende, uns unbekannt gebliebene Bearbeitungen der signa ante judicium.

Französisch.

Histoire littéraire de la France, vol. XXIII.

1) p. 259. (Poésies morales; pièces simboliques.) Les Trois

Signes ou les signes précurseurs de la fin du monde, annoncée par l'extinction du soleil, de la lune et des étoiles.

2) p. 282—83. (Dits anonymes.) Le dit des Quinze signes (homélie d'environ 300 vers). Hg. nach einem Berner Cod. von Conr. Hofmann in den Münchener Gelehrten Anzeigen 1860. No. 44. 46.

3) Nisard: Histoire des livres populaires. Paris 1864.
vol. II, p. 323 und 25. Les Quinze Signes, abgedruckt auf p. 327—28.

Englisch.

4) Angelsächsischer Prosatext, herausgegeben von Conr. Hofmann in den Münchener Gelehrten Anzeigen. 1860. No 43.

5) Warton: History of English Poetry. London 1840.
vol. II, p. 5 erwähnt ein Gedicht von Adam Davie: The fifteen tokens before the day of judgement.

Deutsch.

6) Hugo v. Langenstein's Martina, herausgegeben von Adalbert v. Keller. (Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart, vol. 38.)
p. 476—81. Die fivnfzehen Zeichen vor dem jungesten Gericht.

7) Erlösung, herausgegeben von Bartsch. (Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur vol. 37.)
p. 175. V. 6172—6247.

8) Lied nach einem Augsburger fliegenden Blatt von 1620 abgedruckt in Ph. M. Körner's Historischen Volksliedern. Stuttgart 1840.
p. 297—300. Von den Funffzehen Tagen was für Wunderzeichen vor dem Jungsten Gericht geschehen sollen.

Holländisch.

9) Der Leken Spieghel von Jan Boendale (Jan de Clerk.) Book IV, Cap. IX. (Werken uitgegeven door de Vereeniging ter bevordering der oude Nederlandsche Letterkunde, 4 de jaarjang. 2 de aflevering p. 264).

10) In derselben Lieferung p. 344, s. Spieghel der sonderen ofte der leken. Bóok III, Cap. XVIII.

Italienisch.

11) Gedicht des Fra Bonvesin, herausgegeben von J. Bekker in den Monatsberichten der Berliner Akademie 1850. s. 379.

12) Italienisches Volksgedicht, Il giudizio universale Venezia 1814.

Was wir nachträglich noch davon in Augenschein genommen, — und es ist bei Weitem das Meiste — kann neue Gesichtspunkte nicht eröffnen, keinen Aufschluss über fragliche Punkte geben, weshalb wir es unterliessen, es der einmal fertigen Arbeit einzuverleiben, und uns mit Aufzählung der Titel begnügen, Herrn Reinhold Köhler aber auch hier noch einmal den besten Dank für seine Freundlichkeit sagend.

Doch nun zu den Zeichen selbst. Abgesehen davon, dass grosse Ereignisse von jeher als von aussergewöhnlichen Erscheinungen begleitet dargestellt worden sind, dass Erdbeben, Donner und Blitz, dass Kometen und seltsame Naturerscheinungen stets die unvermeidlichen Vorboten von Heldentod und Staatserschütterungen gewesen sind — die zahllosen Beispiele, die sich hier gleichsam von selbst bieten, sei uns gestattet uncitirt zu lassen; man denke nur an Roland's Tod, an Veji's Untergangs, an Tyrus Fall — abgesehen also davon, dass das Mittelalter keines speciellen Vorbildes bedurfte, um ein Ereigniss wie das Anbrechen des jüngsten Tages, durch Zeichen, Erscheinungen und Visionen vorher verkündigen zu lassen, hat man nur im alten Testamente die Propheten, im neuen die Evangelien und die Apocalypse nachzuschlagen, um, mit der Grundlage des Gesammtbaues von Vorstellungen über das Weltende, auch auf die Specialgrundlage der Zeichen zu stossen. Die bestimmte Funfzehn-Zahl halten zwar alle Versionen inne d. h. sie füllen die letzten funfzehn Tage, die dem Weltende vorangehen, mit Zeichen aus, bald auf einen Tag viele zusammenhäufend, bald ein Zeichen in genauer Zerlegung auf zwei, drei oder vier Tage verteilend; die Zeichen selbst aber blieben nicht absolut dieselben. Im Grossen und Ganzen führt jede Bearbeitung Zeichen 1) an den Gesteinen, 2) am Meere und allen Wassern, 3) am Erdboden, 4) an den Menschen, lebenden und todten, 5) an allem Gethier, 6) an Baum und Strauch, 7) am Gestein, 8) an Schlössern und Bauten an. Der allgemeine Weltenbrand und die Erneuerung von Himmel und Erde werden bisweilen mit zu

den Vorzeichen gezählt. Im Einzelnen aber differiren sie, Sonne und Mond verlieren ihren Schein, oder wechseln ihre Farbe, scheinen bald kohlschwarz, die Sterne fallen vom Himmel; das Meer hebt sich, steht aufrecht wie eine Mauer, bald 40, bald 60, bald 15, bald 12 Fuss hoch, sinkt und entschwindet dem Auge ganz, brüllt und heult, und brennt mit allen Wassern in hellen Flammen; der Erdboden erbebt, spaltet sich, lässt Berg uud Thal zu einer Ebne werden; die Lebenden flüchten sich in Höhlen und Felsgestein, die Todten aber kommen hervor aus ihren Gräbern; die Fische im Meere, die Vögel in der Luft, die wilden Thiere des Feldes sammeln sich und erheben ein furchtbares Geschrei, zuletzt stirbt Mensch und Thier; Bäume und Sträucher schwitzen Blut; die Steine stossen gegeneinander und zerbersten bald in drei, bald in vier Theile, bald zerreiben sie sich in Staub; Schlösser und Paläste stürzen; und schliesslich verbrennt das ganze All, um sich wieder zu verjüngen. Die meisten Bearbeitungen stehen immer zu einer älteren im Verhältniss der Subordination, sind oft nichts als wort- und sinngetreue Uebertragungen; die wenigen, welche eigentümlich sind, haben viele, wenn auch nicht nur originelle Züge. Dies gilt besonders von dem altfranzösischen Gedichte; wir heben daraus hervor: das um Gnade flehen und zum Himmel schreien der Thiere, der Flüsse, der Himmel, und aller Heiligen, aller Cherubim und Seraphim im Himmel, sowie der vier Elemente; die entwurzelten Bäume, die am folgenden Tage, die Wurzeln nach oben gekehrt, wieder wachsen; das Bluten von Eisen; den blutigen Regen, der vom Himmel fällt, die entfesselten Winde, den fallenden Regenbogen und den geöffneten Höllenschlund: Züge, die sich sämmtlich in einer altenglischen Uebersetzung desselben, dem von Morris herausgegebenen Antichrist, zum grössten Teil auch in dem darauf basirten Wright-Furnivall-Mätzner'schen Fragmente, zum geringeren Teil auch in dem Gespräche zwischen Leib und Seele wiederfinden. — Ganz andere ihm allein gehörende Züge bietet die deutsche Darstellung im Haupt. Die drei ersten Zeichen sind die stehenden am Meere vorkommenden; alle übrigen geben nichts als ein allmähliges Absterben der einzelnen Creaturen.

So viel über die einzelnen Zeichen. Dass Analogien zu den meisten derselben sich im alten wie im neuen Testamente finden, bedürfte kaum einer weiteren Erwähnung. Verfinsterung, Farbenwechsel und Niederfallen der Gestirne werden am häufigsten z. B. Jesaias 13, 9. Hesekiel 32, 7. Joel 2, 10. Joel 3, 3. — Lucas 21, 25. Marcus 23, 24.

Matthäus 24, Offenb. 6 geweissagt; fast eben so oft die allgemeinen Zeichen der Kriege und Empörungen, teurer Zeit und Pestilenz. — Erdbeben Offenb. 6 und 16, sowie Lucas 21; ebendaselbst das Brausen der Wasserwogen, das Zerbersten von Steinen; Hesekiel 38, 20, das Einstürzen von Wänden und Mauern, Matth. 24, das Heulen der Geschlechter auf Erden; Offenb. 6, 15, das Flüchten in Felsen und Klüfte; Offenb. 11, das Ersterben alles Lebendigen im Meere, Cap. 19, das Gleichwerden von Berg und Tal; Cap. 21, der neue Himmel und die neue Erde; der allgemeine Weltenbrand, 2. Petri 3, 12. Ein genaues Eingehen auf derartige Bibelstellen findet man bei Berceo, wo er mit Bezug auf Jesaias 54, 4 oder Offenb. 6, 3 vom Fallen der Sterne sagt: Veràn à las estrellas caer de su lugar, Como caen las fojas quando caen del figar, und nach Offenb. 6, 14 vom Flüchten der Menschen: Diràn, montes cubritnos ca somos en ardura.

Hier nun wäre der Ort der nicht unbedeutenden Zahl mittelalterlicher Poesien zu gedenken, welche ohne gerade funfzehn Zeichen anzunehmen, vom jüngsten Gerichte und seinen Vorboten handeln, in diesen Vorzeichen nur die stehenden, allgemein bekannten, biblischen Zeichen wiederholend. Wir wollen es in aller Kürze thun, und erwähnen zunächst aus dem Anfange des 14. oder dem Ende des 13. Jahrhunderts ein ital. Gedicht, del giudizio universale, von A. Mussafia, nach neuer Wiener Handschrift, in den Monumenti Antichi di Dialetti italiani Vienna 1864 herausgegeben. Es ist nach Art aller mittelalterlichen Dialoge zwischen Körper und Seele, doch spricht die Seele allein, dem Körper von den Schrecken des jüngsten Tages, novissimo dì erzählend. Wir erwähnen auch vom Verfasser des Stabatmater Giacopone da Todi ein Gedicht: De la grande battaglia d'Antichristo, das wir uns leider nicht haben verschaffen können, von dem aber Ozanam sagt, es enthalte eine Aufzählung der Zeichen und Wunder, welche vor dem jüngsten Gerichte geschehen werden. Vielleicht dass es der quindecim signa gedenkt! (s. Italiens Franziscanerdichter im dreizehnten Jahrhundert von A. F. Ozanam. Deutsch mit Zusätzen von N. H. Julius, Münster 53, p. 250.) Hierher gehören ausser Kynewulf's Christ (Dichtungen der Angelsachsen, stabreimend übersetzt von C. W. M. Grein. Gött. 51, B. I. No. VI, p. 149), auch der altsächsische Heliand, und vor Allem, als ältestes deutsches Gedicht dieser Art das Muspilligedicht aus dem IX. Jahrhundert; welche in ihre Schilderung vom Herannahen des jüngsten Tages nach christlichen Vorstellungen

noch Züge aus dem altnordischen Mythus von Surtr und Muspellsheimr mischen.

Wer nun zum ersten Male, was Bibel, Apokryphen, Kirchenväter und Tradition lehrten, zusammengefasst und zu einem Ganzen verarbeitet hat, wer die Zahl der Zeichen zum ersten Male auf funfzehn festsetzte, und fünf Jahrhunderten ein Musterbild für eine Bearbeitung eines Theiles des viel besprochenen, allgemein beliebten, allgemein gekannten Thema's vom Weltenuntergange in die Hand gegeben, weiss man nicht: seine Schrift ist entweder verloren, oder noch nicht aufgefunden. Von den erhaltenen Bearbeitungen citiren alle den heiligen Hieronymus als Gewährsmann, die beiden lat. Gedichte ausgenommen; beide aber sind nicht alt genug und vereinigen, falls sie nicht verstümmelt auf uns gekommen sind, was zu vermuten gar kein Grund vorhanden ist, zu wenig characteristische Züge in sich. Doch davon später.

Wie schon oben erwähnt, beruft sich das ganze Mittelalter auf den heil. Hieronymus als auf die Quelle, aus der es geschöpft; doch soll — wie die untenstehenden Citate zeigen mögen — Hieron. selbst, was er geschrieben in annalibus, in annalibus hebraeorum, in antiquis Hebreorum codicibus, leyendo en Ebro, in Hebrew wryte, in some bokes of þe Ebriens, in þe bok of Juus, in boke of Ebreve, an there Jothana bokon gefunden haben. Ein solches ist nicht vorhanden; funfzehn Zeichen erwähnen auch die Apokryphen nicht, wie oft sie auch vom jüngsten Gerichte sprechen.

Dass auch die „Prognosticon futuri seculi" des Julianus Pomerius († 690) von einigen als Quelle der quindecim signa angesehen werden, finden wir nur in Wright's Chester Plays p. 218 und darnach in Mätzner's Altenglischen Sprachproben wiederholt von Herrn Goldbeck.

Eine kleine Rectification, oder wenigstens eine specialisirende Erklärung dieses Wright-Goldbeck'schen Satzes sei uns hier gestattet.

Chester Plays p. 219.

Z. 10. þe XV tokningis ichul zou telle,
As us teshiþ Ysaie.

153. þe holi man telliþ Seint Austin
þat þe skeis so sal spec þan.

149. þus us telliþ Seint Jeronime
and Seint Gregori al so.

p. 147. Ezechiel.

Now XV signes while I have space
I will declare by Godes grace,
Of which sainte Jerome mencion mase
To fal before the daie of dome
The which were wrytten in a roe
He found in boke of Ebrewe.

p. 222.

As the doctour sanctus Jeronimus
Which that knew by inspiracioun etc.

Furniwall, p. 162.

Sain Jerom telles that fiften
Ferli takeninges sal be sen
Befor the day of dom.

Preche of Conscience.

4338 Yhit spekes þe haly man Saynt Jerome
Of fiften tokens þat sal come
Byfor Cristes commyng als he says
þe whilk sal falle in XV days
Bot whether any other days sal falle
Bytwen þa days or þai sal alle
Continuely falle, day after day
Saynt Jerom says he can noght say
And yhit for cortayn approves noght he
þat þa fiften days of takens sa be
Als he reherces þa takens fiftene
Als he þam fand and writen had sene
In some bokes of þe Ebriens.
þat þa XV days contens.
Jerome 4668, 4738. 4745, 4752, 4816.
4688 Crist in þe gospelle says on þis manere
Erunt signa in sole etc.
4718 þe prophete Joele
4816 þus tels Jerom þer takens fiftene
Als he in þe bokes of Ebriens had sene.

David Lyndesay p. II, p. 172.

5318 Ouhow that Sanct Jherome doith indyte
That he hes red in Hebrew wryte
Off fytene signis in speciale
Affore that Jugement Generale
Off sum of thame I tak no cure,

Ouhilk I fynd nocht in the scripture
5478, 5604 Sanct Jerome.

Anticrist ed. Morres.

452 Gret signis sal ur laverd make
Ffor to sceu þe wic his wrak,
Als it es tald o Jeremi
Zorobabel and o Isai
Als Jerome sais þat man wel truus
Sais he fand in þe bok o Juus.
580 þat was Moses þat ald
596 I drau to warand Saint Austine
608 Als at us tells Saint Jerome
And Gregor þat was pope of Rome
625 Sant Paule sais, it es na dute.

Adam.

Car quant cest siecle finira
Nostre Sere signe fra,
Co nos reconte Jheremie
Zorobabel e Ysaie
E Aaron e Moyses
E loct li altre prophete après:
De Babilonie Daniel
Si l'aferme Jezechiel etc.
p. 77. C'est Moyses qui cest escrit
p. 78. Jo en trai en garant Augustin
Qui de ces sygnes dist la fin.
Go nos aferme saint Gregoire
Et li nobles clers saint Yeroine
p. 79. Saint Pol le dist, n'est pas fable.

Hoffmann II.

Idoch hat Jheronimus
Gescriben in annalibus.

Haupt I.

p. 529. Wie dise wält doch ze ivngst
ain end haben muss
Jeronimus hat geschriben vnd spricht alsus.

Diemer p. 72.

Jeronimus sach an der maister gwesen
Got lat die werlt wider zergan.

Berceo.

1. . . un sermon que fué priso de un sancto libriello
Que fizo Sant Jheronimo un precioso cabdiello.
2. Nuestro Padre Jheronimo
Seyendo en Ebreo en essasu leyenda
Trovo cosas estraunas de estrauna facienda.

Richthofen.

Thit send tha fiftine tekna ther er domesdi koma skilun, ther sancte Jeronimus fand eskriuun an thera Jothana bokon.

Wright und H. Goldbeck nennen Julianus Pomerius irrtümlich als den Verfasser der Prognosticon futuri seculi; sie verwechseln ihn mit einem anderen Julianus — Julianus Toletanus. Unter den Werken dieses letzteren — Migne Patrologiae Cursus Completus. t. XCVI 1862 von p. 454 an — findet sich Sancti Juliani Toletani Episcopi *Προγνωστικων* Futuri Saeculi Libri tres; auch der ältere Julianus, wahrscheinlich um 498, jedenfalls von unserem Julianus verschieden, da dieser den Pomerius an mehreren Stellen I, 9, II, 1, 10, gewöhnlich sein verlorenes Buch de anima citirt, schrieb Prognosticos tres de futurae vitae contemplatione libros, im Migne vol. LIX nur unter dem Titel „De vita contemplativa libri tres. — Uebrigens findet sich weder in den Prognosticon des Julianus Toletanus — noch in denen des Pomerius — auch nur das geringste Wort über die 15 Zeichen, J. T. sagt (c. XLVI, p. 518): Christus werde erscheinen mit allen Engeln und Erzengeln „coelis quoque ac terris ardentibus“, nach dem Brande werde ein neuer Himmel und eine neue Erde entstehen: Mutatione namque rerum, non omnimodo interitu transibit hic mundus. Tunc ergo figura hujus mundi mundanorum ignium conflagratione peribit, sicut factum est mundanarum aquarum inundatione diluvium. Illa itaque conflagratione mundi, ut dixi, elementorum corruptibilium qualitates, quae corporibus nostris corruptibilibus congruebunt ardendo penitus interibunt; atque ipsa substantia eas qualitates habebit quae corporibus immortalibus mirabili immutatione conveniant, ut scilicet mundus in melius innovatus apte accommodetur hominibus etiam carne in melius innovatis.“ —

Eine Schrift des Hieronymus über die funfzehn Zeichen kennen wir nicht und scheint bisher noch Niemand zu kennen. Dass in den uns überkommenen Werken des Heiligen sich nirgends eine Zusammenstellung derselben findet, dass in seinen Auslegungen der Propheten

aber der Zeichen oft erwähnt wird z. B. bei Erklärung des 14. Cap. des Zacharias und des 13. des Jesaias, müssen wir leider, ohne uns selbst davon überzeugt zu haben, nach Grimm, Mätzner, Sommer, Sanchez und nach Angabe eines lieben Freundes (s. Jahrbuch für Rom. Spr. VI. p. 206) wiederholen. Ehe wir aber derartigen Behauptungen absoluten Glauben schenken zu dürfen glauben, müssten Angaben wie die des Sanchez z. B., „dass es nicht feststeht, ob der Heilige etwas Specielles über die quindecim signa geschrieben,“ doch erst dahin modificirt werden, dass es feststeht, dass Hier. nichts darüber geschrieben — eine freilich schwer zu beweisende Sache! Dass sie einen Zweifel wenigstens zulassen, wird Niemand bestreiten wollen.

Wir glauben mit Gewissheit, dass eine Darstellung des heil. Hieronymus existirt hat. Die auf ihn bezüglichen Angaben sind zu genau, als dass sie nicht auf irgend einer positiven Grundlage beruhen sollten. Die Tradition hat die Idee von dem ihm zugeschriebenen Werke in so speciellen Zügen ausgebildet, dass selbst ein so später Dichter wie David Lyndesay die Zeichen der Bibel genau von denen sondert, die Hier. aufgestellt, und ihn, so oft er von den Evangelien abweicht, von Neuem erwähnt. Scheint doch sogar die Annahme, als hätte noch Lyndesay dies Werk gekannt und benutzt, nicht unmöglich, wenn zu folgender Stelle

5604 Sanct Jerome thoucht continuallye
On this Jugement so ardentlye
He said quhedder I eit or drynk
Or walk or sleep forsuth me thynk
That terrabyll Trumpet lyke ane bell
So quicklye in my eir doith knell
As instantlye it wer present; —
Ryse, dede folk, cum to Jugement

Luis de Granada's Libro de la Oracion y Meditacion c. XII, § 1, 4 eine Analogie bietet. Er sagt leider ohne Stellenangabe: justo era san Jeronimo y con todo eso decia que cada vez que se acordaba del dia del juicio le temblata el corazon y el cuerpo; und weiter unten § IV, 16 . . . aquella temerosa voz de que dice san Jeronimo: „Ahora coma, ahora beba, siempre parece que me está sonando à las orejas aquella voz que dirá: Levantá os muertos y venid à juicio.“ — Vielleicht sagt ein Kundigerer uns, dass diese Stelle sich wohl in den Werken des Hieronymus, aber ohne jegliche Beziehung auf die 15 Zeichen, findet! Für unsere Voraussetzung aber spricht auch, dass Petrus Co-

mestor — auf den wir gleich zurückkommen werden — als Einleitung zu seiner Darstellung der Zeichen bemerkt: sed utrum continui futuri sint dies illi an interpolati non expressit (Hier. nämlich), eine Bemerkung, die wir bei Richard Rolle de Hampole (v. 4742) ausführlicher wiederfinden; so wie auch dass der Verfasser des Morris'schen Antichrist, besser der Uebersetzer des altfranzösischen Adam (Z. 456) die Worte einschaltet:

Als Jerome sais þat man wel truus
Sais he fand in þe bok of Juus . .

Freilich kann diese Thatsache ebenso gut nichts weiter als die grosse Verbreitung der traditionellen Berufung auf Hieronymus beweisen; diese Verbreitung selbst aber rufen wir als Zeugen für die Wahrheit unserer Meinung auf.

Wie dem aber auch sei, ob diese Berufungen sich auf eine noch unentdeckte oder eine verlorene Schrift des Heiligen beziehen, oder ob sie durch einen Irrtum veranlasst sind, so viel wenigstens steht fest, dass schon im 12. Jahrhundert die Bezugnahme auf ihn zur Tradition geworden war. Wir finden sie in zwei deutschen und dem altfranz. Gedichte; indirect auch in dem lat. Gedichte, welches Sommer dem Brun von Schönebeck entnimmt. Dieser, es übersetzend, fügt hinzu: so spreche der vyl heyliger sente Jerom, hält es also dem Anschein nach für das Werk des Heiligen; eine Annahme, die ganz unzulässlich ist, wenn wir mit Sommer das Gedicht — aus seinem Versbau zu schliessen — nicht vor das 12. Jahrhundert setzen. Etwas später scheint Petrus Comestor († 1178) geschrieben zu haben. In seiner Historia Scholastica Argent. 1515, Historia Evangelica cap. 141 findet sich folgende Prosadarstellung der 15 Zeichen: Jeronymus autem in annalibus hebraeorum invenit signa XV ante diem iudicii, sed utrum continui futuri sint dies illi an interpolati non expressit.

Prima die: eriget se mare XL cubitis super altitudinem montium stans in loco suo quasi murus.

Secunda die: tantum discedet ut vix possit videri.

Tertia: marinae belluae apparentes super mare dabunt rugitus suos ad coelum.

Quarta: ardebit mare et aquae.

Quinta: herbae et arbores dabunt rorem sanguineum.

Sexta: ruent aedificia.

Septima: petrae ad invicem collident.

Octava: fiet generalis terraemotus.
Nona: aequabitur terra.
Decima: exibunt homines de cavernis et ibunt velut amentes nec poterunt mutuo loqui.
Undec.: surgent ossa mortuorum es stabunt supra sepulcra.
Duodec.: cadent stellae.
Tredecima: morientur viventes ut cum mortuis resurgant.
Quartadec.: ardebit coelum et terra.
Quindec.: fiet coelum novum et terra nova et resurgent omnes.

Sie stimmt genau mit dem Sommer'schen Gedichte überein; entweder haben also beide aus einer Quelle geschöpft oder Comestor hat das lat. Gedicht vor Augen gehabt. Dies letztere ist weniger zulässlich, weil nämlich eine Stelle des Comestor — et ante eum erunt instrumenta mortis suae quasi vexilla triumphi, crux, clavi, lancea, et in carne eius videbuntur cicatrices — sich in den deutschen Gedichten, welche sonst mit ihm durchaus nichts gemein haben, wieder findet, weil also das Urbild, welches Comestor und die deutschen Gedichte, wenn auch in ganz von einander abweichender Weise benutzt haben, diese Stelle enthalten muss. Das lat. Gedicht hat sie nicht; Comestor muss also, wenigstens neben ihm noch eine andere, unbekannte, vermutlich die erste, ursprüngliche Version, das Werk des Hieronymus benutzt haben. — Da diese fehlt, so ist die Prosadarstellung des Comestor, weil vollständiger als das Sommer'sche Gedicht, als Hauptquelle der späteren Darstellungen anzusehen. Ihr schliessen sich, von dem Sommerschen Gedichte nun endlich zu schweigen, das spätere lat. Gedicht, die beiden in den Chester Plays enthaltenen altenglischen Bearbeitungen, die Furnivall'sche, die beiden spanischen Gedichte (auf deren jüngstes wir hier zum ersten Male aufmerksam machen), Diemer's Bruchstück und die Darstellung im Wunderhorn ganz getreu an; David Lyndesay im Allgemeinen auch; mit wenigen, unerheblichen Abänderungen, R. Rolle de Hampole und die Friesische Darstellung. In den Punkten, in welchen sie von Comestor abweichen, nähern sie sich einer späteren Prosabearbeitung, der des Thomas von Aquino (1226—74); sie vertheilen die Meereszeichen wie er auf vier Tage, die 40 Fuss des Comestor jedoch an Stelle der 15 des Th. von Aquino beibehaltend, sie erwähnen, wie er, die Welterneuerung nicht als Vorzeichen, schildern sie aber später ganz nach seiner Art.

In seinem Commentar zu den Sentenzen des Petrus Lombardus

(dist. 48 quaest. 1, art. 4) sagt Thomas von Aquino: Hironymus ponit XV signa precedentes judicium dicens quod

primo die: maria omnia exaltantur quindecim cubitis super montes.

II. omnia aequora prosternuntur in profundum ita ut vix videri possint.

III. redigentur in antiquum statum.

IV. belluae omnes et alia que moventur in aquis congregabuntur et levabuntur super pelagus; more contentionis invicem mugientes.

V. omnia volatilia coeli congregabuntur in campis invicem plorantes non gustantes neque bibentes.

VI. flumina ignea surgent ab occasu solis contra faciem firmamenti usque at ortum currentia.

VII. omnia sidera errantia fixa spargent ex se igneas comas sicut cometae.

VIII. erit magnus terraemotus et omnia animalia prosternuntur.

IX. omnes lapides tam magni quam parvi dividentur in quattuor partes una quaque aliam collidentes.

X. omnes plantae sanguineum fluent rorem.

XI. omnes montes et colles et aedificia in pulverem redigentur.

XII. omnia animalia venient ad campos de silvis et montibus rugientia et nihil gustantia.

XIII. omnia sepulcra ab ortu solis usque ad occasum patebunt cadaveribus ad resurgendum.

XIV. omnes homines de habitaculis suis recedent non intelligentes, neque loquentes sed discurrentes.

XV. omnes morientur et resurgent cum mortuis longe antea defunctis.

Die beiden deutschen Gedichte in Hoffmanns Fundgruben, von denen das im zweiten Bande, das ältere und die Quelle des mit freien Zusätzen reich ausgestatteten anderen ist, stimmen oft wörtlich zu Thomas von Aquino, doch können wir diesen unmöglich die Quelle derselben nennen, insofern wenigstens als Hoffmann seinen zwiefachen Fund ins 12. Jahrhundert, also ein Jahrhundert vor Thomas von Aquino, gesetzt hat; das auch sie ein lateinisches Vorbild benutzt, lässt sich wohl mit Gewissheit annehmen, ob sie aber die erste oder eine später unbekannte Version benutzt haben, können wir nicht entscheiden.

Zu keiner der noch vorhandenen lat. Darstellungen lassen sich in die geringste Beziehung bringen das altfr. Stück, der Antichrist im

Ebert, das Mätznersche Fragment und Walter Mapes Dialogue. Dass der Antichrist nichts als eine Uebersetzung aus dem franz. ist, haben wir schon mehrfach erwähnt. Er giebt dieselben Zeichen, in derselben Reihenfolge, die Eigentümlichkeiten des franz. Gedichtes so getreulich wiederholend, dass an eine etwaige Benutzung einer und derselben Quelle garnicht zu denken ist. Er thut selten mehr als Wort für Wort zu übersetzen, führt bisweilen etwas breiter aus, kürzt hie und da und stellt manchmal um. — Ihm schliessen sich die beiden altenglischen Gedichte an.

Ebenso originell ist die von Haupt abgedruckte Bearbeitung, wenn der Verfasser, der aus Tradition und Volksglauben geschöpft zu haben scheint, überhaupt ein Vorbild gehabt hat, so doch jedenfalls nur Fundgrube I. Mit ihm hat es den einen Zug gemein, dass das Meer am ersten Tage sinkt und schwindet, am zweiten aber sich wie eine Mauer erhebt. Im übrigen ist es ganz originell.

Comestor's Version ist, wie wir gesehen, die populärste von allen; woraus er selbst aber geschöpft, lässt sich nicht sagen. Ein Urbild, welches, nicht alle Züge, die spätere Dichter aus ihrer Phantasie geschaffen, wohl aber alle die, welche die kärgliche Prosadarstellungen des Petrus Comestor und des Thomas von Aquino enthalten, in sich vereinigt, ist bis jetzt freilich noch unbekannt; ein solches aber muss wenigstens existirt haben. —

Wir haben gesehen, wie Jahrtausende lang der Gedanke einer Weltzerstörung und Welterneuerung lebendig wie kaum ein anderer, im Herzen der Völker gelebt, wie er sich aus heidnischen Anfängen, aus der Sagenwelt der nordischen Mythologie und der griechisch-lateinischen Weltanschauung der Stoiker ergossen hat über Juden und Christen; wie das Christentum ihm und allen seinen Zweiggedanken den rechten Lebensatem eingehaucht, wie das Mittelalter ihn an seinem Gedankenheerd geschürt und gefacht und tausend Gestalten gegeben hat, und wie die neue und neueste Zeit noch immer nicht von ihm lassen will. Wir wollen schliessen, indem wir zeigen, wie, abgesehen von Tradition und Aberglaube, auch Wissenschaft und Philosophie noch jetzt zu beweisen versuchen, wie der Weltenbau einmal zusammenbrechen muss. M. Adhémar (Révolutions de la mer; déluges périodiques. Par. 1860) verheisst nicht einen Weltenbrand, sondern eine zweite Wasserfluth. Folgende der Revue des deux mondes (1860 août p. 663, Nouvelles théories sur le déluge p. Alfred Maury) entnommene

Stelle fasst seine Ansichten kurz zusammen. „Si les vues de M. Achémar sont exactes il est évident que nous marchons à un nouveau cataclysme, malgré la promesse faite par Dieu à Noé qu'il n'y aura plus de déluge sur la terre. La calotte de glace qui environne le pôle boréal va en augmentant, et déjà depuis l'année 1250, la somme des heures de nuit, a dépassé celle des heures de jour. Tandis que notre atmosphère se refroidit la coupole australe tend à se resserrer et les eaux qui couvrent l'autre hémisphère s'élanceront dans quatre ou cinq mille ans sur les continents que nous occupons, baignés par des mers de plus en plus hautes.“ Wir wollen schliessen, wie wir angefangen, mit der Reflexion, dass selbst die kühnsten Geisteskämpfer dem Rufe Schillers: „Senke nieder, Adlergedanke, dein Gefieder,“ Folge leisten müssen, dass ein Denker, dessen Originalität und Unabhängigkeit ihn zum echten Sohne seines Vaterlandes macht, dass selbst Herbert Spencer sein Gefieder senkt vor dem Unendlichen, und voraussieht und verkündet (in dem Dissolution betitelten Kapitel seiner First Principles. London 67, p. 518,) wie am Ende der Zeiten (at some period beyond the utmost stretch of imagination) das All, das seine Zwecke erfüllt hat, sich auflösen und sich selbst zerstören wird, um Ruhe zu finden im Unendlichen.

Berlin. C. Michaëlis.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Der Unterricht in der französischen Grammatik an der Realschule. Versuch zur Lösung der Realschulfrage. Von Dr. E. Bratuscheck. Separatabdruck aus dem Programm der Friedrichs - Werderschen Gewerbeschule zu Berlin. Ostern 1870. Berlin. Otto Löwenstein.

Der Zweck der $7\frac{1}{2}$ Bogen füllenden Abhandlung ist „nachzuweisen, dass der Unterricht in der französischen Grammatik an den Realschulen einer durchgreifenden Reform bedarf und zu untersuchen, wie diese Reform herbeizuführen ist.“ Der Verfasser erklärt aber von vorn herein, dass nach seiner Ansicht jener Unterricht an der Realschule nur dann zweckentsprechend ertheilt werden kann, wenn dieselbe in den unteren und mittleren Klassen das Latein von ihrem Lehrplan ausschliesst und behauptet ausserdem, der Unterricht in der französischen Grammatik mache, wenn er zweckmässig ertheilt wird, den lateinischen Unterricht an der Realschule überflüssig, und letztere müsse das Latein ihrem Wesen nach ausschliessen. Daraus erhellt, dass die Untersuchung, wie der Verfasser sagt, den Kern der sogenannten „Realschulfrage“ betrifft. Denn gegenwärtig bestehen in Preussen, abgesehen von den neu erworbenen Landestheilen, nur vier Realschulen ohne Latein: die Friedrichs-Werdersche Gewerbeschule zu Berlin, die Luisenstädtsche Gewerbeschule ebendaselbst, die Realschule zu Essen und die höhere Gewerbeschule zu Magdeburg, die drei letzteren in den letzten sechs Jahre nach dem Muster der erstgenannten gegründet; in allen übrigen nimmt das Latein den fünften Theil der gesammten Unterrichtszeit in den unteren und mittleren Klassen in Anspruch; der Wegfall desselben würde mithin die ganze Organisation des Realschulwesens verändern und das Verhältniss der Realschule zur Universität und zum Gymnasium würde sich ebenfalls hiernach anders bestimmen. Somit konnte die vorliegende Untersuchung nur im Zusammenhang mit der gesammten Realschulfrage geführt werden.

Demgemäss wird in dem ersten Kapitel zunächst der gegenwärtige Stand der Realschulfrage untersucht. Mit Bezugnahme auf die Ausführungen Wiese's: „Das höhere Schulwesen in Preussen“ (Band II.) zeigt der Verfasser, dass gegenwärtig über Wesen und Aufgabe der Realschulen vier verschiedene Ansichten bestehen. Die einen verlangen, dass sie eine gewerbliche Fachbildung gewähre, wodurch sie sich in den oberen Klassen den jetzigen Provinzialgewerbeschulen (nach dem neuen Plan des Handelsministeriums) nähern, aber wie diese dann das Latein und wohl auch das Englische ausschliessen würden. Nach einer zweiten Ansicht sind die Real-

schulen allgemeine Bildungsanstalten, welche neben einem Theile der Gymnasialbildung, die für den grössten Theil des gewerblichen Lebens und die niedrige Beamtenlaufbahn nöthigen Kenntnisse in den Realien und neueren Sprachen gewähren. Diesem Ideale entsprechen unsere jetzigen „Höheren Bürgerschulen,“ an welchen das Latein den fünften Theil der Gesammtunterrichtszeit umfasst. Eine dritte Ansicht, vertreten durch die genannten Schulen ohne Latein, vindicirt der Realschule ebenfalls den Charakter einer allgemeinen Bildungsanstalt, aber sie verlangt, dass sie eine Bildung gebe, welche dem Bedürfniss der höheren gewerblichen Stände entspreche, den Mittelpunkt des Unterrichts bilden hiernach die Mathematik und die Naturwissenschaften; es reiht sich daran der Unterricht in den neueren Sprachen; das Latein wird ausgeschlossen, weil es kein lebendiges Element des gewerblichen Lebens und der modernen Gesellschaft ist. Die vierte Ansicht endlich hat ihren Ausdruck in der 1859 erlassenen Prüfungsordnung gefunden. Die Realschule ist hiernach dem Gymnasium als Bildungsschule coordinirt; beide theilen sich in die Aufgabe, die Grundlage der gesammten höheren Bildung für die Hauptrichtungen der verschiedenen Berufsarten zu gewähren. Die Realschule soll demgemäss nicht nur auf den höheren gewerblichen Beruf und die dahin einschlagenden höheren Fachschulen, sondern auch auf viele staatliche Berufsarten vorbereiten. Um dieser Aufgabe zu genügen, hält man es für unumgänglich nöthig, dass sie das Latein in ihren Plan aufnehme. Der Verfasser macht zunächst darauf aufmerksam, dass die zuletzt aufgeführte Ansicht über die Realschule in sich gespalten und inconsequent sei. Nach der Prüfungsordnung bereitet das Gymnasium für alle Berufsarten vor, die Realschule nur für die, zu welchen keine Facultätsstudien erforderlich sind; folglich sind beide nur theilweise coordinirt. Da ferner die Universitäten aus mehren Fachschulen bestehen, welche sich historisch ohne ein bestimmtes Princip zusammengesetzt haben und an anderen höheren Fachschulen (Gewerbeakademie, Bauakademie etc.) Mathematik und Naturwissenschaften ebenso gründlich betrieben werden müssen, wie auf der Universität, so ist principiell nicht einzusehen, warum die Realschulen, welche nach der Prüfungsordnung in den Naturwissenschaften und der Mathematik mehr als die Gymnasien leisten, keine genügende Vorbildung für das Universitätsstudium dieser Wissenszweige gewähren sollen. Die Realschulen erster Ordnung erstreben fast allgemein die Zulassung ihrer Abiturienten zu Facultätsstudien, sind aber unter sich nicht einig, zu welchen Studienfächern sie zugelassen werden sollen: es fehlt hier ebenfalls ein gemeingültiges Princip. Das Wesen dieser Schulen lässt sich also nur sehr unbestimmt angeben; sie sind allgemeine Bildungsanstalten, welche für den höheren Gewerbestand, einige Fachschulen und einige Beamtenlaufbahnen vorbereiten sollen.

Der Verfasser führt nun näher aus, wie die vier bestehenden Ansichten über die Realschule gleichsam der Niederschlag von ebensoviel Phasen in der Geschichte des preussischen Realschulwesens sind. Die Realschule war zuerst technische Fachschule, wie die Königliche Realschule zu Berlin unter Hecker; als man einsah, dass der Fachbildung eine allgemeine Bildung vorausgehen müsse, sollte der realistischen Richtung durch die höhere Stadtschule genügt werden, welche wie unsere höhere Bürgerschule an ein Fragment des Gymnasialunterrichts die Vorbereitung für den bürgerlichen Beruf anschloss. Das Princip der höheren Stadtschule wurde zuerst von Spilleke 1822 in seiner Abhandlung: „über das Wesen der Bürgerschule“ durchbrochen und zwei Jahre später durch die Gründung der Friedrich-Werderschen Gewerbeschule historisch überwunden. Nach dem Muster der letzteren suchte sich die Realschule bis gegen das Jahr 1840 zu gestalten. Seit diesem Jahr wurde durch die Bemühungen der Regierung, die in dem Bestreben, zum Mittelpunkt der Schule den Unterricht in den Naturwissenschaften, der Mathematik und den modernen Sprachen zu machen, „die

naturwissenschaftliche Praxis des Nützlichkeitsprincips" sah, das Latein unter mannigfachen Kämpfen allmählich zum obligatorischen Unterrichtsgegenstand des Realschullehrplans gemacht und zugleich die Realschule wissenschaftlich weiter entwickelt. Der Verfasser zeigt, wie auch die Realschule ohne Latein sich zu einer wissenschaftlichen Unterrichtsanstalt ausgebildet hat und gelangt zu dem Schlusse, dass historisch die Realschule erster Ordnung und die Realschule ohne Latein gleichen Anspruch darauf mache, das wahre Princip der Realschule zu vertreten. Da beide sich nur in Bezug auf das Latein wesentlich unterscheiden, und in dem Lehrplan der einen Schulgattung das Französische dieselbe Stelle einnimmt, wie in dem der andern das Lateinische, so ist es zunächst eine fundamental wichtige Frage, ob dem Princip der Realschule gemäss, das Französische die Aufgabe mit übernehmen kann und soll, welche dem Latein an derselben zugewiesen ist.

Um diese Frage zu lösen, untersucht der Verfasser im zweiten Capitel „das Princip der Realschule" in sehr eingehender Weise. Er weist nach, dass nach der historischen Entwicklung der Schulgattung ihr Princip jetzt nicht mehr aus dem Realismus, sondern wie das des Gymnasiums aus dem Humanismus abgeleitet werden müsse. Aus dem Begriffe der allgemeinen Menschenbildung werden nun zuerst die Unterrichtsgegenstände jeder Humanitätsschule deducirt; es sind 1. Religion, 2. Geschichte und Literatur und das wissenschaftliche Organ für beide, nämlich Sprache und Schrift; 3. Naturkunde, Gewerbekunde und reale Künste und als wissenschaftliches Organ Raum- und Zahlenlehre. Die allgemeine Bildung ist nicht ein bestimmtes Quantum von Kenntnissen in diesen Gegenständen, sondern nur das Produkt des unablässigen und eifrigen Bestrebens, sich in den bezeichneten Hauptzweigen des Wissens harmonisch auszubilden, d. h. so, dass nicht eine Geistesthätigkeit einseitig zum Nachtheil der anderen geübt werde. Jeder erreicht vermöge seiner Anlagen und vermöge des fördernden und hemmenden Einflusses, den die äusseren Verhältnisse auf ihn ausüben, einen verschiedenen Grad der allgemeinen Bildung; trotzdem ist die Art, wie die Einzelnen dieselbe erwerben, wieder vermöge der gemeinsamen Natur des menschlichen Geistes bis auf einen gewissen Punkt übereinstimmend. Jede wissenschaftliche Erkenntniss beginnt von den einfachsten und unmittelbar klaren Elementen der Anschauung und schreitet nach den Gesetzen der Logik zu immer complicirteren Gedankengebilden fort; so muss sie sich in Jedem aufbauen und daher kann auch die Schule ein für Alle gemeinsames Bildungsziel in den einzelnen Gegenständen setzen. Das Ziel, welches durch Unterricht bei Jedem erreicht werden muss, ist, dass er sich diejenigen Kenntnisse angeeignet hat, welche nöthig sind, um die durch das Leben gebotenen Bildungsmittel selbstständig benutzen zu können. Nun muss alles Lernen vom Nächstliegenden beginnen, um anschaulich zu sein; in der Religionskunde wird der Lernende also zunächst die Religionsgesellschaft kennen lernen, der er angehört, in der Geographie die Heimat etc. Aber der Unterricht muss in dieser anfänglichen Beschränkung doch darauf ausgehen, die allgemeinen Erscheinungen der Religion, der Geschichte, der Natur u. s. w. zur Anschauung zu bringen und daraus die elementaren Gesetze abzuleiten, welche jene Erscheinungen beherrschen. Jede Bildungsschule muss hiernach in allen Unterrichtsgegenständen eine anschauliche Erkenntniss des Naheliegenden und in Verbindung damit einen universellen, aber in seinen Hauptmomenten ebenfalls anschaulichen Ueberblick des Entferten geben und überall den Weg von den Erscheinungen zu den allgemeinen Formen zeigen. Nur so befähigt sie zum selbständigen Weiterschreiten auf dem Wege der allgemeinen Bildung. Denn der universelle Ueberblick ist nöthig, um sich in den durch das Leben gebotenen Bildungsmitteln zu orientiren; eine abgerundete Erkenntniss der elementaren Formen und Gesetze ist aber das eigentliche Organ zur Weiterbildung. Da nun das

Wesen der Wissenschaft darin besteht, die Erscheinung auf ihre Gesetze zurückzuführen, muss jede Bildungsschule, auch die elementarste, den wissenschaftlichen Sinn anregen; dies kann keineswegs ein Vorrecht des Gymnasiums sein. Ausserdem sind an die Methode der Bildungsschule überhaupt noch drei Anforderungen zu stellen: jede, nicht bloss — wie man gesagt hat — die Realschule, muss den praktischen Sinn, d. h. die Productivität der Schüler ausbilden, um durch Leichtigkeit der Production den Bildungstrieb zu wecken; jede muss diesen Bildungstrieb durch das Bewusstsein der Humanität zu einem ernsten Streben nach Bildung ergänzen, jede muss endlich eine ideale Gesinnung als festen Halt gegen den Materialismus des Lebens verleihen. Nachdem der Verfasser die Ansicht widerlegt hat, dass dem Studium der alten Sprachen vorzugsweise der Charakter der Humanitätsstudien zukomme, und dass das sprachlich-historische Studium an sich eine ideale oder vorzugsweise formale Bildung gebe, untersucht er, welche Modificationen der allgemeine Begriff der Bildungsschule zulasse.

Das Naheliegende soll in allen Unterrichtsgegenständen für Alle gleich anschaulich gemacht werden; das Entferntere gestattet dagegen eine Auswahl des Stoffes; das Wichtigste und Grundlegende muss indess auch hier auf allen Bildungsschulen gelehrt werden. In der Geschichtskunde muss also zunächst einem jeden die alte und die neue Cultur in ihren hervorragendsten typischen Erscheinungen und in ihrem allgemeinen Bildungsgange zur Anschauung kommen; ausserdem wird dabei das hervorzuheben sein, was für das Nächste, die vaterländische Cultur, am Wichtigsten ist. Daher nimmt aus dem Alterthum die Geschichte der Hebräer, Griechen und Römer, aus der Neuzeit die französische und englische den ersten Rang ein. Der Verfasser untersucht, in wie weit zur historischen Bildung die Kenntniss der Sprache jener Culturvölker gehört. Er findet durch eine specielle Analyse, dass die betreffenden Literaturen in Uebersetzungen besser zum Verständniss gebracht werden, als dies durch eine elementare Erlernung der Sprachen möglich ist. Er zeigt aber ferner, dass die Kenntniss einer fremden Cultursprache in der That die historische Bildung vertieft, wenn jene Sprache in ihrer vollen körperlichen Gestalt erfasst wird; dazu gehört, dass man sie in ihrem eigenthümlichen Laut und Klang höre und als Umgangssprache alle Lebensverhältnisse ausfüllen sehe. Man versetzt sich so aus der eigenen Beschränktheit heraus in eine neue Welt historischer Anschauungen und sieht die allgemeinen bei allen Völkern und in allen Zeiten wiederkehrenden historischen Formen nun von zwei Gesichtspunkten, nämlich nach den Vorstellungen der eigenen und einer fremden Nationalität, wodurch gleichsam ein „stereoskopisches Sehen" erzeugt wird. Die Kenntniss der alten Sprachen ist nun nach des Verfassers Ausführungen nicht im Stande, diese Wirkungen hervorzubringen: denn diese Sprachen unterscheiden sich von den lebenden zuerst dadurch, dass jede Nation sie nach den Gesetzen des eigenen Idioms ausspricht; die Umrisse ihrer Lautgestalt sind also gleichsam schwankend und verwischt. Die Schriftwerke, welche aus dem Alterthum übrig sind, stellen das Staatsleben, die Wissenschaft und die Kunst sehr fragmentarisch dar; überall ist der Blick in das Einzelne gehemmt, und das eigentlich Concrete, die Umgangssprache, schimmert nur noch hier und da hindurch. Somit ist die Erlernung der beiden neueren Weltsprachen (Englisch und Französisch) bildender, es wird dadurch auch das Nationalbewusstsein in höherem Grade gekräftigt; denn die Kräftigung desselben hängt nicht, wie man gewöhnlich annimmt, schlechthin von dem Contrast der in der fremden Sprache ausgedrückten Cultur zur eigenen ab, sondern davon, dass jene fremde Cultur eine gemeinsame Form mit der unsrigen hat, d. h. überall Vergleichungspunkte bietet und doch eigenartig entwickelt ist; in den alten Sprachen tritt aber die nicht minder grosse Eigenartigkeit der alten

Völker nach der Seite, welche die Kenntniss der Sprachen erschliesst, d. h. in den socialen Verhältnissen wegen der erwähnten mangelhaften Ueberlieferung weniger kräftig hervor und wo sie hervortritt, fehlt die Gemeinsamkeit der Cultur.

Unter den beiden neueren Weltsprachen vindicirt der Verfasser dem Französischen einen grösseren historischen Werth für uns, wegen des innigen Zusammenhanges, in welchem Frankreich seit der Völkerwanderung mit Deutschland stehe. Da aber jeder, der das Französische zur Fertigkeit und lebendigen Einsicht gebracht hat, später wegen der tausendfachen sprachlichen und historischen Verflechtungen zwischen Frankreich, England und Deutschland unausbleiblich den Trieb fühlen wird, sich auch das Englische anzueignen, so wird die Schule besonders wegen der Schwierigkeit der englischen Aussprache schon hierzu den Grund legen müssen, soweit die Harmonie der allgemeinen Bildung dies gestattet, d. h. soweit neben den andern nothwendigen Gegenständen Zeit und Kraft dazu bleibt. Hierdurch hat denn der Verfasser das Französische zur allgemeinen Grundlage des fremdsprachlichen Unterrichts in seinem Verhältniss zur historischen Bildung gemacht. Er widerlegt zunächst die Bedenken, welche dagegen geltend gemacht sind, dass nämlich das französische Wesen eine sociale Gefahr für unser Nationalbewusstsein enthalte, und dass das Französische keine pädagogische Sprache sei „wegen des verführerischen Reizes, mit dem darin eine allgemeine eudämonistische, das Ideale theils verleugnende, theils verunreinigende, Lebensauffassung wirke, ferner wegen seiner Verfälschung des Alterthums, sowie wegen des Mangels an wahrhaft klassischen Autoren.“ Der Verfasser zeigt, wie die angebliche sociale Gefahr — soweit sie überhaupt vorhanden ist — gerade durch die gründliche Kenntniss des Französischen gehoben wird, und wie die anderen Vorwürfe auf einer ganz einseitigen Auffassung beruhen. Er gelangt zu dem Resultate, dass die französische Literatur der drei letzten Jahrhunderte als Ausdruck der Kunst, des Staatslebens und der Wissenschaft das Verhältniss der französischen Cultur zu der unsrigen und zu der des Alterthums in klassischer Form und mit einem eigenthümlichen Reize darstellt. Man hat behauptet, „die moderne Bildung sei zu complicirt, als dass der Unterricht in einer neueren Sprache auf die Jugend bildend wirken könnte;“ damit verkennt man, nach der Ansicht des Verfassers, den eigentlichen Zweck dieses Unterrichts. Denn das Leben der Gegenwart umfasst auch die allereinfachsten Verhältnisse der Familie und Gesellschaft; von diesen Verhältnissen her muss der Sprachunterricht beginnen und erst allmählich in Wechselwirkung mit dem Geschichtsunterricht und der Anschauung des Alterthums zum lebendigen Verständniss der complicirten Zustände der Neuzeit führen. Nach diesem Grundsatz stellt der Verfasser einen Lehrgang des Unterrichts in der französischen Sprache nach dem Sprachstoffe fest, wodurch der gesammte sprachlich-historiche Unterricht eine organische Einheit bildet. Das Latein würde in diesem Organismus für die Bildungsschule überhaupt nur dann eine Stelle finden, wenn — wie die Prüfungsordnung behauptet — ohne dasselbe nur eine oberflächliche Kenntniss der französischen Grammatik und keine scharfe Unterscheidung der allgemeinen grammatischen Formen möglich wäre. Der Verfasser glaubt diese Behauptung indess nur widerlegen zu können, indem er nachweist, wie die französische Grammatik an einer Bildungsschule ohne Latein gelehrt werden muss und fährt also erst fort, den Begriff einer solchen Schule zu bestimmen. Nachdem er auseinander gesetzt hat, welche Modificationen der mathematisch-naturwissenschaftliche Unterricht zulässt und wie derselbe durch grössere Beachtung der Mischgebiete der Natur- und Geschichtswissenschaft zu einer Einheit mit den übrigen Fächern zu verbinden ist, leitet er aus dem allgemeinen Begriff der Bildungsschule ihre verschiedenen Gattungen ab.

Dass die Bildungsschulen differiren müssen, folgt aus der Verschie-

denheit in der Anlage und Lebensstellung der Schüler. Da der Staat weder das Recht, noch die Macht hat, den Beruf seiner Bürger zu bestimmen, so kann er nur erzwingen, dass Jedem das Mass von Bildung zu Theil werde, dessen er bedarf, um seine allgemeinen Pflichten als Staatsbürger zu erfüllen und sich in der niedrigsten Berufsphäre selbständig weiter zu entwickeln. Dies Bildungsmass gewährt die allgemeine Volksschule. Sie hat alle Unterrichtsgegenstände, die einer allgemeinen Bildungsschule nothwendig sind, muss aber den Unterricht in fremden Sprachen und der reinen Mathemathik aufgeben und kann den naturwissenschaftlichen Unterricht nicht in abgesonderte Fächer trennen. Innerhalb dieser Beschränkung kann sie den vier oben an jede Bildungsschule gestellten Forderungen genügen.

In denselben acht Lebensjahren, welche die Volksschule umfasst, sollen Gymnasien und Realschulen einen ähnlichen Bildungsabschluss (bis Ober-Tertia) gewähren, obgleich sie bis dahin in drei fremden Sprachen und in der reinen Mathematik unterrichten und die Naturwissenschaften gesondert treiben. Der Verfasser führt aus, dass dies unmöglich ist: drei Viertel der Schüler unserer höheren Anstalten werden zu einer dünkelhaften Halbbildung und zum verworrenen Vorstellen und Urtheilen erzogen. Das Latein trägt nach seiner Ansicht hierzu besonders bei. Eine Aenderung dieser Zustände ist nun durch Errichtung von Mittelschulen nach dem bekannten Plane des Stadtschulrath Hofmann zu Berlin möglich; an denselben würde nur eine fremde Sprache, nämlich das Französische gelehrt werden. Sobald der Staat die Berechtigung zum einjährigen Dienst nur an das Abgangszeugniss solcher Schulen knüpfte, würde er mit einem Schlage der Gesammtbildung der Nation einen ganz ausserordentlichen Aufschwung verleihen. Alle die, welche bei mittlerer Begabung zwar nicht dem Unterricht eines Gymnasiums oder einer Realschule folgen, aber wohl über den Kreis der Volksschule hinausgehen können, würden jene Mittelschulen nicht nur besuchen, sondern mit wenig Ausnahmen auch absolviren. Die höheren Bürgerschulen würden nach des Verfassers Meinung dann diese consequentere Form annehmen und die Provinzialgewerbeschulen wie alle niederen Fachschulen darin zugleich wirklich zweckentsprechende Vorbereitungsanstalten haben.

Der Unterrichtsplan der Volksschule und Mittelschule wurde dadurch bestimmt, dass Anlage und Lebensstellung der Schüler quantitativ beschränkend auf das Ziel der Bildungsschule einwirkten. Die Anlagen sind aber auch qualitativ verschieden und dies zeigt sich in den einzelnen Fächern durch verschiedene Befähigung zum Produciren. Der Verfasser geht die verschiedenen Anlagen durch und findet, dass sie sich in zwei Hauptrichtungen theilen: Anlagen zur realen und zur sprachlichen Production. Da die Bildungsschule die Entwicklung der Individualität zum Zwecke hat, wird sie die Talente in ihrer besonderen Richtung unterstützen, ohne dass dabei die Harmonie der allgemeinen Bildung beeinträchtigt wird. Dies kann, wenn jene Anlagen mit höherer allgemeiner Begabung verbunden sind, nicht auf derselben Schule geschehn; es sind dafür indess nur zwei Schulgattungen nöthig und hierin liegt der principielle Unterschied von Gymnasium und Realschule. Durch genaue Zergliederung dieses Unterschiedes weist der Verfasser nach, dass vermöge dessen die beiden höheren Schulgattungen in der That ihrem Begriffe nach coordinirt sind. Beide gewähren genau dieselbe allgemeine Bildung material wie formal; beide sind Humanitätsschulen für die hervorragenden Talente, denn beide führen ebenso wohl in das Verständniss der Natur wie in das der Geschichte ein; die „Culturarbeit der Menschheit schwebt dem Realschüler in ebenso bestimmten Bildern vor, wie dem Gymnasiasten," und bleibt ihm durchaus nicht, wie das Gutachten der Berliner Universität von den jetzigen Realschülern behauptet, „etwas mehr Aeusserliches." Auch die „klassische Bildung" ist bei beiden gleich gross und nicht weniger die

„moderne." Aber auf dem Grunde der gemeinsamen Humanitätsstudien pflegt das Gymnasium die individuellen Anlagen zur sprachlich-historischen, die Realschule die zur mathematisch-naturwissenschaftlichen Production, beide indem sie den gemeinsamen Bildungsgegenständen noch ein Plus hinzufügen: die Realschule in der mathematisch-naturwissenschaftlichen und realen, das Gymnasium in der sprachlich-historischen Methodik und Technik. „Höhere naturwissenschaftliche Wahrheiten" will hierbei die Realschule eben so wenig zum Verständniss bringen, wie das Gymnasium höhere historische oder sprachwissenschaftliche, wenn man nämlich unter höheren Wahrheiten diejenigen versteht, welche sich nur aus dem Einblick in das gesammte System einer Wissenschaft verstehen lassen; aber den Zugang zu dem System wollen beide Schulgattungen für je eine Hauptwissensrichtung eröffnen.

Zugleich folgert der Verfasser aus dem Princip des Gymnasiums, dass dasselbe die beiden alten Sprachen nicht der allgemeinen Bildung wegen, sondern als Grundlage der sprachlich-historischen Production aufnehmen muss, aber das Lateinische erst nach Absolvirung der französischen Formlehre in Unter-Tertia, das Griechische nach Absolvirung der lateinischen Formlehre, welche dann auf Grund des Französischen in einem Jahre bewältigt werden kann, in Ober-Tertia. Andererseits zeigt er, dass die Realschule das Latein auf jeden Fall ausschliessen muss, weil durch dasselbe nicht nur ihr Plan in Bezug auf die ihr eigenthümliche mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung beschränkt, sondern auch das Ziel des gesammten Sprachunterrichts vereitelt wird; weder im Französischen, noch im Lateinischen können bei der gegenwärtigen Einrichtung nennenswerthe Erfolge erzielt werden.

Obgleich der künftige Beruf des Schülers nicht bestimmend für die Organisation der höheren Schule ist, so bestimmt doch umgekehrt die von ihnen bewirkte allgemeine und zugleich individuelle Bildung die Wahl des Berufs und weil sie die beiden Hauptrichtungen der Talente darstellen, entsprechen ihnen auch die Hauptrichtungen der Berufsarten. Ist die Realschule dem Gymnasium wirklich coordinirt, so kann nach den Ausführungen des Verfassers letzteres nur auf das Sprachstudium und das historische Studium im weitesten Sinne, und ausserdem auf die darauf beruhenden Fachschulen, nämlich die theologische, juristische und einen Theil der philosophischen Facultät vorbereiten, die Realschule auf alle anderen höheren Fachschulen, alle gewerblichen Berufsarten und alle Staatsämter, wozu kein Facultätsstudium erforderlich ist. Wie aber das Gymnasium gerade im Interesse der Humanitätsbildung auch die Elemente des Englischen und Hebräischen in facultativen Stunden lehrt, damit das spätere Fortschreiten auf der Universität nicht durch die Erlernung der Anfangsperiode gehemmt werde, so wird auch die Realschule das aus äusseren Gründen für manche Berufsarten, zu welchen sie vorbereitet, nöthige Latein facultativ lehren. Der Verfasser behauptet, dass bei den Betheiligten in drei Jahren bei zwei wöchentlichen Lehrstunden Genügendes, ja mehr als jetzt an den Realschulen geleistet werden würde. Er wiederlegt ausserdem in allen einzelnen Punkten die Ansicht, dass auch die Kenntniss des Griechischen, also volle Gymnasialbildung für das Facultätsstudium der Mathematik, Naturwissenschaften und Medicin nothwendig sei. Nachdem er darauf hingewiesen, wie der jetzige anerkannt krankhafte Zustand der Realschule, die Entvölkerung ihrer oberen Klassen nur durch die falsche Position des Gymnasiums herbeigeführt ist, kommt er zu dem Schlusse, dass eine Abhülfe aller Uebelstände in unserem höheren Schulwesen nur durch völlige Neuregelung des Berechtigungswesens erfolgen kann. Sollen die höheren Schulen von den Mittelschulen deutlich geschieden werden, so müssen zuerst alle an mittlere Klassen geknüpften Privilegien aufgehoben werden. Die Mittelschulen in Verbindung mit Fachschulen und Fortbilduugsklassen, wo z. B. für künftige Subalternbeamte und Apotheker ebenfalls das Latein eine

elementare Berücksichtigung in facultativen Stunden finden kann, genügen für alle Berufsarten, welche jetzt die Mittelklassen höherer Schulen vorbilden. Ferner darf das Gymnasium nur zu den oben genannten Facultätsstudien, die Realschule nur zu den übrigen berechtigen, nicht beide oder eine zu allen. Die Frequenz der beiden Schulgattungen würde hiernach sich ausgleichen; in den letzten fünf Jahren hätte das Gymnasium danach 5900, die Realschule 5050 Abiturienten entlassen.

Der Verfasser zeigt schliesslich, dass nach der von ihm vorgeschlagenen Organisation das öffentliche Schulwesen seinem höchsten Ziele, dass Jeder nur durch seine Anlagen in seiner Bildung beschränkt und bestimmt werde, sich am meisten nähern würde. Da die Anlagen nicht schon zu Anfang der Schulbildung erkennbar sind, dürfen die Schulgattungen nicht zu früh auseinander gehen. Alle Combinationen zwischen Volksschule, Mittelschule und höheren Schulen, die bisher in diesem Sinne versucht sind, erscheinen aber als mangelhaft. Nach dem vom Verfasser entwickelten Begriff der Bildungsschule würden aber alle Kinder bis zum zehnten Jahre dieselbe Elementarbildung erhalten und Mittelschule und höhere Schule stimmen vom zehnten bis dreizehnten Lebensjahre der Schüler wesentlich überein; denn die erste Stufe des Französischen muss für Alle gleich sein; die reine Mathematik darf aber erst im dreizehnten Lebensjahre beginnen, vorher sind bei allen Schülern die Zahl- und Massverhältnisse des gewöhnlichen Lebens im Rechenunterricht durchzuarbeiten. Dies genügt, um die Freiheit der Entwicklung zu sichern. Ob ein Schüler die Fähigkeit hat, dem Unterricht einer Mittelschule mit Leichtigkeit zu folgen, kann man bis zum zehnten Jahre erkennen. Solche Schüler wären also, wenn sie unbemittelt sind, aus der Volksschule in Freistellen an Mittelschulen zu versetzen; letztere Anstalten würden ausserdem natürlich die Kinder bemittelter Eltern an sich ziehen, von denen viele geringere Begabung durch Fleiss ersetzen müssen. Da ein Wechsel der Schule für Schüler von mittlerer Begabung stets nachtheilig ist und überall Mittelschulen in grösserer Anzahl vorhanden sein würden als Realschulen und Gymnasien, so würde man vernünftiger Weise den höheren Schulen nur die Schüler übergeben, welche schon im zehnten Jahre entschiedene Talente zeigen. Meist wird es hierbei noch gleichgültig sein, ob man Gymnasium oder Realschule wählt. Hat ein Schüler die erste Stufe des Französischen (drei Jahre) absolvirt und dabei im letzten halben Jahre auch die ersten Schritte in die Mathematik gethan, so lässt sich in den allermeisten Fällen entscheiden, ob er der Quantität seiner Anlagen nach für eine der höheren Schulgattungen befähigt ist, und auch welche für ihn nach der allgemeinen Richtung seines Talents geeignet ist. Würde Jemand durch den Willen der Familie in eine falsche Bahn gedrängt, so würde sich dies, da die Mehrzahl der Schüler auf den höheren Anstalten begabt wären, meist bald durch Rückschritte rächen, und da bei gleicher allgemeiner Bildung anfangs die beiden höheren Schulgattungen nur allmählich auseinander gehen, so wäre mit vierzehn Jahren ein Uebergang für entschiedene Talente mit Verlust eines halben Jahres noch leicht zu bewerkstelligen. Ebenso würde man geringere Talente nun leichter zum Uebertritt nach der Mittelschule bestimmen, welche ja den Zugang zu den mittleren Sphären aller Berufsarten eröffnen, durch die niederen Fachschulen ausserdem eine weitere Aussicht darbieten und durch die Berechtigung zum einjährigen Dienst eine besondere Anziehungskraft ausüben würde. Die besonderen Talente, welche gegenwärtig oft unerkannt verloren gehen, würde man nun an Mittelschulen nach den höheren mit Unterstützung der Mittellosen hinüberleiten.

Der Verfasser hält dies für den Weg, die Universität und die übrigen höheren Fachschulen nur mit den Berufenen zu füllen und zu bewirken, „dass in den höheren Ständen die Aristokratie der Geburt und des Geldes mit der Aristokratie des Geistes in unbeschränktem

Umfange nach dem Preis der Bildung ringe." Zugleich würde gerade hierdurch die Bildung der gesammten Nation und aller Stände eine wirkliche Einheit erlangen. Nachdem er darauf hingewiesen, wie die Reorganisation in jeder Beziehung wohl ausführbar ist, und wie bei der jetzigen gleich mangelhaften Gestaltung des Gymnasiums und der Realschule das Berechtigungswesen sofort regulirt werden kann, zieht er aus allem bisher Nachgewiesenen das Resultat, dass eine befriedigende Lösung der Realschulfrage, ja der gesammten Unterrichtsfrage hauptsächlich davon abhängt „ob der Unterricht in der französischen Grammatik im Stande ist, die allgemeinen Sprachgesetze so klar und lebendig zum Bewusstsein zu bringen, dass er zur Grundlage des fremdsprachlichen Unterrichts gemacht werden kann. Er behauptet, diese Frage ist zu bejahen, wenn die jetzt übliche Methode der französischen Grammatik durchgreifend umgestaltet wird.

Worin diese Umgestaltung bestehen muss, sucht er im dritten Kapitel der Abhandlung aus den vier Anforderungen abzuleiten, welche er überhaupt für die Unterrichtsmethode an eine Bildungsschule aufgestellt hatte: die Grammatik muss wissenschaftlich und praktisch sein, die Humanität und die ideale Gesinnung befördern. Als Hauptrichtschnur stellt er aber Folgendes auf: der Unterricht in der Sprache, welche die Grundlage der allgemeinen Bildung sein soll, muss so eingerichtet werden, dass zu Anfang die Aufmerksamkeit des Schülers auf die scharfe Beobachtung der grammatischen Grundformen in der Muttersprache concentrirt wird, und zuletzt dennoch der Lernende sich ganz in das fremde Idiom hineinversetzt hat. Der Gang des Unterrichts in der französischen Grammatik bestimmt sich hiernach. In den ersten drei Jahren soll der Schüler an der französischen Formenlehre die allgemeinen Formen und syntaktischen Verhältnisse der Muttersprache lernen, in den drei folgenden Jahren an den Eigenthümlichkeiten der französischen Syntax, welche aber dann nicht nach dem Schema der Redetheile behandelt werden darf, die Eigenthümlichkeit der deutschen Sprachformen. Der Verfasser stellt die hieraus folgenden grammatischen Pensa der drei ersten Jahre bis ins Einzelste fest, indem er dabei immer vergleicht, was das Latein in derselben Beziehung ohne das Französische leistet und was es leisten würde, wenn das Französische vorausginge. Die Umgestaltung der Syntax im Anschluss hieran wird nun kurz angedeutet. Wir werden auf die technischen Einzelheiten bei einer späteren Kritik der Arbeit zurückkommen. Die Abhandlung schliesst mit den Worten:

„Ich glaube gezeigt zu haben, dass der französische Unterricht in steter Wechselwirkung mit dem deutschen vollständig geeignet ist, als Grundlage der gesammten Sprachbildung zu dienen, und dass das Latein hierzu nicht geeignet ist. Es handelt sich darum, die Schule von todten Formen zu befreien, welche den jugendlichen Geist in seinen ersten Regungen lähmen. Als die Reformation die Kirche von der Herrschaft des Latein befreite, hob sie nicht den Zusammenhang mit den Quellen unseres Glaubens auf, sondern knüpfte denselben fester. So wird auch die Befreiung der Schule den Zusammenhang unserer Cultur mit dem Alterthum nur fester knüpfen, indem dann die, welche die Sprachen noch lernen, fähig werden, sie für alle übrigen zu beleben. Im vorigen Jahrhundert, als die Realschule entstand, war eine solche Reform freilich noch nicht möglich. Damals wollte Friedrich der Grosse auch in der Vorbildung für den praktischen Beruf mit Recht „das Lateinische nicht entbehren." Jetzt ist durch die tiefere Ergründung des Alterthums und die vergleichende Sprachforschung die Sachlage verändert; gerade weil der Geist des grossen Friedrich unserem Staate innewohnt, wird unsere Verwaltung die Zeichen der Zeit beachten. Die Realschule aber ist ihrer historischen Entwicklung gemäss berufen, in dem Befreiungswerke voranzugehen."

Dr. Gockel, Lehrbuch der deutschen Schriftsprache für Mittelschulen. Erste Abtheilung: Sprache der Prosa. Dritte Auflage. Karlsruhe bei Chr. Fr. Müller. 1866.

Dass die Fertigkeit in einem verständlichen und schönen Gedankenausdruck in der Muttersprache für alle Lagen des Lebens von höchster Wichtigkeit sei, ist eine längst anerkannte Thatsache, und ebensowenig wird der Satz ernstliche Anfechtungen erleiden, dass in dem Grad der genannten Fähigkeit ein fast untrüglicher Massstab zur Beurtheilung der geistigen Entwicklungsstufe des Gebildeten gegeben sei.

Sind nun aber die Gelehrten und Ungelehrten über das „Was“ in der beregten Sache zwar einig, so gehen dennoch ihre Wege über das „Wie“ vielfach auseinander, und während die Einen meinen, die Fertigkeit im Deutschen Styl solle aus andern Lehrzweigen herauswachsen,* verlangen Andere, es sollen natürliche Anlagen und praktische Uebungen die Stelle jeder Anleitung versehen, und wieder Andere verirren sich, um jedem Styl seine Individualität zu wahren, so weit, dass sie die Aufstellung bestimmter Regeln für die schriftliche Darstellung geradezu für unmöglich oder doch mindestens für bedenklich erklären. Wir sind der Ansicht, dass, wer den Zweck will, auch das Mittel wollen müsse, und dieses erblicken wir in unserm Fall eben nur in einer eigenen Disciplin, welche unter den Lehrgegenständen unserer höheren Bildungsanstalten die Lücke zwischen Grammatik und Rhetorik ausfüllt — in einer Stylistik. — Aufgabe dieses Aufsatzes soll es nun sein, zu untersuchen, wie das überschriftlich genannte Lehrbuch den Versuch zur Lösung des genannten Problems angestellt hat.

Was zuerst die Anordnung des Lehrbuches angeht, so enthält dasselbe zwei Theile, deren erster dem schriftlichen Vortrag im Allgemeinen gewidmet ist. Im ersten Abschnitt dieses Theiles, welcher von dem Gedankenstoff handelt, werden in den beiden Capiteln von der Sammlung und Ordnung der Gedanken die nöthigen Grundlagen zur Anfertigung eines Aufsatzes gelegt und besonders für die zur Auffindung des zu einem solchen erforderlichen Stoffes — natürliche und künstliche — und für die Einrichtung desselben — Eingang, Abhandlung mit Disposition, Schluss — schätzenswerthe Aufschlüsse gegeben. Der zweite Abschnitt, welcher die Gedankenform oder die allgemeinen Stylregeln zum Gegenstande hat, wird vom Verfasser selbst als der Kern des Lehrbuches angesehen — und mit Recht. Denn hier sind jene Regeln nicht etwa mit einigen allgemeinen Winken abgethan, wie beispielsweise in der sonst brauchbaren und schon 1865 in achter Auflage erschienenen Ritsertschen Lehre vom deutschen Styl, sondern unter den beiden Hauptanforderungen an den Styl — Verständlichkeit und Schönheit — ist der Gegenstand durch eine Reihe von Paragraphen hindurch (§ 115—348) in fein distinguirender Weise behandelt und jeweils durch unrichtige, sammt und sonders aus dem Leben stammende Beispiele belegt. Der zweite Theil — vom schriftlichen Vortrag im Besonderen — führt den Schüler dann durch vier Abschnitte hindurch in die besonderen Vorträge im Allgemeinen ein — Abhandlungen (Schilderungen, Begriffsentwickelungen, Begründungen), Briefe, Geschichtsaufsätze und Reden, von denen der letztgenannte Stoff eines ursprünglich unter dem Titel „Sprache der Beredsamkeit“ angekündigten dritten Theiles des Lehrbuches in der dritten Auflage desselben neu hinzugekommen ist — eine Vermehrung des Buches, die gewiss auch zugleich als eine dankenswerthe Bereicherung desselben angesehen

* In wie weit dieselben dem angegebenen Zweck allerdings mehr förderlich dienen können, will Recensent demnächst in einem Schulblatte besprechen.

werden darf. Den Schluss bilden (Muster-) Beispiele zu den letztgenannten vier Abschnitten.

Wollen wir nun auch noch mit einigen Worten auf die Brauchbarkeit des Buches zurückkommen, so leuchtet dieselbe dem kundigen Auge schon aus der oben verzeichneten wohl durchdachten und weise gewählten Anordnung des gesammten Lehrstoffes von selbst ein: wir haben in diesem Werk einen Organismus, nicht etwa ein Conglomerat vor uns liegen — eine Eigenschaft, die ihres wohlthuenden Einflusses selbst auf den minder Gebildeten niemals verfehlt. Wenn ferner nach der Ansicht des Verfassers sowohl wie des Recensenten die Grenzen einerseits nach der Grammatik und andrerseits nach der Rhetorik hin keine bestimmt gezogene sind: so erscheint in dem Lehrbuch selbst nach beiden Disciplinen hin der Zusammenhang aufs innigste hergestellt und die Stylistik ist stets der Stamm, welcher in jener wurzelt und in dieser gipfelt. Die Stylregeln selbst bekunden Schritt für Schritt gründlichste Sprachkenntniss und feinsten Darstellungstakt, während die Anleitungen zu wirklichen zusammenhängenden Arbeiten auch dem in den leidigen Aufsätzen Ungeübtesten eine Masse von Schwierigkeiten schon von vorn herein aus dem Weg räumen und ihm so die Arbeit leichter und — was mehr heissen will — nach und nach lieber machen. Nicht zum Geringsten schlagen wir endlich den Styl des Stylbuches selbst an. Man mag unserthalben sagen, dass darin kein Compliment liege; wer uns aber recht verstehen will, der lese das Buch und sage sodann, ob nicht schon die blosse Lectüre des Buches eine stylistische Uebung und — einen ästhetischen Genuss bietet.

Der Hauptvorwurf, welchen man dem Werkchen gemacht — zu grosse Ausführlichkeit — ist uns nicht unbekannt: aber einerseits vermögen wir demselben keinen weitern Werth beizulegen als die Vorrede selbst es thut, andrerseits bildet der Gegenstand desselben nach dem oben Gesagten in gewissem Sinne sogar einen Vorzug. Wenn wir deshalb das Buch in seines ersten Theiles dritter Auflage nicht nur einzelnen Classen der Gelehrten- und Realanstalten, sondern auch den obern Abtheilungen der erweiterten Volks- und höherer Mädchenschulen, sowie endlich den Lehrerseminarien und dem Privatgebrauch bestens empfehlen, vollziehen wir einfach einen Act pädagogischer Ueberzeugung. Und zu solcher konnte Einsender wohl gelangen, denn einmal dankt er dem Buche als Schüler seine eigene Einführung in die deutsche Stylistik, freilich noch durch die kundige Hand des wissensreichen und liebenswürdigen Verfassers selbst; sodann hat er als Lehrer in den verschiedenartigsten Stellungen und zu den manigfaltigsten Zwecken sich desselben als eines Leitfadens immer nur mit dem günstigsten Erfolge bedient.

Karlsruhe. Eduard Nickles.

Aus F. G. Jacobi's Nachlass. Ungedruckte Briefe von und an Jacobi und Andere. Nebst ungedruckten Gedichten von Göthe und Lenz. Herausgegeben von Rudolf Zoeppritz. 2 Bde. Leipzig, Engelmann. 1869. 3 Thlr. 10 Sgr.

Der Herausgeber des vorliegenden Werkes hatte die Absicht, eine Biographie Jacobi's zu schreiben. Krankheit hat ihn bisher davon abgehalten. Als Ersatz bietet er der Lesewelt zunächst eine reiche Nachlese von Briefen zu dem von Roth herausgegebenen auserlesenen Briefwechsel. Vorzugsweise behandeln die Briefe philosophische Fragen, haben also Werth für die Geschichte der Philosophie, so namentlich die zahlreichen Briefe Reinholds,

Brinckmanns, auch die von Fries, Neeb, Fichte, und da die heutige Zeit über die Streitpunkte zwischen Jacobischer, Reinholdscher, Fichtescher Philosophie hinaus ist, so ist zweifelhaft, ob ein grosser Theil der Mittheilungen heute noch auf Theilnahme rechnen kann, ob nicht auch hier eine Sichtung wünschenswerth gewesen wäre. Daneben aber enthält das Buch Vieles, was auch jetzt noch allgemeines Interesse erregen muss; dahin gehören die siebenzehn Briefe, welche sich um Stolbergs Uebertritt zum Katholicismus drehen, viele Briefe, welche sich auf die bekannten Münchener Kämpfe zwischen Aretin und Jacobi, Jacobs, Thiersch u. s. w. beziehen; man begegnet gern dem unermüdlichen Kämpen Voss; ferner andere, welche einen Blick in das politische Leben am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts und die Eindrücke auf die hervorragendsten Männer Deutschlands gewähren. Die Goetheana (darunter eine Anekdote zu Werthers Leiden) und Langiana sind nicht von grosser Bedeutung. Dagegen enthält das Buch einen köstlichen Brief von Lessing, den wir als das beste bezeichnen möchten; in demselben schreibt ganz in seiner herrlichen Weise Lessing über das alberne Gerücht, dass er aus eigener Verliebtheit in seine Stieftochter sie bei sich behalte und von dem Verkehr mit den Verwandten mütterlicher Seits zurückhalte; obschon der Brief nur abschriftlich erhalten ist, so ist für den Kenner Lessings kein Zweifel, dass er von diesem herrühre. — Nächst diesem ist von hohem Interesse ein Brief von Betty Jacobi (Jacobi's Gattin) an Sophie la Roche, 2. Bd., S. 181, über Lessings Tod, in Einzelnem abweichend von der Darstellung bei Guhrauer, welche sich auf den Bericht von Lessings Stieftochter stützt; da diese aber ihre Aufzeichnungen in hohem Alter machte, so ist nicht ganz sicher, ob dieselben noch genau sein konnten; bei der engen Verbindung des Jacobischen Hauses mit Lessing verdient die neue Mittheilung allgemein bekannter zu werden. Ein zweiter in anderer Beziehung interessanter Brief, von Brinckmann an Jacobi vom 2. Juni 1801, enthält ein Urtheil über Schillers Maria Stuart, das sich sehr ketzerisch ausnimmt. Diese beiden Briefe lassen wir hier folgen.

1) Betty Jacobi an Sophie la Roche. Düsseldorf 9. März 1781. Weil ich daran zweifele, dass Sie genaue Nachrichten von Lessings Tod haben, will ich sie Ihnen von Leuten geben, die immer um ihn waren.

Er war in Braunschweig, und am 3. Februar ward es ihm bei Davisons sehr übel. Man trug ihn nach Hause, und er brachte die Nacht verschlossen in seinem Zimmer zu. Den Morgen darauf kann er sich kaum besinnen und man liess die Tochter von Wolfenbüttel kommen. Inmittelst werden Aderlässe und sonstige Mittel versucht, und sein Befinden ist abwechselnd. Am Sterbetag den 15. Februar war er vorzüglich heiter. Eine halbe Stunde ehe er starb, hatte er noch Besuch bei sich und liess sich aus Schlözers Briefwechsel das dumme Verfahren der Jülich- und Cleveschen protestantischen Geistlichkeit vorlesen. Auf einmal springt er aus dem Bette, hat eine starke Ausleerung, kommt zurück ins Zimmer, legt seinen Kopf wider den Thürpfosten, mit dem Todesschweiss an seinen Haaren. Er legt sich selbst ins Bett und sagt zu seiner bestürzten Tochter: „Sei ruhig, Maalchen!" Darauf reicht er seinen Arm zum Aderlass, und als man ihm sagt, ängstigen Sie sich nicht, entschlummerte er mit lächelndem Blick. — Sein Tod hat ihm einigermassen geahnt, denn als an seinem Sterbemorgen Herr Justizrath v. Ungar begraben wurde, und sein Lohnlaquay bei diesem Begräbniss gebraucht wurde, sagte ihm Lessing des Nachmittags, er sollte machen, dass er mit seinem Begräbniss fertig würde, damit er seines ausrichten könnte. Einige Stunden drauf liess er ihn nochmals rufen und sagte, es wäre gut, dass er fertig wäre. In den letzten Tagen ist er oft allein gewesen, um seine Gedanken zu sammeln, und er ist dem Tod wie ein Held entgegengegangen.

Sein Begräbniss ist vom Herzog recht anständig besorgt worden. Er liegt auf dem Magnie-Kirchhof neben einer Tanne, welcher man noch einige

zugesellen wird. Der Herzog wird ihm auch ein Monument setzen lassen. Das Postument soll von Blankenberg kommen und darüber eine Urne von weissem Marmor gesetzt werden. Der Medailleur Krull hat seinen Kopf in Gyps gegossen und wird ihn noch prägen. Nachdem man seinen Leichnam geöffnet, hat man gefunden, dass er an der Brustwassersucht gestorben. Was bei andern Menschen Knorpel ist, ist bei ihm alles Knochen gewesen."

2) Brinckmann an Jacobi. Hamburg, 2. Juni 1801.

„Uebrigens las ich im Wagen Schillers Maria Stuart, und zwar mit grosser Theilnahme, nur weiss ich nicht, was am meisten meine Theilnahme erregte, die unglückliche Marie oder der weit unglücklichere Dichter. Ich bin erstaunt über die mir unbegreifliche Erbärmlichkeit dieses Machwerks. Ich glaubte lange, es sei durch eine verkappte Bosheit der Schlegels entstanden, die den Schiller nie als Tragiker haben leiden mögen, und daher dies Ding unter seinem Namen geschmiedet hätten, um das Publikum völlig auf ihre Seite zu bekommen. Eine blos verfälschte Abschrift erklärt das schreckliche Fänomen nicht; denn Plan, Anlage, Charakter und Ausführung sind sehr harmonisch zu Einer Missgeburt verschmolzen. Soviel Mühe hat sich wohl noch nie ein Dichter gegeben, die historischen Charaktere zu verändern, um sie nur ästhetisch platter und unzusammenhängender zu machen. Welch eine durch und durch verächtliche Elisabeth, aller historischen Grösse auf das scharfsinnigste entkleidet! Um das Theilnehmen an der Maria zu schwächen, wird die durch sie bewirkte Ermordung ihres Gemahls von ihr und allen ihren Freunden, als eine Jugendschwäche — — — — (Lücke) — — — aus der Lucinde; nur hat Schiller sein Original darin nicht erreicht, dass dieses auch die Weiber eben so frech reden lässt, und so benimmt sich denn seine Maria hierbei mehr komisch wie tragisch. Sie sagt eigentlich nichts als: Nein, lassen Sie mich doch — was soll das? — ich werde schreien — und Gott weiss, ob nicht am Ende noch mehr Handlung in das Stück gekommen wäre, wenn nicht ein Geschrei von aussen den amoureusen Wechselgesang von innen unterbrochen hätte.

Merkwürdig ists, dass Mortimer, sobald er recht toll wird, anfängt in Reimen zu sprechen, wahrscheinlich afin que la rime et la raison ne manque point à la fois. Marie widersteht anfangs wenigstens dieser Unanständigkeit; wie sie aber nach und nach aus aller metrischen Fassung kommt, so reimt sie — eben so schlecht wie er, und schliesst endlich die Scene mit einem recht frommen Quatrain, worin sie ihre Amen bittet, sie noch in Schutz zu nehmen gegen ihren ungestümen Liebhaber. — So frech indessen Mortimer hier gegen die unglückliche Königin erscheint, so höflich wird er hernach, als er sich selbst ersticht, um nur nicht Leicester zu compromittiren, sobald er sich von der grenzenlosen Nichtswürdigkeit dieses Schurken völlig überzeugt hat!

In allen Schillers Arbeiten pflegt man sonst herrliche Sachen zu finden, wenn auch an unschicklicher Stelle; dies Schauspiel hält sich beinah ganz gleich. — Allerdings ist die Scene, wo Maria zuerst ins Freie tritt, nicht ohne Verdienst, nur hat sie ein gewisses Operncolorit, das mir nicht recht gefällt. Ihr Antheil an dem Gespräch mit Elisabeth ist schön und bisweilen vortreflich, zumal als sie zuletzt mit Würde der Mässigung entsagt und in eine wirlich motivirte Heftigkeit ausbricht. — Aber der Eindruck, den das ganze Stück hinterlässt, ist fatal in jedem Sinne des Wortes, und beim Beurtheilen desselben wird man ganz unwillkürlich zum — Schlegel.

Vielleicht werde ich mein Urtheil nach öftern Lesen mildern, aber zurücknehmen werde ich es gewiss nie; Schiller müsste mir denn noch unwidersprechlicher als Fichte dem Reinhold beweisen können, dass ich ihn durchaus nicht verstanden hätte."

Herford. Dr. Hölscher.

Glossarium des XIV. oder XV. Jahrhunderts, herausgegeben von Dr. Sachse:

(Jahresbericht über die höhere Knabenschule Potsdamer Strasse No. 3, durch welchen zu der Mittwoch den 30. März 1870 Vormittags von 9—1 Uhr und Nachmittags von 3—5 Uhr stattfindenden Prüfung ganz ergebenst einladet der Oberlehrer Dr. Sachse.)

Der rastlos thätige Dr. Sachse bringt uns, wie wir's schon seit Jahren gewohnt sind, wieder eine kleine Arbeit gelegentlich seiner Jahresprüfung: es ist ein bairisch-österreichischer Vocabularius aus dem funfzehnten Jahrhundert. Man darf eigentlich bloss bairisch sagen, um die Heimat dieser Baiern und Oesterreich eigenen Sprache zu bestimmen: doch hat sich der Pleonasmus einmal so festgesetzt. Solcher Vocabularien gibt es eine unendliche Zahl, aber landschaftlich ist doch jedem wieder eine vortheilhafte Seite abzugewinnen. Lorenz Diefenbach hat in seinem Ergänzungsbande zu Du Cange-Henschel und in seinem Novum Glossarium (1867) viele solcher Vocabularien nach ihrem bessern Inhalte zusammengestellt und mitgetheilt. Es haben darum die Programme vor allem ihre Pflicht zu thun und besonders die oft schätzbarsten Wörterbücher zu mustern und aus Privat- und öffentlichen Bibliotheken zu heben, was zu heben ist. Hauptsächlich ist man es den niederdeutschen vielen noch immer rastenden, ruhenden handschriftlichen Vocabularien schuldig. — Unser Vocabularius trägt ganz deutlich das Zeugniss seiner Heimat in der Tasche bei sich; alle consonantischen und vocalischen Gesetze könnte die bairische Grammatik brauchen, ebenso Koberstein zur Vergleichung in seinen Suchenwirt'schen Quaestiones. Sachse führt gleich auf Seite 1 eine Anzahl Wörter mit bairischem Consonantismus auf: *p*erg, *p*ern, *p*awm u. s. w. Wir erinnern an die heutigen Familiennamen: *P*erger, *P*rintner, *P*inder u. s. w. Der Wechsel von *b* und *w* und umgekehrt schoss bekanntlich arg ins Kraut; so auch hier, wo wir einen scheint es nicht besonders gebildeten Schreiber annehmen dürfen: *b*eissag, vates, videns; *b*agen (der) an dem himel, ursa major; *b*olfman, *b*intermanet. Die *ch*, *ckch* spielen auch hier ihre volksthümlich wilde Rolle. Die *ei* für î sind vollauf schon häuslich und häblich da; ebenso die Merkmale *eu* für *iu*, *û*. Die abgeschwächten Participien auf *—und* begegnen des öftern: reit*und*er, equester, *ave-chef* 25a dürfte wol in *nave* zu bessern sein. Schwi*g*pogen, fornix 9b hat höchst assimilirtes *b* f. *g*.

Eine grosse Anzahl echt bairischer Wörter begegnet uns hier auch. Mögen recht viele Lehrer an diesem Büchlein Sachse's ein Beispiel nehmen und uns bald mit ähnlichen arbeiten erfreuen.

Anton Birlinger.

Miscellen.

Dictionnaire Royal françois et anglois. Par Monsieur Boyer. A la Haye. 1702. Ein Beitrag zur Geschichte der Orthoëpie des Französischen und Englischen.

Die Zahl der Biglotten mit Aussprachebezeichnung, welche allein geeignet sind, ein sicheres Bild für den Stand der Aussprache zu gewähren, ist für die ältere Zeit nicht bedeutend. Das vorliege Werk, eine durchaus fleissige und sorgfältige Arbeit, geht zwar nicht soweit zurück wie Palsgrave, gehört aber doch seiner Entstehung nach in die Zeit gleich nach Beza, de recta Francicae linguae pronunciatione; es erschien unmittelbar nach Furetiere und dem Dictionnaire de l'Académie. Es behandelt die Aussprache keineswegs systematisch, sondern nur gelegentlich wird bei Beginn jedes neuen Buchstabens, auch sonst hier und da bei schwierigen Wörtern das Nöthigste für seine Aussprache hinzugefügt; aus dem Schweigen des Verfassers ist also kein sicherer Schluss zu ziehen, sondern nur aus seinen wirklichen Angaben. Für das Französische aber sowohl als für das Englische, wo derartige Arbeiten fast noch seltener sind, ergiebt sich aber auch so eine ganze Reihe von interessanten und zuverlässigen Bemerkungen. Boyer ist der lexicalischen Arbeit der damaligen Zeit überall mit Fleiss und Besonnenheit nachgegangen; ausser seinen eigenen Sammlungen benutzte er für das Französische die Dictionnaires von Richelet, Furetiere, Fachard, der Académie françoise, die Bemerkungen von Vaugelas, Menage und Bouhours; das Englische ist „collected chiefly out of the best dictionaries, and the works of the greatest masters of the English tongue; such as Archbishop Tillotson, Bishop Sprat, Sir Roger l'Estrange, Mr. Dryden, Sir William Temple, etc;“ bei der Abfassung bediente sich Boyer, der französischer Protestant und gelehrter Kenner des Englischen war und wohl in England, jedenfalls unter Wilhelms III. Schutze (cf. Préface) lebte, des Beistandes mehrerer gelehrter Engländer, so seines Freundes Savage, der ausserdem selbst noch über tausend Wörter beisteuerte. In der Wahl der französischen Wörter folgt er meist der Academie, ordnet aber alphabetisch, nicht nach Stämmen; veraltete, figürlich oder burlesk und ähnlich gebrauchte Wörter sind besonders bezeichnet: gross ist der Reichthum an sprichwörtlichen und sonst merkwürdigen Wendungen und Redensarten. Die Schreibart der Academie ist meist angenommen, aber die alte meist erwähnt. Für die französische Orthographie bezeichnet Boyer ein juste milieu zwischen den verschiedenen Bestrebungen, für das Englische wohl überhaupt einen bedeutenden Fortschritt in der Lexicographie. Sein Buch, jetzt wohl ziemlich selten, ist weder von

Gerberding in seiner Abhandlung über die orthographischen Reformversuche der ältesten französischen Grammatiker, Berlin 1868, erwähnt, noch in dem umfangreichen Buche von Firmin Didot, Orthographe ou Orthographie française. zweite Auflage. Paris 1868, der doch sonst selbst Unbedeutendes sorgfältig registrirt und eine immerhin bedeutende Arbeit, wie die Boyer's nicht hätte übersehen dürfen. Wir theilen deshalb im Folgenden das mit, was über die Aussprache gesagt wird und deshalb orthoëpisch von Interesse erscheint; es wird dabei seine wie schon erwähnt vermittelnde Orthographie gleichzeitig zur Anschauung kommen, da wir genau citiren. Das wohlerhaltene und an Druck und Ausstattung den bekannten Ruhm der alten holländischen Druckereien rechtfertigende Buch unterscheidet sich an Klarheit und Uebersichtlichkeit vortheilhaft von vielen jetzigen Wörterbüchern; das uns vorliegende Exemplar stammt aus einer alten Privatbibliothek, aus der es durch die Güte eines Freundes in unseren Besitz überging.

Premiere Partie,

qui contient le François devant l'Anglois.

A. A. *The first Letter of the Alphabet in all Languages, and first of the five Vowels.*

A *in French, sounds like* A *in English, in these Words, Fall, War. Ex.* Cadavre, *a Corps*, Attaquer, *to Attack.*

Exceptions.

1. *When* A *goes before an* ï *marked with two Tittels, or before an* y, *then it sounds like the English* A *in these words, Make, Plate. Ex.* Païs, *Country*; Playe, *Plague, Wound.*

2. A *is mute (or not pronounced) in these words*, Saone, *the Name of a River;* Saoul, *satisfied, fulled;* Aout, *August; and in in the second Syllable of* Extraordinaire, *Extraordinary, which are thus pronounc'd*, Sone, Sou, Souler, Out, Extrordinaire.

ABC. *S. M.* (*on prononce* Abécé, l'Alphabet) *Abc, Abce, or Cris-cross-row, the Alphabet.*

ALCHYMIE, *S. F. prononcez* Alquimie.

APOSTRE, *S. M. Pron.* Apôtre.

APPREST, *S. M. Pron.* apprêt.*)

ARRHE, *S. F.* (*Il n'est guere usité au singulier, au Pluriel on prononce* Erres *c'est l'argent qu'on donne, pour l'asseurance de l'execution d'un marché*) *Earnest, or Earnest Penny. Money given for the striking up of a Bargain.*

ASNE, *Pron.* Ane, *S. M.*

ASTHME, *Pron.* asme *S. M.*

AUTOMNE, *S. F. ou M. Pron.* Autonne.

B. *S. M. The second letter of the Alphabet is sounded* bé *in French.*

R. *According to the new way of spelling this letter is left out in many words, wherein it stood before. And first, before an* V *Consonant, as in* Devoir, *to ow; Féve, a Bean &c. which formerly were thus written*, Debvoir, Febve. *Secondly, in these Words*, Soûs, *under;* Sûjet, *Subject;* Doûte, *Doubt;* Doit, *he owes;* omettre, *to omit; with their Derivatives, which formerly were spelled thus*, Soubs, Subject, Doubte, Doibt, Debte, Obmettre.

BALDACHIN, *Prononcez* Baldaquin *S. M.* (*Dais qu'on porte sur le S. Sacrement, &c. parmi les Catholiques R.*) *a Canopy.*

---

* *Bei* appast (*i. e. appât*) *fehlt diese Bemerkung; man sprach also das s wohl noch; ebenso bei* arrest, arrester, *aspre, aulne und zahlreichen anderen Fällen von später verstummten Consonanten.*

C. *S. M. is the Third Letter of the French Alphabet.*

This consonant has two different sounds. I. it sounds like a K *before the Vowels* A, O, U: *II. It Sounds like an* S *before the Vowels* E, I; *and before the other three when it has a Cerilla under it; thus,* ç. *This Cerilla is called Cedille by the French, and* ç à queüe *by their printers.*

CLEF, *S. F. Pron. clé.*

COL, *S. M. Pron.* Cou.*

COLOMNE, *S. F. Pron.* Colonne, *a Collumn.*

COSTE, V. Côte, *and its Derivatives accordingly.*

Costier, re, *Adj.* (*On prononce l'*S) Qui ne va pas droit. *Ex. une Arquebuse costiére, a Gun that shoots wide.* Son coup est costier, *his Shot is wide of the mark.*

CUL, *S. M. Pron.* Cu.**

D. *S. M. is the Fourth Letter of the Alphabet, and the Third of the Consonants, which being at the end of a Word, is often pronounced like a* T, *when the next Word begins with a Vowel.*

E. *S. M. is the fifth Letter of the French Alphabet, and the second of the Vowels.*

E, *has four several Sounds, all comprehended in this Word.*

Empêchée, *or in this* Enfermée. (numbered 1 2 3 4 above the vowels)

I. The first E *before m and n sounds generally like an* a *in French.*

II. The second E *is called OPEN, and sounds like the English* a *in these Words, Face, Grace.*

III. The third is called MASCULINE, because it is pronunced clearly and strongly; it sounds like ea *in these English Words, Beast, Dream, and it is generally marked with an Acute.*

IV. The fourth E *is called FEMININE or MUTE, because it is weakly pronounced, as in these English Words, Love, Grove.*

ERRENER, *Pron.* Erner, *Verb. Act.* (*ou* Ereinter. Fouler *ou* rompre les reins) *to break one's Back.*

F. *S. F. is the Sixth Letter of the French Alphabet, which is pronounced* effe. *This Consonant coming at the end of a Word is generally pronounced, whether the next Word begin with a Vowel or Consonant; Except in these Words,* Clef, Apprentif, *Baillif, and some few others, where it is left unpronounced.*

FACTOTUM, *S. M. Pron.* Factoton.

FACTUM, *S. M. Pron.* Facton.

FLAON, *Pron.* Flan, *S. M.* (*Terme de Monnoye, piece d'Or ou d'Argent pour faire de la Monnoye*) *Planchet, Plate, Blank or Piece of Metal ready to be stamped on or coined.*

G. *S. M. the seventh letter of the Alphabet, and the fifth of the Consonants, is generally sounded in French as in English.*

G *is sometimes mute at the end of a Word, though the next Word begin with a Vowel. Ex.* Un Etang, *a Pond.*

H. *S. F. the Eighth Letter of the French Alphabet is sometimes pronounced and sometimes mute.*

I. It is pronounced with Aspiration, in those Words that are not derived from the Latin. Ex. Habler, Hauler, Hanche. *And also in those Words that come from the Latin, that have no* h *in their Primitives. Ex.* Haut, Huit *from* Altus, Octo.

II. This Letter is mute in those Words that derive from the Latin, and have an h *in that Language. Ex.* Habile, Homme, *from* Habilis, Homo. *Except these Words,* Heros, Harpie, Hergne, Haleter, Hennir, Herse, Hesiter.

* *Daneben die Orthographie* cou.

** *Daneben die Schreibart* cu.

R. *To the end you know where H is to be aspirated, and where mute, I have marked the first with an Asterisk over it.**

III. Ph *in French, as well as in English stands for* F.

IV. Ch *is sometimes pronounced like* k, *as in* Chaos, Chersonese &c. *and generally like* sh *in Charité, &c.*

V. H *Before, or after all other Consonants is ever mute. Ex.* Thrace, Thresor, Autheur.

I. *S. M. is the ninth letter of the French Alphabet and the third of the Vowels.*

I *is sometimes Consonant, and then its shape is producted with a Tail downwards, (thus j) and in this Case it sounds like a* G *before* E *and* I. *Ex.* Déja, *already*, juste, *just.*

I *being joined to other Vowels serves to form Diphthongs, as* ai, ei, oi, oui, *&c.*

K. *S. M. the tenth letter of the Alphabet, and the seventh of the Consonants, is sounded* Kaw *in French. This letter is never used but in some proper Names, and in the Word* Kyrielle.

L. *S. F. a Consonant, and the eleventh Letter of the Alphabet, is sounded* Elle *in French.*

M. *S. F. called by the French* Emme, *is the twelfth Letter of the Alphabeth and the nineth of the Consonants.*

M *is sometimes sounded like an* N.

I. At the end of a Word: Ex. Nom, parfum, faim. *Which are thus pronounced,* Non, parfun, fain. *But in foreign Words, such as* Jerusalem, Amsterdam *it retains its true pronunciation.*

II. It sounds like an N *in the middle of a word before* B. P. *and* N. *Ex.* Embleme, Employ, Solemnel, *which are pronounced* Enbleme, Enploy, Solennel. *Except from this Rule those Words that are derived from the Greek, as* Amnistie. *&c., where* M *keeps its pronunciation.*

III. It sounds like N, *before* M, *in those Words that are compounded with the Particle* En. *Ex.* Emmener, Emmailloter, *which are sounded,* Enmener, Enmailloter. *But in other words, such as* immediatement, comminatoire, *it keeps its natural sound.*

N. *S. F. The Thirteenth Letter of the Alphabet, and the Tenth of the Consonants is called* Enne *by the French.*

This Letter is generally Pronounced in French as in English, but it is mute or not heard in the Termination ent, *of the Third person plural of Verbs,*

---

* *Demgemäss tragen den Stern als Zeichen der Aspiration folgende Wörter: Ha (Interj.), habler, hache, hacher, hagard, hai (Interj.) haï (von haïr), haillon, haine, haïr, haire (petite chemise de crin ou de Poil de chevre), haireux, haïssable, halage, halbreda, hâle (vent qui desseche), hale (für halle, a Hall) hâlé, haleburde, hale-boulins, halebran, halecret, haleine, halener, hâler (rendre le teint noir), haler (tirer un bateau), haleter, hatier, halte, hameau, hampe ou hante, hanap, hanche, haneton, hangar, hansiere, hanter, hantise, happelopin, happelourde, happer, haquenée, harang, harangue, haranguer, haras, harasser, harde, harder, hardes, hardi, hardiesse, hargneux, haricot, haridelle, harlequin, harnacher, harnois, haro, harpe, harpeau, harpe, harpie, harpiguer, harponner, hart, hase (Häsin), hâte, hâter, hâtier, hâtif, haubert, have, havir, havre (port de mer), havre-sac, hausse, hausser, haut, hautesse, hauteur, haye, (S. T.), haye (cri des charretiers), hazard, hazarder, hazardeux, he (Interj.), heberger, hem (Interj.), hennir, heraut, herce, hercer, hergne, herne ou hernie; herisser, herisson, héron, héros, hesiter, heurt, hideux, hie, hier (v. act.), hierarchie, hoche-pot, hocher, hochet, holla, hollande, hommage, hongre, honte, hoquet, hoqueton, horion, hotte, houage, houblon, houblonner, houe, houer, houle, houlette, houpe, houper, houpelande, houret, hourque, houspillon, houssaye, housse, houssieres, houssine, houx, hucher, hue, huée, huer, huguenot, huissier, huit, hulotte, hune, huppe, hurler, hute, huter.*

through all Moods and Tenses. Ex. Ils Aiment, ils Aimoient, Aimerent, ils aimeroient, ils aimassent.

NOEL,* *S. M. (Pron. Nouël.)*

O. *S. M. the fourteenth Letter of the Alphabet, and the fourth of the Vowels, is sounded in French as in these English Words,* Smoak, Love.

P. *S. M. the fifteenth Letter of the Alphabet, is sounded* Pé *in French.* Ph. *in French, as in English, is pronounced* F. *Ex.* Philosophie, *Philosophy.*

PAIS,** *ou* Pays, *Prononcez* Peys. *S. M.*

PAON, *Pron.* Pan, *S. M.*

Q. *S. M. A Consonant, and the sixteenth Letter of the French Alphabet, always has an* U *after it in the beginning or middle of Words, and sounds like* K, *or* C *before* A, O, *and* U.

QUANQUAM, *S. M. Pron.* Cancan (*beaucoup de bruit, pour peu de chose*).

QUIDAM, *S. M.* quidane, *S. F.*

R. *S. F. a Consonant, and the seventeenth Letter of the Alphabet, is pronounced* Erre *by the French.*

Rémuëment, *Pron.* Remûment, *S. M.*

Rogatum, *ou* Rogaton *S. M. (petit placet, ou requète ordinairement en vers pour attirer quelque present).*

S. *S. F. a Consonant and the eighteenth Letter of the Alphabet is pronounced* Esse *by the French.*

S *is seldom sounded at the end of a Word, unless the following Word begin with a Vowel. Ex.* Mes propres intérêts, *the last* S *in* mes *and* intérêts *is not pronounced, but in* propres *it sounds like* Z.

A single S *betwixt two Vowels in the midst of a Word is pronounced like a z. Ex.* Quasi, Phrase, Braise, Chaise, *&c.*

S *is not sounded where it goes before a Consonant in the middle of a Word, but only serves to make the Syllable long. Ex.* Albastre, Tempeste, Huistre, Oster; *But it is pronounced in the Words,* Chaste, juste, Buste, *and some others. Note, that in the new way of spelling* S *is generally left out where it ought not to be pronounced, and its absence markt with a Circumflex, thus, Albâtre, Tempête, Huître, ôter &c.*

SIEUR, *S. M.* (*Monosyllabe. Expece de Titre d'honneur.*) *Sir, or Master.*

T. *S. M. the Nineteenth Letter of the Alphabet, is pronounced* Té *by the French.*

TAON, *Pron. Ton, S. M.* (*Sorte de grosse mouche*) *an Ox-fly or dunfly, a Brizzle or Gad-bee.*

TH *is pronounced in French like a single* T.

TOTON, *ou* Totum, *S. M.* (*Espéce de Dé*) *a Whirl-bone or Totum.*

TUTOYER, *Pron.* Tuteyer, V. *Act.*

V. *S. M. the Twentieth Letter of the French Alphabet, and the Fifth of the Vowels, has a particular Sound hardly to be expressed in Writing.* V *is always a Consonant when it goes before another Vowel in the same Syllable, and sometimes also before the Consonant* R.

VIEL, *ou* vieux, vieille, *Adj., old.* R. *Viel se met devant les Substantifs qui commencent par une Voyelle, et vieux devant ceux qui commencent par une Consonne. Ex.* Viel homme, viel Oiseau, vieux Cheval.

WATERGANCK, *on prononce* Outragan, *S. M.* (*Fossé ou Canal plein d'eau*) *a Water-gang.*

X. *S. M. the One and Twentieth Letter of the Alphabet is pronounced* ix *by the French.*

---

* *Mit Minuskel* noël.

** *Mit Minuskel* païs.

Y. *S. M. called by the French* I grec, *is the Two and Twentieth Letter of the Alphabet, and has no other sound but that of the Vowel* I. *Ex.* Syllabe, *Syllable*, Yvre, *drunk.*

When Y *comes between two Vowels, then it has a sort of a double sound, which is divided betwixt both the Vowels. Ex.* Citoyen, *Citizen*, Royal, *Royal*, Essayer, *to try, which must be pronounced as tho' they were written*, Citoïen, Roïal, Essaïer.

Z. *S. M. a Consonant, the Three ond Twentieth and last letter of the Alphabet, is called* Zéde *by the French.*

Seconde Partie,

qui contient l'Anglois devant le François.

A, *est la premiére Lettre de l'Alphabet chez tous les Peuples, et la premiére des cinq Voyelles; Elle fait un son desagréable si elle se rencontre souvent dans une même periode, comme le remarque Ciceron.*

A *se prononce diversement en Anglois. Tantôt il se prononce comme la Diphthongue* ai, *ou comme nôtre*, e, *ouvert. Ex.* To Cultivate, *Cultiver*, Date, *Date. Et tantôt comme nôtre*, a, *François. Ex.* War, *Guerre;* *Tall, haut, grand.*

R. *On pourrait donner des Regles sur la Prononciation de cette Voyelle, mais elles sont sujettes à tant d'Exceptions que le plus court est de les apprendre par l'usage.*

Æ. *La Dipthongue Æ n'est en usage en Anglois qu'au commencement de quelques noms Propres, comme* Æneas, *Enée;* Æsculapius, *Esculape, et des mots suivants.* Æquator, Æquilibrious (*v. Equilibrious*), Æquinoctial, Æquinox, Æra, AErial, AEromancy, *Æstival, Ætherial.*

Ai. *Cette Diphthongue se prononce en Anglois de même qu'en ces mots François*, Faire, Taire. *Ex.* Fair, *beau, blond.* Hair, *Cheveu, Poil.* Despair, *Desespoir.* R. *Mais remarquez que dans les mots qui finissent en*, Ain, *le son de cette Diphthongue differe en Anglois de la Prononciation Françoise, car au lieu qu'en François elle a un son tres liquide*, (*comme dans ces mots* Certain, Villain) *en Anglois elle a à peu prés le son de nôtre*, e *ouvert. Ex.* Again *pron.* agen, *Derechef.* Certain *pron.* certen, *Certain.*

Au. *La Dipthongue*, Au, *en Anglois se prononce comme nôtre*, A, *en François. Ex.* Cause, *Cause, Author, Auteur; il faut en excepter:* Auncient *et ses derivatifs, où la Dipthongue se prononce comme nôtre*, E, *ouvert.* To laugh, *Rire, se prononce*, Laff. Paul *suit la Regle, hormis quand on parle de l'Eglise Chathédrale de* S. Paul *à Londres, qu'on appelle* Pols.

B. *Est la seconde Lettre de l'Alphabet Anglois: En la nommant on la prononce* Bi, *et c'est en cela seulement quelle differe de nôtre* B *François.*

B *est müet dans les mots suivants.* Debt, *Dette.* Debtor, *Debiteur.* Doubt, *Doute.* Redoubt, *Redoute.* Subtle, *Subtil.* Comb, *Peigne.* Coxcomb, *Sot, Maroufle.* Limb, *Membre.* To Climb, *Grimper.* Tomb, *Tombeau.* Womb, *Matrice, Ventre.* Dumb, *Müet.* Thumb, *Le Pouce.*

C. *Subst. est la troisiéme Lettre de l'Alphabet. Les Anglois la prononcent* ci *lors qu'elle est seule comme dans l'Alphabet; mais dans les mots elle a le même son qu'en François, exceptez le* ç, *avec une Cedille, qui est particulier à nôtre Langue et qui est inconnu en Anglois.*

R. To indict, *avec ses derivatifs*, indicted, *or* indictment, *Se prononcent comme quelques-uns les écrivent, savoir*, To indite, indited, inditement. *En faisant sonner, l'i de la seconde Syllabe* aï.

Ch, *en Anglois, a un son trés rude; il se prononce comme si on mettoit un*, t, *avant le*, ch, *en François: Exemple*, Chamber, chest, choice, churl, *prononcez* Tchamber, tchest, tchoice, tchurl.

Il se trouve aussi à la fin de plusieurs mots; comme arch, beech, bench, rich, much, such.

Quelque fois il se trouve aprés un, t: *Ex.* Catch, fetch, ditch, kitchin, notch. *Mais en ce Cas le,* t, *n'apporte aucun changement à la prononciation.*

Dans les mots derivez du Grec, l'h, *est müette; comme* Character, Archangel, Antioch, Eunuch, Schisin, Drachm. *Excepté le mot d'*Arch, *et ceux ci qui en sont composez, Sçavoir,* Arch-bishop, Arch-priest, Arch-deacon, Arch-duke, Arch-heretick, *et quelques autres de cette espéce.*

Anchor, *une ancre, se prononce,* Ainker; ache, *mal ou douleur,* aike.

CI, *Cette Syllabe étant suivie d'une Voyelle se prononce en Anglois à peu prés comme nôtre* CHI *en François; comme,* Artificial, *Artificiel;* Physician, *un Medecin;* Precious, *Precieux;* Sociable, *Sociable;* Ancient, *ancien, vieux: il faut en excepter* Society, *Societé, où le* C *se prononce presque tout de même qu'en François.*

D. *Est la quatriéme Lettre de l'Alphabet Anglois; pour ce qui est de sa Prononciation elle n'en reçoit aucune difficulté. Il faut seulement remarquer, que le premier* D, *dans ce mot* Wednesday, *est müet, aussi bien que dans* Handkerchief, *Mouchoir.* Dg. *V.* G.

E. *Subst. C'est la cinquiéme Lettre de l'Alphabet et la seconde des cinq Voyelles.* E *se prononce fort diversement en Anglois de même qu'en nôtre Langue.*

I. Il se prononce ordinairement comme nôtre E *Feminin à la fin des Mots. Ex.* Pale, *Pale.* Face, *Visage.* Care, *soin, souci. &c.*

II. L'E *se prononce comme nôtre* E, *Masculin.* 1. *Lors qu'il est suivi d'une Consonne avec un* E *à la fin du Mot, Ex.* Complete, *Complet.* Extreme, *Extreme.* 2. *A la fin de ces Mots.* Epitome, Jubile, Jesse, Manasse, Penelope, Siloe, Abilene, Antipodes, *et quelques autres.* 3. *Dans la Préposition* Re, *Lorsqu'elle se compose. Ex. To Re-print, to re-ingage.*

Ex. *Cette diphtongue se prononce ordinairement comme nôtre,* E *Masculin. Ex.* Meat, *Viande. Clean, Net.* To bear, *porter &c. Il y a quelques Mots où cette Diphtongue se prononce presque comme* i *en François.* Dear, *Cher.* To hear, *Entendre.* Near, *prés, proche.*

R. *Il y a plusieurs autres Prononciations de la Voyelle* E, *et de la Diphtongue* Ea, *qu'on doit apprendre par l'usage.*

Ee. *La Diphtongue* Ee *prend le son d'un* I *long. Comme* bee, *see, thee, beech, need, bleed, &c. Il faut en excepter* COFFEE, *qui se prononce* Caphé.

Ei. *La Diphtongue* Ei *se prononce en Anglois comme en François. Ex.* Vein, *Une veine,* Weight, *un Poids. Exceptez,* I. *Les Mots suivant où elle a le son de l'e masculin, Savoir*; To Conceive, to Deceive, to Receive, to Seize, to Inveigle, Leisure; *et les Mots qui en derivent. II. Les Mots où cette Diphtongue prend le son de nôtre e Feminin, Savoir,* Forfeit, Foreigne, Surfeit, Heifer, either, neither. *III. Le Mot* Height, *a un son particulier qu'on doit apprendre de vive voix.*

F. *C'est la sixiéme Lettre de l'Alphabet Anglois, sur laquelle il n'y a aucune difficulté.*

Fathom, *V. Fadom.*

FORM, *Subst. . . . . forme figure, formulaire . . . . Remarquez, que dans tous ces sens le Mot se prononce* Farm; *au lieu que dans les suivants il se prononce form. (giste d'un lievre, classe, composer une Forme, lever une forme).*

Fother, *V. Fodder.*

G. *Est la septiéme Lettre de l'Alphabet Anglois. Le* G *se prononce en Anglois comme en François devant les Voyelles a, o, et u C'est à dire, comme le* Gamma *des Grecs, Ex.* ga, go, gu. *Mais devant* e *et* i *il a un son particulier, et qui semble être composé des sons du* d *et du* g. *Il y a même des mots qui s'écrivent indifferemment avec un* g *ou avec un* dg, *sans*

qu'il y ait aucun changement dans la prononciation. Ex. College *ou* Colledge, *Collége;* Privilege *ou* Priviledge, *Privilége. Cependant il y a des mots où le* g *êtant suivi des Voyelles* e *ou* i, *retient sa premiére prononciation, c'est à dire, se prononce comme* gu *en Francois. Tels sont, I. Tous les Noms et Participes qui derivent des Verbes dont l'Infinitif se termine en* g. *Ex.* Singer, *et* Singing, *qui derivent du Verbe* To sing, hanged, hanger, *et* hanging, *du Verbe* To hang. *II. Les Comparatifs et Superlatifs des Adjectifs finissant en* g; *comme de* big, bigger, biggest; *de* strong, strongest. *III. Les mots suivans,* Geer, Geese, Geld, Gelding, Gelt, Geers, get, To beget, to forget, Gewgaw, Anger, Dagger, Huggermugger, Hunger, Monger, Tiger, Finger, Gibberish, Gibbous, Giddy, Gig, Giggle, Gild, Gils, Gird, Girl, Gittern, Gizzard, Give, Forgive, Druggist *et leurs Derivatifs. IV. Enfin le* g *retient sa premiére prononciation lors qu'il finit la Syllabe, comme en* Leg *&c. Il faut en excepter les Mots qui finissent indifferemment par* dg *on dge. Comme* badg *ou* badge, bridg *ou* bridge, *qu'il faut prononcer* Badge, Bridge.

G est müet devant u. *Ex.* Sovereign, Foreign, Reign, Feign, *et* Daign. *A peine se fait-il entendre à la fin des Participes et des Substantifs finissans en* ing. *Ex.* Loving, Understanding, Shilling; *non plusque dans les Mots, qui en derivent, comme Lovingness.*

GH *Les Anglois ont retenu le* gh *en plusieurs Mots, et où il ne se prononce point: Tels sont les Mots qui finissent en* gh, *ou* ght; *Comme* high, nigh, to neigh, to inveigh, eight, weight, though, although, borough, thorough, ought, nought, bought, fought. *A quoi ajoutez* Slaughter, Daughter, naughty, *et ses Derivatifs.*

Mais il faut remarquer qu'il y a certains Mots, où le Gh *donne le son d'une* F, *à la Diphtongue qui le precede. Ex.* Laugh, draught, rough, tough, enough, *et tous leurs Derivatifs, qui se prononcent, Laff, drafe, roff, toff, enoff.*

Sigh, *un Soupir, et le Verbe* To sigh, *soupirer, ont un son particulier, qui approche fort de celui du* TH *en Anglois.*

H. *Quoi que l'H tienne le huitiéme rang parmi les Lettres de l'Alphabet Anglois, elle n'a pourtant d'autre usage dans cette Langue que de donner un ton aspiré à la Voyelle qui la suit. Ex.* Honour, *Honneur.* Holy, *Saint.* Hope, *Esperance. Exceptez de cette Regle, le Mot* Hour, *Heure, et son Derivatif* Hourly, *où l'*H *est müette.*

I. *C'est la neuviéme Lettre de l'Alphabet Anglois, et la troisieme des cinq Voyelles. On trouve en Anglois de même qu'en François de deux sortes* d'I; *savoir, un* I *Voyelle et un* J *Consonne qu'on appelle un* J *à queue.*

*L'*I *Voyelle est de deux sortes, l'un bref, et l'autre long.*

*L'*I *bref est celui que les Anglois prononcent comme nous dans le mot,* visible.

*L'*I *long, est celui qui est suivi d'une Consonne et d'un* E *final et dont le son approche d'*aï. *Ex.* Pride, *Fierté, Orgueil.* Crime, *Crime.*

Mais cette Régle a beaucoup d'Excèptions qu'il faut apprendre par l'usage. On lui donne encore ce son. I. Lors qu'il n'est suivi que dun e; comme en ces Mots, a Lie, a Tie. *II. Devant* ld, nd, *et* ght, *à la fin d'un mot. Ex.* Child, mild, blind, mind, sight, night. *III. En ces mots,* I, Miser, Idle, Twilight, Bible, Title, Private, Climb, Christ *et ceux-ci où l'*S *est müette, savoir,* Isle, Island, Islet, Viscount, Viscountess.

Remarquez qu'encore qu'on dise Child *et* Christ, *avec le son d'un* I *long, neantmoins on le prononce bref dans les Mots qui en derivent, comme, Children, Christian, Christianity &c.*

Dans les Monosyllabes qui finissent en in, *l'*i *a son son clair, tel que nous lui donnons dans nos Noms terminez en* ine; *Comme,* Sin, Pin, Kin, Tin.

*Il y a des Mots où l'*i *se prononce à peu prés comme un* e *Ouvert, principalement, quand il est suivi d'une* r, *Ex.* Sir, Fir, Firm, Virtue, Mirth.

*Dans quelques autres il approche du son de l'*a, *Ex.* Sirrah *&c.*

Dans d'autres il approche du son de l'o, Ex. Stir, Dirt, Third, Thirst, Bird *&c. et d'une e feminin, dans* hither, thither.

A peine se fait-il entendre dans Carriage, Marriage, Parliament, Venison, Ordinary, Evil, Devil, *et devant le* c *dans le Mot* Medicine.

L'J Consonne a le son du g *devant* a, e, i, o, u. *Ex.* Jack, Jest, Jitt, Joy, Judge.

K. *Le grand usage de cette Lettre en Anglois est surtout à la fin des Mots, comme* weak, seek, look. *Et alors elle est souvent precedée d'un* c, *comme* crack, *pick*, *lock*, *suck &c.*

Il y a certains Mots où le K *est suivi d'une* N; *et alors il se prononce si legérement, qu'à peine se fait-il entendre, comme en ces Mots,* Knee, Knife, known, unknown.

L. *Est la onziéme Lettre de l'Alphabet Anglois. Cette Consonne est müette, I. Quand elle est suivise d'*f, k, *ou* m, *comme en* Calf, Half, Chalk, Talk, Psalm, Qualm *&c. II. En ces mots* Chaldron, Salve, Falconer, Maulkin, Soldier *&c.*

Il esi indifferent de la prononcer ou non, dans ces trois mots, could, should, would.

M. *Douziéme Lettre de l'Alphabet Anglois, se prononce comme en François, excepté à la fin d'une Syllabe, où elle se prononce d'une maniére plus forte, et cela en joignant les lévres. Ex.* Bottom. Damnable.

N. *Est la treizieme Lettre de l'Alphabet Anglois et la dixieme des Consonnes. Il en est de cette Consonne comme de l'*m, *à la fin d'une syllabe, je veux dire qu'elle se prononce d'une maniére plus forte en Anglois qu'en François, comme en ces mots* consent, condition.

Excepté Autumn, Column *et le Verbe* Damn, *où il n'est pas nécessaire de prononcer l'*n.

Nion, *à la fin d'un Mot, se prononce* gnoun; *comme* Union, Onion, Communion, Companion, Dominion, Opinion *&c.*

O. *Subst. est la quatorsiéme Lettre de l'Alphabet Anglois, et la quatriéme des Voyelles.*

*L'*O *se prononce le plus souvent en Anglois comme en François. Mais il faut le prononcer long, lors qu'il est suivi d'une Consonne avec un* e *final. Ex.* Globe, Robe, Mode, Drone. *Excepté,* 1. *Ceux-ci, où l'*e *n'est compté pour rien; sçavoir* come, some, done, purpose, Europe *&c.* 2. *Ces Mots, dont ja Terminaison* ve *prend le son d'une f; sçavoir* Love, Glove, Dove, above.

*Outre cela, il y a beaucoup de Mots où l'*o *a un son qui approche fort de celui de l'*a. *Cette Prononciation a lieu, I. Au commencement de ces Dictions; sçavoir* Obdurate, Object (*Subst.*) obstacle, obstinate, to occupy, odd, of, off, offer, office, oft *ou* often, olive, omelet, ominous, on, to operate, optative, optick, option, or, oracle, orange, oratory, orb, orchard, order, ordure, organ, orifice, ornament, orphan, orpiment, orthodox, oscitancy, osprey, ostiary, ostrich, otter, ox, *et leurs Derivatifs. II. En beaucoup d'autres Mots, où l'*o *finit la premiére ou seconde Syllabe; sçavoir* Body, Comedy, Comet, Imposthume, Modest, Apothecary, *&c. III. Entre deux ou trois Consonnes, faisant avec l'*o *une même Syllabe, comme* God, Rod, Box, Rock, Long, Horn, Bodkin, Coffer, Cotton *&c. Et il faut remarquer, qu'en ce cas l'*o *se prononce un peu long dans les Mots finissans en* orn, *comme* Horn, Corn, *&c.*

De cette Regle il faut excepter, 1. *ceux qui finissent en* ll, ld, *et* lt, *où l'*o *se prononce en* o *long. Ex.* Roll, toll, bold, cold, bolt, colt. *A quoi ajoutez* Port, sport, fort. *Cependant* loll *et* droll *se prononcent* lall, drall. 2. *Les Participes des Verbes finissans en* ear *à l'Infinitif, comme* shorn, worn, *des Verbes to shear, to wear.* 3. *Ces Mots ici, où l'o se prononce long; sçavoir* Comb, both, most, ghost, Post, rost, tost. *Cependant il est bref dans* Coxcomb, *et dans ces composez de* most, hithermost, furthermost, uppermost, undermost.

Born, *se prononce* bôrn, *quand il signifie* porté; *et* bârn *quand il signifie* né. *Aussi* form, *un banc, ou une classe, se prononce fôrm; et* form *forme*, fârm.

Holy, *Saint, se prononce hâly;* Holy-day, *Jour de Fête*, Haly-day.

Mais entre ces deux sons généraux de l'o Anglois, il y des Mots où il se prononce oû. Comme Rome,* lose, move, prove, do, to, behoves, tomb, womb, *&c.*

Yolk, Maggot, Anchor, Women, *se prononcent* Yelk, Maiguet, Ennker, Ouimenn.

*Enfin l'*o *se prononce fort légèrement à la fin des Mots qui se terminent par une Consonne devant* on; *Comme* Capon, Mutton, Lesson, reckon, *reason, &c. Il faut en excepter, son con, cannon, sermon, abandon, et quelques autres, où l'*o *se prononce fortement.*

Mais l'o est comme müet en Fashion, Cushion, Puncheon, et quelques autres de cette nature.

OA. *La Diphtongue* oa *sonne comme un* o *long, Ex.* Oak, Boat, Coat, Coach, *&c. Exceptez ces mots, où elle se prononce en* â *long; sçavoir* groat, broad, abroad, *et celui-ci où elle se prononce bref, Oat-meal.* — Loath (*L'Adj.*) *s'écrit maintenant sans* a, *et se prononce* Lâth.

OE. *La Diphtongue* œ *a le son d'un* e *simple, comme dans* Oeconomy, *Hormis à la fin du Mot, où elle se prononce en* o *long; Ex.* Toe, Stoe, Doe, *Exceptez Shoe, qui se prononce* Choû.

OO. *La Diphtongue Angloise* oo, *se prononce comme ou en François. Ex.* Book, Food, Good, *prononcez* Bouk, Foud, Goud *&c.*

OU. *La Diphtongue* ou *se prononce en Anglois* aou, *Ex.* Thou, cloud, mouth, about. *Exceptez. I. ces Mots, où elle n'a que le son d'un* o, *sçavoir* adjourn, bloud, floud, country, couple, courage, courtesie, double, doublet, flourish, gournet, journey, journal, nourish, scourge, source, touch, trouble, young. *Et ceux-ci, où l'*o *se prononce un peu long, sçavoir* coulter, moulter, poultice, poultry, four, course, concourse, discourse, soul, souldier, shoulder, mould, trough, dough, though, although. *II. Les Substantifs finissans en* our, *comme* Savior, Factour, Neighbour *&c. III. Les Adjectifs finissans en* ous, *comme* vicious, malicions, righteous *&c.*

Quand cette Diphtongue est suivie de ght, *elle prend le son d'un a long, et les* gh *sont müets, comme* ought, nought, brought, bought, *qui se prononcent ât, nât, brât, bât &c. Exceptez* drought *et* doughty, *qui se prononcent* draout, daouty.

Borough *et* thorough *se prononcent Boro, thoro:* Cough, *caff:* rough, tough, enough, *noff, toff, enoff.*

Enfin, celle Diphtongue a le son François en ces Mots, would, could, should, you, your, youth, *et dans ces Noms propres,* Portsmouth, Plymouth, Yarmouth, Waymuth, Monmouth.

P. *Subst. Est la quinziéme Lettre de l'Alphabet Anglois, et la onziéme des Consonnes; il se prononce comme en François, et il faut seulement remarquer qu'il est müet en ces mots,* Psalm, Tempt, Receipt.

Ph. *a le même son en Anglois qu'en François, c'est à dire d'une* f. Ex. Phrase, Philosophy, Prophet, Epitaph, Triumph.

Q. *Subst. C'est la seiziéme Lettre de l'Alphabet Anglois et la douziéme des Consonnes.*

Qu. *Le* Qu *en Anglois se prononce* co, *ou* cou. *Comme en ces Mots* to quake, question, quill, *qu'il faut prononcer* coaike, coestion, coill. *Il en faut excepter ceux qui finissent en* que, *où* qu *prend le son François, Ex.* Oblique, pique. *A quoi ajoutez* Exchequer.

---

* *Diese jetzt veraltete Aussprache erklärt bekanntlich das Wortspiel in Shakespeare's Julius Caesar, I. 2: „Now it is Rome indeed, and room enough."*

R. *C'est la* 17. *Lettre de l'Alphabet Anglois, qui se prononce de même que notre R Françoise.* R. *Tout ce qu'il y a de particulier, c'est qu'en certains Mots la Voyelle qui suit l'R se prononce devant. Comme en* Here, Fire, Shire, Hundred, Apron, Iron *&c.*

S. *Subst. est la dix-huitiéme Lettre de l'Alphabet Anglois et la quatorziéme des Consonnes: elle se prononce généralement, comme en François.*

Exceptez, I. Certains Mots où elle prend le son ordinaire de nôtre ch. *Tels sont* sure, Pension, *qu'il faut prononcer*, chure, Pennchoun. *II. Les Noms qui se terminent en* ision *où l'*S *a le son d'un* G *ou d'un* J *Consonne en François, comme dans ces mots* Incision, Provision. *A quoy ajoutez les mots suivants, sçavoir*, usual, transient, leisure, osier, hosier, crosier, *qu'on prononce* ujual, trangient, lejeur, ojer, hojer, crojer.

*L'*S *est müette en ces mots où l'*i *se prononce en ai, sçavoir*, Island, Islet, Viscount, Viscountess, *et d'ordinaire on ne la fait presque point sentir dans* Years, Pounds *et* Miles, *qui sont les Pluriels de* Year, Pound *et* Mile.

Sh, *en Anglois, se prononce comme* ch *en François.*

T. *Est la dix-neufieme Lettre de l'Alphabet Anglois et la quinziéme des Consonnes. Elle se prononce de même qu'en François.*

Il en faut excepter les Noms verbaux qui finissent en tion, *sans une* S *devant le* t. *En ce cas le* T *prend le son du* ch *en François. Comme* action, vindication, *protection, &c. qu'il faut prononcer* Aicchon, vindicaichon, protechon *&c.*

Il en est de même des Mots, où le T *est suivie d'une autre Voyelle que l'O. Ex.* martial, nuptial, equinoctial, essential, patience, Stationer, ancient, licentious, Egyptian, *to* ingratiate; *où le* T *se prononce aussi en* ch.

Hormis quand il se trouve précédé immediatement, d'une S, *comme en* bestial, fustian *&c. où le* t *retient sa propre Prononciation. A quoi ajoutez les Derivatifs des Noms finissans en* ty; *Exemple,* pitied *qui vient de* pity, mightier *de* mighty *&c.*

TH. *Le son du* Th *est la plus grande difficulté que les Etrangers rencontrent dans la prononciation de la langue Angloise. Il se prononce de deux differentes maniéres, l'une qui approche d'un* D *et l'autre d'un* T *aspiré; l'un et l'autre en appuyant, plus ou moins, la langue contre les Dents, et faisant une Espece de siflement; Mais aprés tout, ce sont des sons qui ne s'apprennent que par l'oreille.*

I. Le Th *se prononce comme un D legerement siflé dans ces Mots*, The, This, That, Thou, Them, *et quelques autres; et dans les mots qui finissent en* ther, *Ex.* Lather, Father *&c. Exceptez* Marther *et* Burthen, *et leurs Derivez, qu'on écrit et qu'on prononce aujourd'huy*, Murder, Burden.

II. Le Th *qui se prononce en* t *aspiré se trouve.* 1. *Dans tous les autres Mots qui commencent par th; comme* thanks, thaw, thief, think *&c. Il en faut pourtant excepter ces deux* Thames *et* Thyme, *où* th *se prononce à la Françoise, comme un simple* t. 2. *Dans ces Mots*, bath, blith, birth, breath, death, health, forsooth, growth, youth, with, *et quelques autres avec leurs Derivatifs.* 3. *à la Personne Sing. du Tems Present de l'Indicatif, comme* he doth, he saith, he telleth, he drinketh. *Il est vray qu'ici le* th *se change souvent en* s, *ou* es, *et se prononce en* s. *Ex.* he do's, *ou* he does, he eats, he drinks.

U. *Vingtiéme Lettre de l'Alphabet Anglois, tantôt Voyelle, et tantôt Consonne, en la nommant il faut dire* iou. *La prononciation commune de l'*u *Voyelle en Anglois est à peu prés la même qu'en François.* Mais lors qu'elle est entre deux Consonnes qui appartiennent à une même Syllabe, elle se prononce ordinairement en* o, *Ex.* but, cut, rub *&c.*

---

* *Merkwürdig sind Formen wie an universal Scholar, an University Man, an usurious Contract.*

Quelquefois elle se prononce en ou, *Ex.* chuse, Bull *&c. et quelquefois en* eu, *Ex.* faculty, difficulty *&c.*

Bury *et* busy *se prononcent* bery *et* besy.

Dans les Mots qui finissent en ure *l'*u *semble prendre le son de l'*e *Feminin, sur tout quand on parle un peu vite, Ex.* Picture, Lecture, *&c.*

La Prononciation de l'V Consonne est de même qu'en François.

W. *Est la Vingt et Uniéme Lettre de l'Alphabet Anglois, dont la prononciation revient à celle de nôtre* ou *en François. Ex.* Water, west, win, *qu'il faut prononcer, Ouâter, oüest, ouin.*

Mais lors qu'il est suivi d'une R, il se fait aussi peu entendre que le K, *devant* N, *c'est-à-dire, si peu que rien. Comme en ces Mots,* wrath, wretched, wrist, wrong, wrought, bewray *&c.**

Il est tout à fait muet dans Answer, *et tous ses Derivatifs. Et* two *se prononce toû; hormis dans two pence, qui se prononce familiérement* to pins.

L'H se fait entendre devant l'W, en ces mots. What, where, when, who, whom, whose, whole, whore, *qu'il faut prononcer,* Hoat, Hoer, Hoenn, Houitch, Hoû, Houm, Hoûs, Hôl, Hore.

Y. *Est la Vingt et troisiéme Lettre de l'Alphabet Anglois, en la nommant les Anglais disent* Ouaï. *Cette Lettre au Commencement des Mots et des Syllabes où elle est suivie d'une Voyelle, aussi bien qu'à la fin des Mots, se prononce comme un* i *François. Ex.* Yard, *to* yield, Lawyer, Humbly, Duty *&c.*

*Il en faut excepter certains Mots qui prennent le son d'*Aï, *quoy qu'avec un certain adoucissement, tels sont.* 1. *Les Monosyllabes, Ex.* my, thy, sly, why, fly *&c.* 2. *Les Verbes dont l'Infinitif se termine en* y. *Ex.* To deny, to defy *&c. à quoi ajoutez cét Adjectif* awry. *Hormis ceux où l'y se prononce à la Françoise, savoir,* To marry, to tarry, to hurry, to vary, to rally, to fancy, *et quelques autres.*

Outre cela il y a quelques Mots où l'y a le son de nôtre é, tels sont, Money, Country, Army, very, Cony, Guiny *&c.*

Z. *C'est ici la vingt et quatriême et derniere Lettre de l'Alphabet Anglois, qui se prononce en général de même qu'en François.*

Berlin. Dr. H. Bieling.

Ortsnamen in England und Schleswig.

Gegenüber den Behauptungen von einem „urdänischen Lande Schleswig oder „Südjütland" dürfte es nicht uninteressant sein, einen Theil der Ortsnamen kennen zu lernen, die das von den Angelsachsen und Friesen einst eroberte und bevölkerte England mit Schleswig gemeinsam aufzuweisen hat, während dieselben oder ähnliche Benennungen jenseit der Königsau und im Dänischen Inselreich gar nicht vorkommen. Die stellenweise etwas abweichende englische Schreibweise der betreffenden Namen thut selbstverständlich der Hauptsache selber keinen Eintrag.

Althorp in Northampton, Allerup in Norderrangstrup-Harde. Apthorp in Northampton, Apterp, westlich von Lügumkloster. Anthorp in Lincolnshire, Antrup im Amt Tondern und Andrup, NW. von Hadersleben. Asthorp in Lincolnshire, Aastrup (früher Astorp) bei Hadersleben. Bargham in Suffolk, Bargum in Nordfriesland. Barning in Suffolk, Bjerning (früher Berningh) bei Hadersleben. Bungey in Suffolk, Bunge und Bünge in Südschleswig. Bradsted in Kent, Bredstedt an der Westküste. Bursted in Essex, Bursted in Nordschleswig. Ballum in Surrey, Ballum, untergegangenes Dorf an der Westküste. Bergholt in Essex, Bergholt, zwischen Flensburg

* *Das Verstummen des* g *vor* n *kennt Boyer nicht.*

und Apenrade. Elham in Kent, Ellum, Westseite Nordschleswigs. Easterholt in Suffolk, Osterholt in Angeln. Elsworth in Cambridgeshire, Ellworth in Eiderstedt. Fosfield in Essex, Gosefeld bei Eckernförde. Hawsted in Lincoln, Haustedt im Amt Tondern. Housham in Yorkshire, Husum an der Westküste. Holt in Norfolk, Holt in der Karharde. Horsted in Kent, Horsted bei Husum. Huggel in Yorkshire, Högel bei Bredstedt. Immingham in Lincolnshire, Immingstedt im Amt Husum. Leek in Staffordshire, Leck in der Karharde. Louth, Lincolnshire, Loit (früher Louthe) bei Apenrade u. a. Stellen. Lowthorp in Yorkshire, Lautrup bei Apenrade. Midlam in Durhamshire, Midlam auf Föhr. Middlethorp in Yorkshire, Medelby in der Karharde. Reepham in Norfolk, Ripen an der Westküste. Roding in Essex, Rödding bei Hadersleben. Ryham in Yorkshire, Riham in der Bokingharde. Steping in Lincoln, Stepping bei Christiansfeld. Stanfield in Suffolk, Steinfeld in Angeln. Statham in Norfolk, Stadum in der Karharde. Skirbeck in Lincoln, Scherrebeck in Nordschleswig. Thurning in Northampton, Torning in Hadersleben. Thornham in Norfolk, Thornum bei Ripen. Ulsthorp in Rutlandshire, Ulstrup bei Lügumkloster.

Goethes Verhältniss zu religiösen Fragen.

Goethe ist wegen seiner angeblichen Irreligiosität ebenso vielfach angegriffen worden, wie anderseits wegen seines politischen Indifferentismus.

Josef Bayer, dessen treffliches Werk: „Von Gottsched bis Schiller," nun in einer zweiten, mit Zusätzen und Ergänzungen versehenen Ausgabe erschienen ist, hat auch eine kleinere Schrift unter dem oben gedachten Titel veröffentlicht, deren Inhalt wir auszugsweise im folgenden zusammenfassen. Der Autor gesteht keineswegs die Angriffe, die sich gegen die angebliche Irreligiosität Goethes richten, punktweise widerlegen und diesen etwa religiöser und christlicher machen zu wollen, als er eben war; ihm liegt vielmehr daran, zu zeigen, dass er berechtigt war, so zu denken, wie er dachte.

Hatte Goethe, so fragt der Autor, wol Unrecht, wenn er der dogmatischen Anschauung die Grundregel gegenüberstellte, dass alle Vorstellung von der Gottheit nothwendig unsere individuelle Vorstellung sein müsse? Gewiss nicht. Die Volksreligion kann nicht auch durchweg das Glaubensbekenntniss des hervorragenden Geistes sein. Ein bedeutender Mensch soll nicht Allerweltsgedanken haben, das verlangt man ausdrücklich von ihm. Nur in Sachen der Religion, da soll er wieder denken, wie alle Welt denkt, und glauben, was die Kirche vorschreibt. Hierin soll er ein Alltagsmensch sein, den man aus der Schaar der gewöhnlichen Kirchengänger nicht herausfinden darf?

Dem Autor zufolge ist Religion im weiteren Sinne jede Anschauung, welche die wirkliche Welt an eine höhere ideale knüpft. Wahrhaft gottlos ist nur ein Mensch ohne Ideale, der Mensch mit dem eigensüchtigen und verschlossenen Selbst, der nicht sein Inneres einem Höheren in uns und über uns mit Hingebung und Verehrung zu öffnen vermag. In diesem Sinne wird ein guter Theil der konfessionellen Gläubigen zu den Gottlosen oder doch Gottleeren, und mancher Freidenker zu den Gotterfüllten gehören.

Goethes Ansichten über Religion sind, wie alles, was ihn geistig bewegte, nichts Erdachtes und Ersonnenes, sondern etwas innerlich Erfahrnes und Erlebtes. Demzufolge sucht der Verfasser das Wachsthum der religiösen Anschaungen in Goethes Gemüth in seinem lebendigen Zusammenhange an den betreffenden Knotenpunkten des biographischen Fadens ersichtlich zu machen.

Er zeigt, wie es dem jungen Goethe in dem weichen Dunstkreise der Gefühlssphäre wohler zu Muthe war, als in der höheren Region des abstrak-

ten Denkens, wo sich die Luft wohl allmählig läutert, aber auch so verdünnt, dass einer normalen Lunge darüber der Athem ausgeht. Seine Natur war mehr auf die Intuition angelegt, als auf das Raisonnement. Von dem Kompendium der Geschichte, das sein Freund und Lehrer den Vorträgen zu Grunde legte, trieb es ihn hinaus in den freien heiligen Wald, in die Schatten der ältesten Buchen und Eichen, wo sich ein armes verwundetes Herz am liebsten verbergen mag. Und als der Freund scherzend versicherte, dass er hierin den alten Deutschen, wie sie Tacitus schildert, nachgerathe, die in der dunkelsten Tiefe der Haine ihre Götter aufsuchten, rief er enthusiastisch aus: „O! warum dürfen wir nicht um diesen köstlichen Platz einen Zaun umherführen, ihn und uns zu heiligen und von der Welt abzusondern? Gewiss, es ist keine schönere Gottesverehrung als die, zu der man kein Bild bedarf, die blos aus dem Wechselgespräch mit der Natur in unserem Busen entspringt."

Dieses umfassende Welt- und Gottesgefühl, dieser höhere Naturkult, der die Pulsschläge des Daseins im innersten Herzen mitempfindet, im Rauschen der Bäume, im Nebelglanz des Mondes die Athemzüge des waltenden Naturgeistes belauscht — das war und blieb die eigentliche Religion Goethes, obgleich er zuerst zu dem positiven Christenthume Stellung nahm.

Der Autor erinnert in Ansehung dieser Uebergangsperiode an den Einfluss Langers und des Fräuleins von Klettenberg, aus dessen Unterhaltungen und Briefen die Bekenntnisse einer schönen Seele entstanden sind, die man in Wilhelm Meister eingeschaltet findet.

Das Fräulein fand an dem jungen Goethe, was sie in ihrer Stimmung als kränkliches Wesen und herzhafte Dulderin bedurfte, ein junges, lebhaftes, auch nach einem unbekannten Heile strebendes Wesen, das, ob es sich gleich nicht für ausserordentlich sündhaft halten konnte, sich doch in keinem behaglichen Zustande befand und (damals) weder an Leib noch Seele ganz gesund war. Seine Unruhe und Ungeduld, sein Streben, Suchen, Forschen, Sinnen und Schwanken legte sie auf ihre Weise aus; sie versicherte ihn unumwunden, das alles komme daher, weil er keinen versöhnten Gott habe. Goethe hatte dagegen von Jugend auf geglaubt, mit seinem Gott gut zu stehen; „ja," sagte er, „ich bildete mir ein, dass er gegen mich sogar in Rest stehen könne und ich war kühn genug zu glauben, dass ich ihm Einiges zu verzeihen hätte. Dieser Dünkel gründete sich auf meinem unendlich guten Willen, dem er, wie es mir schien, besser hätte zu Hilfe kommen sollen."

Auch das Verhältniss zu Jung-Stilling, dem sanften bescheidenen Schwärmer, äusserte nur einen vorübergehenden Einfluss. Bei näherer Erwägung fand Goethe doch das Bedenkliche heraus, das in dieser Art von Frömmigkeit liegt. Er hatte sich im Umgange mit Jung-Stilling eine bedeutende Erfahrung in Sachen des Glaubens erworben, nämlich die, dass in der Demuth der Gottergebenen oft eine grosse Prätension liege. Sie degradiren gleichsam den unendlichen Weltgott zu ihrem Hausgott, und statt sich selbstthätig in dem grossen Ganzen der Weltordnung zurechtzufinden, nehmen sie eine eigene Spezialvorsehung für ihre kleine Person in Anspruch, die jedes Haar auf ihrem Haupte zählt.

Also wieder ein überwundener Standpunkt, dem bald noch andere nachfolgen sollten.

Goethe bedurfte eines Gottes, den er mit der Natur zugleich und in ihr allein verehren konnte, der ihm das Universum als eine ewig neue, unerschöpfliche Offenbarung zeigte. War früher die Bibel eine Zeit lang seine Welt gewesen, so wurde nun die Welt für ihn eine Bibel, in der er nie zu lesen ermüdete. An den Gott Jung-Stillings und Lavaters hatte er vorübergehend aus freundschaftlichem Antheil mit geglaubt; in dem Gott Brunos und Spinozas aber ruhte fortan sein innerstes Wesen. Die „Ethik" des letzteren sollte auf seine Denkweise den entschiedensten Einfluss üben.

Welch eine Beruhigung seiner Leidenschaften wehte ihm aus diesem

Werke entgegen, wie er sie früher kaum geahnt! Eine grosse und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt schien sich ihm da mit einem Male aufzuthun. Was ihn aber besonders an Spinoza fesselte, war die Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze seiner Ethik hervorleuchtet. Jenes wunderliche Wort, „wer Gott recht liebt, muss nicht verlangen, dass Gott ihn wieder liebe,“ erfüllte sein ganzes Nachdenken. Nun sah er erst, wie viel Selbstsucht oft in der Religiosität liege, wie die Frommen das Opfer ihrer Demuth sich von ihrem Gott mit Wucher zurückzahlen lassen, mit welcher Aufdringlichkeit sie ihn mit ihren kleinlichsten Angelegenheiten behelligen.

Wie herzerweiternd erschien ihm dagegen der pantheistische Glaube! Hier hat sich der Einzelne dem Ganzen unterzuordnen, und der Tüchtigste wird auch der Beglückteste sein. In dem Ocean des Weltlebens, im Chor der Gestirne, in der grossen Kette der lebendigen Wesen mitzuwandeln, sein Dasein in den Weltakkord der schaffenden Kräfte mit hineinklingen zu lassen, ist eine Seligkeit, die ihren Lohn in sich selbst findet, und ihn nicht erst als nachträgliche Belohnung frommer Verdienste zu erwarten braucht.

Der Einfluss Spinozas auf Goethe bezeichnet den Markstein seiner religiösen Lehrjahre. Nun ist der Kern seines inneren Wesens gefestigt, der Kreis der subjectiven Erfahrungen ist durchlaufen, an denen sich sein religiöser Standpunkt entwickelte. Der Aufenthalt in Italien, die Wanderjahre Goethes bieten in dieser Hinsicht nichts Neues. Der Katholicismus tritt da als Erscheinung an ihn heran, zu der er wenig inneren Bezug hat. Er betrachtet sie wie ein Schauspiel, zu dem er sich blos beobachtend verhält.

Noch im höchsten Alter aber bewahrte Goethe dieselbe anbetende Verehrung vor Christus und den heiligen Büchern, wie er sie in den Tagen der Jugend empfand.

„Fragt man mich: ob es in meiner Natur sei, Christo anbetende Ehrfurcht zu erweisen? so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Princips der Sittlichkeit. — Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren? so sage ich abermals: Durchaus! denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind und alle Pflanzen und Thiere mit uns. Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petri oder Pauli zu bücken? so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit euren Absurditäten vom Leibe.“

„Es ist gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen und da muss sie eine bornirte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist, sich beherrschen zu lassen. Die hohe, reich dotirte Geistlichkeit fürchtet nichts mehr als die Aufklärung der unteren Massen.“

„Je tüchtiger wir Protestanten in edler Entwicklung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter um sich greifenden grossen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen wie sie wollen, und es wird dahin kommen, dass endlich Alles nur Eines ist . . . Man wird sich als Mensch gross und frei fühlen und auf ein bischen so oder so im äusseren Cultus nicht mehr sonderlichen Werth legen. Dann werden wir Alle nach und nach aus einem Christenthum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christenthume der Gesinnung und That kommen.“

Es ist ergreifend, solche Worte von dem Manne zu vernehmen, der beinahe in sein eigenes Grab hinabsieht. Das Gespräch, dem wir diese Stelle entnehmen, ist vom 11. März 1832 datirt, also vom Sterbejahre des Dichters. —

(Wanderer.)

Beiträge zum deutschen Wörterbuch.

I.

Wann ein Ross die Feiffel oder Zweiffel hät bruntz in linken Schuh und schötts ihm in's recht Ohr, — so ist ihm geholfen. Altes Rossarzneibüchl. 1662.

Wann ein Ross die unsinnig Feiffel ankommt, schab ab einem Todtenkopf und nimm Knabenbrüntzel, Brandwein und Essig etc.

Aus dem Rothenburger (a. T.) Nutzb. und bewehrten Garten- oder Pflanzbüchlein. 17. Jhd.

„Item die Bäum soll man säubern und fegen im September, zunehmenden Mondes, mit reinem Schnittmesser oder Schooren die rauhe Schelffen alle am Stamm und Aesten abscharren, es bringt sonst den Bäumen Schaden.“

„Man muss alle Runtzen und Löchlein, so die Bäum haben, also mit Kühkoth verstreichen.“ a. a. O.

„Soll man mit einer Häppen das Bucklein oder Schelffen am Baum aufschneiden.“ (o.)

„Mit Baast verbinden.“

Nimm Schlehenwurzel, thu die schwarze Schelfen davon abschaben, nimm auch Wachholder Vorschüb, in Wasser mit einander gesotten u. s. w.

Nimm ein Handvoll Wachholder Vorschüb, Ein Handvoll Eychenvorschüb, ein Handvoll Birkenvorschüb, sied's im Wasser „thue darinnen baden: es heilet bald davon.“ etc.

Für das Rothlauf. Altes Schmeer. schlucken. Für den Kopfwehe.

„Für die Harmwinde klopf aus dreien Messerscheiden das Bötzig heraus, gibs dem Vieh in eim gesalznen Brot, es hilft auch.“ Altes Arznb. 18. Jhd.

„Von Catarrhen der Küh und Ochsen. Wenn die Küh und Ochsen ein Geschwär oder Schweine unter der Gurgel am Kühnbacken oder am Halse bekommen und Blut seichen, d. h. man Kadarn und ist ein sehr bös Ding, denn es thut ihnen sehr weh. — Etliche Leute halten sie nicht länger, sondern sobald sie das Kadarn an ihnen merken, so mästen sie dieselben und hängens in den Rauch.“ Fafelicht v. Isthmus. —

Wenn der Gäuffel oder Schaum zum Maul herausgeht. (o.)

II.

Aus Einfältige Aber Wohl-Gründliche Unterweisung wie man die Zwergl und hochstämmige Baum pflantzen und dieselbe pflegen solle u. s. w. durch einen wohl-bekandten gewesten Gärtner hiemit den Liebhabern an Tag gegeben. Nürnberg, bey Johann Christoph Lochner 1712. 12°. (ohne pag.)

Kuchelstuck, das. „Wann man Zwerglbäum in einen Garten setzen will — es seye an der Mauer, Kuchelstuck, Blumenstuck oder wie man pflegt zu sagen Rabat — so nehme man einen jungen Baum u. s. w.“ Bl. 5a.

Knoten, der. „Mit dem (Abschneiden des Astes) verändert sich ein solcher Ast zur Frucht, den nennt man ein Stump und machet, als wie ein Knotten, welcher Knotten verursachet, dass der Safft zurückbleibet und die Knöpf, so sonst nur Blätter getrieben thun sich zu Blütheknöpfen verändern, indeme der Safft kein Ausgang hat wegen des Knotten und bevor der Ast aus dem Knotten herauswachset, haben die Knöpfe schon Safft genug eingenommen; nachdeme treibet der obgemeldete Knotten ein Aestel heraus, welches aufgemacht wird“ u. s. w.

Knack, der. „Wie man erkennen kann, wann ein Pommerantzenbaum von nöthen hat gegossen zu werden. Solches können die Liebhaber aus den Blättern sehen, wann sie ein altes in der Hand biegen, doch nicht

abreissen, und so dieses ein Knack thut haben die Bäum keines Giessens nöthig; wenn solches Blatt aber ganz schwach knacket, kan man ihm Wasser geben."

Fuchsaffen „so sind auch die man Jungkfrauwenaffen, die man Fuchsaffen heisst." Foreo Va.

Fuchsblösse. „Seinen (Ayehbre) Balg brauchen die kürszner, die Fuchsblössen darmit zefüeteren." Foreo XIIIb.

Item 9 lb. von dem Fare zu Koczenhusen." 1414. Monn. Zt. 18, 416.

Gesell. w. wär ouch daz ain kircherr der genannten kirchen zu Buttenhusen also ainen priester helffer und auch gesellen also nit enhēl — sollen vervallen sein — als lang und vil ain Kircherr also ainen andern gesellen naem u. s. w. Mon. Zoll. I. (1384) S. 256.

So füllent wir die vorgenant gemainer stete Klich in der vorgenanten vest in Karpfen haben allen gezüg und geziert damit man messe mûg gelesen." Mon. Zoll. I (S. 442.) 1410.

V. Bauernkrieg: „in disem allem fielendt sy darmit in all kilchen an St. Steffan und hubend an und plunderterten darauss alles Kirchengewand und Gotteszierden was sie funden, beschlossen und unbeschlossen pleib ganz nichts über an söllichem gewand und gotzierden." St. Blas. Stftgsb. Quells. II, 62a.

Der hinterste Frauentag „und zu dem hindristen unser Frawen tag der liechtmess. Monn. Quells. I, 362a. Sonst den 8. September, hier 2. Februar.

Cuppelfleisch im Waldkircher Stadtrecht 16. Jhd. S. 68: (Hirz, hist. topogr. Beschrbg. des Amtsbezirkes Waldkirch. Freiburg 1684.)

„Item die meziger sollent ouch weder pfynnig fleisch noch cuppelfleisch noch beinbruchiges noch wolfbyssiges uff iren banken nit howen."

1480 St. Blas. Stfgsb. II, 66b.:

„Heinrich v. Rumlang hat die grossen Fenster in den kirchen gemacht, auch den Lettuno, wie er jetzt stadt, und das Landtwerkhtäferl."

— 68a.: „Diess darmit die Landwerkh in dem Munster thläfern hangt dem Altar."

„Das Gericht um die Liechtpfleger zu Balgnigen." 1381. Zoll. I, No. 381.

N. N. die jezo liecht maister und kilchun pfleger erwelt und gesetzet sint dez Gotzhus und der Kilchun etc. Mon. Zoll. I. (1356.)

Hainz Rüssli zu den ziten lieht maister. No. 332.

Var = Ueberfahrt.

„Item dictus Kanderer de area et de navigio vulgariter dicto var, is sol."

Zehentrodel des Baseler Domcapitels von 1341. Mon. Zeitschrift 14, Seite 12.

Birlinger.

Neueste Dichtungen des Grafen von Gobineau.

Aphroessa hiess das geweihte Schiff, das einst die Gaben des athenischen Volkes dem Delischen Gotte überbrachte. Aphroessa nennt der Dichter das Buch, in dem er eine reiche Fülle poetischer Gaben, die ihm im Angesichte des Parthenons die Muse schenkte, zusammenfügt.

Brennus, ein erzählendes Gedicht in 4 Gesängen eröffnet, die Sammlung. In einem Tone, der oft an die Ballade streift, wird der Einfall der Gallier in Italien, Roms Undank gegen Camillus, endlich der Rückzug des Brennus und seine Entsagung erzählt.

Die Achilleis, ganz anders aufgefasst, als von Göthe, verrherrlicht

den Götterfunken in dem hellenischen Helden, dessen Leben in markigen Umrissen an uns vorübergeht, ein Sinnbild hochsinnigen Strebens im Gegensatz zu den Eiteln und Kurzsichtigen, den Schwerfälligen und Beschränkten.

„La petite chanson“ führt uns in die Zeit der Kreuzzüge, mit Rittern und Klosterleuten und schildert wie das Lied, die Poesie in die verschiedenen Lebenskreise Freude und Beseligung bringt.

Auch die Sage von Genoveva, ganz im Stil der Legende gefasst, bewegt sich in jenen Anschauungen; Genoveva und Golo sterben als Heilige.

Das Cartularium von St. Avit stellt die manchfachen Wandlungen des Klosters dar an dem Leben verschiedener seiner Aebte; eine Geschichte der Kirche und des Geistes in Frankreich in glänzenden Spiegelbildern. Der erste Abt ist St. Avit selbst, 912, der Gründer des Klosters in seinen bescheidensten Anfängen. Darauf wird St. Andiol erwähnt, der vierte Abt, 1015. Graf Thibaut von Champagne errichtet unter ihm, auf eigenen Antrieb, ja gegen den Wunsch der bescheidenen Mönche ein mit aller Pracht damaliger Kunst ausgestattetes Gebäude Hugo, der 15. Abt, 1108, verkehrt mit einem arabischen Sterndeuter. Der übermüthige 17. Abt, Enguerrand Ribart, fällt 1159 durch das Schwert des Guy von Vernon, den er zum Zweikampf gezwungen hatte. Der 29., Jacques von Bricaud, 1498, lebt heiter mit seinem Kruge, seinem dicken Wanst und der blonden Gevatterin. 1552, in der Zeit Marots und Ronsards, ist der 31. Abt, Jean Grillet, zugleich valet de chambre du Roi und sendet eine poetische Liebesepistel an eine fille d'honneur de la reine und ein Sonnet an Diana von Poitiers. Vollständige Verweltlichung zeigt der 36. Abt, 1592, der zugleich Rittmeister des Königs von Navarra ist, die Gebeine des St. Avit wegwirft und in seinem wilden Taumel nicht übel Lust hat, die alte Kirche dem Boden gleich zu machen. 1688 ist das Kloster die Zuflucht der Jansenisten; auf königlichen Befehl wird der Abt in die Bastille geschickt. Unter dem 43. Abt 1760 dringt die Aufklärung in die alten Hallen, Toleranz und Tugend werden gepredigt bei aller Nachsicht gegen die Knaben und Mädchen des Dorfes; die Tradition von St. Avit wird unter die alten Mährchen und Mythen in die Rumpelkammer geworfen. Der 44. Abt ist der letzte. Er sieht das Kloster verbrennen, die Mauern und das Dach über dem Altar zusammenstürzen. 1793 findet der Flüchtling Obdach im Hause eines protestantischen Pfarrers in Mannheim und noch 1849 blickt der Lebensmüde, im Benedictinerkloster zu Pressburg, zurück auf das irdische Treiben, in dem er nichts festes erkennt als den Glauben und die Kraft des Geistes.

In ein bunteres Weltleben führt uns das folgende, halb dramatisch gehaltene Gedicht Le carneval de Venise. Durch drei Nächte zieht ein Roman unter Masken und toller Lust hin. Die manchfachsten Scenen wechseln; die Verse bewegen sich zum Theil in kunstvollen Formen. Eine schlimme Rolle spielen drei Deutsche, zwei Studenten und ein Professor, welche in einer gemeinen Schenke als rohe Prasser und Säufer geschildert und schliesslich vom Wirthe und den Hausknechten an die Luft gesetzt werden. So ungefähr schildern unsere Spottblätter die kerzenspeisenden Barbaren hinter Moskau.

Den Schluss der anziehenden Sammlung macht eine dramatische Behandlung der Geschichte Simsons des Philisters.

Das Buch ist bei Maillet in Paris 1869 erschienen. Die gleiche Jahreszahl trägt ein anderes Werk desselben Verfassers, Histoire des Perses d'après les auteurs orientaux, grecs et latins et particulièrement d'après les manuscrits orientaux inédits, les monuments figurés, les médailles, les pierres gravées u. s. w. Bis jetzt liegen davon zwei starke Bände in gross Octav vor. Beide Werke sind in Athen geschrieben, wo Graf von Gobineau Jahre lang als französischer Gesandter lebte.

Plus que und plus de.

Die Unterscheidung von plus que und plus de sowie von moins que und moins de in Band 44 Heft 1. Seite 121 dieser Zeitschrift, wo ein wesentlicher Punkt richtig hervorgehoben und damit die Ungenauigkeit der in Lehrbüchern (z. B. Ploetz, Elementargrammatik, Lection 85, Ollendorfs Methode von Gands, Lection 49) aufgestellten Regel nachgewiesen ist, (die übrigens Ploetz in der Syntax S. 112 auch besser gefasst hat) bedarf ihrerseits noch einer Ergänzung.

Ich will versuchen das Geschichtliche kurz vorzuführen und im Anschluss daran den im heutigen Französisch bestehenden Unterschied nach den einzelnen Fällen für unseren Schulgebrauch etwas näher zu bezeichnen.

Der lateinische Ablativ beim Comparativ — [wofür im spätern Latein a mit dem Ablativ vorkommt (Diez, Gr. d. rom Spr. 3, 366), dieses wohl auf Grund gelehrter Auffassung des classischen Ablativs = von dem womit verglichen wird her betrachtet, in Ansehung desselben (Vgl. Hand, Lehrbuch des lat. Stils, Seite 246 über den Unterschied zwischen dem Ablativ und quam)] — ward von dem Volke, dem jene schulmässige Auffassung fern lag, zur Zeit des Vorherrschendwerdens der Präpositionen gefühlsartig — wie andrerseits z. B. der objective Genitiv, l'amour de la patrie = amor patriae (Diez 3, 130); der Ablativ des Mittels (Diez 3, 150, 8 und 3, 126), der näheren Bestimmung (Diez 3, 126) und der des Masses beim Comparativ auf die Frage Um wie viel? z. B. plus long d'un pied = pede longior, um einen Fuss länger — mit de nachgebildet (ein Beispiel im Mittellatein bei Diez l. l. 3, 365). Dies trifft nun mit dem griechischen Genitiv, der wissenschaftlich hier gewiss eben so zu erklären ist wie der lateinische Ablativ, äusserlich zusammen. Doch mochte den Romanen der Begriff des von ihnen durch de bezeichneten Genitivs in seiner gewöhnlichen Bedeutung mit einfliessen; wie sich denn auf germanischem Gebiete eine ähnliche Verwendung des Genitivs findet, z. B. englisch He got the better of me, er wurde mir überlegen, und rein possessivisch z. B. His betters cannot be found, Bessere als ihn findet man nicht, Our betters, vornehmere Leute als wir, unsere „Oberen“ (Fälle wie die letzteren vielleicht beeinflusst durch his like, his equals); und in volkstümlichem Deutsch z. B.: Er ist mein Obermann (wie z. B. Sophie Dethleffs an Klaus Groth von diesem schreibt: Büst wid min Œwermann), was bloss bedeutet: er ist mir überlegen (plattdeutsch: he is mi öber).

Es konnte aber französisch que überall beim Vergleich zweier Subjecte stehen, doch dafür de eintreten, wo zwei Subjecte unter Einem Prädicat mit einander verglichen wurden. (Vgl. Diez 3, 363 ff.) So konnte man sagen plus parfaite des autres choses (Diez 3, 365, wo mehrere ältere Beispiele), il est plus fort de moi (Littré, unter de, 24°). Im Französischen hat sich unter den romanischen Sprachen am meisten der Gebrauch dieses de beim Comparativ verengt und sich auf den Fall beschränkt, wo dem einem Gegenstande beigelegten Zahlbegriffe etwas zugesetzt oder abgezogen werden soll (Diez 3, 365), steht daher auch nie mehr bei andern Comparativen als bei plus und moins (d. h. nur wenn diese selbstständig stehn, nicht den Comparativ eines Adjectivs oder Adverbs zu bilden dienen; also nach plus grand, plus vite nur que); hier aber hat es sich für die meisten von der eben mitgetheilten Regel umfassten Fälle zur Alleinherrschaft erhoben.

Es musste das que, wie lat. quam, stets bleiben, und muss es ebenso jetzt 1) überall im vollständigen zusammengesetzten Satze z. B.: Le petit garçon mange plus qu'une grande personne ne mange, Il travaille plus que je ne travaille oder que je ne fais, Je ne la connais pas plus qu'il la connaît; Je ne la connais pas plus que je le connais; Elle est plus riche qu'elle n'est belle; Il écrit plus qu'il ne parle, Il écrit plus qu'il n'écrivait, qu'il ne

faisait; und wenn im letzten Satztheil auch nur ein Subject mit einem Verbum wieder vorkommt z. B. Il parle plus qu'il n'a besoin (scl. de parler), Il dit plus que vous ne croyez (scl. qu'il dise). Dann im zusammengezogenen Satze 2) wo zwei Prädicate verglichen werden z. B. Elle est plus riche que belle. 3) Wenn sich der Vergleich auf zwei Objecte bezieht z. B.: Je ne la connais pas plus que lui in dem Sinne: je ne la connais pas plus que je le connais. (Wo im lateinischen der Ablativ des Objects zu stehen scheint, ist es zunächst, zwar grammatisches Object, aber logisches Subject z. B. Cic. de Rep. 1, 10 Quem auctorem de Socrate locupletiorem Platone laudare possumus? = Quis auctor de Socrate locupletior est Platone? Und nach solcher Analogie wird der allerdings weitere Gebrauch beim Relativpronomen sich zuerst gebildet haben z. B. Cic. Or. 2. Quibus nihil in illo genere perfectius videmus = est, da videmus hier, wie ähnlich oft, nur soviel heisst als „ist bekanntlich"; wo denn die Macht stilistischer Gestaltung völlig den Buchstaben schulgerechter Grammatik überwand.) Dagegen nach Obigem für das ältere Französisch denkbar wäre Je ne la connais pas plus de lui in dem Sinne Je ne la connais pas plus qu'il la connaît — obwohl Beispiele für den Fall, wo das Prädicat in einem Verbum besteht, noch zu suchen sind, und vielleicht die obige Regel vom Vergleich zweier Subjecte unter Einem Prädicat auf ein adjectivisches Prädicat einzuschränken wäre — wo jetzt nur que stehen kann, so dass diese und ähnliche Sätze in ihrer verkürzten Form äusserlich doppelsinnig sind.

Es wäre nun aber der weitere heutige Unterschied zwischen plus que und plus de folgender:

Plus que muss stehen

1) Beim Vergleich zweier Subjecte unter einem Prädicat im verkürzten Satze z. B. Ce petit garçon mange plus qu'une grande personne, que deux hommes, Il travaille plus que moi; Salomon a dit que femme sage est plus que femme belle, Un roi est plus qu'un ministre, Tenir est plus que promettre.

2) Im einfachen (nur durch plus erweiterten) Satze, wenn das durch plus Gesteigerte das nicht in einem Zahlbegriffe bestehende Object oder Prädicat bildet z. B. sait plus que manger et boire, Il a plus que son pain de chaque jour, und wie man z. B. sprichwörtlich sagt Il sait plus que son pain manger, vom Schlaukopf (nicht unähnlich unserm „Er kann mehr als Brot essen", nur dass man dies im Volke noch besonders von demjenigen Tausendkünstler gebraucht, der durch Taschenspielerkünste, Gaukelpossen als „Hexenmeister" erscheint); Je suis plus que content (La Font. Fabl. 1, 15), Aimez ma république et soyez plus que reine (Volt. Brut 3, 5).

Plus de muss stehn

im einfachen Satze, wenn sich das plus auf einen Zahlbegriff bezieht z. B. Il a mangé plus de douze pommes, sprichwörtlich Il a mangé plus d'un pain, verwandt der obigen Redensart (eigentlich von dem durch Reisen Erfahrenen, ähnlich wie Il a vu le loup „Er ist mit allen Hunden gehetzt" und Il a couru toutes les foires „Er ist von allen Märschen wiedergekommen", wozu man deutsch noch vergleiche „Er weiss wo Barthel den Most holt"), Il y a passé plus de deux mois, Il a plus de douze ans; Il y a été plus de deux mois, Il a fait un voyage de plus de deux mois, Il y a plus d'un an, Plus d'une fois; Nous sommes plus de dix (que dix scl. ne sont gäbe den Sinn: wir können es leicht mit zehn aufnehmen. Aber Nous sommes plus que vous scl. n'êtes), Il y a dans un mois plus d'une semaine. (Aber Un mois est plus qu'une semaine scl. n'est). Il est plus de midi d. h. über zwölf Uhr. — Il a plus d'une belle maison ist = il a plusieurs belles maisons; doch sage Il a plus qu'une belle maison, il a encore une belle femme. Und Dix est plus que neuf (scl. nest); aber Onze fois onze font plus de cent.

Demgemäss sagt man ferner plus d'à moitié (z. B. la Font. Fabl. 9, 2) und plus d'à demi (la Font. Psyché 1 p. 76.) So auch plus d'aux trois

quarts (z. B. Buffon Minér. t. IV. p. 342, puisqu'elles [les terres] sont si vastes et plus d'aux trois quarts incultes). Doch sagt man auch, wohllautender, plus qu'à demi (z. B. Racan: La course de mes jours est plus qu'à demi faite).

Praktisch liesse sich nun der Unterschied kurz so geben: „Mehr als" heisst plus de wenn man „über" dafür setzen kann; sonst plus que.

Aus vorstehender Unterscheidung erhellt nebenbei, dass man das deutsche Volksräthsel „Unsere Henne legt in Einem Tage mehr als zwölf Eier" (Auflösung: Eier legen nicht), nicht ins Französische übersetzen kann, da die Zweideutigkeit des Ausdruks, auf welcher es beruht, aufhören würde.

Landsberg a. W. Dr. J. Ehlers.

Gratulationscarmina zum Doctor juris; aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts.

DUm rediviva suos thesauros terra recludit
Ac se candidulis floribus ornat ager,
TV pariter satagis nitidis exponere scriptis
Thesauros doctae mentis, AMICE, *Tuos*.
Gratulor ex animo: benedicat Jova labori,
Ut TE mox THEMIDOS splendida serta coment!

Guilielm. Hieron. Brückner, D.

DIe Tugend spricht: Herr Pagendarm
Soll nun auf die Catheder steigen!
Hingegen rufft der Neider-Schwarm:
Man muss Ihm diesen Weg nicht zeigen!
Allein Er thut recht löblich dran,
Dass Er der Neider Rath vernichtet,
Und auf der Tugend Renne-Bahn
Das angefangne Werck verrichtet.
Ich sehe schon: wie Dessen Fleiss
Den schönen Ehren-Lohn ernennet,
Den Themis Ihm zum Ruhm und Preiss
Mit höchstem Rechte zuerkennet.
Wer nun sein Hertz der Tugend weyht,
Und nicht im Neider-Orden stehet,
Derselbe wünscht mit mir erfreut:
Dass solches nächstens vor sich gehet!

Also solte seinem Hochwerthesten Herrn Vetter
S. T. Herrn Bernhard Heinrich Pagendarm
J. V. Candidato, zu dem löblichen Vorhaben
hertzlich gratuliren

Johann Adolph Fürstenau,
J. V. Licentiat.

MArs lässet überal die Lufft-Carthaunen knallen,
Dass Mauren, Thurm und Stadt zerschmettert niederfallen.
Erhält man heute Post von dem erfochtnen Sieg,
So höhrt man Morgen schon von einem neuen Krieg.

Hochwerther Pagendarm, Du schickest Dich auch heute
In Themis Musen-Feld zu einen Krieg und Streite,
Da Dich Dein Tugend-Fleiss mit Freunden fechten heist,
Wovon sich jeder jetzt als Gegen-Part erweist.
Jedoch greiff nur getrost zu den gelehrten Waffen,
Der Himmel wird Dir schon den Sieges-Crantz verschaffen,
Gieb Feuer auf das volck, das Dich so hart bekriegt,
Dass Deine Tapfferkeit in solchem Treffen siegt.
Dein Struve stehet Dir mit seinem Schutz zur Rechten.
Drüm zeige Deinen Muth, als Held, in diesem Fechten,
Ich sehe schon im Geist, die Musen stimmen ein:
Es werde Glück und Sieg auf Deiner Seiten seyn.

Solches wolte dem Herrn Autori und tapffern Defensori dieser gelehrten Disputation, als seinem hochwerthgeschätzten Freunde und Gönner zur schuldigen Ehren-Bezeugung mit flüchtiger Feder glückwünschend aufsetzen

M. Christoph Weissenborn,
der Philosophischen Facultät zu Jena Adjunctus.

A. Birlinger.

Von den 10 Mondstagen.

Aus einem alten Receptbuche des Klosters Buxheim in Schwaben.
XV. Jahrhundert.

1. Hye merck von dem mâne, die ein muter ist aller Siechtage. So die mane eintegig ist, so sint alle ding gut anzeuahen. Ze terti zît ist gut ze lausen. Wirt ein sun geboren, der wirt wîse und wolgelert. ein tochter wirt kiusche, nit wolgelert vnd wolgetan vnd wirt mannen lieb; sy lît an jr alter lange ze bette vnd siech; sy gewinnet ein zeichen an der stirnen oder an den ober brawen. der siech wirt, der lît lang.

2. Der ander tag ist glückhaftig an allen dingen. es ist gut ze kouffen, buwen hüser; garten, böm sezen; verstolens gut wirt funden; lausen ist gut vor mittem tag. der trome wirt gerne war; der sieche geniset schier; wirt ein sun geboren, der wirt lieplich, milt, kindig vnd selig; ein tochter wirt also vnd kant den mannen.

3. Der dritt tägig, so sint alle ding böse anzevahen; lausen ist nit gut; die stal windet sich; wirt ein sun geboren, der wirt kün, gitig vnd wirt nit alt vnd stürbet übeles todes; ein tochter also; sy wirt erbsaelig vnd gewinnet vil manne vnd lebpt nit lang; der siech geniset und lit aber lang vnd tröme vppig.

4. Der vierde tag haut die nature, das gut anzevahent ist zu allen dingen: kind ze schul setzent, gut ze ander lausen vnd vmb sextae zît gut mullinen buwen, wasser leitten; wirt ein sun geboren der wirt arbeitsêlig; er wîbet vil; ein tochter also; der siech stirbet oder geniset kûm; der trome ist bezeichenlichen.

5. An dem fünfften tag ist gut lausen; der flüchtig wirt, der wirt gevangen; diepstal würt funden; wärt ein sun geboren, das ist bös; ein tochter stirbet unrechtes todes; der siech der stirbet schier; sag den trom.

6. An dem sechsten tage: diepstal wird funden; der siech der lît lang; lausen ist nit gut; wird ein sun geboren, der wirdet küne, wîse und gutsaelig; ein tochter wirt kiusch vnd mannen lieb; der trom wirt wâr.

7. An dem sibenden tag lausen ist gut; diebstal wirt funden; wirt ein

sun geboren, der wirt wîse, from wârhaft, gelirnig und hat ein zeichen an der stirnen; ein tochter gewinnet mê denn einen man; der sich geniset balde oder er muss lang ligen oder sterben. der trom wird war.

8. Der achtent tag ist böse vnd nücz guts ze tund vnd sagen ist; diepstal wirt funden; ein sun geboren, der wirt kindig vnd gut; in wazzer kompt er ze not; lept er XXX jâr, so wirt er rîch; ein tochter wirt erenschaft und kiusch; der siech geniset; der trom offenet sich in fünff tagen.

9. Der niunde tag ist gut alle ding anzevahen: garten machen, hüsser buwen; der trom ist gewer; der siech genist; das kind das geboren wirt ist leblich vnd ist nit gut lausen.

10. Der zehent tag wirt gut ze tund was man anvahet: kind leren; der trom wirt wâr; der siech wirt gesund; das kind, das danne geboren wirt, das wird vil landes durchlofen, vnd ist gut in niwe hüser ziechen.

II. Von den Monaten.

Schwäbisch-Alemannische Grenze.

1. Item in den manot Januario, so sol man nit ze auder lausen; er sol alle tag nüchter trinken dry gut trink wînes und sol Ingber vastessen mit Schamonia.

2. In dem manot Hornung, Rebmanot, sol man lausen an der auder vff dem tûmen; er sol vor niemen kacharicum mit Schamonia gemischet in einem Schweissbade und das niesen mit warmem wîn vnd das hopt decken vnd die ogen zu tun; das tranck sol sîn, das er niemen sol, das sint veld kienel.

3. In dem merczen, so sol man essen velt kienel vnd costen und sol schweiss baden vnd sol essen rettig mit honig gemischet; das trank sol sîn ephe vnd velt kienel vnd den vinger in mund stossen vnd daz er vnwille und sich erbrech und sol täglich trinken ab ruten und Lübstechen und sol nit blut lausen.

4. In dem Aberellen, so ist gut zu lausen; er sol Kacharicum niemen und sol das warme essen; das tranck das er niemen sol, das sind velt wrezen und sol es nit essen und niwes fleisch das sol er ouch nit essen; vnd das tranck das ist Bethonica vnd bibenelle vnd Lylien.

5. In dem meigen so solt du keines viches höpt nit essen noch füsse, wann an dem towen ist es alles eiter und solt nit warmen wîn trinken vnd sol ouch lausen onder auder, die da heisset Epatica vnd sol trinken ab velt kienel vnd wermut und Epichsamen.

6. In dem Brâchet sol man trinken ainen guten trunk wazzers nüchterlingen vnd gesotten milch vnd trinken ab salbinen blumen und saumen.

7. In dem Höwe manet, so sol man nit blut lausen vnd ensol nit frowen haben und sol man trinken ab vigensaft und Ephich samen.

8. In dem ogsten so sol man nit kole essen noch lôch, noch pappelen und ab poleygen trinken.

9. In dem ersten herpst manot, so sol man geschniten brot in mich essen; wann in dem manot ist gut alles das man essen und trinken sol. das trank sol sîn reckolter.

10. In dem ander herpst manot sol man wînber essen, most trinken; das trank ist negelein und pfeffer.

11. In dem dritten herpst manot, sol man nit schweissbaden noch frowen hân, und höpter und füsse nit essen: das trank ist Cinnamonium.

12. In dem December sol man lausen zu der auder, die zu dem hopt gât und zu allen andren; une wa man sîn bedarf und sol man das tun in einer warmen stuben: er sol och nit schrepffen noch vintttussen, noch kein kole essen: das trank ist spicum.

Ein Menu mit Shakspeare'schen Citaten.

Das „Athenäum" erhält von einem seiner Correspondenten einen Bericht über ein Festessen, welches die Shakspeare-Gesellschaft in Philadelphia bei ihrer siebzehnten Jahresversammlung veranstaltet hat. Der Speisezettel ist mit Citaten aus Shakspeare gespickt, und zwar sind alle demselben Stück, dem „König Lear," entnommen. Das „Athenäum" gibt die folgenden Proben: Austern in der Schale. Lear: Dir wäre besser in deinem Grabe, als so mit unbedecktem Leibe dieser Gefahr begegnen. Kent: Oeffne die Börse, nimm, was sie enthält. Narr: Kannst du mir sagen, wie die Auster ihre Schale macht? Lear: Schämst du dich nicht, auf diesen Bart zu sehen? — Soupe à la Reine. Edelmann: Wie heiss sie ist! Sie dampft. — Pâte à la Financière. Kent: Ich bin Grösseres als mein äusserer Schein. — Fricassée von Kapaunen. Kent: Zerhackt zu Carbonade ihre Beine. — Wein: Schloss Johannisberger 1859er, Steinberger Cabinet 1857er. Edmund: Den beiden Schwestern schwur ich meine Liebe. Welche soll ich nehmen? Beide? — Junge Hühner. Edgar: Mich dünkt, er scheint nicht grösser als sein Kopf. — Burgunder, Chambertin 1861. Edmund: Sein Alter wirkt, sein Rang noch mehr, wie Zauber, ihm alle uns're Herzen zu gewinnen. — Kartoffeln. Edgar: Der Erde arme Creatur. — Schnepfen. Lear: Bringt her die braunen Kerle. Kent: Du Bachstelze. — Marzipan. Lear: Die kleine schimmernde Substanz. — Salat. Cornwall: Ich will es glatt und ölig haben. — Omelette soufflée. Narr: Gib mir ein Ei, Gevatter. — Gallerte. Lear: Seht nur das Ding da zittern. — Punsch. Gloster: Mag eines Freundes Hand ihm volle Stärke jetzt verleih'n! — Limburger Käse. Narr: Gewiss, unter Zwanzigen ist nicht Eine Nase, die den nicht röche, der stinkt. — Kaffee. Lear: Das Schlechteste ist's nicht, wenn auch das Letzte. — Cigarren. Narr: Ein kleiner Funke und der ganze übrige Körper ist kalt. Seht, hier kommt ein wandelndes Feuer.

Ueber die Richenthal'sche Chronik.

Brief von Dr. Marmor an Dr. Birlinger.

Constanz, am 2. April 1861.

Geehrter Herr!

Gestern erhielt ich ihr Werthes vom 1. d. M., und will dasselbe sogleich beantworten. In Bezug auf das Richentalsche Mnsk. des Conzils kann ich Ihnen noch einige Erläuterungen geben. Auf Seite 4 meines Conzilswerkchens heisst es, dass der Wiener Codex von Gebhard Dacher herrühre. Einen Gebhard Tacher fand ich in einer Urkunde vom Jahre 1468 als Hausherr im Constanzer Kaufhause aufgeführt. Wahrscheinlich ist es der Verfasser dieses Codexes. Wie Eiselein behaupten kann, dass dieser Dacher kein Zeitgenosse des Konzils gewesen sein könne, ist mir unklar; waren ja doch im Jahre 1764, als Dacher über den gefrornen Bodensee gegangen sein soll, erst 46 Jahre nach Schluss des Konzils vergangen, und höchst wahrscheinlich, ja wohl ganz gewiss, war es Eiselein ganz unbekannt, wie alt Dacher in besagtem Jahre gewesen ist. Aber Eiselein, den ich genau kannte, war ein Mann, welcher im Wahne stand, als ehemaliger Gymnasialprofesser zu Donaueschingen und späterer Universitäts-Bibliothekar zu Heidelberg (zu welcher Stelle er aber, wie mir Herr Archivdir. Mone sagte, nicht hinreichende Kenntniss besass) Alles unterm Himmel und auf der Erde wissen zu müssen. Zu einer Widerlegung liess er sich selten herbei, und fertigte Widersprüche gegen sein Dogma meistens mit den Worten ab: „Das muss ich besser wissen." —

Allerdings scheinen beide Richental'sche Ausgaben von Augsburg (1483 und 1536) dem Dacherschen Codex zu Grunde gelegen zu haben; denn in beiden ist sein Wappen und der seiner Frau, Ursula Aechtpipin. Ob aber der Richental'sche oder der Dacher'sche Codex die Originalarbeit oder Copie sei, ist schwer zu bestimmen, wenn man nicht beide Originalmanuscripte vergleichen kann. Der hiesige Richental'sche Codex enthält darüber, sowie über das Entstehen nicht mehr, als wie auf S. 7 meines Werkchens Linie 7—5 von unten zu lesen. Wahrscheinlich giebt der Aulendorfer Codex etwas mehr Details. Der Dacher'sche soll, nach Eiselein, in Wien sich befinden. — Die älteste Ausgabe von 1483 hat 247 Blätter; das in meinen Händen befindliche Exemplar fängt aber erst mit dem 10. Blatte an und ist sonst sehr unvollständig. Die Holzschnitte sind roh, während die der 1536er Ausgabe allzu manieriert und untreu sind, weil der Zeichner die Personen in das Costüm des 16. Jahrhunderts kleidete.

Auf S. 6 Linie 14 von oben lässt Eiselein den muthmasslichen Vater Ulrichs von Richental Heinrich heissen; dies ist aber unrichtig. Im Bürgerbuch vom J. 1378, im Gemächtbuch von 1360 etc. kommt ein Stadtschreiber (Protonotarius) Johannes de Richental vor.

Nach einer frühern schriftlichen Mittheilung des Herrn Hofraths Issel zu Heidelberg, hätte derselbe in einer Urkunde vom Jahre 1287 Bischofs Rudolfs von Konstanz, einen Ulrich von Richental, Canonikus zu St. Stephan, unter den Zeugen gefunden. Issel macht noch die weitere Bemerkung, dass man von dem Wörtchen von vor dem Namen Richental, noch keinen sicheren Schluss machen könne, dass diese Familie zu dem Adel gehört habe. Patrizier waren sie jedenfalls hier keine. Nach Issel befindet sich im Verzeichniss der Rathsglieder vom Jahre 1363 (dies Rathsbuch ist noch in Karlsruhe, ich habe es noch nie gesehen) ein Johann, genannt Richental, Notarius aufgeführt.

Ueber die Geschichte des Prof. Eiselein'schen Textes zu Richental kurz Folgendes: Der ehemal. Hofger. Advokat Ignatz Vanotti liess im Anfange der 1840er Jahre den hiesigen Richent. Codex in St. Gallen abschreiben, in der Absicht, ihn im Drucke herauszugeben. Zur Vervollständigung desselben sollte Eiselein noch eine Abschrift des Aulendorfischen Codexes machen. Es geschah dies und Eiselein machte eine sehr weitläufige Arbeit unterm Vorgeben, die Codexe in Canon zu setzen (in Wahrheit aber, um viel Geld zu seinem Saufen zu bekommen). Nun handelte es sich um Herausgabe dieser Arbeit mit Bildern im Farbdruck. Ein gewisser Bierbrauer August Schmid von hier und meine Person wurden in Folge einer unglücklich übernommenen Bürgschaft für den phantastischen Adv. Vanotti Eigenthümer dessen Buchhandlung und Buchdruckerei Belle-Vue bei Kreuzlingen. Wir gaben einen Prospectus, von Eiselein geschrieben, heraus, in welchem wir das Exemplar auf 50 fl. festsetzten, erscheinend in 5 Lieferungen. Dies geschah im Jahre 1847. Das Unternehmen wurde aber durch die Revolution vom Jahre 1848 und 1849 unterbrochen und aufgehoben, nachdem mein sauberer Mittheilnehmer Schmid sich flüchten musste, wobei er, wie man sagt, nicht vergessen haben soll, von dem in seinem Hause aufbewahrten Staatsgelde eine schöne Summe mitzunehmen. Prof. Eiselein machte noch eine Forderung an Schmid, in dessen Auftrage er seine Arbeit gemacht haben will, geltend und versuchte, das Manuscript zu verkaufen. Dies geschah nicht. Dasselbe ward dem Buchhändler Meck dahier zur Verwahrung übergeben. Von ihm entlehnte es der listige und versoffene Eiselein wieder unter irgend einem plausibeln Vorgeben und nahm es, als er wegen Schuldenmachens von hier ausgewiesen wurde, nach Donaueschingen mit. Dort verkaufte er es an die Hofbibliothek um 30—40 Fl. Später starb er im Landesspital zu Geisingen, der Mann, welcher Alles wusste, nur nicht mit dem Gelde umzugehen, für welches er keinen besseren Verwahrungsort

kannte als die Wirthshäuser. Nun ist die mehrjährige Arbeit in Donaueschingen. Das ist das Loos des Schönen auf der Erde.

Mit freundlichen Grüssen Ihr ergebener

Marmor.

Die neueste Dante-Literatur in Italien.

Ueber obigen Gegenstand enthält die Augsburger Allgemeine Zeitung einen Bericht von Herrn J. A. Scartazzini, welcher für die Leser des Archivs von Interesse sein dürfte.

Es darf wohl als ein günstiges Zeichen betrachtet werden, dass der in jüngster Zeit neuerwachte Eifer der Italiener für das Dante-Studium eher in stetem Zunehmen als im Abnehmen begriffen ist. Nach Analogie der früheren Zeiten berechtigt dieser Umstand zu der Hoffnung: es habe für die Italienische Nationalliteratur eine neue Epoche begonnen, und sie werde einen neuen Aufschwung nehmen. Denn ihre Geschichte weist die unbestreitbare Thatsache auf, dass sie jedesmal zu einer bedeutenden Höhe sich erhob, wenn die Dante-Studien blühten, dass sie dagegen in Verfall gerieth, wenn dieselben vernachlässigt wurden. Dass aber diese Studien in Italien gegenwärtig wieder in Blüthe stehen, dies beweisen die zahlreichen zum Theil sehr umfangreichen Publicationen über den Vater der italienischen Literatur, welche in seinem Heimathlande jedes Jahr an die Oeffentlichkeit gelangen. Einen flüchtigen Ueberblick der italienischen Dante-Literatur im verflossenen Jahr wollen wir in folgenden Zeilen zu geben versuchen.

Trotz der über dreihundertundfünfzig Ausgaben der Divina Commedia, welche bereits existiren, vermehrt sich ihre Zahl noch mit jedem Jahr, sei es durch neue Auflagen bereits vorhandener, sei es durch ganz neue Ausgaben. Beinahe alle neuerscheinenden Ausgaben werden mit mehr oder weniger ausführlichen Noten versehen, bald mit selbständigen, bald mit solchen, welche den älteren Commentatoren entnommen sind. Die merkwürdigste neueste Publication in dieser Beziehung ist wohl der umfassende Commentar zur Divina Commedia vom Arciprete Luigi Bennassuti in drei starken Lexicon-Octavbänden, deren letzter gegen die Mitte des vorigen Jahrs veröffentlicht wurde. Was der Verfasser damit will, lässt sich mit einem Wort sagen: er will den Sänger der Göttlichen Komödie dem Ultramontanismus vindiciren. Diese Absicht ist bereits im Titel des Werks ausgesprochen, der da lautet: La Divina Commedia di Dante Alighieri, col commento cattolico di L. Bennassuti (Verona, Civelli). Eine gewisse Partei, welcher sich selbstverständlich der Verfasser selbst anschliesst, macht viel Rühmens mit diesem Werke. Es sei werth, so heisst es unter anderem in einer Recension, in alle Sprachen übersetzt und in jeder Schule eingeführt zu werden. Trotz dieser Reclame muss ich mich dahin aussprechen, dass der innere Werth der Arbeit weder zu ihrem Umfang, noch viel weniger zur Ruhmrednerei des Verfassers und seiner Partei, in irgend welchem Verhältniss steht, dass sie vielmehr als eine durchaus werthlose, ja verderbliche Arbeit bezeichnet werden muss — als ein neues Beispiel, was der Jesuitismus zu leisten vermag. Für den Text der „heiligen Dichtung" ist rein nichts geschehen, der Commentar ist nach Styl und Inhalt scurril, leichtfertig, gedankenlos und höchst oberflächlich. Das einzige, was denselben auszeichnet, ist seine Tendenz. Dieser zulieb wird aller Geschichte Hohn gesprochen, werden die deutlichsten Aussprüche des Dichters auf die gewissenloseste Weise verdreht, und zum Ueberfluss der Dichter selbst zu wiederholten Malen ein — Lügner und Verleumder genannt!

Glücklicherweise haben wir keines weiteren Machwerks dieser Art Erwähnung zu thun. Alle übrigen Veröffentlichungen, deren wir noch zu ge-

denken haben, bieten, so manches einige darunter auch zu wünschen lassen, doch im Ganzen einen erfreulicheren Anblick. Zunächst mögen zwei Ausgaben genannt werden, welche den Dantophilen recht angelegentlich empfohlen zu werden verdienen. Es sind dies der von Fanfani in Florenz edirte, bei Romagnoli in Bologna erscheinende Commentar zur Göttlichen Komödie von einem florentinischen Ungenannten, aus dem 14. Jahrhundert, und die bei Sonzogno in Mailand erscheinende, von Eugenio Camerini besorgte Ausgabe der Divina Commedia mit den bekannten Doré'schen Illustrationen. Von ersterem Werk erschien der erste, das Inferno umfassende, Band bereits vor drei Jahren, und darüber ist schon im ersten Bande des Jahrbuchs der deutschen Dantegesellschaft (S. 277 ff.) von Karl Witte berichtet worden. Die Fortsetzung liess aber so lange auf sich warten, dass man beinahe besorgen musste, das Unternehmen möchte ins Stocken gerathen. Endlich vor drei Monaten erschien nun auch der zweite, 34 Bogen starke, das Purgatorio umfassende Band, während der das Ganze abschliessende dritte nach Privatmittheilungen des Herausgebers bereits unter der Presse sich befindet, und in der ersten Hälfte dieses Jahrs erscheinen dürfte. Was die innere Bedeutung dieses alten Commentars angeht, muss ich auf die vorhin erwähnte Abhandlung von Witte hinweisen. Merkwürdigerweise zeigt sich in diesem zweiten Band — was bei dem ersten nicht der Fall war — ein bestimmtes Verhältniss zu dem bekannten, auch in diesen Blättern früher besprochenen, Commentar des Jacopo della Lana — ein Verhältniss demjenigen ähnlich welches zwischen dem von Lana und dem von Torri edirten sogen. Ottimo stattfindet. Und was noch auffallender sein dürfte, soll der noch rückständige dritte Band, d. h. der Commentar zum Paradiso, ein und dasselbe bei beiden Commentatoren sein; wenigstens wurde mir dies von kundiger Seite berichtet. Es wird sich nun fragen; wer der ältere, d. h. der originale Ausleger sei? Nach einigen kurzen Anmerkungen des Herausgebers Fanfani zu schliessen, scheint es fast, als sei er geneigt, dem von ihm edirten Anonimo den Rang der Priorität zu vindiciren. In diesem Fall dürfte er sich auf sehr lebhaften Widerspruch, zumal von Seiten des Herausgebers des Laneo, Luciano Scarabelli in Bologna, gefasst machen. Wir wollen das Erscheinen des dritten Bandes abwarten, worin sich der gelehrte und besonnene Herausgeber des näheren aussprechen wird.

Die von Camerini besorgte vorhin erwähnte Ausgabe der Divina Commedia bietet keinen eigenen Commentar, sondern eine Compilation aus verschiedenen Auslegungwerken. Dieselbe muss aber eine sehr geschickte und verständige genannt werden. Der Bearbeiter besitzt eine offenbar feine Unterscheidungsgabe: er wählt durchgängig das Beste aus, und findet sofort den treffenden concisen Ausdruck, um es mitzutheilen. Dabei verdient mit Anerkennung hervorgehoben zu werden, dass er nicht allein die Arbeiten seiner Landsleute, sondern ebenso fleissig diejenigen der hervorragendsten deutschen Danteforscher benützt. Diese Arbeit darf für eine der besten erklärt werden, welche dem Anfänger auf diesem Gebiet in die Hände gegeben werden kann. Dazu bilden die Doré'schen Illustrationen einen schönen Schmuck des Werks, und der Preis desselben ist so billig gestellt, dass auch in dieser Beziehung nichts zu wünschen bleibt. Der bis jetzt vollendet vorliegende erste Band, Text und Commentar zum Inferno umfassend, prachtvoll ausgestattet, in gross-Folio, und die 75 Illustrationen Doré's enthaltend, kostet nur 12 Lire oder 3 Thlr. 6 Sgr.

Eine ähnliche Arbeit, doch bei weitem nicht so bedeutend und nicht so geschmackvoll ausgestattet, ist die Divina Commedia con note dei più celebri commentatori des Priesters Giovanni Francesia, welche zu Turin in drei Bänden erschien. Es handelt sich hiebei ganz einfach um eine Ausgabe cum notis variorum, und zwar in der schlechten Bedeutung dieses Ausdrucks. Uebrigens scheint die Arbeit für Schüler und für die ersten Anfänger bestimmt zu sein, welchen sie aber freilich kein sicherer Führer ist,

Nicht so umfangreich, aber jedenfalls von höherem Werth, ist die Ausgabe der Divina Commedia, welche Gregoretti zu Venedig besorgt hat. Es ist dieselbe eine nur in 200 Exemplaren gedruckte zweite Auflage der von Gregoretti bereits im Jahr 1856 besorgten Ausgabe des Gedichts. Jene erste Ausgabe ist mir aber nicht bekannt geworden, und so vermag ich auch nicht zu sagen, wiefern sich diese zweite von der ersten unterscheidet. Die neue Ausgabe ist sehr bequem eingerichtet, der Commentar theilt bei aller Kürze und äussersten Gedrängtheit doch das wesentlichste und nothwendigste in fasslicher Weise mit. Zu bedauern ist nur, dass sich der Herausgeber in den Kopf gesetzt hat: er sei berufen, gegen seinen alten Freund und Mitarbeiter auf diesem Gebiete, den verdienstvollen Forscher Witte, Opposition zu machen. Die Opposition ist nun freilich durchgängig misslungen. Der Wegfall dieser polemischen Beigabe würde den Werth seiner Ausgabe nur erhöhen.

Ein eigenthümlicher Versuch, die Divina Commedia populär zu machen, ist die Uebersetzung derselben in den neapolitanischen Dialekt, welche der Cavalier Domenico Jaccarino bearbeitet hat, und wovon bis jetzt meines Wissens zwei Lieferungen zu Neapel erschienen sind. Bei meiner mangelhaften Kenntniss des neapolitanischen Dialekts wage ich nicht, ein Urtheil zu fällen. Verschweigen will ich indessen nicht, dass das Unternehmen auf mich den Eindruck machte, als handle es sich hier um eine Entweihung des erhabenen Gedichts. Dante's erhabene Terzinen sehen mir im Gewand eines Volksdialekts wie eine lächerliche Caricatur aus. Gibt es nicht bessere Mittel als solche, um Italiens grössten Dichter wahrhaft populär zu machen?

Als diametralen Gegensatz zur eben genannten dürfen wir die hebräische Uebersetzung der Divina Commedia betrachten, wovon der erste das Inferno umfassende Band bei Dase in Triest erschienen ist. Der Uebersetzer, Dr. Formiggini, ein Israelit, stellt Dante den Propheten des alten Bundes zur Seite, und will dessen Gedicht durch diese Uebersetzung unter seinen Volksgenossen in Polen und Russland neue Freunde und Bewunderer erwecken. Wie schwierig das Unternehmen war, dies bedarf wohl nicht erst erwähnt zu werden. Auch erlaube ich mir nicht, ein Urtheil darüber auszusprechen, wiefern diese Uebersetzung eine gelungene zu nennen sei.

Nebst dem bisher Erwähnten liegt eine ziemliche Anzahl kleinerer Schriften und Aufsätze über Dante und sein Gedicht vor, welche entweder Umstände aus seinem Leben, oder aber einige der bei seinem Werke sich aufdringenden Fragen neu zu beleuchten versuchen. Es würde zu weit führen alle diese Arbeiten näher zu charakterisiren. Eine einfache Erwähnung mag genügen. Der Nestor unter den jetzt lebenden italienischen Dantisten, der Cavaliere Filippo Scolari, veröffentlichte einen Commentar zu Hölle II, 22—24 und zum Purgatorium VI, 118—123; der ihm ebenbürtige tiefe Dantekenner Giambattista Giuliani seine Erklärung des XI., XII. und XIII. Gesanges der Hölle, nach seiner bekannten Methode: Dante spiegato con Dante. Maschio gab „Neue Gedanken über Dante's Hölle“ heraus, in welchen er uns beweisen will, dass diejenigen, welche die Schwelle des grauenvollen Thors überschritten haben, über welchem die dunkeln Worte stehen: „Lasst alle Hoffnung fahren die ihr eingeht,“ doch noch auf eine endliche Erlösung hoffen dürfen. Ein Anonymus liess bei Ficcadori in Parma einen „Führer in das Studium des Dante für die italienische Jugend“ in zweiter Ausgabe erscheinen. Der gelehrte Bibliothekar Francesco Palermo schrieb über den hl. Thomas von Aquino, Aristoteles und Dante eine Abhandlung, worin er den Dichter der Div. Com. in seiner Bedeutung für die italienische Philosophie ins Auge fasst. Quintino berichtete über die bereits im Jahr 1848 in Leipzig erschienene lateinische Uebersetzung der Div. Com., und Pietro Mugna über die Dantestudien in Deutschland. Della Valle untersuchte nochmals in einem beachtenswerthen Werklein Sinn und Bedeutung der geographischen, besonders aber der astro-

nomischen Stellen der Göttlichen Komödie — eine Untersuchung, welche über einige Stellen ein neues Licht verbreitet. Die früheren Untersuchungen über die Wohnung Dante's zu Florenz sind durch einen neuen Bericht vervollständigt worden, welcher bei den Nachfolgern Le-Monnier's erschienen ist. De Sanctis stellte im ersten und im letzten Hefte der Nuova Antologia geistvolle Betrachtungen über die bekannten Episoden der Francesca da Rimini und des Ugolino an. In der nämlichen Zeitschrift befindet sich im Maiheft eine schöne Abhandlung von Pomponio Leto über Dante's Farinata degli Uberti, und im Juliheft eine Arbeit des als Biograph Savonarola's auch in Deutschland bekannten Pasquale Villari über die florentinische Republik zu Dante's Zeit. Luigi Mercantini handelt im ersten Hefte der Rivista Sicula über die Form des Dante'schen Purgatoriums und über Cato, den Wächter des Reinigungsberges. Gaetano Milanesi veröffentlichte im zweiten Hefte des Archivo Storico ein bis dahin unbekannt gebliebenes Dante betreffendes Document. Einen sehr nennenswerthen Beitrag zur Erforschung der noch vielfach dunkeln Geschichte des Lebens Dante's in den Jahren des Exils hat Giovanni Sforza in einem eigenen Schriftchen „Dante e i Pisani" geliefert.

Den Arbeiten zur Textkritik des Div. Com. scheinen sich die Italiener mit neuem Eifer zuwenden zu wollen. Von bereits erschienenen Arbeiten auf diesem Gebiete weiss ich zwar, ausser dem schon Erwähnten, nur noch die kleine wunderliche Broschüre des Francesco Spada über eine Stelle im sechsten Gesange des Purgatoriums anzuführen. Dagegen wird die nächste Zeit sehr bedeutende Arbeiten von dem auf diesem Gebiete bereits bekannten Professor Luciano Scarabelli zu Bologna bringen. Derselbe besorgt zunächst einen wörtlich genauen Abdruck einer fragmentarischen Handschrift der Div. Com., welche sich auf der Universitätsbibliothek von Bologna befindet. Ueber Alter und Werth dieser Handschrift kann ich nicht urtheilen, da auch De Batines nichts darüber mittheilt. Es liegen mir indess einige Aushängebogen des Drucks vor, und es scheint mir, dass es sich um eine ziemlich alte Handschrift handle. Hierüber soll die noch nicht gedruckte Einleitung näheren Bericht erstatten. Den Kundigen ist ausserdem zum voraus bekannt, dass Hr. Scarabelli der von ihm edirten Handschrift ein sehr hohes Alter vindiciren wird. Die Publication ist indess — wie alle ähnlichen — nur für die eigentlichen Forscher auf diesem Gebiete bestimmt.

Weit bedeutender verspricht eine andere Arbeit Scarabelli's zu werden, von welcher der erste Band in den nächsten Wochen veröffentlicht werden dürfte. Es handelt sich nämlich um den Druck von nicht weniger als zwanzig Handschriften der Div. Com. Nicht zwar so, als würden diese zwanzig Handschriften alle wörtlich abgedruckt: dies ist vielmehr nur bei einer, der des Papstes Lambertini, der Fall. Von den übrigen neunzehn hingegen verspricht der Herausgeber alle, auch die unbedeutendsten Varianten, mitzutheilen, so dass seine Ausgabe im Grund allerdings als ein wörtlicher Abdruck der zwanzig Handschriften zu betrachten wäre. Ausserdem werden auch die Lesarten anderer Handschriften sowie der vorzüglichsten Ausgaben mitgetheilt, so dass Scarabelli's Werk einen kritischen Apparat darbieten wird, wie er in solchem Umfang und Reichthum bis dahin noch nie zusammengestllt worden ist. In den zahlreichen Anmerkungen untersucht der Herausgeber die Gründe, welche für und wider eine Lesart sprechen, und bemüht sich namentlich, die Entstehung falscher Lesarten zu erklären. Das Werk wird in drei Bänden erscheinen; jeder Gesang soll einen Druckbogen füllen. Verlegt wird es in 600 Exemplaren vom Buchhändler Romagnoli in Bologna; daneben lässt aber der Herausgeber 65 besondere Exemplare in 4. auf eigene Kosten drucken, wovon einige wenige zwar nicht in den Buchhandel kommen, aber von ihm selbst verkauft werden sollen. Den Werth dieser Quartausgabe wird das erhöhen, was Hr. Scarabelli derselben beifügen wird, nämlich: 1) eine ausführliche kritische Einleitung über die Handschriften

und Lesarten; 2) eine Beschreibung der zwanzig fraglichen Handschriften; 3) über die Orthographie derselben, und 4) Facsimiles von den besten unter ihnen. Die Quartausgabe ist dem König von Italien gewidmet; ob dies auch bei der gewöhnlichen Octavausgabe der Fall, ist mir noch unbekannt. Ebenso vermag ich noch nicht über den Werth der Leistung ein Urtheil zu fällen, da mir davon bis jetzt nur ein einziger Bogen vorliegt. (Der bekannte englische Dante-Kenner, H. C. Barlow, der letzthin bei seiner Anwesenheit in Bologna die Arbeit näher eingesehen, hat darüber im „Athenäum“ vom 18. December v. J. berichtet. Leider ist mir aber der bezügliche Artikel nicht zu Gesicht gekommen.) Unangenehm berührt hat es mich, dass Hr. Scarabelli die von ihm schon früher, in seiner sonst verdienstlichen Ausgabe des Laneo begonnene Polemik gegen unseren Witte auch in dieser neuen Arbeit fortzusetzen scheint, und zwar, wie ich aus der Anmerkung zu Inf. X, 104 ersehe, auf eine Weise, die ich nun einmal nicht billigen kann. Hievon abgesehen, verspricht die Arbeit bedeutendes zu leisten, und dürfte ohne Zweifel die hervorragendste Erscheinung auf dem Gebiete der Dante-Literatur werden, welche die nächste Zeit bringen wird. Ich bemerke nur noch, dass wer ein Exemplar der Quartausgabe wünschen sollte, sich rechtzeitig an den Herausgeber zu wenden hat.

Zur Literaturgeschichte der Schweiz.

Die Schaffhauser Tobias Stimmer (1539—1582) und Josias Stimmer (geb. 1555) waren weitbekannte Kunstmaler. Vom ersten besitzen wir eine selbst „gestellte“ mit Federzeichnungen geschmückte „Comedia“, betitelt „ein nüw Schimpfspiel von zweien jungen Eeleuten u. s. w. 1580.

Johann Conrad Ziegler (1692—1731), Candidat der Theologie; anno 1717 wegen Separatismus von Schaffhausen entfernt. Er verfasste mehrere Kirchenlieder, im Schaffhauser Gesangbuch abgedruckt.

Conrad Peyer (1707—1768), Rathsmitglied, Landgutsbesitzer zu Wiesholz bei Ramsen, wo er seine „deutschen Gedichte“ verfasste, die anno 1748 im Druck erschienen und ihm mannigfaches Lob und Anerkennung einbrachten.

H. M. Harder, die Gesellschaft zun Kaufleuten. S. 71. ff. Schaffhausen 1867. Nicht im Handel.

(Aufwachen in der Schweiz.) Die ersten Regungen eines neuen Geisteslebens in der deutschen Schweiz ragen weit in das 18. Jhd. hinauf. Schon in den zwanziger Jahren wurden durch Bodmer angeregt gelehrte Gesellschaften in Zürich und Bern gestiftet, deren Mitglieder Reisen zu einander machten, wobei sie jedesmal mit dem Ceremoniell einer politischen Gesandtschaft und mit lächerlichen Feierlichkeiten empfangen wurden. Doch drang es noch nicht durch. Besser gelang das Kundgeben eines neuen Geistes durch die 1732 erschienenen Gedichte Hallers über die Alpen und die Verderbnis der Sitten. Stellt die erste Natur der Alpen den herabgekommenen unmoralischen Aristokratenkreisen entgegen.

(Von Bonstetten.) Ein wahrer klassischer Schilderer der Natur ist Karl Victor v. Bonstetten; sein Leben von Karl Morell 1861. Winterthur.

(Von Gessner.) Ohne alle Tendenz, aber von der gleichen Sehnsucht nach der Natur und einem natürlichen Leben beseelt (v. Haller) und deshalb bei aller durch falsche Sentimentalität getrübter Naturanschauung von hohem culturhistorischen Interesse waren die in alle Sprachen Europas übersetzten Idyllen Gessner's, deren ungeheure Verbreitung so recht schlagend den Beweis leistet, wie allgemein dieser Drang, aus den gekünstelten Zuständen herauszutreten und der Natur sich wieder zu nähern, die europäische

Gesellschaft beherrschte. Gessner ist ein viel bedeutenderer Landschaftszeichner als Dichter gewesen und doch sind und bleiben es seine Idyllen, die ihm eine unvergängliche Stelle in der Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts anweisen. Karl Morell. Bonstetten 1861. S. 452.

(C. v. Wolff.) W. war durchaus kein selbstständiger Denker. Leibnitzens geistreiche Ideen popularisirt und somit verwässert dem geistvollen Idealismus Leibnitzens. Die wesentliche Geistigkeit undabsolute Harmonie des Weltalls, dessen sämmtliche Bestandtheile Leibnitz durch das unzerreisbare Band einer alles beherrschenden Nothwendigkeit in innere Verbindung brachte, sank zu einer ordinairen Zweckmässigkeitstheorie herab, welche z. B. das Fett der Thiere dazu erschaffen werden liess, damit der Mensch Kerzen daraus verfertigen konnte. (Bonstetten.)

A. Birlinger.

Der historische Uebergang des alemannischen in den schwäbischen Dialekt.*

Unter dem alemannischen Dialekt wird hier jene Mundart verstanden, welche mit vielfachen Variationen gegenwärtig in den deutschen Staaten noch auf dem badischen und würtembergischen Schwarzwald und in derjenigen Gegend gesprochen wird, welche vom Bodensee längst dem Rhein bis in den Breisgau und in die Ortenau hinein wie ein Gürtel sich zieht. Auch an den Quellen der Donau, in der Baar, tönt noch die alemannische Mundart, verliert sich aber wenige Meilen östlich bei dem Eintritt der Donau in die Grafschaft Sigmaringen. Hier beginnt der schwäbische Dialekt und wird gleichsam unter dem Einfluss der Rauhen Alp, welche sich auf der linken Seite der Donau erhebt, immer rauher. Wo der Lech in die Donau mündet, hört der schwäbische Dialekt auf.

Die Eigenthümlichkeit eines Dialekts liegt nicht blos in einer besonderen Art, die Worte oder bestimmte Wortsylben, namentlich die Endsylben zu formen: die Eigenthümlichkeit des Dialekts zeigt sich fast noch mehr in der Betonung, in Grundton und Melodie der Sprache. Hier liegt der durchgreifendste Unterschied zwischen der norddeutschen und süddeutschen Sprechweise. Dem Süddeutschen erscheint die Sprache des Norddeutschen monoton, daher überhaupt tonlos und kalt. Die Modulationen der süddeutschen und insbesondere der schwäbischen Sprechweise sind es, welche den Eindruck der Gemüthlichkeit des Sprechenden hervorbringen, während doch hinter dieser Sprechweise so gut, wie unter irgend einer andern, ein ausgeprägter Egoismus sich rühren kann. Die biegsame Modulation, welche in kleinen örtlichen Kreisen einen konstanten Typus annimmt, bildet das Merkmal aller süddeutschen Dialekte und vielleicht aller Sprachen, je näher sie dem Aequator rücken.

Im Munde des Italieners klingt eine unbedeutende Phrase oft wie ein ausgeführter Gesang. Man achte auf den Unterschied der Worte: „si, si, signor,“ im Munde eines geborenen Italieners und im Munde eines Nordeuropäers.

Viele Slavenstämme, namentlich aber die Slovaken, haben bei einem nicht selten martialen Aussehen in der Regel eine ganz auffallend weiche Stimmung der Sprachorgane für die Bildung der Consonanten, wie für die Vocale.

In Deutschland, und ähnliche Erscheinungen werden sich anderwärts

---

* Vorstehende Skizze des Archivar Eugen Schnell ist dem Königl. Preuss. Staats-Anzeiger entlehnt.

finden, sticht nicht selten der Dialekt der Städte gegen die Mundart der Umgebung auffallend ab. Dies ist auch dann der Fall, wenn Stadt und ländliche Umgebung nachweislich ganz dieselbe Bevölkerungsgrundlage haben. In solchen Fällen beruht die Abweichung des städtischen Dialekts auf künstlicher Gewöhnung. So fällt Jedem, der nach Augsburg kommt, der Ton der dortigen Sprachweise auf, welche keinen andern Grund hat, als eine Art zu sprechen, zu welcher die Bevölkerung in früherer Zeit durch das Gefühl ihrer Bedeutung, durch Reichthum und durch eine in Folge der überseeischen Handelsverbindungen verfeinerten Lebensart verführt wurde.

Im Umgang mit schwer hörenden Personen gewöhnt sich bekanntlich die ganze Umgebung ein lautes Sprechen an. In ganz kleinen Kreisen können solche Gewohnheiten erblich werden und sich lange erhalten. So wird in Krauchenwies bei Sigmaringen allgemein nicht nur laut gesprochen, sondern förmlich geschrien.

In den meisten Orten des schwäbischen Allgäu, zu welchem auch die preussische Herrschaft Achberg gehört, wird auf einzelne Sylben ein so gedehnter Accent gelegt, dass die Sprechenden einen förmlichen Ansatz dazu nehmen. So klingt der Ortsname Siberatsweiler in der dortigen Aussprache Siberatsch—wü—ü—lar, wobei die beiden ü—ü viel gedehnter gesprochen werden, als alle anderen Sylben zusammen. Solche eigenthümliche Betonungen wechseln im Gebiet des schwäbischen Dialekts beinah von Ort zu Ort.

Der alemannische Dialekt, als dessen Repräsentant das durch Hebels Dichtungen so bekannt gewordene Wiesenthal in Baden gelten mag, zeichnet sich durch einen ganz besonders hellen Sprechton aus. Das Singen der Vocale bei einem sehr scharfen Aufsatz der Consonanten tönt beinahe wie Glockengeläute. Melodischer wird diese Aussprache noch, wenn eine gebildetere Behandlung die übermässige Schärfe der Consonanten mildert. Ebenso liegt es in der Natur dieser Sprechweise, dass sie, aus weiblichem Munde wohltönend, von Männern einen weichlichen und weibischen Eindruck macht.

Es soll im Folgenden der historische Beweis geführt werden, dass bis zum 14. und 15. Jahrhundert in dem ganzen heutigen Gebiet des schwäbischen Dialekts und vorzugsweise in jenen Gegenden, in welchen heute der breite, und die schwäbische Besonderheit des Sprechens am weitesten treibende Dialekt vorherrscht, die alemannische Mundart gesprochen und geschrieben wurde. Das nachfolgende Beweismaterial ist in einem scharf abgegrenzten Bezirk, nämlich in dem Territorium der frühern Grafschaft Sigmaringen gesammelt. Beweise aus den übrigen Bruchstücken des einstmaligen schwäbischen Reichskreises können gelegentlich nachgebracht werden. Zur Beweisführung diene die Sammlung hierstehend aufgeführter Ausdrücke, welche aus schriftlichen Dokumenten der ehemaligen Grafschaft Sigmaringen, und vorzugsweise aus dem hierher bezüglichen Theile des unten genannten habsburg-österreichischen Urbarbuches von 1303 geschöpft sind. Jedem Ausdruck ist die Jahreszahl des Dokumentes beigefügt, in welchem er vorkommt. Die Ausdrücke bekunden sämmtlich die alemannische Dialektform.

1) Beiwörter, Hauptwörter und einzelne Redensarten. abi, den bah abi von 1303 — jetzt hinab, den Bach hinab (Markungsgrenze). ailif von 1311 — jetzt eilf, elf. aptye von 1381 — jetzt Abtei. bi dem bronnen von 1301 — jetzt bei dem Brunnen. close, closnerin von 1315 — jetzt Klause, Klausnerin (Beguinen und Begharden). drui, druizehen von 1301 — jetzt drei, dreizehen. elichu wirtinne von 1379 — jetzt eheliche Wirthin, Ehefrau. frow, fröwle, von 1301 — jetzt Frau, Fräulein. gi Bünigen von 1305 — gegen Bingen (Ort). gozhus von 1303 — jetzt Gotteshaus, Kloster. han empfahn von 1306 — jetzt „ich habe empfangen." holg, horg von 1300—1500 — jetzt heilig. kilche, kilchsaz von 1301 — jetzt Kirche, Kirchensaz oder Pfarrsaz, Patronats-

recht. liute, lüte von 1301 — jetzt Leute z. B. „ez waren dabi vil biderbe vnd erber Lüte“ häufige Zeugenformel in Urkunden des XIV. Jahrhunderts. merteler von 1381 — jetzt Märtyrer z. B. „an sant Georien des heiligen mertelers tag.“ niu, niuw, nüw von 1352 — jetzt neu. pharidin von 1312 — jetzt Pferd. raut, raute von 1411 — jetzt Rath. scriben, schriben von 1386 — jetzt Schreiben. stiuren, stüren von 1313—1357, jetzt Steuern. tusent guldin von 1382 — jetzt tausend Gulden. vff, uf dem Bol von 1352 — jetzt auf dem Bol (Markungsname). widem von 1352 — jetzt Widdum, ein Kirchengut oder Pfarrgut. wisan von 1313 — jetzt Wiesen. zi Riederen von 1303 — jetzt zu Riederen, Wiesen bei Sigmaringen und an mehreren Orten. 2) Familiennamen. clozilin von 1325 — jetzt Klözle zu Kappel. cünli (diminutivum von Cuno) von 1303 — jetzt Kienle in Laiz bei Sigmaringen. cünzli (dim. von Cuno) von 1303 — jetzt Kienzle in Pfullendorf. folkwin (Volcuinus) von 1346 z. B. „Junker Itel Folkwin zu Hedingen gesessen“ — jetzt Volkwein in Sigmaringen hainzli (Heinricus) von 1347 — später Hainzle in Sigmaringen. von ow von 1321 — jetzt von Au, adelige Familie in Sigmaringen und in ganz Schwaben. stiudelin von 1301 — jetzt Steidel in Sigmaringen. tufelli von 1365 — jetzt Teufel in Ablach und Sigmaringen. vögelli von 1405 — jetzt Vogel an mehreren Orten. 3) Orts- und Markungsnahmen. bachobiton von 1175 — jetzt Bachhaupten, Dorf im Oberamte Sigmaringen. berren von 1514 — jetzt Borren und Burren (Burra) Wiesen bei Rulfingen. bi dem crüz von 1303 — jetzt bei dem Kreuz, Feldmarke an mehreren Orten. dütenow von 1423 — jetzt Deutenau, Wiesen in Sigmaringen. espan von 1514 — jetzt Aispen (Aispa) Wiesen in Krauchenwies und Sigmaringen. galkrüti von 1270 — jetzt Kalkreute, Dorf im Oberamte Sigmaringen, heri von 1300—1350 — jetzt Haire, Hairesgarten, Acker zwischen Hornstein und Sigmaringen. husen von 1431 — jetzt Hausen, Dorf im Oberamte Sigmaringen. keri von 1514 — jetzt Kaire, Acker in der Markung Krauchenwies. kruchenwiss von 1514 — jetzt Krauchenwies, Marktflecken im Oberamte Sigmaringen. lamphirswilare von 1273 — jetzt Levertsweiler, Dorf im Oberamte Sigmaringen. rütini von 1303 — jetzt Reuten, Reutenen, Reutacker, ausgerodete Wälder. Solche kommen beinahe in jedem einzelnen Orte vor. studeni von 1357 — jetzt Stauden, Berg zwischen Laucherthal und Scheer. wilar, wilare von 1303 — jetzt Weiler, häufiger Ortsname. zi Burron von 1303 — zu Beuron, Kloster und Kurort im romantischen Donauthale.

Es entsteht nun die Frage, wodurch der über ganz Süddeutschland verbreitete alemannische Dialekt theils der hochdeutschen Schriftsprache, theils in einem bestimmt begrenzten Bereich dem schwäbischen Dialekt Platz gemacht hat.

Die hochdeutsche Sprache ist das auf Grundlage eines Dialekts oder einer Dialektmischung erwachsene Produkt der literarischen Bildung. Die allmählige Ausbildung einer bestimmten Dialektmischung zur alleinigen Mittheilungsform der höheren geistigen Thätigkeiten in Deutschland überhaupt hat die alemannische Sprache auf die Rolle eines Dialekts herunter gedrückt. Damit ist nun aber noch nicht erklärt, wie auf dem ehemaligen Boden des alemannischen Dialekts ein neuer, mit dem alemannischen verwandter, aber zugleich eigenartiger Dialekt, der schwäbische, sich eingebürgert hat.

Um diese Erscheinung abzuleiten, sind, abgesehen von dem inneren Entwickelungs- und Fortbildungsprozess der Sprache, welcher für das Verständniss der hier vorliegenden Erscheinung nicht ausreicht, besonders zwei Ursachen der Sprachveränderung in Betracht zu ziehen. Einmal die Aufschliessung des Sprachgebietes gegen den Einfluss anderer Sprachen oder Dialekte, zweitens die Theilung eines Sprachgebietes durch Einflüsse, welche die bisherige Gemeinsamkeit der Entwickelung aufheben.

Von den Umwandlungen, welche die Aufgeschlossenheit eines Sprach-

gebiets bewirkt, liegen in der Geschichte vieler Sprachen sehr merkwürdige Beispiele vor. Wir theilen einige derselben mit.

Es scheint, als ob auf keinem Gebiet, wie auf dem der Sprache, so sehr der Einfluss hervortrete, welchen der Nachahmungstrieb einerseits und die Voraussetzung dieses Triebes, nämlich kräftige Vorbilder andererseits auf die menschliche Natur äussern. Selten kehrt ein Wanderer in die Heimath zurück, ohne die Spuren des fremden Aufenthaltes in der Sprache an sich zu tragen. Selbst eine für besonders spröde geltende Stammesnatur, wie die schwäbische, macht davon keine Ausnahme. Die hohenzollernschen Landessöhne mit ächt schwäbischem Dialekt kehren nach abgeleisteter Militairpflicht je nach den Garnisonen mit rheinländischem und selbst mit berliner Anflug der Sprache zurück. Wanderungen von Bruchstücken ganzer Bevölkerungen sind daher eine gewöhnliche Quelle sprachlicher Veränderungen. Die Einwanderer bringen Dialekt ihrer verlassenen Heimat mit, verändern ihn allerdings durch die Verschmelzung mit der in der neuen Heimat herrschenden Sprachweise, aber das Produkt ist in der Regel ein neuer Dialekt. So haben die Eroberungzüge der Römer, dann der Germanen, der Hunnen, der Kreuzfahrer, die Auswanderungen nach Amerika neue Sprachmischungen hervorgebracht. Es finden sich in fast jeder modernen europäischen Sprache Worte, denen der gemischte Ursprung nicht mehr anzumerken ist und welche doch nachweislich einen solchen haben. Einige Beispiele mögen genügen.

Augsburg ist die römische Augusta. Der Name des bayerischen Klosters Andechs ist gebildet aus dem keltischen Worte Theagas = das Haus, und dem irischen Laut *a* = Hügel, Andechs = Hügelhaus. Deutsche Ritter oder auch in späterer Zeit Landsknechte, mit Namen Konrad oder Dietrich, verwandelten sich auf italienischem Boden in Kuno und Dieto. König Enzio, vielbesungenen Namens, war ein Heinrich von Hohenstaufen, italienisch Enrico und im Volksmunde Enzio genannt. Den urdeutschen Namen Walther finden wir in Italien als Gualterio, in Frankreich als Gauthier, in Niederdeutschland als Wolter. In Nordamerika finden wir deutsch-englische, in Südamerika deutsch-spanische Sprachmischungen. Auf deutschem Boden selbst bekunden zahlreiche Orts- und Familiennamen eine germanisirende Formung ursprünglich slavischer Worte.

Es lässt sich nun aber weder sprachlich noch geschichtlich nachweisen, dass der schwäbische Dialekt durch den Einfluss eines längstens vor fünfhundert Jahren in das alemannische Sprachgebiet neu eingewanderten Elementes entstanden sei. Es muss also die Erklärung durch die andere von den oben erwähnten Ursachen versucht werden, nämlich durch Einflüsse, welche die bis dahin in ungehemmter Verkehrsverbindung und unter einer gleichartigen Entwickelung stehenden Theile des alemannischen Sprachgebietes von einander isolirten. Ein solcher Einfluss liegt geschichtlich vor in dem Zerfall des habsburgischen Hausbesitzes in Süddeutschland, welcher den Elsass, Schwaben und einen Theil der heutigen Schweiz umfasste. Von diesem Besitz wurde zuerst die Schweiz politisch getrennt, es folgte die Trennung des Elsass und endlich die Trennung der unter dem Namen Vorderösterreich in Süddeutschland liegenden habsburgischen Besitzreste und ihr Uebergang an die unter den in Süddeutschland emporgekommenen Dynastien. Ueber die Ausdehnung, welche im Anfang des 14. Jahrhunderts der Besitz der Herzoge von Oesterreich als Grafen von Habsburg in Süddeutschland hatte, giebt das in der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donau-Eschingen aufbewahrte habsburgische Urbarbuch von den Jahren 1383 bis 1313 urkundliche Auskunft. Dem damaligen Besitz ist später noch eine Reihe anderer Herrschaften, worunter der Breisgau und Voralberg, hinzugetreten.

Dieser ganze Besitz bildete ein, wenn nicht abgerundetes, doch meist zusammenhängendes Ganze, vom St. Gotthard bis an den Neckar, von den Vogesen bis zur freien Reichsstadt Augsburg. So hat das Sprachgebiet des

alemannischen Dialekts im 14. Jahrhundert in der That auch ein politisch einheitliches, wenn auch nach sehr verschiedenem Herkommen verwaltetes Gebiet ausgemacht. Auf diesem Gebiet bewegte sich der alemannische Dialekt und konnte sich unter der gleichen politischen Oberherrschaft, unter der gleichen Religion, unter dem gleichen Recht, bei ungehemmtem Handel und Wandel, soweit der innere Handel damals überhaupt ungehemmt war, einheitlich entwickeln. Zwischen Schwaben und der Schweiz, deren Gebirgsgegenden mit schwäbischem Getreide versorgt wurden, fand damals ein regelmässiger ununterbrochener Austausch statt, der erst langsam und gewaltsam durch andere Tauschwege für beide Theile ersetzt worden ist. So sind in Folge der politischen Trennung und Verkehrshemmung auf dem Boden, wo einst der alemannische Dialekt allein herrschte, zum Theil andere Mundarten entstanden. Der Rhein, welcher die Schweiz von Deutschland und den an Frankreich gekommenen Elsass ebenfalls von Deutschland trennt, trennt auch im Ganzen und Grossen den alemannischen von dem schwäbischen Dialekt, welcher letztere demnach als die selbständige Fortbildung des ersteren auf deutschem Boden zu betrachten sein dürfte. Dabei ist freilich nicht zu übersehen, dass die Wirkung einer Grenze, und zumal, wenn die Grenzlinie ein Fluss ist, sich am wenigsten im Grenzbezirk äussert. Im Grenzbezirk selbst kann der Verkehr und der gegenseitige Austausch jeder Art zu beiden Seiten der Grenzlinie nicht gehemmt werden. So läuft denn ein alemannischer Sprachgürtel der politischen Grenze entlang auf deutschem Boden hin, von welchem schon im Anfang dieses Aufsatzes die Rede war.

Erwiderung auf eine klage.

In der „Gartenlaube“, jenem vielgelesenen unterhaltungsblatte, das bisweilen so tut als ob es für wahre wissenschaftlichkeit einen offenen blick und ein richtiges verständniss hätte, gestand vor einiger zeit ein abonnent, dass er sich schon oft darüber geärgert habe deutsche bücher und schriften mit lateinischen lettern gedruckt zu sehen. Er wagt es die sitte eine gänzlich undeutsche zu nennen und fragt, ob wohl ähnliches je einer andern nation einfalle; der Deutsche halte noch viel zu wenig auf seine sprache und behandle selbst seine eigentümlichen schriftzeichen verächtlich; man finde den brauch allerdings vorzüglich bei den gelehrten, aber eben diese sollten ein vorbild sein von deutschem tun und wesen.

Es kann nicht fehlen, zumal da sich die „Gartenlaube“ ihrer ansehnlichen verbreitung vornemlich ausserhalb des kreises der sogenannten gelehrten erfreut, dass sich sehr viele leser, wenn auch vielleicht nicht mit dem ärger so doch mit der darlegung des abonnenten einverstanden erklären. Für einen andern teil aber kehrt sich die sache gerade um: es verdriesst sie, dass man noch in heutigen tagen die unvorsichtigkeit begeht ein so abgeschmacktes geständniss und besonders eine so durchaus unhistorische auseinandersetzung feilzubieten.

Zwischen der sogenannt deutschen und lateinischen schrift gibt es keinen ursprünglichen unterschied: aus den lateinischen buchstaben, welche im mittelalter für alle uns näher liegenden sprachen allein gegolten haben, giengen vor 5—600 jahren jene deutschen durch die hand der schreiber entstellt hervor, und die druckereien begannen nachzuahmen, was sie in den handschriften fanden. Keineswegs — und dies ist von der grössten bedeutung — bloss deutsche sondern auch französische, englische und selbst lateinische bücher wurden in dieser misgestalten schrift gedruckt. Aber fast alle übrigen nationen, einige früher andre später, sind vernünftig genug gewesen sich der ursprünglichen gestalt der buchstaben wieder zuzuwenden; allein der Deutsche beharrt im eigensinne, dessen er sich jetzt, wie die er-

fahrung lehrt, im allgemeinen nicht einmal mehr bewust zu sein pflegt, daneben zugleich unter wenig andern der ihm sonst so widerstrebende Däne. Was heisst das nun, der gebrauch der lateinischen schrift für deutsche sprache sei undeutsch? Man möchte die gegenfrage stellen, ob lateinische buchstaben in französischen, englischen, schwedischen büchern nicht eigentlich unfranzösisch, unenglich, unschwedisch seien. Und was hat es auf sich mit den eigentümlichen schriftzeichen der deutschen sprache? Ja freilich, diese zeichen sind, genau besehen, eigentümlich genug; lernende Engländer und Franzosen können davon mitreden.

Ueber andere vorzüge oder nachteile der einen und der andern schrift braucht nicht hin und her gestritten zu werden. Unberechenbar ist oft der geschmack, die gewohnheit hat eine ungeheure macht und blendet das urteil; wer gute Augen hat, liest alles deutlich; strebsame schulkinder freuen sich vielleicht darüber, dass sie mehrere deutsche alphabete zugleich lernen müssen. Hier lag es daran den historischen nachweis zu führen oder doch die grundzüge desselben anzugeben, wie es sich mit lateinischen und deutschen Buchstaben in wirklichkeit verhalte.

K. G. Andresen.

Berichtigungen.

Der Verfasser des Band XLV., p. 216 angezeigten Buches „Deutsche Poesie mit den vorzüglicsten englischen Uebersetzungen" heisst nicht A. C. Goldschmidt, sondern H. E. Goldschmidt.

Der Verfasser der Abhandlung: „Le Légat de la Vache à Colas de Sedege," Bd. XLV. p. 401 heisst nicht C. Hoeting, sondern C. Hölting.

Bd. XLV. p. 431 Z. 2 v. u. lies: Schmecket statt Schmeckte.

„ „ p. 432 Z. 5 v. o. lies: etwa statt etwas.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Das Fremdwort in seiner kulturhistorischen Entstehung und Bedeutung von A. Boltz. (Berlin, Gaertner.) 6 Sgr.

Lexicographie.

Ph. Dietz, Wörterbuch zu Dr. Luthers deutschen Schriften. 4 Lfg. (Leipzig, Vogel.) $1^2/_3$ Thlr.

Ch. Wenig, Handwörterbuch der deutschen Sprache, neu herausgegeben von L. Kellner. (Köln, Dumont.) $2^1/_2$ Thlr.

J. C. A. Heyse's Allgemeines verdeutschendes Fremdwörterbuch. Neu herausgegeben von G. Heyse und Dr. Wittich. Lfg. 8. (Hannover, Hahn.) 15 Sgr.

Glossaire étymologique Montois ou Dictionnaire du Wallon de Mons par J. Sigart. (Frankfurt a. M., Baer.) 2 Thlr.

Grammatik.

Th. Nissl, Französische Grammatik mit Rücksicht auf die lateinische und griechische Sprache. (Brixen, Theol. Verl.-Anst.) $1^1/_3$ Thlr.

Literatur.

Otfrid, Christi Leben und lehre besungen. Aus dem althochdeutschen übersetzt von Joh. Kelle. (Prag, Tempsky.) 2 Thlr.

Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied. (Leipzig, Teubner.) 20 Sgr.

H. Dunger, Ueber Dialect und Volkslied des Vogtlands. (Plauen, Neupert.) $7^1/_2$ Sgr.

Washington Irving, ein Lebens- und Charakterbild von A. Laun. (Berlin, Oppenheim.) 1 Thlr. 12 Sgr.

Lord Byron von K. Elze. (Berlin, Oppenheim.) 1 Thlr. 6 Sgr.

Dante's göttliche Komödie, übersetzt von W. Krigar, illustrirt von G. Doré. (Berlin, Möser.) 1. Lfrg. 20 Sgr.

J. P. Schmitz, Perlenkranz spanischer Poesie. Aus Dichtern älterer und neuerer Zeit gesammelt und im Versmass des Originals übersetzt. (München, Lindauer.) 27 Sgr.

Longfellow's Evangeline, deutsch nachgedichtet von P. Herlth. (Bremen, Kühtmann.) 15 Sgr.

W. J. A. Jonckbloet, Geschichte der niederländischen Literatur, deutsch von Roepe. (Leipzig, Vogel.) $2^2/_3$ Thlr.

Wollheim, Die Nationalliteratur sämmtlicher Völker des Orients. Anthologie. (Berlin, Hempel.) 8. Lfg. à Lfg. 10 Sgr.

Hilfsbücher.

G. Heinrich, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. (Pest, Lampel.) 20 Sgr.

Sprach- und Stilübungsstoff f. Volksschulen. (Arnsberg, Grote.) $7^1/_2$ Sgr.

C. Gude, Erläuterungen deutscher Dichtungen. Nebst Themen zu schriftlichen Aufsätzen. (Leipzig, Brandstetter.) $^5/_6$ Thlr.

Schiller-Halle, Alphabetisch geordneter Gedankenschatz aus Schillers Werken. Herausgegeben von M. Zille. (Leipzig, Brockhaus.) à Heft 10 Sgr.

O. Sutermeister, Die Poesie der Schule. (Aarau, Christen.) 12 Sgr.

J. Burkhardt, Geschichte der deutschen Literatur. I. Die Poesie. (Leipzig, Klinkhardt.) 18 Sgr.

C. A. W. Günther, Die deutsche Heldensage des Mittelalters, für Schule und Haus bearbeitet. (Hannover, Brandes.) 15 Sgr.

J. Kehrein, Biographisch-literarisches Lexicon der katholischen deutschen Dichter, Volks- und Jugendschriftsteller im 19. Jahrhundert. (Würzburg, Woerl.) 5. Heft. 9 Sgr.

O. Lange, Literaturgeschichtliche Lebensbilder und Charakteristiken. (Berlin, Gaertner.) 1 Thlr.

O. Lange, Deutsche Poetik. 3. Auflage. (Berlin, Gaertner.) 15 Sgr.

Ch. Narbel, Nouveau recueil de comédies, proverbes et charades. (Neu-Ruppin, Oehmigke.) $17^1/_2$ Sgr.

L. Grellepois, Französische Conversationsschule. (Prag, Gregr & Dattel.) 20 Sgr.

Lentz & Mensch, Manuel de composition française. (Berlin, Bötticher.) $^5/_6$ Thlr.

J. Adelmann, Praktisches Lehrbuch der französischen Sprache. I. Abth. (Bamberg, Hübscher.) 12 Sgr.

A. de La Fontaine, Mosaïque française ou extraits des poëtes et des prosateurs français. (Berlin, Langenscheidt.) 10 Sgr.

B. Schmitz, Macaulay-Commentar. Vol. I. (Greifswald, Bamberg.) 1 Thlr. 6 Sgr.

W. Scott, The lady of the Lake mit Wörterbuch und Orthoepie. Herausgegeben von F. Schlesius (Königsberg, Braun.) 15 Sgr.

W. Jeep, Do you know english. (Leipzig, Brandstetter.) 15 Sgr.

Macaulay. Duke Monmouth's rebellion. Bearbeitet von H. A. Werner. (Leipzig, Teubner.) 9 Sgr.

H. Mensch, Engl.-germ. grammar f. the use of advanced pupils. (Oldenburg, Stalling.) 10 Sgr.

Versuch über Antoine de La Sale des XV. jahrhunderts.

Noble et bien renommé Antoine de La Sale, avez tousjours pris plaisir et dès le temps de vostre fleurie jeunesse vous estes délecté à lire aussi à escrire histoires honorables, auquel exercice et continuant vous perseverez de jour en jour.

Rasse de Brinchamel. 1459.

Weil die menschliche natur nicht minder zum lobe als zum tadel geneigt ist, so gefällt sie sich — als gelte es, einen unbekannten wohlthäter zu ermitteln — anonyme autoren zu erforschen und ihre namen aus dem strome der vergessenheit, der über alles gewöhnliche unablässig dahinrauscht, dankbar zu erretten. Denn anonyme bücher sind meist gut. So sind namhafte gelehrte thätig gewesen, mehrere beachtenswerthe altfranzösische bücher des fünfzehnten jahrhunderts — die Quinze joyes de mariage, die Cent nouvelles nouvelles und die vielberühmte farce vom advocaten Pathelin — auf ihren verfasser zurückzuführen, als welchen sie mit grösserer oder geringerer sicherheit den Antoine de La Sale aufgestellt haben, der bis dahin schon als autor des romans vom Petit Jehan de Saintré und einiger kleinern schriften bekannt war. Ihre forschungen, so besonnen und verdienstlich sie auch waren, sind meines erachtens nicht so erschöpfend, dass kein zweifel möglich bliebe, und nicht ungerechtfertigt ist der ausspruch Villets de Vireville in der Nou-

velle Biographie universelle 29, 715: 'Quoiqu'il en soit, cette question est à nos yeux une de celles qui demandent de nouvelles lumières pour être définitivement résolues.' Indess wer sich mit dem geiste und der sprache jener bücher genau vertraut gemacht hat, dem wird sich das ergebniss der sorgfältigen forschungen bestätigen, und er wird nicht umhin können alle vorurtheile, mit denen er an die untersuchung herantrat, fahren zu lassen. Freilich kann sich der forscher nur wenig auf bestimmte nachrichten berufen, denn sie sind — so weit der zufall sie uns über Antoine de La Sale aufbehalten hat, spärlich und unbedeutend; sein leben fast verbergend hat der mann geräuschlos seine tage zugebracht und nicht um literarischen ruhm bei den zeitgenossen oder bei der nachwelt gebuhlt, obschon er bei jenen — ich verweise auf mein motto — hoch angesehen war, und so sehr er auch der beachtung dieser würdig ist.

Wer in der altfranzösischen literatur des XV. jahrhunderts umherstreift, bald angezogen von einem witzigen gedanken, bald abgestossen von roher lascivität und meist gelangweilt von schlaffer einförmigkeit, der weilt mit liebe bei dem bedeutenden geiste Antoines de La Sale. Wie mir François Villon als der grösste dichter dieser zeit gilt, so er als der grösste und gefälligste prosaist. In der that ein hervorragender, ein vielseitiger schriftsteller! er ist ritter und gelehrter, weltmann und philosoph, bald durch tiefe gedanken anziehend und bald durch witz und laune erheiternd, hier mit der miene des weisen und dort lustig bis zum übermass, heute mit der heiligen schrift und Aristoteles im munde und morgen in Ovid oder Boccazz vertieft. Im comischen scheint er mir am grössten; ich meine an ihm jenen trockenen witz bemerkt zu haben, wie er etwa Goldsmith eigen ist.

Lieb wie mir der alte romancier ist, habe ich unternommen eine skizze seines lebens und seiner werke zu entwerfen, um schwebende fragen wo möglich zu entscheiden und was vermuthung ist zur gewissheit zu erheben. Der einzige weg zu der sichern überzeugung über die autorschaft La Sales ist bei dem beklagenswerthen mangel an bestimmten überlieferungen die aufmerksame beobachtung der sprache und des sprachge-

brauchs, wie er sich in den ihm angehörigen oder zugeschriebenen werken zeigt. Es sind dies folgende bücher: 1) La Salade, Paris 1527 bei Philippe Le Noir. 2) La Sale, ein unediertes Werk, aus dem Le Grand d'Aussy nach Brüsseler manuscripten extracte gab in den Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque nationale 5, 292. 3) Petit Jehan de Saintré, zuletzt ediert von J. Marie Guichard, Paris 1843. 4) Addicion extraite des croniques des Flandres, historischer aufsatz, der meist als anhang des Saintré erscheint, wie in der ausgabe von Paris 1724 p. 729. 6) Les quinze joyes de mariage, die der vielverdiente herausgeber der Elzevir-bibliothek, herr Jannet, Paris 1853, aufs neue ediert hat. 6) Les cent nouvelles nouvelles, gleichfalls in der Elzevirbibliothek in zwei stattlichen bänden von Thomas Wright 1858 aus dem einzigen manuscripte herausgegeben. 7) Maistre Pierre Pathelin, von dem ich die mit französischer netteté ausgestattete ausgabe von Génin, Paris 1854 anführe.[1] Diese sieben werke (die ich hier nicht nach der zeit, sondern nach der gewissheit, mit der sie La Sale zugeschrieben werden, geordnet habe) sind es, welche uns von der geistesarbeit dieses mannes übrig geblieben sind; vielleicht hat er noch mehreres geschrieben; die genannten werke genügen, ihn als den bedeutendsten schriftsteller seines jahrhunderts zu verewigen und seinen namen unsern literaturgeschichten, in denen er kaum genannt wird, geläufig zu machen.

Vom leben dieses ausserordentlichen mannes wissen wir ausser dem, was er selbst gelegentlich mittheilt, wenig; es war ein langes, vielbewegtes, am hofe dreier fürsten verbrachtes; der ehrgeiz hat es nicht ausgeschmückt, und der leichtsinn nicht entstellt. Die letzte nachricht ist aus seinem dreiundsechzigsten jahre, wir wissen nicht, wann er gestorben ist. Geboren ist er 1398 in Burgund, wenn man nach dem grade seiner bildung urtheilen darf, von vornehmem geschlecht, wenn nach seinem

---

[1] Ich bediene mich in der folge einiger abkürzungen: S bedeutet den roman von Saintré mit der seitenzahl nach Guichard, M die quinze joyes de mariage, N die Cent nouvelles nouvelles mit band und seitenzahl nach Wright, P den Pathelin mit der verszahl nach Génin.

wohnungs- und dienstwechsel, ohne grosses vermögen. Doch blickt er selbst mit wohlgefallen auf seine 'verte et plus vertueuse jeunesse' zurück, N 2, 38. Er war erzogen zu allen ritterlichen künsten, die den gentilhomme der zeit machten; späterhin lag er ihnen mit eifrigem Studium ob, so dass er autorität war über die rechte des turniers und die geheimnisse der wappenkunde. Doch muss er daneben ernste und tiefe studien der philosophie und theologie gepflegt haben; denn aus seiner belesenheit in lateinischen, italienischen und französischen büchern zu schliessen, ist er für seine Zeit ein gelehrter gewesen, sehr vertraut mit der bibel und den dogmen der kirche, mit aristotelischer weisheit und lateinischer literatur, der selber die väter und Hippocrates, M 145, zu citiren weiss. Auch ist er heimisch in den romanen und fabeln seines landes; die sagen von könig Artus und seiner tafelrunde, der roman von der rose, Ogier le Danois und andere sind ihm bekannt, obwohl die allegorie der alten poesie ihn wenig erfreut zu haben scheint. Wie dem auch sein möge, seine wichtigsten studien hat er nicht in büchern sondern unter den menschen gemacht, und zwar kennt er alle stände ohne unterschied und weiss sie mit einer lebenswahrheit zu schildern, die an Molière erinnert. Das geschick war ihm in dieser beziehung besonders günstig, er hat viel gereist: schon in seinem achten — vielleicht achtzehnten — jahre besuchte er die insel Stromboli und mit vierundzwanzig jahren machte er eine italienische reise, wir treffen ihn 1422 in Rom. Hier mag er jene novellensammlungen kennen gelernt haben, die er gegen das ende seines Lebens nachahmte, in seiner 45. novelle erzählt er selbst eine geschichte aus Rom. Nach seiner rückkehr trat er in die dienste des königs von Sicilien und grafen von der Provence Ludwig III. von Anjou; über zwanzig jahre hat er im südlichen Frankreich verweilt. 1424 ernannte ihn dieser fürst zum viguier, zum landrichter von Arles, wo er die advocassaige, die er später im Pathelin so ergötzlich schildert, beobachten konnte. Wir wissen nicht, wie lange er diese Stellung inne gehabt hat, 1425 begleitet er den könig abermals nach Neapel, und er erzählt von dieser reise in der Lasale, dem noch unedierten werke. Er scheint in beständiger umgebung dieses fürsten gewesen zu sein, und als

1434 Ludwig III. starb, verblieb er auch als écuyer und chambellan im dienste seines bruders und nachfolgers, des guten königs René, und ward späterhin wegen seiner gelehrsamkeit und erfahrung in allen ritterlichen übungen erzieher des 1427 geborenen prinzen Johann von Anjou. Es ist bekannt, dass könig René, ein grosser liebhaber von turnieren und waffenspielen war, zu denen er selbst den plan zu entwerfen, die kleinsten einzelheiten vorzuschreiben, die costüme anzuordnen und die devisen zu erfinden pflegte, indem er sich an tausend gentilesses vergnügte. Antoine de La Sale hat gewiss grossen antheil an jenen ritterlichen spielen genommen; es ist überliefert, dass er 1447 einer der vier preisrichter bei einem turnier in Saumur war. Wie genau er um diese dinge bescheid wusste, ersehen wir aus dem Saintré, in dem alle chevaleresken gebräuche der zeit mit ausführlicher sorgfalt geschildert sind, und ferner aus der Salade, welche um 1445 geschrieben und dem jungen prinzen Johann, dem zöglinge des autors, gewidmet ist.

La Salade, 'ainsi nommée parce que en la salade se met plusieurs bonnes herbes,' ist jetzt sehr selten, ich habe kein exemplar zu gesicht bekommen. Im privilegium einer ausgabe ohne datum heisst es, der buchhändler habe es 'en bon stille comun et bon françois' übersetzen lassen, vielleicht also, dass das original durch dialectische eigenthümlichkeiten des mittäglichen Frankreich nicht allgemein verständlich war. Es enthält einen tractat Ciceronischer moral, extracte aus Frontinus, eine legende vom paradiese der königin Sibille, die chronik der könige von Sicilien und zahlreiche détails über das ceremonial der höfe, die wappenkunde, die kriegskunst und die turniere — kurz, es ist ein buch in usum Delphini, das aber der antiquar als eine reiche fundgrube mittelalterlichen ritterwesens wird nachschlagen können. Auf dies buch berief sich Gollut, als er schrieb, mémoires de la republique sequanoise, Dole 1592, p. 890: 'Ces Rois d'armes et tous ceux des Gaules estoient nommés Rois d'armes Poyers à la difference de ceux de l'Empire, qui estoient appelées Royers: comme Antoine de La Sale de nostre païs hat escript, avec plusieurs choses, concernantes la noblesse et le faict des héraux et rois d'armes;' — eine beachtenswerthe stelle aus der zugleich die heimat La Sales bekannt ist.

Vielleicht noch vor der Salade, aber gewiss während seines aufenthalts in der Provence hat er die Quinze joyes de mariage geschrieben, sein meisterwerk. Der krieg zwischen Frankreich und England war kaum beendigt; denn p. 90 sagt eine gattin zu ihrem manne: 'j'ay en grand paour que vous aussez aucun grant dommage, ou que noz amis fussent morts, ou prins des Anglois;' der friedensschluss war eine frage der zeit, p. 132: 'la dame crie et tense et li met sus tout le mal et le meschief, aussi bien comme s'il deust faire la paix entre les deux rois de France et d'Angleterre.' Es ist p. 43 von einer schlacht von Flandern die rede, welchen unbestimmten ausdruck nur ein von diesem lande entfernter anwenden wird; der 'daulphin de Viennois,' späterhin Ludwig XI. von Frankreich, wird p. 35, 58 als heirathsfähig betrachtet. Eine frau macht p. 96 eine wallfahrt nach Nostre-Dame du Puy en Auvergne oder nach Roc-Amadour, welches in Quercy in der Guienne liegt — offenbarer beweis, dass der autor seine scene in das südliche Frankreich verlegen wollte, weil man die nächsten heiligen örter zu besuchen pflegte. Es wird p. 5 eines archidiacre von Therouenne gedacht, sowie seines buches gegen die ehe; die diocöse Teroenne wird auch N. 1, 197 erwähnt, sie liegt in der Picardie; aber das buch jenes unglücklichen gatten konnte La Sale auch in der Provence kennen lernen, zumal er die einschlagende literatur sehr gründlich studiert hat. Ebenso nöthigt uns das gelegentlich verwandte 'savez-vous' p. 59, das noch heute in Belgien allgemein üblich ist, nicht, den autor in den norden Frankreichs zu versetzen; nichts fügt sich seinem stile mehr als diese dem Leben entnommene phrase, die sich bei sehr vielen völkern findet.[1] Der stil der ehefreuden ist ferner alterthümlicher als der irgend einer andern schrift dieses schriftstellers: die form *li* z. b., die auch im provenzalischen die gewöhnliche ist, ist in den übrigen büchern schon durch *luy* verdrängt; das werk ist reich an seltenen ausdrücken, deren einige noch heute im süden Frankreichs üblich sind; auch ist bemerkenswerth, dass der schreiber des ältesten manuscripts in Rouen vieles nicht verstanden hat, weil er den dialect des südens

[1] Kein volk wendet das 'wissen Sie' so viel an als die Russen.

nicht kannte. Aus allen diesen gründen schliesse ich, dass die fünfzehn ehefreuden noch am hofe könig Renés geschrieben sind.

Das buch ist ursprünglich anonym erschienen, auch ahnte man den verfasser desselben nicht vor dem dreissigsten jahre dieses jahrh. Da theilte André Pottier die unterschrift des manuscripts von Rouen aus dem jahre 1464 mit, die den namen des autors in ein wunderliches räthsel gekleidet hat; wer lust zu räthseln hat, versuche sich an diesem, es ist schwieriger als das der sphinx, an dessen lösung das heil einer ganzen stadt hieng:

De *la*belle la teste oustez
Tresvistement davant le monde
Et *sa*mere decapitez
Tantost et apres *le*seconde
Toutes trois a messe vendront
Sans teste bien chantée et dicte
Le monde avec elles tendront
Sur deux piez qui le tout acquitte.

'En ces huyt lignes trouverez le nom de celui qui a dictes les XV. joies de mariage au plaisir et à la louange des mariez. Es quelles ils sont bien aises Dieu les y veillent continuer.' Pottier war der glückliche Oedipus, der sofort sah, dass mit den vier ersten versen La Sale gemeint sei, und Génin vermuthete in den vier letzten das verb: semond, Pathelin p. 32. Wie dem auch sein mag, jedenfalls sind die verse zu schlecht und das räthsel zu platt, als dass man sich den kopf darüber zerbrechen wollte. La Sale hat wahrscheinlich noch um 1464 gelebt, weshalb der copist von Rouen anstand genommen hat, sich deutlich auszudrücken. Auch ohne den wink dieses schreibers, der übrigens für mich nichts bindendes hat, würden wir die Quinze joyes de mariage dem verfasser des Saintré zuschreiben, und nicht nur die sprache (die allerdings in dem ersten werke etwas alterthümlichere Farbe bewahrt) nöthigt uns dazu. In beiden werken dieselben ideen, derselbe geist. Ritterlichkeit und tapferkeit preist La Sale so gut M. 2, 135 als im ganzen romane von Saintré; an den lehren der kirche hält er gläubig hier wie dort; die comische erscheinung des Mönches M. 168 erinnert unwillkürlich an den dicken abt in Saintré:

und den grundgedanken seines geistes, sein philosophisches glaubensbekenntniss, das er vortrefflich ausdrückt M. 7: 'Je ne les blasme pas de soy mettre en mariage, mais suis de leur opinion et dy qu'ilz font bien, pour ce que nous ne sommes en ce monde que pour faire penitances, souffrir afflictions et mater la chair, afin d'avoir paradis' — denselben gedanken von der eitelkeit alles irdischen drückt er zweimal (p. 45, 134) im Saintré in den lateinischen worten aus: 'Vir bone, quam curas res viles et perituras,' cet. Und nun die idee der ehefreuden, die als refrain immer wiederkehrt: der welcher sich ins netz der ehe fangen lässt, wird in schmerzen sein leben zubringen, hinsiechen und jämmerlich seine tage beschliessen! dieselbe satire auf die weiber macht den schluss des Saintré aus; nur ironie ist was er p. 255 dem lüderlichen abte in den mund legt: 'Hé! povres dames, comment estes vous abusées de voz amoureux en plusieurs faitz, desquelz n'est mie en ce cas toute loyauté envers sa dame.' Seine eigentliche meinung spricht er aus p. 27: 'Sex perdunt vere homines in muliere: ingenium mores animam vim lumina vocem,' und p. 274: 'Hé! amours tres faulces, maulvaises et traistres, semblerez vous tousjours enfer qui d'engloutir ames jamais ne fut saoul? ne serez aussi jamais saoulez de travailler cueurs et les meurdrir? Dieu et nature vous ont ilz donné telle puissance que de prendre et meetre en vos lacs cueurs de papes, de cardinaulx, d'evesques, d'archevesques, d'empereurs, d'emperieres, de roynes, de roys de ducz, de duchesses, de patriarches, de marquis, de marquises, de princes, de princesses, cueurs d'abbez et d'abbesses, de contes, de contesses, et de gens de tous aultres estats, et religieuses espirituelles et temporelles? Qeu d'aulcuns en avez prins les cueurs, ainsi qu'en maintes histoires se treuve par escript, dont vous en estes tres faulcement et mauvaisement serviz, et puis à la fin habandonnez, et meritez d'avoir perdu leurs ames, se Dieu n'en a mercy, et leurs honneurs.' Die ansicht La Sales über die weiber ist die, welche Villon in seiner schönen ballade ausdrückt: 'Bien heureux est, qui rien n'y a!' La Sale erkennen wir im Saintré sofort wieder, als die heldin sich krank stellt; es ist derselbe La Sale, der uns in den Quinze joyes de mariage die schlauheit, die heuchelei, die kniffe und schliche des weiblichen geschlechts so wahr

und so comisch zu schildern weiss. Diesen gründen, denen niemand widersprechen wird, füge ich noch einen letzten, sehr gewichtigen hinzu.

Als ich die fünfzehn ehefreuden zum ersten male las, gedachte mich dabei unwillkürlich ähnlicher schilderungen eines verlorenen buches des Theophrast, aus dem der heilige Hieronymus in seiner streitschrift gegen Jovinianus 1, 47 lesenswerthe excerpte macht, im zweiten bande der ausgabe von Vallersius, Veronae 1735. Die lectüre der kirchenväter wird leider heutzutage als überwundener standpunkt betrachtet, und so nehme ich mir die mühe, meinem leser die vortreffliche stelle auszuschreiben. Aureolus Theophrast frägt, ob ein weiser mann heiraten müsse, und kommt zu dem schlusse, nur dann sei es räthlich, wenn die frau schön, gesittet und von guter herkunft, und wenn er selbst reich und gesund sei: ‚Haec autem in nuptiis raro universa concordant; non est ergo uxor ducenda sapienti. Primum enim impediri studio philosophiae; nec posse quemquam libris et uxori pariter inservire. Multa esse quae matronarum usibus necessaria sint; pretiosae vestes aurum gemmae sumtus ancillae supellex varia lecticae et esseda deaurata.[1] Deinde per noctes totas garrulae conquestiones:[2] „Illa ornatior procedit in publicum,[3] haec honoratur ab omnibus, ego in conventu feminarum misella despicior.[4] Cur aspiciebas vicinam? quid cum ancillula loquebaris?[5] de foro veniens quid attulisti? non amicum habere possumus, non sodalem.“ Alterius amorem, suum odium suspicatur. Si doctissimus praeceptor in qualibet urbium fuerit,

[1] Man vergleiche in M z. b. p. 42: Et quelque jeu ou instrumens qu'il voie, il luy souvient tousjours de son mesnage, et ne peut avoir plaisir en chose qu'il voye. [2] Voulentiers elles devroient parler de leurs choses especialles là où leurs mariz sont plus subjets et doivent estre plus enclins pour octroier; c'est ou lit, ouquel le compagnon dont j'ay parlé veult atendre à ses délitz et plaisirs, et lui semble qu'il n'a aultre chouse à faire. Lors commence et dit ainsi la dame. M 11. [3] Quand je fus là, je croy qu'il n'y avoit femme (tant fust elle de petit estet) qui fust si mal billée comme je estoye. M 12, 34. [4] Et certes je avoye si grande honte, quand je estoie entre elles, que je n'osoie ne savoye faire contenance. M 13. [5] Et voulentiers telles vieilles, mariées à jeunes homs, sont si jalouses et si gloutes qu'elles sont toutes enragées; et quelque pars que le mary aille, soit à 'eglise ou ailleurs il leur semble qu'il n'y va que pour mal faire. M 145.

nec uxorem relinquere nec cum sarcina ire possumus.[1] Pauperem alere, difficile est, divitem ferre tormentum.[2] Adde quod nulla est uxoris electio; sed qualiscunque obvenerit, habenda.[3] Si iracunda, si fatua, si deformis, si superba, si foetida, quodcunque vitii est, post nuptias discimus.[4] Equus asinus bos canis et vilissima mancipia, vestes quoque et lebetes, sedile ligneum, calix et urceolus fictilis probantur prius et sic emuntur; sola uxor non ostenditur, ne ante displiceat quam ducatur. Attendenda semper eius est facies et pulcritudo laudanda, ne si alteram aspexeris se existimet displicere. Vocanda domina celebranda natalis eius; iurandum per salutem illius, ut sit superstes optandum; honoranda nutrix eius et gerula,[5] servus patrinus et alumnus et formosus assecla et procurator calamistratus et in longam securamque libidinem exsectus spado, sub quibus nominibus adulteri delitescunt.[6] Quotcunque illa dilexerit, ingratis amandi. Si totam domum regendam ei commiseris, serviendum est.[7] Si aliquid tuo arbitrio rescivaveris, fidem sibi haberi non putabit; sed in odium vertetur ac iurgia,[8] et nisi cito consulueris, parabit venena.[9] Anus et aruspices et hariolos

---

[1] Ein verheirateter kann nicht mehr die universitäten beziehen, welche er will — würden wir heute sagen. [2] Intolerabilius nihil est quam femina dives. Juv. 6. [3] Er meint den übelstand, den die Utopier vermeiden. ‚Mulierem enim seu virgo seu vidua sit, gravis et honesta matrona proco nudam exhibet, ac probus aliquis vir vicissim nudum puellae procum sistit.‘ Thomae Mori Utopia, Amsterodami 1631 p. 195. [4] Die elfte ehefreude schildert einen solchen getäuschten und Bérangers le soir des noces. Lors toutes les joies du temps passé retournent en tristesses. M 127. Du livre des époux il n'est qu'à la préface. Bér. chans. p. 188. [5] M 47. Besonders die basen machen dem manne in den Quinze joyes zu schaffen. Or viennent commeres de toutes pars; or convient que le pauvre homme face tant que elles soient bien aises. M 27, 33. [6] Bei dem Franzosen vertreten vettern diese antiken figuren; son cousin qui à l'aventure ne lui est rien. M 20. [7] Et peut estre le bon homme tel, qu'il a tout disposé en soy de faire tout ce qu'elle dit, et se gouverne par son conseil, etc. M 128; le bon homme est si bien dompté, qu'il est debonnaire comme le beuf à la charrue, M 129. [8] A l'aventure il est homme sage et malicieux, et ne li a pas voulu souffrir, mès a resisté par maintes manieres, et y a eu plusieurs argumens et repliques entre eulx par maintes fois, et aucunes fois y a en batailles. M 103. [9] In M werden dafür giftige worte und verleumdungen angewandt: Ils s'en vont et dient à chacun que le proudhomme est tourné en enfance, etc. M 108.

et institores gemmarum sericarumque vestium si intromiseris, periculum pudicitiae est; si prohibueris, suspicionis iniuria.[1] Verum quid prodest etiam diligens custodia, cum uxor servari impudica non possit, pudica non debeat? Infida enim custos est castitatis necessitas, et illa vera pudica dicenda est, cui licuit peccare si voluit. Pulcra cito adamatur, foeda facile concupiscit; difficile custoditur quod plures amant; molestum est possidere, quod nemo habere dignetur. Minore tamen miseria deformis habetur, quam formosa servatur. Nihil tutum est, in quod totius populi vota suspirant. Alius forma, alius ingenio, alius facetiis, alius liberalitate sollicitat; aliquo modo vel aliquando expugnatur quod undique incessitur.'[2] — Wenn wir aus dieser skizze zwei oder drei züge tilgen, welche unsere verhältnisse nicht treffen, so steht kein wort darin, welches sich nicht aus den Quinze joyes de mariage belegen liesse; und wie sollte es auch anders sein? bleibt doch nichts im lauf der jahrtausende sich so unveränderlich gleich als der charakter der menschen. Doch glaube ich, dass besonders dies capitel des Hieronymus La Sale zu seinem werke über die leiden der ehe angeregt habe; er redet von seinen vorgängern M 6: 'Et pluseurs aultres ont bien travaillé en moult de manières à monstrer la douleur qui y est.' — Dieser selbe La Sale aber citiert den Hieronymus und sein werk im Petit Jehan de Saintré p. 6, wo er von ehrbaren wittwen redet: 'Sur ce dist saint Jerosme au second livre, parlant contre Jovinian, de celles vefves, et met exemples de plusieurs qui ne vouldrent nulz secons maris.' — Darum wird hinfort niemand mehr mit billigkeit zweifeln können, ob La Sale der autor der fünfzehn ehe-

[1] Es sind gemeint, wie Molière sagt, L'école des maris 4, 5:

Vendeuses de rubans, perruquières, coiffeuses,
Faiseuses de mouchoirs, gantières, revendeuses,
Tous ces gens qui sous main travaillant chaque jour
A faire réussir les mystères d'amours.

Bei La Sale sind es die chamberiere, M 60, 153 oder die commeres, M 96.

[2] Femme raisonnable et de bonne complession sanguine est franche et debonnaire et ne pourroit jamès resfuser une supplication, si celui est tel qui le présentes qu'il face poursuite suffisante et convenable. M 117.

freuden sei; denn er ist es so gewiss, wie er der des kleinen Hans von Saintré ist.

La Sale kennt den weiblichen character bis in die kleinsten züge, obschon er selbst nie verheiratet war, wie er selbst sagt, M 6: 'pensant et considerant le fait de mariage, où je ne fus oncques, pour ce qu'il a pleu à Dieu me mettre en autre servage, hors de franchise que je ne puis plus recouvrer' — die einzige persönliche bemerkung im buche der ehefreuden, mit der er wahrscheinlich seine abhängigkeit vom hause Anjou bezeichnen will. Weiberschmähungen waren im geschmack seines jahrhunderts, welches auch das buch des Matheolus hervorbrachte,[1] obschon es zu allen zeiten, und nicht nur unter den Kirchenvätern,[2] verächter des weibes gegeben hat, bei den Indern,[3] den Arabern,[4] den Griechen,[5] den Römern.[6] Die

[1] Vom livre de Matheolus kenne ich nur einen alten gothischen Druck von 1492 mit reizenden Holzschnitten; auf dem titelblatte steht:

Le livre de Matheolus
Qui nous monstre sans varier
Les biens et aussy les vertus
Qui vieignent pour soy marier
Et a tous faictz considerer
Il dit que homme nest pas saige
Sy se tourne remarier
Quant prins a este au passeige.

[2] Cyrillus von Alexandrien scheint den nagel auf den kopf zu treffen, wenn er das weib ein *καλὸν κακόν* nennt, adv. Julian. III, p. 75 im neunten bande der ausgabe von Aubert, Paris 1859. [3] Gar nicht so selten wie Wilson, theater of the Hindus 1, 77, zu meinen scheint. Bartrihari 1, 72—91. Lassen, Anthologia sanscrita p. 17 heisst es: 'Lug und trug und grosse gier, dummheit und verwegenheit, unreinlichkeit und grausamkeit sind den weibern angeborne laster.' [4] Die Araber haben eine eigene gedichtsgattung für die weiberschmähung, die madhammah alnisâ, das letzte capitel der Hamasah. [5] Euripides und Simonides. [6] Am edelsten Juvenal; lateinisch ist sehr viel gegen das weibliche geschlecht geschrieben, vergleiche z. b. Melander, Jocoseria 1, 456, 476. Juvenal 6, 28: uxorem Posthume ducis? Dic qua Tisiphone? quibus exagitare colubris? Ferre potes dominam salvis tot restibus ullum? Cum pateant altae caligantesque fenestrae? Cum tibi vicinum se praebeat Aemilius pons? — hat La Sale M. 5 nachgeahmt: 'Pour ce dist ung docteur apellé Valere à ung sien ami qui s'estoit marié, et qui luy demandoit s'il avoit bien fact, et le docteur lui respond en ceste manière: Ami, dit-il, n'avés-vous peu trouver une haulte penestre, pour vous laissièr trébucher en une grosse ryvière,

französische literatur ist wohl unter allen die reichste in der heruntersetzung des schönen geschlechts. La Sale hat viele nachahmer gehabt, deren keiner ihm auch nur von ferne nahe kommt; man lese in Montaiglons Recueil de poésies françaises des XVe et XVIe siècles 1, 17: Les tenèbres de mariage; 1, 131: Le doctrinal des nouveaux mariés; 1, 218: La complaincte du nouveau marié; 2, 5: Sermon des maux de mariage; 3, 72: Les dangers de marié; 5, 105: La grant malice des femmes; 9, 148: Le debat du marié et du non marié; und dergleichen mehr. Es ist leichter über das schlechte als über das gute zu schreiben, wie schimpfen leichter ist als loben, worunter ich nicht gedankenlose höflichkeit verstehe; doch hat es nicht an lobrednern der ehe gefehlt,[1] wie ein hymnus klingt Washington Irvings skizze: the wife.

La Sales buch ist eine tiefe studie des menschlichen Herzens, eine reihe von schmerzdurchdrungenen und und herzzerreissenden klagen über das elend der ehe, eine bittere satire, die sich selbst auf den titel erstreckt.[2] In dem alten gebetbuche der 'heures' (es wird häufig bei La Sale genannt) fand sich ein gebet: 'Les quinze joyes de Notredame, mère de Dieu,' auf das er M 6 anspielt; ihm hat er seinen titel entlehnt; das werk zerfällt demnach in 15 capitel, die unter sich nicht zusammenhängen, deren jedes ein anderes gemälde einer unglücklichen ehe entfaltet. Obwohl das elend fast beständig comisch geschildert ist, wird der ton gegen das ende des capitels immer sehr ernst, bis er er in die schlussworte ausbricht: 'ainsi demourra en tourmens tousjours et finera miserablement ses jours.' Daher kann ich nicht billigen, dass man die quinze joyes beständig als facétie verzeichnet, welche zwischen der plaisanterie

---

pour vous mactre dedans la teste la premiere? En montrant que on se doit exposer en moult grand peril avant que perdre franchise.' —

[1] Agrippa de Nattesheim, de sacramento matrimonii und de nobilitate et praecellentia foeminei sexus ist sehr matt; schön das gedicht des Thomas Morus, qualis uxor deligenda, Melander Jocoseria 3, 27. Bewundrungswürdig ist das lob der hausfrau in den Prov. 31, 10—31; weniger 'le mérite des femmes' von Légouvé.

[2] Geschrieben auf ersuchen mehrerer damen: 'et l'ay escrit à la requeste de certaines damoiselles qui m'en ont prié', p. 163.

und der bouffonnerie in der mitte liegt. Littré, dictionnaire français 1, 1586 b. Es ist eine satire, welche eines Horaz oder Juvenal würdig ist. Hier und dort scheint er die armen frauen etwas zu bitter zu beurtheilen, wie wenn er sagt: 'La plus sage femme du monde, au regard du sens en a autant comme j'ay d'or en l'oeil, ou comme ung singe a de queue; car le sens lui fault avant qu'elle soit à la moitié de ce qu'elle veult dire ou faire;' p. 129. Er schildert nach einander die putzsüchtige, die vergnügungssüchtige, die wöchnerin, die zänkische, die jugendliche, die launige, die ungetreue, die reiselustige, die herrschsüchtige, die mésalliance, die gefallene, den pantoffelhelden, die heimkehr aus dem kriege, die alte und endlich die verblendung. Alles ist mit gleicher meisterschaft ausgeführt: es ist keine seite im buche, die minder gut, minder witzig oder minder wahr wäre; das ganze ist ein spiegel des lebens; gleich einem guten musikstücke gewinnt man es lieber, je häufiger man es geniesst; es wird nie seine erheiternde wirkung verfehlen. Frägt man aber, wie kann das menschliche elend einen stoff zur belustigung abgeben? wie kann man über die thränen der menschheit lachen? so weiss ich mir keine antwort als die erhabenen verse, mit denen Lucrez sein zweites buch eröffnet:

Suave, mari magno turbantibus aequora ventis
E terra magnum alterius spectare laborem;
Non quia vexari quemquamst iucunda voluptas,
Sed quibus ipse malis careas quia cernere suave est.

Indess übersehe man nicht was La Sale im nachworte sagt: 'Je puis dire pour certain, qu'il n'est homme marié, tant soit-il sage, cault ou malicieux qui n'ait une des joies pour le moins, ou plusieurs d'icelles.' Das ist freilich 'unpleasing to a married ear.' Auch verwahrt er sich gegen die frauen und versichert, er könne ein ähnliches buch auf kosten der männer schreiben, 'veu les grans tors, griefs et oppressions que les hommes font aux femmes en plusieurs lieux, generalement par leurs forces, et sans raison, pour ce qu'elle sont febles de leur nature et sans defense, et sont tousjours prestes à obeir et servir, sans les quelles ilz ne souroient ne pourroient vivre.' Ich bedauere, dass er es nicht gethan hat; denn sein werk bedarf eines pendant, um dem vorwurfe der unbilligkeit zu entgehen. Mit recht

sind die fünfzehn ehefreuden stets vielgelesen gewesen, Rabelais kannte sie und Molière ist davon inspirirt; schon 1509 druckte Winker de Worde eine englische nachahmung in versen, ein werk, welches ich nicht gesehen habe, von dem ich aber befürchte, dass es die schönheiten des originals vernichtet hat, schon weil es verse sind. So viel von dem unsterblichen meisterwerke Antoines de La Sale; ich halte es für das schönste, was vor Molière in Frankreich geschrieben ist.

Im jahre 1448 trat La Sale aus den diensten des hauses Anjou und ward mit allen Ehren entlassen. In den haushaltsrechnungen der könige von Sicilien findet sich in diesem jahre eine ihn betreffende bemerkung (Nouv. biogr. univers. 29, 713), es heisst: 'Item, Anthonio de Salla, nostro scutifero et familiari fiorenos centum, quos eidem graciose dedimus, dum novissime a domo nostra discessit.' Er war um diese zeit mit Ludwig von Luxenburg grafen von Saint Pol bekannt geworden; der graf, dessen besitzungen in Artois und Flandern lagen, bedurfte eines gouverneurs für seine drei söhne Jean, Pierre und Antoine, und La Sale, dessen fürstlicher zögling Johann von Anjou damals einundzwanzig jahre zählte, übernahm diese stelle, und so verliesss er die Provence, um den rest seines lebens im norden Frankreichs zuzubringen. Wir wissen nicht, wie lange La Sale als erzieher gewirkt hat, gewiss war er sein ganzes leben in der nähe des grafen Saint Pol, der ihn dem herzog von Burgund Philipp dem guten, wahrscheinlich in Brüssel, vorstellte, an dem er einen wohlgeneigten gönner fand. Das unglückliche ende des grafen ist bekannt; obwohl lange zeit freund sowohl des herzogs Philipp als des königs von Frankreich und 1465 connétable des letztern (Ph. de Comines, mémoires 1, 14), war er 1470 ein 'ennemi capital' beider (id. 3. 3, 11) und ward 1475 auf befehl Ludwig XI. wegen hochverraths enthauptet, indem alle seine güter confiscirt wurden (id. 4, 12). La Sale hat kaum noch den tod seines herrn erlebt.

Während seines aufenthalts in Flandern muss er die farce vom advocaten Pathelin verfasst haben, vielleicht zur erheiterung des herzogs, der dergleichen liebte, ich calculiere um 1455. Den autor nach Flandern zu versetzen bewegen mich drei gründe. Erstlich wird Brüssel und Rouen als nahe gedacht (v. 192, 259)

und Pampelune als ideal einer grossen entfernung (v. 343). Ferner wird beim heiligen Wolfgang in der dem flämischen dialect eigenen form 'par saint Gigon' geschworen (v. 943) statt Gengoult. Und endlich, wenn Pathelin in seinem fieber in verschiedenen sprachen phantasirt, so erklärt seine frau beständig: das ist limousinisch, das picardisch, das normännisch, das bretannisch; wenn er aber flämisch radebrecht, schweigt sie, als müssten die hörer wissen was es sein sollte, aber nicht ist. Hätte sie gesagt: dieses unverständliche kauderwelsch ist flämisch? 'Il y aurait eu scandale d'abord, et puis contradiction flagrante,' wie Génin p. 38 richtig bemerkt. Dass aber La Sale wirklich der autor der farce ist, hat dieser gelehrte in seinem schönen buche so schlagend erwiesen, dass ich seinen gründen wenig zuzufügen habe. Man wird in keinem buche des fünfzehnten jahrhunderts die sprache der fünfzehn ehefreuden so vollkommen wiederfinden wie in der farce von Pathelin. Nicht nur lieblingswörter der Quinze joyes kehren hier wieder, wie cabasser, ravasser, galler, becjoune, estorce, avoy, u. s. w., oder phrasen, wie ceint sur le cul, pleust ore à Dieu, faire für sprechen, und selbst das characteristische 'pour abregier' (v. 1242), welches in allen schriften La Sales wiederkehrt, zumeist im Saintré p. 83, 119 etc., oder eigenthümliche formen wie homs (v. 405), empièce (v. 219), u. s. w., sondern alle die schatten des stils, mit denen der autor seine reden zu verzieren pflegt. Die symmetrie der imperfecte des subjonctifs, wie: Qui me payast, je m'en allasse P 603 oder: Se j'eusse aide, je vous liasse, P 826 oder: Il fust bon que je m'en allasse, P 975 und: Si je fusse femme qui me gouvernasse mauvesement, je ne m'esmerveillase pas, et fusse mieulx de vous que je ne suy, M 80 oder: Il fust mestier que vous et moy fussons en paradis, M 108 (Génin p. 282) oder der subjonctif im realativsatze, wie: Tenu l'une des plus saiges testes qui soit en toute la paroisse, P 52 und: Elle est une des bonnes proudes femmes qui soit en tout le pays, M 158 — solche wendungen sind für den stil La Sales characteristisch genug. Er liebt es ferner, synonima anzuwenden und befleisst sich einer gewissen fülle der rede; man schlage jede seite nach beispielen auf; Pluseurs ont travaillé à monstrer par gans raisons et auctoritez, que c'est plus grant

felicité en terre à homme de vivre en franchise et liberté que soy asservir de sa voulenté, sans contrainte, M 1, oder savoir et pouvoir S 2, M 164 u. s. w., dieser neigung entsagt selbst die gebundene rede des Pathelin nicht: sain et dru, v. 105, sain et fort v. 1095, vray et verité v. 1091, assommé et tué v. 1107, u. s. w. Wie gut La Sale um kleider und kleidungsstoffe bescheid weiss, sehen wir aus dem Saintré wie aus den Quinze joye: im Pathelin dreht sich die ganze handlung um ein stück tuch. Die abstammung spielt bei dem wappen- und stammbaumkundigen La Sale immer eine grosse rolle; in den ehefreuden halten die frauen den männern gern ihre hohe herkunft vor, p. 18, 46; p. 12 beruft sich eine sogar auf die 'qui scevent les lignes': Pathelin will dem Guillaume schmeicheln und spricht eine 'lignaige' heraus, 'je l'ai armé et blasonné,' sagt er hernach zu seiner frau. Welch ein meister ist La Sale in der schilderung der verstellung, nicht nur in den Quinze joyes, sondern auch im harmlosen Saintré wollen seine personen scheinen, was sie nicht sind; personage ist eins seiner häufigsten worte: welche verwickelung von verstellungen aber haben wir erst in der farce! der etymologe muss auf sie zurückgehen, um den ursprung von patheliner (sich verstellen, schon 1470 nach Génin p. 13, le pathelin (die täuschung, Pseudo-Villon ed. Jacob p. 332), oder le pathelinage zu finden. Es werden hier dieselben ideen ausgedrückt, dieselben betheuerungen angewandt, dieselbe list geschildert, wie in den Quinze joyes de mariage. Antoine de La Sale schreibt so eigenthümlich, dass, wollte er etwa unerkannt bleiben, er es nicht vermochte. Schlagendere beweise stehen uns nicht und werden wohl nie uns zu gebote stehen, sollte auch die erlangte überzeugung nur eine moralische sein; der strenge beweis ist in dieser untersuchung nicht möglich, ebensowenig wie nach der bemerkung des Aristoteles die überredung etwas in der mathematik vermag.

Die farce von Pathelin muss bald populär geworden sein, in den gedichten Villons und seiner genossen finde ich häufige anklänge.[1] Sprichwörtlich ist: 'Me voulez vous faire entendant

[1] Ich selbst war früher geneigt, die farce einem der spiessgesellen Villons — etwa dem Jehan de Calais, dem herausgeber des Jardin de plaisance,

de vessies que sont lanternes? P. 800 und: Tousjours trompeurs aultruy engeaultre, et vend vessies pour lanternes, Villon ed. Jacob p. 92; aussi nu comme ung ver, P 1466 und: des nuez comme le ver, Vill. p. 26, nu comme un ver, p. 219; et n'eussiez vous ne croix ne pille, P 236, und: en chevauchant sans croix ne pile, Vill. p. 46 und: Je ne soustiens ne croix ne pille, Pseudo-Vill. p. 283 und: nous n'en avrons ne croix ne pille, Pseudo-Vill. p. 336; für menton forché, P 145, sagt Villon: menton fourchu, p. 78. In der repeues franches de François Villon, die indessen niemand, der die schönheiten des Petit testament und des Grand testament empfunden hat, dem Villon zuschreiben wird, ist der Pathelin mitunter so ausgebeutet, dass man eine nachahmung zu lesen meint, wie denn diese für mich werthlosen poesien aus Villon und Pathelin zusammengesetzt sind; p. 256, 283 findet sich sogar das 'pour abréger' des La Sale. Das grand testament ist 1461 datiert, ich habe unsere farce um etwa fünf jahre heraufgerückt, als La Sale in Flandern war. Mache aber niemand mehr den Pathelin zu Villons schöpfung, er verriethe sonst, dass er Villon nicht gelesen hat; die, welche ihn dem Jean de Meun oder Guillaume de Lorris, den verfassern des romans von der rose, oder Pierre Blanchet (1459 geboren! also einige jahre später als Pathelin) beilegen, hat Génin bündig widerlegt.

Der Pathelin ist unter den erhaltenen altfranzösischen farcen gewiss die vorzüglichste — character und intriguencomedie zu gleicher zeit. Die erfindung ist bei aller einfachheit äusserst glücklich, der stoff sehr erheiternd, und die form sehr gewandt. Das argument ist folgendes.[1] Guillemette zankt mit ihrem manne,

---

der nach Villon ein poetisches genie sein musste (p. 180), zuzuschreiben; aber die anwartschaft La Sales scheint mir sicherer und besser begründet

[1] Man gestatte mir hier eine anmerkung über etwas, worüber ich vielfach nachgedacht habe, über die chrestomathie. Als ich mich mit der altfranzösischen literatur zu beschäftigen begann, war ich begierig die farce von Pathelin kennen zu lernen, von der ich viel hatte rühmen hören; ich nahm die chrestomathie von Bartsch zur hand und fand, dass der herausgeber 'sans mot sonner', 200 verse aus der ersehnten farce abgedruckt hatte, aus denen ich indessen nicht recht klug werden konnte, weil ich den zusammenhang nicht erfasste. Man wird einwenden, es gebe zu viele hülfsmittel. Aber wenn ich mir die verschaffe, so bedarf ich der chrestomathie

dem advocaten Pathelin, über seine schlechten geschäfte und seinen geringen verdienst, und dieser bricht die unerquickliche unterhaltung ab, indem er erklärt, auf den markt gehen und für sich und seine frau tuch kaufen zu wollen. Das hört Guillemette nicht ungern, wundert sich jedoch, wie er tuch kaufen

---

nicht. Indess in dieser, wird man sagen, sind ausserdem noch viele andere stücke vereinigt. Die werde ich daraus nicht besser kennen lernen als den Pathelin. Schliesslich sagt man: das buch ist auch weniger der sache als der sprache gewidmet. There's the rub! Ich leugne, dass man eine rechtschaffene kenntniss der Sprache des Pathelin aus zweihundert versen erwerben kann, auch nicht aus vier-, sechs-, achthundert, auch nicht aus tausend, man muss ihn ganz lesen. Hat man es auf die Kenntniss der sprache abgesehen, — gute grammatiken und gute wörterbücher sind der einzige weg dazu. Aus fragmenten eines alten französischen werks ersehe ich wohl, dass die sprache doch noch nicht 'ganz so wie heute war; aber positives lerne ich nicht daraus, ebensowenig wie ich an einem fetzen vom heiligen rock mir nur eine dunkle idee desselben bilden kann, obwohl ich allerdings erkenne, ob er linnen oder wollen gewesen ist. Alles fragmentarische ist vom übel. Man sehe doch, mit welcher sorglichkeit man uns zertrümmerte alte denkmäler restaurirt! Literarische fragmente ruiniren das gedächtniss und die phantasie, und (was das schlimmste ist) sie lähmen das nachdenken. Ich weiss kaum noch ein oder das andre stück, welches ich in englischen oder französischen chrestomathien gelesen habe; aber lebendig steht mir vor der seele, wie ich dasass und den geizhals oder den Tartüffe oder den misanthrope las, und ich könnte noch die Seite angeben, wo mich diese oder jene stelle entzückte, die ich so oft bei mir erwog, wenn mich das treiben der welt zum nachdenken stimmte. Man übersehe nicht den vortheil humanistischer bildung, die sich eigentlich nur am ganzen nährt; jeder abiturient hat seinen Ovid, seinenVirgil, seinen Homer gelesen. Und mein wort darauf, es ist leichter aus den alten eine chrestomathie zu machen als aus den neuen — obschon es ein skandal wäre, wenn man es thäte. Am leichtesten scheint die auswahl aus lyrischen dichtern: ich getraute mir wohl mit zehn liedern ein vollständiges bild Bérangers zu geben, aber diese zehn lieder machen es nicht, dass ich ihn nächst Horaz für den grössten Lyriker aller zeiten halte, sondern dazu bewegt mich nur der ganze, liebe chansonnier, der seine schöne seele in diese lieder gehaucht hat. Chrestomathien verdanken nur dem grunde der wohlfeilheit ihre existenz; in einem idealen staate, in dem es kein geld giebt, in der Civitas solis des Campanella oder in Utopien, werden zuversichtlich keine chrestomathien geschrieben, höchstens sehr voluminöse sammelwerke; bei uns sind sie ein nothwendiges übel; doch muss das übel mit der grösse der nothwendigkeit abnehmen. Man sollte nie eine chrestomathe ohne literaturgeschichte veröffentlichen — gleichsam eine sittliche rechtfertigung der mängel.

wolle, da er doch keinen sou in der tasche habe. 'Lass mich nur machen,' sagt Pathelin und tritt alsbald bei Guillaume Joceaulme, dem tuchhändler, der ihm gegenüber wohnt, ein. 'Wie gehts, Guillaume', spricht er, 'was machen die geschäfte?' 'Nun, wie sollts gehn, immer sachte vorwärts'. 'Ihr seid doch ganz der vater, nie sah ich zwei sich so ähnlich sehn; war das ein mann! ein lustiger Junggesell, meiner treu, wie oft hat er mir zu lachen gegeben! Ihr gleicht ihm, wie ein tropfen dem andern. — Ei, was für ein feines tuch ihr da liegen habt, so sanft und weich.' 'Ich habe es aus der wolle meiner schafe herrichten lassen.' 'Ha, was für ein geschäftsmann ihr seid! ganz der vater! immer, immer schaffen!' Que voulez vous? il fau songner qui veult vivre et soutenir paine,' sagt der tuchhändler. 'Und dieser stoff?' fährt Pathelin fort, indem er einen andern berührt; 'wahrhaftig, ich kam nicht in der absicht her, tuch zu kaufen; ich hatte achtzig gulden beiseite gelegt, um sie auf zinsen zu thun, aber das tuch gefällt mir so, dass es ein jammer ist.' Kurz, nach vielem hin- und herreden kauft Pathelin, nachdem er den denier à Dieu gegeben hat, sechs ellen für sechs gulden oder neun francs, und bittet den tuchhändler das geld bei ihm abzuholen, um mit ihm eine gebratene gans zu verzehren und seinen wein zu kosten. 'Euer seliger vater,' spricht er, 'der ging nicht vorbei, er rief mir zu: 'Nun, gevatter, wie gehts, wie stehts? ihr aber unter euch reichen kümmert euch nicht um uns arme.' Dann nimmt er das tuch unter den arm und geht ab. Seine frau ist sehr erstaunt, ihn mit dem erschwindelten tuche ankommen zu sehen, er giebt ihr aufklärung und sagt, er werde sich krank stellen, wenn Joceaulme komme, sie solle die betrübte machen und versichern, ihr mann sei seit zwei monaten nicht aus dem hause gekommen. Der geldgierige Joceaulme, der in seinem herzen den dummen Pathelin verlacht, der vierundzwanzig sous für die Elle gegeben hat, die keine zwanzig werth ist, macht sich alsbald auf den weg, um sein geld abzuholen und seines schuldigers gans und wein verzehren zu helfen. Schon in der thüre gebietet ihm frau Pathelin schweigen. 'Grüss euch gott, frau!' 'St! leiser!' sagt Guillemette und raunt dem gaste zu, seit elf wochen liege ihr mann krank darnieder. Als dieser versichert, vor einer halben viertel-

stunde sei er ja bei ihm gewesen, habe sechs ellen tuch gekauft, für das er die bezahlung abzuholen komme, blickt ihn Guillemette gross an, zweifelt, ob er bei sinnen sei, und befiehlt ihm immer wieder, um gottes willen leise zu sprechen. Pathelin erwacht aus seinem schlafe und beginnt zu phantasieren, er hält den tuchhändler für den arzt und setzt ihm so zu, dass er an sich selbst irre wird. Und als ihn Guillemette bittet fortzugehen, weil die leute vielleicht denken möchten, dass er um ihretwillen gekommen sei, entfernt er sich, an seinem verstande zweifelnd. Doch er kehrt, weil er hinter sich hat lachen hören, zurück und fordert ungestüm sein geld; als sich aber Guillemette aufs neue dumm stellt, und Pathelin sehr lebendig gleich einem sterbenden in fünf oder sechs dialecten phantasiert, sieht er ein, dass er sich doch geirrt habe, entschuldigt sich bei der wehklagenden Guillemette, dass er so zudringlich die letzten augenblicke eines sterbenden gestört habe, und geht ab in der überzeugung, dass der teufel ihm diesen streich gespielt habe. Pathelin springt sofort aus dem bette und frohlockt: 'Dieux! qu'il a dessoulz son heaulme de menues conclusions!' Der tuchhändler begegnet darauf seinem schäfer, Thibault Agnelet, der ihm im lauf der jahre viele schafe veruntreut hat; er redet ihn hart an und will ihn auch wegen der sechs ellen tuch belangen lassen, die er gar nicht verschmerzen kann. Agnelet begreift ihn freilich nicht ganz, doch ist er sehr gefasst und geht zum advocaten Pathelin, damit dieser seine sache vertheidige. Pathelin erklärt sich in der aussicht auf einen schönen verdienst bereit und giebt ihm auf, er solle vor dem richter, was man auch sagen oder fragen möge, weiter nichts antworten als: bäh, dann wolle er seine sache schon führen. 'Aber dass du mich gut bezahlst!' 'Seid ausser sorge', antwortet der schäfer. Vor dem richter setzt nun Joceaulme seine beschwerde auseinander, plötzlich erkennt er Pathelin, seine schafe und hämmel sind vergessen, er redet jetzt nur noch von den sechs ellen tuch. Pathelin weiss geschickt auszuweichen, der richter versteht nicht den zusammenhang; er sagt: 'Aber um auf die hämmel zuzückzukommen, wie wars damit?' Der tuchhändler verwirrt fortwährend das tuch und die hämmel, und der schäfer, an den sich der richter wendet, hat auf alle fragen nur eine antwort: 'bäh!' Der richter erkennt,

dass ers mit einem blödsinnigen zu thun habe; der tuchhändler geräth ausser sich, Pathelin plaidiert sehr geschickt; der schäfer wird freigesprochen, und Joceaulme ist der geprellte. Nun erwartet Pathelin vom schäfer bezahlung; der sagt: bäh; Pathelin lobt ihn, er habe seine rolle gut gespielt, er habe nichts mehr zu fürchten; bäh! sagt der schäfer. 'Nun, lass gut sein; bezahle mich jetzt', sagt der advocat; aber der schäfer bleibt unerschütterlich bei seinem bäh; das ist seine einzige bezahlung. Wüthend ruft Pathelin aus: 'Magegrebien! ay je tant vescu que ung bergier, ung mouton vestu, ung villain paillard me rigolle?' Er droht, den schäfer durch einen diener der gerechtigkeit beistecken zu lassen; da findet der schäfer seine sprache wieder, er sagt: 'S'il me treuve, je luy pardonne!' und entflieht.

Das ist der inhalt der kaum sechszehnhundert verse langen farce vom advocaten Pathelin; sie ist vielfach nachgebildet; die bearbeitung von Brueys und Palaprat, in der das moderne requisit jedes dramas,[1] ein liebesverhältniss zwischen Pathelins tochter und Guillaumes sohne, sowie zwischen Agnelet und der magd des advocaten nicht fehlt, behauptet sich bis heute im repertoir der französischen bühne, und wird sich behaupten (wie Voltaire sagt), so lange es ein theater in Frankreich giebt. Uns aber ist die alte farce lieber als das kunstgerechte lustspiel.

Ums jahr 1456 scheint La Sale Flandern verlassen zu haben, wir finden ihn drei jahre später auf schloss Genappe, welches unweit Brüssel liegt. Als nämlich 1456 der dauphin von Frankreich an den hof des herzogs von Burgund floh,

---

[1] Nichts legt beredteres Zeugniss für die gesunkenheit des geschmacks ab als das wohlgefallen an der schilderung des liebesverhältnisses, welches heutzutage sich das ganze genre des romans vindicirt hat. Gute romane haben nichts oder nur weniges (und dieses accidentell) davon. Romane sind nur für ignoranten, sentimentale jünglinge und weiber, welche letztere allein in diesem genre reüssieren können. Es bilde sich kein romanschreiber ein, er habe etwas particulieres von einem liebesverhältnisse; es ist immer das nämliche. 'Hans liebt Grete oder Grete liebt Hans, vorhandene schwierigkeiten werden überwunden, und sie kriegen sich. Leihbibliotheken, sonntagsblätter, zeitungsfeuilletons, wochenjournale, familienblätter — alles arbeitet langsam, aber sicher auf den ruin des geschmacks hin. Wer an dergleichen freude empfindet, den wird man nicht falsch beurtheilen, wenn man mit Pathelin sagt: 'Dieux! qu'il a dessoulz son heaulme de menues conclusions!'

überwies ihm dieser das genannte schloss als wohnsitz, mit einer monatlichen rente von 6000 ducaten. [1] Der dauphin blieb in Brabant bis 1461, in welchem jahre sein vater starb, und er als Ludwig XI. den thron von Frankreich bestieg. Er war ein nachdenklicher, tiefsinniger fürst, von dem Comines, sein getreuer diener, bezeugt, er habe ihn nie ohne gram und sorge gesehn, mém. 6, 13. Zu Genappe versammelte er eine schar von edelleuten um sich, unter deren zahl La Sale gewesen sein muss; denn wie es der nachmalige Ludwig XI. verstand, alle bedeutenden männer zu gewinnen oder zu vernichten, so wird sich der vorzüglichste schriftsteller des jahrhunderts kaum seinen blicken entzogen haben. ‚Il cognoissait toutes gens d'authorité et de valeur, qui estoient en Angleterre, en Espaigne, en Portugal, en Italie et ès seigneuries du duc de Bourgoigne et en Bretaigne, ainsi comme il faisoit ses sujets.' Comines, mém. 1, 10.

In Genappe schrieb La Salle sein bekanntes werk: L'hystoire et la plaisante cronicque du petit Jehan de Saintré et de la jeune dame des belles cousines sans autre nom nommer; die widmung an Johann von Anjou, seinen frühern zögling, ist datiert: Geneppe en Brebant, septembre 25, 1459 — das werk eines sechzigers, auf die bitte jenes prinzen geschrieben. ‘Wenn ich je, pour trop ou peu escripre’, heisst es in jener dedication, ‘gefehlt habe, so verzeiht es.’ Um so reden zu können, musste er bereits autor mehrerer bücher sein — der Salade, der Quinze joyes und des Pathelin. Er ist hier wie sonst sehr bescheiden und sagt: ‘moy qui suis et ay tousjours esté rude et de gros engin en maintien, en faiz et en diz.’ Der kleine Hans von Saintré ist ein roman voll von lehren milder moral und regeln ritterlicher tapferkeit, ohne dass er deshalb dem comischen und der intrigue entsagte; nicht mit unrecht hat man ihn den Télémaque des XV. jh. genannt. Da er trotz seiner mannigfaltigen schönheiten wenig bekannt ist, so theile ich einen auszug mit.

---

[1] Die nouvelle biographie universelle — ein werk, auf welches Frankreich stolz sein darf — widerspricht bei dieser gelegenheit in ihren artikeln über Louis XI. und Philippe le bon, indem sie einmal die zahl 6000, einmal 2500 giebt.

Am hofe des königs Johann II. des guten (1350—1364) zu Paris war der dreizehnjährige Hans von Saintré page. Da er ein debonnaire et gracieulx jouvencel war, so verliebte sich in ihn eine junge wittwe, die zu den schönen basen von Frankreich gehörte, welcher name gewissen ehrendamen des hofes zukam. Sie befragte ihn daher eines tages vor ihren gesellschafterinnen, wer seine dame par amours sei, worauf er statt aller antwort verschämt mit dem zipfel seines gürtels spielte. Nach wiederholtem drängen nennt er ein zehnjähriges mädchen, wobei sich die schöne cousine dachte, 'que amours d'enfance et ignorance y ouvroit;' sie eröffnet ihm darum ihr herz, ganz im geheimen, und erklärt, dass sie, eine reiche und edle dame, ihn gross und berühmt machen wolle. Sie unterweist und belehrt ihn, wie le vrai amoureux gentilhomme sein müsse: er meide die sieben todsünden, er sei in der messe der andächtigste, bei tische der sittsamste, in gesellschaft der gefälligste; seine ohren hören keine hässlichen worte, seine augen werfen keine falschen blicke, seine lippen reden nichts unanständiges, seine hände geloben nichts falsches, und seine füsse gehen an keinen verrufenen ort. Sie befiehlt ihm ferner, die zehn gebote zu halten und die artikel der christlichen lehre zu glauben, sowie die sieben cardinaltugenden [1]), die sieben gaben des heiligen geistes, die acht glückseligkeiten, die vier körperlichen eigenschaften, die sieben geistigen und körperlichen werke des mitleids, die sieben sacramente der kirche; vermeiden solle er die sieben todsünden und die sieben gegen den heiligen geist; er solle regelmässig beichten und die heiligthümer ehren, bei jedem vorhaben seinen segen sprechen, kein blut vergiessen und auf die reinlichkeit seines körpers halten; über alles solle ihm die wahrheit gehen; der armen solle er sich erbarmen und sich nicht überheben, sondern die hinfälligkeit und eitelkeit alles irdischen bedenken. — Nachdem der kleine Saintré gelobt hat, diese vorschriften der dame zu befolgen, giebt sie ihm geld, damit er sich honnestement ausrüsten und kleiden kann, was unser autor mit fast peinlicher

[1] Drei christliche: glaube, liebe, hoffnung nach 1. Cor. 13, 13 und vier aristotelische: klugheit, mässigkeit, tapferkeit und gerechtigkeit nach Eth. Nicom.

sorgfalt beschreibt. Vor dem hofe giebt sich die dame nicht als die wohlthäterin des pagen zu erkennen, sondern von zeit zu zeit trifft sie mit ihm im geheimen zusammen; merkwürdig ist das signal zu solcher zusammenkunft: mit einer spindel stochert sie sich in den zähnen, was verstanden zu haben er durch das reiben des rechten auges anzeigt.[1] Ceste amour ainsi loyalle et secrette dura XVI. ans, p. 60. Durch die unterstützung der dame steigt Saintré von tage zu tage in der gunst des königs, der ihn nach drei jahren zum écuyer trenchant ernennt. Er kauft pferde und dienerschaft und nimmt an den turnieren theil. Er geht an den hof des königs von Arragon und verrichtet in Barcelona gegen den Ritter Enguerrant vorzügliche waffenthaten zu drei malen. Gott weiss die freude und ehre, die man ihm bei seiner rückkunft in Paris erwies. Er schliesst ein freundschaftsbündniss mit dem écuyer Bouciqueault[2] gleichwie David mit Jonathan; zwei brüder können sich nicht besser lieben; der eine war pour les armes, der andere pour le conseil der vorzüglichste, dass die herolde und waffenkönige zu sagen pflegten:

Quant vient à ung assault,
Mieulx vault Saintré qui Bouciqault;
Mais quant vient à un traité,
Mieulx vault Bouciqault que Saintré.

Saintré dringt rasch auf der bahn des ruhmes vor; er überwindet eben herrn von Loysselench in einem turniere zu pferde und zu fuss, gewinnt gegen englische ritter acht diamanten, besiegt zwei Lombarden und den baron von Tresto; endlich zog er nach Preussen gegen die Sarazenen, worunter alle ungläubigen gemeint sind, die den deutschen orden befehdeten — alles auf geheiss seiner dame par amours. Da heisst es: 'Helas! or s'en va celuy qui en noz adversitez nous confortoit, et qui en noz affaires nous conseilloit, et qui en noz necessités nous secouroit; et si ne sçavons se jamais le verrons.' In Preussen

---

[1] Noch ein anderes mal wird unser ästhetisches gefühl in ähnlicher weise fast verletzt: die schöne cousine gelobt bei einer unternehmung Saintrés, bis er glücklich zurückgekehrt sei, der wohlthat eines hemdes zu entsagen.

[2] Es ist dies Jean le Maingre, genannt Bouciquaut — einer der unterhändler im vertrage von Bretigny 1360.

thut er wunder in den waffen, tödtet den grosstürken und erobert sein banner. Gott weiss die freude, den triumpf, die ehre, welche er bei seiner rückkehr davonträgt. Er ist jetzt ein vielberühmter held, und lediglich durch seine dame. Da gelüstet es ihn, auf eigene faust ein unternehmen zu beginnen; gegen den willen der dame, deren ehrgeiz sich gekränkt fühlt, will er auf drei jahre in fremden landen auf waffenthaten ausziehen. Mit neun gesellen erlangt er die erlaubniss des königs und begiebt sich an den hof des kaisers — zum allgemeinen bedauern und zum unendlichen schmerze der dame. Damit endet der zweite theil des romans, der für den alterthümler unschätzbar, für den sprachforscher nicht unwichtig, aber für den ästhetiker von geringerem interesse ist. Es ist viel von hauen, stechen und zu boden werfen darin die rede, es wird jede art des turniers, der kampf mit dem schwerte, der lanze, dem dolche und der streitaxt, selbst die ernstliche und mörderische schlacht darin beschrieben, es ist ein anschauliches gemälde der alten ritterzeit. — Der dame wird das leben am hofe nach der abreise Saintrés so verleidet, dass sie sich krank stellt und, nachdem meister Hues, der hofarzt der königin, den luftwechsel als nothwendig dargestellt hat, auf ihre güter geht — auf zwei monate beurlaubt. In der nähe ihres landguts liegt eine abtei, die ihre vorfahren gegründet haben, und die gegenwärtig von einem lebenslustigen und wohlbeleibten abte verwaltet wird. Die dame besucht sie, wird aufs glänzendste bewirtet und ist so mit dem abte zufrieden, dass sie sich in ihn verliebt und die meiste zeit bei ihm verbringt. Unter jagdbelustigungen und liebesspielen gehen die zwei monde dahin, und als die königin nach dieser frist anfrägt, wie es mit der rückkehr an den hof stehe, wird der bote, der seinen augen kaum traut, als er die dame in diesen beschäftigungen antrifft, kalt zurückgeschickt, und die königin vertröstet. Mittlerweile kehrt Saintré, der am hofe des kaisers neuen ruhm erworben hat, heim, und als er zu seiner verwunderung seine dame nicht vorfindet, reist er auf ihr gut, wo er ankommt, als sie gerade auf der jagd begriffen ist. Er begegnet ihr im freien; der joviale abt und die lustigen mönche sind nebst ihren ehrendamen in ihrer umgebung; sie sitzt auf einem zelter, den falken auf der faust. Als Saintré wie in frühern

tagen ein knie senkend freudig ihre hand ergreifen will, ist die dame wie verwandelt; sie bewillkommnet ihn nicht, macht ein verdriessliches gesicht und würdigt ihn kaum eines blickes. Indess leistet er der einladung des abtes folge und geht mit dem jagdzuge ins kloster, indem er seine diener in das nächste wirtshaus sendet. Bei tafel erkühnt sich der abt im laufe des gesprächs die ritterschaft zu schmähen und herabzusetzen, worin er um so ausschweifender wird, als er die dame ganz auf seiner seite sieht. Saintré, über die frechheit des mönchs aufgebracht, bedroht ihn, worauf der unerschrockene abt sich erbietet, da er kein ritter noch krieger sei, seine behauptung in einem ringkampf zu vertheidigen. Obwohl der edle ritter einsieht, dass ringen seine sache nicht sei, muss er sich doch, um den sticheleien der dame zu entgehen, dazu herbeilassen. Mit allen geberden eines hanswurstes rüstet sich der gute abt, und kräftig wie er ist, gelingt es ihm ohne alle mühe, den ritter zu boden zu werfen und vor der dame, die als kampfrichterin dasitzt und unmässig lacht, zu beschämen. Die älteren und würdigeren mönche sind über das betragen des abtes sehr entrüstet und übergeben ihm eine beschwerde, worin sie ausführen, dass solches ringen, wie er es gethan habe, einem geistlichen nicht zukomme und sich mit der würde des klosters nicht vereinigen lasse, und worin sie dringend auffordern, dem herrn von Saintré, der mit ihrem herrn dem könige vertraut sei, vor seiner abreise genugthuung zu geben. Der abt in seiner rohen weise sucht ihn denn durch geschenke zu beschwichtigen, aber der ritter erbittet sich statt ihrer das versprechen: der abt wolle mit der dame in dem wirtshause, in dem er absteige, als entgelt sich von ihm bewirten lassen. Die dame lässt sich vom abte überreden, und erscheint mit allen zofen, und jener mit seinen mönchen zur angesetzten stunde. Nachdem die tafel aufgehoben ist, lässt Saintré den abt einen panzer anlegen und sich bewaffnen und zwingt ihn zum zweikampfe: er solle mit ihm ringen, wie er zu ringen gelernt habe, widrigenfalls er ihn zum fenster hinauswerfen werde. Der abt fleht um erbarmen, und die mitleidige dame beschimpft den ritter, der sich nur durch die erinnerung an die erwiesenen wohlthaten zurückhalten lässt, sie zu ohrfeigen; er wirft ihr indess ihre untreue und ihr unsittliches leben mit

dem wüsten mönche vor. Dieser thut im kampfe sein möglichstes, aber mit der streitaxt schmettert ihn Saintré zu boden und durchsticht, um seines lebens zu schonen, seine falsche zunge und seine wangen. Voll entsetzen fliehen die zofen und mönche in die ecken gleichwie die schafe; Saintré wendet sich nochmals an die dame: 'Wie, madame?' spricht er, 'ihr habt das herz einen blauen gürtel zu tragen; blau ist die farbe der treue, ihr aber seid die ungetreueste, die ich kenne; ihr sollt ihn hinfort nicht mehr tragen.' Mit diesen worten entreisst er ihr den gürtel, steigt zu ross und kehrt mit seinem gefolge an den hof zurück, indem er die dame und ihren geliebten abt verwundet verlässt. Die dame folgt dem ritter einige zeit nachher an den hof, wo sie den zorn der königin zu beschwichtigen hat. Von dem, was mittlerweile vorgegangen ist, weiss man hier nichts. Da erzählt nun der herr von Saintré eines tages im kreise der herren und damen des hofes (die schöne cousine war darunter) die geschichte von der untreue seiner dame par amours, ohne namen zu nennen, und frägt darnach die damen, was von der dame seiner novelle zu halten sei. Die königin sagt, sie sei falsch und schlecht; eine hofdame, man müsse sie aus guter gesellschaft verbannen; eine andere, man müsse sie zum gelächter der leute auf einem esel durch die stadt führen; noch eine andere, man müsse sie bis zum gürtel entblösst in honig stecken und von den fliegen peinigen lassen; noch andere ersinnen andere strafen. Als nun auch die dame um ihre meinung gefragt wird, entgegnet sie ausweichend, der ritter in der novelle habe sehr unschicklich gehandelt, der dame den gürtel zu rauben. Da zieht der ritter von Saintré den blauen gürtel aus seinem busen, kniet und überreicht ihn der dame, indem er sagt, dann wolle er nicht länger unschicklich sein. Wir brauchen kaum hinzuzufügen, dass alle sich entsetzen, und dass die dame, deren untreue an den tag gekommen ist, für immer und vor dem ganzen hofe entehrt ist. Es giebt ein sprichwort: oncques ne fut feu sans fumée, tant fut il en terre profond — es ist nichts so fein gesponnen, es kommt ans licht der sonnen. Und damit endet der roman. Der ritter von Saintré verrichtete später noch viele ruhmreiche waffenthaten zu wasser und zu lande; und als es Gott gefiel, seine seele zu sich zu nehmen, da war er am

tage, an welchem der tod, der keinen verschont, der klarheit seiner augen die thüre schloss, für den tapfersten ritter frankreichs gehalten; er starb in der stadt St. Esprit an der Rhone, nachdem er alle heiligen sacramente empfangen hatte. 'Aus liebe zu seiner tapferkeit,' schliesst der autor, 'begehrte ich zu sehn, wo sein leichnam liegt, und von dem grabsteine der ihn deckt, bemerkte ich mir die inschrift, die in lateinisch eingegraben ist. 'Hic iacet dominus Johannes de Saintré, miles senexalcus andegavensis et cenamensis, camerariusque domini ducis andegavensis, qui obiit anno domini 1368 die XXV. octobris, cuius anima in pace requiescat. Amen.'

Der held La Sales ist nicht jener historische Saintré, 'que l'on tenoit pour le meilleur et plus vaillant chevalier de France,' von dem Froissart berichtet; der romancier hat ihn ausgeschmückt mit der freigiebigen phantasie des dichters. Guichard hat einige züge aus den memoiren des Jean le Maingre de Boucicaut (1367—1421) in dem gemälde des La Sale gefunden, und Vallet de Vireville hat eine ähnlichkeit mit Jacquet de Lalain, mit dem zunamen le bon chevalier, (1422—1453), bemerkt, dessen andenken zur zeit des autors noch frisch und bekannt war. Die heldin des romans, la dame des belles cousines sans autre nom nommer, ist bis heute ein räthsel, da La Sale sich jeder nachricht über ihre persönlichkeit enthalten hat; es ist nicht zu sagen, wen er gemeint hat, ich vermuthe eine zeitgenossin, deren geschichte er mit den heldenthaten des um ein jahrhundert ältern Saintré zu einem künstlichen romane verwob; allem anscheine nach verboten ihm rücksichten, sie deutlicher zu bezeichnen, weshalb uns ihr name wohl für immer entgehen wird. Jedenfalls halten alle conjecturen, die man vom sechzehnten jh. an gemacht hat, nicht stand. In anderer hinsicht bewahrt La Sale historische treue, sein roman ist nicht voll jener wunderlichen abenteuer mit schrecklichen riesen oder scheusslichen zwergen, mit verzauberten schlössern oder feuerspeienden drachen, dinge welche für das mittelalter so characteristisch sind. Der Petit Jehan de Saintré behält beständig das ziel der belehrung im auge, daher die vielen lateinischen citate, die ausführlichkeit in den schilderungen des turniers, die langen listen von ritterlichen familien Frankreichs, die für den historiker eine wahre fundgrube

sind, und andere züge, die als pedantisch erscheinen könnten. Zwei gedichte sind eingeschaltet, eine ballade, welche die treue und beständige liebe preist: C'est tout que d'aymer loyaulment, p. 16 und eine nachbildung des gedichtes des Boethius, de consol. philos. 2, 1: Haec cum superba verterit vices dextra über den unbestand des glückes, p. 277.

A sa dextre plaine d'orgueil,
Voult ses sergens mectre en dueil.

Auch diesen roman hat man der neuzeit wieder zugänglich machen wollen; gegen ende des vorigen jh. veröffentlichte Tressan eine nachbildung, die dem geschmacke seiner zeit entsprechen sollte, und Mérard de Saint-Just eine poetische bearbeitung; im anfang dieses jh. hat sich selbst das vaudeville-theater des stoffes bemächtigt. Wie gewöhnlich übertrifft auch hier das original die nachbildungen um vieles. [1]

Gleichzeitig mit dem romane ist das geschichtliche werkchen: Addicion extraite des croniques de Flandres qui est tres belle chose, in dem La Sale den sieg erzählt, den der herzog von Burgund Odo 1340 über Robert von Artois davontrug, und den herausforderungsbrief Eduards III. von England an Philippe VI. von Frankreich mittheilt. Die manuscripte gewähren die schrift als anhang zum Saintré.

Im jahre 1461 beendigte unser autor das noch unedierte werk, welches seinen namen trägt: Lasale; es ist seinem gönner dem grafen Saint-Pol gewidmet und vielleicht für dessen söhne geschrieben. Das Brüsseler manuscript ist mit einer zeichnung ausgestattet, welches die überreichungsscene darstellt. Wir kennen es nur aus einem berichte von Le Grand d'Aussy, der für unsern verfasser allerdings nicht sehr wohlwollend ist. Er sagt: 'C'est un mauvais traité de morale, divisé en chapitres, sous les titres de dévotion, humilité, pitié, justice, discipline,

[1] Es ist regel, dass gute originale schlechte nachbildungen haben; warum? weil ein genie sich zur nachbildung nicht herbeilässt, da sie von der armuth des geistes zeugniss giebt und keine schöpfung ist. Es ist dies auch der grund, warum die Aeneis so weit hinter Homer zurückbleibt, oder warum alle lateinischen dichter der neuzeit der vergessenheit anheimfallen. Fälschungen und untergeschobene werke haben ausserdem noch moralische bedenken.

amour de mariage, etc. ou plutôt c'est un fatras indigeste, dans lequel l'auteur a compilé, sans goût, des traits de l'histoire et de la fable, des exemples tirés de l'antiquité, des maximes, de la morale triviale, et selon l'esprit de son siècle, beaucoup de citations latines', Notices et extraits 5, 393. Ein solches werk ist vom autor Saintrés wohl zu erwarten, indess, ehe ich dem urtheile jenes französischen kunstrichters: C'est un mauvais traité, beistimmte, müsste ich es selbst gelesen haben. Wenn jene läppische geschichte, die Le Grand d'Aussy als probe mittheilt, der glanzpunkt des werkes wäre, dann verzichte ich auch auf die lectüre des ganzen. Ich halte eine publication dieses werkes, welches der verfasser der Quinze joyes de mariage und des Pathelin geschrieben hat, für wünschenswerth.

Als Ludwig der XI. nach dem tode seines vaters 1461 Genappe verliess und den französischen thron bestieg, scheint La Sale ganz in die dienste des herzogs von burgund getreten zu sein; er trägt um diese zeit den titel eines premier maistre d'hostel de monseigneur le duc, in der überschrift der 50. novelle. Wahrscheinlich veröffentlichte er 1462 die berühmte sammlung der Cent nouvelles nouvelles in Brüssel; sie ist dem herzoge gewidmet, auf dessen geheiss sie auch geschrieben ist. Das werk diesem jahre zu überweisen, habe ich mehrere gründe. Schon aus dem datum 1, 261: 'L'an cinquante derrenier passé' darf man schliessen, dass der autor nach 1460 schrieb, denn der ausdruck besagt: in den funfziger jahren. Wenn es heisst 2, 48: A ce propos peut on dire de chiens d'oiseaux d'armes d'amours: Pour ung plaisir mille doleurs; et pour ce nul ne s'i doit bouter, s'il n'en veult à la foiz gouter — so ist das offenbar ein citat aus Villons grand testament, p. 86, ed. Jacob:

De chiens, d'oyseaulx, d'armes, d'amours
Chascun le dit à la vollée.
Pour ung plaisir mille doulours.

Villons gedicht ist aber 1461 datiert. Eben so kannte der autor der Cent nouvelles nouvelles schon die Évangiles des quenouilles, neu ediert von Jannet, Paris 1855, deren sprache der mitte des XV. jh. angehört, und welche die tradition dem Fouquart de Cambray, Antoine du Val und Jean d'Arras, genannt Caron, zuschreibt, von denen der letztere in den Cent nouvelles nou-

velles als erzähler der 22. nov. genannt ist. Die stehende phrase dieses für die geschichte des aberglaubens so merkwürdigen werkes: 'pour aussy vray que euvangile' findet sich 1, 177: si est vray comme l'euvangile; 2, 106: une assez bonne histoire qui n'est pas moins vraye que l'euvangile; auch schon in Pathelin v. 288 finde ich eine anspielung. 'He! vostre bouche ne parla Depuis, par monseigneur saint Gille, Qu'el ne disoit pas euvangile.' Auch den cynismus N 2, 89: Ma mere avoit tout le plus bel et le plus gros (cou), mais il avoit un si grand nez, findet man Ev. des quen. p. 20: Il me croist ou plus secret lieu de mon corps une chose à maniere de la cresse d'un coq, dont j'ay grand vergogne. Das einzige Manuscript der Cent nouvelles nouvelles endlich, welches heute in Glasgow aufbewahrt wird und dessen text Wright veröffentlichte, trägt das datum 1432 — ein offenbarer fehler für 1462; Génin l. l. p. 23.[1]

Das manuscript begeht eine zweite unrichtigkeit, die geeignet ist, über den ursprung der Cent nouvelles nouvelles irre zu führen, indem es die dedication aus Dijon datiert. Von Burgund spricht der autor in seinem buche nicht, als befinde er sich dort: en la duché de Bourgoigne — à Dijon ou à Beaune, 1, 16; un gentil chevalier de Bourgoigne, 1, 50; la grande et large marche de Bourgoigne, 1, 73; ung gentil chevaliers des marches de Bourgoigne, 1, 204; les aultres chevalier de Bourgoigne, 2, 128. Wer eine anecdote erzählt liebt es zu reden, als sei ihm selbst oder doch einem guten freunde passiert was er berichtet, damit er glaubwürdiger erscheine; auch verlegt er den schauplatz möglichst in seine nähe, weil die sache dadurch an interesse gewinnt, auf die gefahr hin, dass der hörende einwirft: das ist ja eine alte geschichte! So sind auch die hundert-neuen novellen meist ins herzogthum Burgund verlegt; der autor versichert, sie hätten sich ereignet 'ès parties de Franze, d'Alemaigne, d'Angleterre, de Haynau, de Brabant et aultres lieux', auch seien

---

[1] Wenn es 1, 32 heisst: pendant le temps que la mauldite et pestilencieuse guerre de France et d'Angleterre regnoit, et qui encores n'a prins fin — so ist zu beachten, dass dieser krieg, der schon in den vierziger jahren im wesentlichen aufhörte, nie formell durch einen frieden geschlossen ist. Deshalb konnte man noch 1462 sagen: der krieg ist noch nicht zu ende.

sie 'd'assez fresche memoire et de myne beaucoup nouvelle.' Der autor ist wohl bekannt in Flandern und im Hennegau, er gedenkt zum öftern seines aufenthalts in der grafschaft Artois: en la conté d'Artoys n'aguere vivoit ung gentil chevalier, 1, 84; à Libers, bonne petite ville en la conté d'Artoys, 2, 157; le conte Walerant, en son temps conte de Saint Pol, et appelé le beau conte, 1, 28; en la bonne et doulce conté de Saint Pol, n'agueres en ung gros village assez prochain de la ville de Saint Pol, 2, 114; en la ville de Saint Omer avoit nagueres ung gentil compaignon sergent de roy, 2, 41; nagueres que j'estoie à Saint Omer avec ung grand tas de gentilz compaignons, tant de ceens comme de Boulogne et d'ailleurs, 2, 87; à Saint Omer n'a pas long temps advint une assez bonne histoire, 2, 106. Aber der gesichtspunkt, aus dem unser autor schreibt, ist in der nähe von Brüssel in Brabant: au gentil pays de Brabant, 1, 81; en le duché de Brabant, n'a pas longtemps que la memoire n'en soit fresche et presente à ceste heure, 1, 137; au pais de Brabant, qui est bonne marche et plaisante, 2, 135; ou gentil pays de Brabant, qui est celuy du monde où les bonnes adventures adviennent — j'en monstreray cy une dont la venue est fresche, 2, 184; en la ville de Bruxelles, où maintes adventures sont en nostre temps advenues, 1, 46; nagueres en l'eglise de sainte Goule à Bruxelles, 2, 15; die drei und fünfzigste novelle wird von dem amant de Bruxelles erzählt, in dessen nähe also der autor sein musste. Das herzogthum Burgund gehörte im wesentlichen zu Frankreich, weshalb er häufig von dem königreiche redet: ce n'est pas chose pou accoustumée especialement en ce royaume, 1, 156; ung gentilhomme de ce royaume, 1, 173, 183; chevalier de ce royaume, 1, 223; en ung bourg de ce royaume, 2, 29. Aus einem ausdrucke wie: en une gente petite ville cy entour, 2, 177 schliesse ich, dass nicht eine grosse stadt wie Brüssel der ort des schreibens der hundert neuen nouvellen war; ich vermuthe, dass das schloss Genappe in der nähe Brüssels die scene war, auf die er die erzählung jener lustigen novellen verlegte.

Man hat über den ursprung der Cent nouvelles nouvelles eine artige geschichte ersonnen. Der dauphin von Frankreich habe solches wohlgefallen an dieser art der unterhaltung gehabt,

sagt man, dass in Genappe die erzählung von novellen der hauptsächlichste zeitvertreib gewesen sei, und wie Brantome sagt: 'celuy qui lui faisoit le plus lascif conte de filles de joye, il estoit le mieux venu et festoyé.' Später habe er zur schönen erinnerung an die in Genappe verlebten stunden die hundert neuen novellen verfasst oder verfassen lassen; die mit 'par monseigneur' überschriebenen erzählungen rühren von ihm her. Die ansicht ist um so verbreiteter als ein wohlbekannter romanschreiber sie in einen vielgelesenen roman aufgenommen hat. Sir Walter Scott sagt in seiner vorzüglichen schilderung Ludwigs XI.: 'He even mingled in the comic adventures of obscure intrigue, with a freedom little consistent with the habitual and guarded jealousy of his character; and he was fond of this species of humble gallantry, that he caused a number of its gay and licentious anecdotes to be enrolled in a collection well known to book collectors, in whose eyes (and the work is unfit for any other) the right edition is very precious.' Quentin Durward p. 39 Tauchn. Eben diese rechte ausgabe, die 1487 erschienene editio princeps von Verard hat die sage von der autorschaft Ludwigs XI. veranlasst; sie fügt am ende der dedication die worte hinzu: 'Et notez que par toutes les nouvelles où il est dit par monseigneur il est entendu par monseigneur le dauphin, lequel depuis a succédé à la couronne et est le roy Loys unsieme; car il estoit lors ès pays du duc de Bourgoigne.' Schon Wright hat erwiesen, dass von Ludwig XI. nicht ein sterbenswörtchen in den novellen steht; obwohl sie an vierzig verschiedenen personen (darunter einem, der sich als 'acteur' bezeichnet) zugeschrieben sind, so unterliegt es doch keinem zweifel, dass einer sie sämmtlich verfasst hat, indem er zugleich bemerkte, von wem er sie gehört habe, wie das bei arabischen erzählern so gewöhnlich ist. Das wird keiner verreden, der die Cent nouvelles nouvelles gelesen hat.[1] Deshalb halte man die überschriften nicht für wichtiger als sie sind; sie weichen in den verschiedenen ausgaben ab, und selbst das inhaltsverzeichniss

---

[1] Die einheitliche abfassung der hundert novellen geht aus dem stil genügend hervor. Ich habe sorge getragen, in meinem angehängten glossare die eigenthümlichsten phrasen durch das ganze werk zu verfolgen.

des vorhandenen manuscripts stimmt nicht immer mit dem texte; nov. 63 ist demselben spitzbuben beigelegt, von dem sie handelt: 'par monseigneur Montlebru,' in dem Paul Lacroix den spiessgesellen Villons vermuthet hat, jenen Blaru, dem der dichter in seinem kleinen testamente seinen diamanten und störrigen gestreiften esel vermacht hat, Vill. p. 15. Was das monseigneur betrifft, so ist es nur auf den herzog zu deuten: nov. 9 ist im text 'par monseigneur' überschrieben, in der table aber 'par monseigneur le duc,' wie ausser dieser noch nov. 1. 2. 58. 71, welche letztere in der table dem 'monseigneur' zugeschrieben wird. Monseigneur ist überschrieben nov. 4. 7. 11. 9. 16. 17. 29. 33. 69. 70 — man sieht eine unverhältnissmässig grosse anzahl. Nov. 71 ist in der table 'par monseigneur' bezeichnet, im text aber 'par monseigneur de La Barde.' Deshalb bin ich der ansicht, dass überall, wo 'par monseigneur' steht, der eigentliche name mangelt; er sollte vielleicht später hinzugefügt werden, der autor vergass es, oder die manuscripte haben die namen unterdrückt und vernachlässigt, was gar nicht unwahrscheinlich ist, wenn man bedenkt, wie leichtfertig die verschiedenen ausgaben mit jenen überschriften umspringen. In dem cataloge der bibliothek Gaignats von De Bure, 1769, wird unter nro 1261 eines manuscripts gedacht, welches zum titel bemerkt: 'tant de Monseigneur, que Dieu pardonne, que de plusieurs autres de son hostel,' woraus erhellt, dass es nach 1467, dem todesjahre Philipps des guten, geschrieben ist. In der that sind alle erzähler der Cent nouvelles nouvelles — so weit sie bekannt sind — diener des herzogs von Burgund, wie La Roche, Loan, Launoy, Castregat, Créquy, Viguier, Fiennes, Villiers, Saint Pol, u. a., wie denn der text bei einigen hinzufügt 'escuyer de monseigneur 1, 67; chevalier de l'ordre de monseigneur, nämlich de la Toison d'or, 1, 73, gentilhomme de la chambre de monseigneur heisst derselbe 2, 143 und andere 1, 137. 166. 2, 194. Darum wird man nicht mehr behaupten dürfen, der monseigneur der Cent nouvelles nouvelles sei Ludwig XI.; er hat mit dem buche nichts zu schaffen, und der vortrefflichste lexicograph des jahrhunderts — ich rede von Littré, der die hundert neuen novellen fleissig citiert — thut unrecht, wenn er das werk immer unter dem namen Louis XI. anführt. Der autor der Cent nou-

velles nouvelles wollte eine gesellschaft fingieren, in der sie vorgetragen wurden, wie der anfang mancher unter ihnen zu verstehn giebt, z. b. vous orrez, avant qu'il soit plus tard, tout à ceste heure, 2, 219; aber er vergisst sich hin und wieder und sagt: une joyeuse adventure que je mettray ycy pour accroistre mon nombre, 2, 163, oder pour accroistre et emplier mon nombre des nouvelles que j'ay promins compter et descripere, 2, 184. Von der umgebung des dauphins hat er wahrscheinlich manche seiner geschichten vernommen, aber sein buch hat er unabhängig von ihr geschrieben auf befehl Philipps von Burgund, des reichsten fürsten der zeit, der zum ernste des krieges nicht minder als zum scherz der liebe geneigt war — er hatte vierzig natürliche kinder —, und den Erasmus den helden des alterthums an die seite stellte.

Dass Antoine de La Sale der autor der hundert neuen novellen ist (was man bisher vermuthet hat), will ich mit einigen schlagenden gründen erweisen, deren erster schon genügen würde. Die manuscripte des Petit Jehan de Saintré gewähren als anhang eine erzählung von einem unglücklichen liebespaar Floridan und Elinde, [1] die der autor — er nennt sich Rasse de Brinchamel — dem Antoine de La Sale gewidmet hat. Er sagt in seiner zueignung: 'Je, Rasse de Brinchamel, après ce que vostre demande et peticion j'ay achevez tres rudement ce petit nupcial traictant des mariages, selon les decrets et les loix, [2] j'ay voulu en vostre faveur et contemplacion register et escripere par lectre et en cler françoys une chose nouvelle, n'a gueres faicte par adventure piteuse, c'est l'histoire d'une noble

---

[1] Es sollte nach der idee des autors eine novelle im geschmack des Boccaz sein; er sagt: Dictes moy, Anthoine, si celle piteuse adventure et infortune fust advenue au temps de Boccace poete Florentine, si l'eust teu et passé soubs silence, sans en faire aucune mencion en ses livres, p. 721. Aehnlich La Sale: Se au temps du très renommé et eloquent Boccace l'adventure dont je veil fournir ma nouvele fust advenue et à son audience ou cognoissance parvenue, je ne doubte point qu'il ne l'eust adjoustée et mise ou reng du compte des nobles hommes malfortunez. N. 1, 166.

[2] Ich habe die worte unterstrichen, damit nicht etwa jemand in dieser stelle den autor der Quinze joyes de mariage zu finden meint: der lobredner der keuschen Elinde war nicht fähig, ein solches meisterwerk zu schaffen.

jeune damoyselle nommée Elinde'. Saintré, Paris 1724, p. 690. Die novelle, welche von einem mädchen handelt, welches der entehrung den tod vorzieht, ist allerdings très-rudement und ohne sonderlichen geschmack erzählt. Diese selbe novelle ist nun neu und schöner bearbeitet in die Cent nouvelles nouvelles aufgenommen, es ist die 98ste, welche sich der 'acteur' selbst zuschreibt. La Sale hat die ihm gewidmete novelle zugeschnitten — indem er fast alle einzelnheiten bewahrte — und in seinen recueil zugelassen; die namen Floridans und Elindens hat er unterdrückt. Ausserdem unterstützen aber alle werke La Sales seine antwartschaft auf die Cent nouvelles nouvelles; man müsste blind sein, wollte man ihn verkennen. Die augen pflegt er die schützer des herzens zu nennen: Les yeulx, archiers de cueur, peu à peu commencerent l'ung des cueurs à l'aultre traire, S 230, und: Comme il est de coustume, les yeulx d'elle, archiers du cueur, descochèrent tant de flèches en la personne dudit bourgois, N 1, 1. Bei tafel schwelgend, unterm tische füsseln: L'autre lui marche dessus le pié, M 24. Les piés, couverts de la tres large touaille jusques à terre, commencerent de peu à peu l'ung à l'autre toucher, et puis l'ung sur l'aultre marcher, S 230. 255. und: Quand il veoit son point, il prestoit ses yeux à l'ostesse, sans espergner par dessous la table le gracieux jeu des piez, N 1, 197. Wörtlich zweimal: Je luy fendray la teste jusques aux dens, S. 268. N 1, 29. Ebenso: Quand le seigneur de Saintré se voit ainsi villainement menasser, luy dict: Or faulce et desloyalle, telle, telle et telle que vous estes, S 270, und: Et luy qui ne se peult tenir d'exécuter la conclusion prinse entre son compaignon et luy dist: Faulce et desloyalle que vous estes, N 1, 216 — schon von Génin l. l. p. 32 bemerkt. Et là furent donnez baisiers, et baisiers rendus sans compte et sans mesure, tous acompaignez de piteux souspirs, S 92, und: Baisiers donnez, baisiers rendus, tant et si longuement que chacun ne desiroit que le lit, N 1, 3. La Sales 'pour abreger' ist in den novellen häufig, wie 1, 86. Selbst in kleinen zügen, wie: la minuyt sonna, dont furent tout esbahys, S 92, und: la cloche sonna XII. heures, dont ilz se donnerent grant merveilles, N 1, 43 erkennt man denselben schreiber. Nicht nur den autor des Saintré, sondern auch den der Quinze joyes de mariages er-

kennen wir in den novellen wieder; das werk wird geradezu citiert. Es heisst von einem eifersüchtigen ehemanne: 'Ce bon jaloux dont je vous compte estoit très grand historien et avoit beaucoup veu, leu et releu de diverses histoires; mais la fin principale à quoy tendoit son exercice et tout son estude, estoit de savoir et cognoistre les façons et manières et quoy et comment femmes pevent decepvoir leurs mariz. Et car, le Dieu mercy, les histoires anciennes, comme Matheolet, Juvenal,[1] les Quinze joyes de mariage, et aultres pluseurs dont je ne sçay le compte, font mencion de diverses tromperies, couteles, abusions et deceptions en rest estat advenues.' N 1, 232. Die Cent nouvelles nouvelles, dieses martyrologium getäuschter gatten, sind gleichsam der commentar zu den Quinze Joyes. Es heisst: Ung fol nagueres s'advisa de faire le pis qu'il pourroit, c'est assavoir se marier, 1, 63; comment il estoit helas! maryé, 1, 261; Maryer! disoit il; j'aymeroye mieux me aller pendre au gibet que jamais me bouter ou dangier de trouver enfer, que j'ay, le Dieu mercy, à ceste heure passé, 2, 162; und selbst die folgende stelle ist im geiste der Quinze joyes: Beney soit ce saint mariage, par quoy la memoire et souvenance des pères est entretenne, et dont leurs possessions et heritages ont par leurs doulx enfans à éternelle permanence et durée! 2, 226. Gleich die erste novelle liest sich wie ein capitel aus den Quinze joyes de mariage; ähnlich viele andere. Selbst in kleineren zügen der novellen verräth sich der autor der ehefreuden; ich führe die schilderung der hochzeitsnacht an: Quant elle sentira faulser la piece, elle giete ung cry d'alaine souppireux, ainsi comme d'une personne qui se met à coup tout nud en l'eaue froide jusques aux mamelles, et ne la pas acoustumé, M 126 und: Creez que la pouvre gentil femme à cest coup geeta ung bien hault et dur cry, qui de pluseurs fut clerement oy et entendu, qui cuicloient à la verité qu'elle gectast ce cry à la despuceller, comme c'est la coustume en ce royaume, N 1, 174. Selbst im Pathelin[2]

---

[1] Man wird sich erinnern, dass auch der Autor der Quinze joyes den Juvenal kannte.

[2] Génin l. l. p. 21 findet in den novellen zwei directe anspielungen auf die farce. Messeigneurs, pardonnez moy que je vous ay fait paier la béc,

habe ich manchen ausdruck der Cent nouvelles nouvelles gelesen: ich erwähne das 'avaler sans mascher' — das 'taillé de' — den lebendigen dativ 'vous', der ganz im geiste La Sales ist — und anderes, welches mein glossar nachweist. Von der sprache kann ich nach diesen gewichtigen sachlichen gründen schweigen. Die anwendung der synonyme ist auf jeder seite zu beobachten: Fortune le maintint et soustint jusques en la fin de ses jours, N 1, 1. Flüche und bekräftigungen verwendet La Sale hier so häufig wie sonst, das Dieu scet ist eine hauptzierde der sprache in den novellen wie im Saintré oder den Quinze joyes. Um der lebendigkeit der rede willen pflegt er in allen werken an seine Leser zu appellieren und zugleich sie in die handlung hineinzuziehen. S'elle en fut bien joyeuse, il ne le fault jà demander, N 1, 2; S'il fut bien doulcement et autretant joyeusement receu, pensez que oy, N 1, 13; ähnlich unzählige male in den novellen wie im Saintré: Se madame estoit aise, il ne le fault pas demander, p. 83, passim, und in den ehefreuden: Ne demandes point les douloureux pensemens où le pouve homme est, p. 20; et povez penser si en tant de temps il a en assez à souffrir, p. 103. Doch ich will durch diese dunkleren argumente die helleren nicht in schatten stellen; ich halte es für erwiesen, dass Antoine de La Sale der autor der Cent nouvelles nouvelles ist.

Das werk gehört zu den beachtenswertheren in der ungeheuern literatur der novelle, die fast ausschliessliches eigenthum der Romanen ist. Die novelle ist eine erzählung, deren anlage einfach, und deren auflösung meist comisch ist; erheiternd wie sie sein soll, läuft sie oft auf vorwitze aus und bewegt sich mit vorliebe auf schlüpfrigem boden. Der decameron des Boccazz, Giraldis Hecatommiti, Sacchettis novellen, Straparoles spasshafte nächte, Malespinis Ducento novelle, die Cento novelle antiche, die Cent nouvelles nouvelles, der heptameron der königin von Navarra, Poggii Florentini facetiae und Morlini novellae — das sind (der flut der spätern, namentlich lateinischen zu geschweigen)

2, 150 ist indess keine andeutung auf das bê des schäfers Aignelet, wie 1, 146: c'est une grande bée (= rheuine) lehrt. Ebenso ist der ausdruck: les servit grandement en son patoys à ce disner, 1, 112 kaum ein beweis für diese behauptung.

die haupterzeugnisse dieser gattung. Blosse anecdotensammlungen sind die deutschen bücher 'von schimpf und ernst' sowie die Jocoseria des Melander, obwohl sie ursprünglich die romanischen novellen nachahmen mochten. Boccaz ist ihr vater; er hat das erste hundert von novellen geschrieben; einen rahmen wie er hat auch die königin von Navarra um ihre erzählungen gelegt, die ursprünglich auch auf einen decameron berechnet waren. Eine gesellschaft ist bei jenem durch die pest, bei dieser durch einen anhaltenden regen ans haus gebunden und vertreibt die zeit mit anecdoten; bei Straparole sind die erzähler eine gesellschaft auf dem lande, ähnlich jenen wallern von Canterbury bei Chaucer, der die meisten seiner tales von den Italienern hat, ähnlich auch vielen romanen des achtzehnten jh. — ich erinnere an Diderots Jacques le fataliste. Die idee zur kurzweil geschichten zu erzählen ist sehr alt und stammt aus dem Oriente; sie begegnet bekanntlich in Tausend und einer nacht bei den Arabern, bei den Indern in den unermesslichsten epen und kunstreichen romanen, z. b. dem Daca-kumâra-carita, den abenteuern der zehn prinzen. Die meisten novellensammlungen haben solche einkleidung verschmäht, die Cent nouvelles nouvelles haben einen historischen hintergrund, der für uns aber kaum erkennbar ist.

Die meisten der Cent nouvelles nouvelles hat La Sale nicht zum ersten male erzählt; viele derselben finden wir wieder in den alten fabliaux des dreizehnten und vierzehnten jh., wie nov. 1. 19. 34. 61. 64. 66. 78. 88; einige schon in Boccaz, wie nov. 9. 14. 16. 38. 78. 88; und sehr viele in Poggii facetiae, wie nov. 3. 8. 9. 11. 12. 20. 32. 50. 76. 79. 80. 88. 90. 91. 93. 95. 96. 99; auch in spätern novellenbüchern treffen wir einige an, wie nov. 9 und 16 im heptameron 1, 8 und 1, 6. . Wie viel unser autor auch entliehen haben mag, er hat nichts verdorben; man wird mit vergnügen ihn eine anecdote vortragen hören, die man schon aus Boccaz oder Pogge kennt. Mit den hundert alten novellen (die von Toasi aufs neue ediert sind, Milano 1825) hat er kaum etwas ausser dem titel gemein; ich finde sie matt und witzlos. Mir scheint, unter den bedeutenderen novellisten ist Boccaz der ehrlichste und classischste, Giraldi der moralischste und ausführlichste, Sacchetti der harmloseste und gewöhnlichste, Straparole der mannigfaltigste und geschmückteste, Pogge der

einfachste und trockenste, Morlini der sinnlichste und schamloseste, Margarete von Valois die zierlichste und gewählteste, der verfasser der hundert neuen novellen aber der naivste und witzigste.

Wir können uns allerdings nicht verhehlen, dass dies buch unter den schlüpfrigen novellenbüchern eines der schlüpfrigsten ist — est ist die ganze brutalität und der ganze egoismus des zeitalters darin abgelagert, sagt das treffliche handbuch von Herrig und Burguy darüber. Lebenslustige cavaliere und ungetreue weiber, arglose bürger und schlaue hausfrauen, eifersüchige gatten und leichtfertige gattinnen, schmucke diener und reizende zofen, betrogene alte und junge betrüger, verschmitzte mönche und wollüstige nonnen — das ist das stereotype personal der novelle. Wir werden nicht irren, wenn wir aus der novellenliteratur, die sich in zwei bis drei jahrhunderte zusammendrängt, die saloppen sitten der zeit erkennen, in der dergleichen geschrieben, gedruckt und begierig gelesen wurde. Allerdings, es war eine zeit, von der man mit Béranger sagen könnte:

Grâce aux plus drôles de corps,
La France était folle.
Tous les hommes plaisantaient
Et les femmes se prêtaient
A la gaudriole,
O gué,
A la gaudriole.

Derselbe Béranger sagt, indem er bei der besprechung seiner freieren chansons (Ma biographie p. 384 der ausg. in 32⁰) der veranlassung dieser art von literatur nachspürt: 'Il est remarquable que c'est habituellement à des époques de despotisme qu'on voit naître de pareilles productions. L'esprit a un tel besoin de liberté, que, lorsqu'il en est privé, il franchit les barrières les moins bien défendues, au risque de pousser trop loin cet élan d'indépendance.' Viele verdammen unbedenklich jede zote als unsittlich, wir wollen der frage nach ihrer würdigung hier nicht aus dem wege gehen und seinen ästhetischen auslauf machen.

Die zote ist die absichtliche negation der scham. Die scham wird mit der cultur geboren. Da das ziel des menschen auf seiner höchsten stufe die überwindung des thierischen durch das

menschliche, des körpers durch den gedanken ist, [1] so ist der menschliche geist gleichwie ein dämon in einen niedren leib gebannt; nachdem er sich seiner höhern aufgabe bewusst geworden, erschrickt und erröthet er, wo er ertappt wird — ein thier wie andere thiere. Die scham wächst mit der bildung des geistes; sie ist unwillkürlich und ein gutes vorurtheil. [2] Wo man ihr aber die absicht anmerkt, artet sie in ziererei aus und berührt unangenehm, denn sie verräth eine sinnlichkeit, die sich zu verschleiern sucht. [3] Da wir in der scham eine errungenschaft des menschlichen geistes gewahren, so kann uns niemand ihre verletzung rechtfertigen; sie absichtlich zu zerstören ist unsittlich und heisst sich gegen den zeitgeist auflehnen. Die nackte zote erträgt ein guter geschmack selbst bei einem grossen dichter nicht, wie viel weniger bei unsittlichen romanschreibern, den bordellwirthen der literatur; wer wohlgefallen daran findet gleicht jenem faunen auf dem schönen gemälde Van Dyk's, der der schlafenden nymphe die decke abzieht. Nur dem satiriker ist die zote in dieser nacktheit gestattet wie das gift dem arzte als ästhetisches heilmittel des lasters, wie Juvenal 9, 43.

Die zote 'kann nur durch die comik ästhetisch befreit werden.' Rosenkranz, ästhetik des hässlichen p. 246. Das comische ist die gleichsetzung des ähnlichen, sein zweck der triumph des verstandes, eine innere lust, die sich nach dem grade der ähn-

---

[1] Humanitas est homo ipse — die humanität, das jîn, ist der mensch; alles andere betrifft ihn nicht als den menschen, wie es Tchoûng-yoûng der Chinesen heisst. Pauthier, Dictionnaire chinois anamite latin-français. Paris 1867. col. 35.

[2] Scham ist bei denen nicht zu finden, welche keinen respect vor dem menschlichen geiste haben; der pöbel hat sie auf ein minimum beschränkt; den zigeunern mangelt sie fast. Nomadenvölker sind einer absichtlichen verletzung der scham deshalb nicht fähig. Wenn ein arabischer dichter (Amru, muallagah vs. 17) von seiner geliebten rühmt: 'Ein hintrer dem die thür zu eng, und eine hüfte, die mich rasend macht,' so ist das ebensowenig eine zote, als wenn in indischen epen den weibern epitheta ornantia wie varâvohâ (pulcris coxis) oder prithuçrînî (latis natibus) beigegeben sind. Es ist für orientalen geschrieben, die keine idee von abendländischer feiner sitte haben; sie können nicht negieren, was sie nicht gesetzt haben.

[3] Wie Molière von der spröden Arsinoe sagt: 'Elle fait des tableaux couvrir les nudités, mais elle a de l'amour pour les réalités.'

lichkeit und ungleichheit abmisst. Das comische ist beständig relativ, weil der eine besser als der andere die ähnlichkeit und ungleichheit der verglichenen objecte erkennen kann; die sphäre der Leute ist verschieden, und jeden spricht das zumeist an, was aus der seinen ist. Bezieht sich das comische auf allgemein menschliches, so wird man am ehesten allgemeine erheiterung erzielen. So hat denn von je die comik sich mit vorliebe der zote bemächtigt, die sie durch das lächerliche gleichsam entschuldigt; der conflict der menschlichen vernunft mit der thierischen sinnlichkeit gewährt immer neuen stoff zum lachen. Doch muss der witz das wesentliche sein und die zote das accidentelle, sonst lässt sich diese gattung ebensowenig rechtfertigen als die nackte zote, von der ich oben sprach. [1]

Die novellen vom decameron an bis auf den heptameron, den eine zarte und edle frau geschrieben hat, sind alle mehr oder weniger zotig; die Cent nouvelles nouvelles nehmen in dieser Beziehung eine hohe stellung ein; aber keine dieser sammlungen ist witzlos. Gross ist das genie des Boccaz. [2] Daher hat dies genre allezeit ernste vertheidiger gefunden. Pogge

---

[1] Rabelais ist ein meister der zote, er erreicht sie oft durch einen buchstaben; von einer frau sagt er (Pantagr. 2, 16), sie sei 'folle à la messe,' aber 'molle à la fesse;' aus 'à Beaumont le vicomte' macht er; à beau con le vit monte' (Pantagr. 2, 21). Eben so gewaltsam und unwiderstehlich ist der witz: 'La honteuse est celle qui cueuvre ses yeux de ses genoux,' Montaiglon, recueil 5, 119; sowie alle Tabarinischen zoten; sie sagen in zwei worten, was der meister in langer ausführung mit aristotelischer weisheit zu erweisen sich bemüht. Englische zoten pflegen sehr grob, obwohl nicht ohne witz, zu sein; man lese Shenstone's inscription, welches Schopenhauer so entzückte. Eine feine zote von idealer schönheit liegt in einem altfranzösichen Volksliede: 'au clair de la lune.' Lubin klopft beim mondenscheine bei seinem Freunde Pierrot an: 'Ma chandelle est morte, je n'ai plus de feu; Ouvre-moi ta porte, pour l'amour de Dieu.' Darnach bei der nachbarin, die antwortet: 'Qui frappe de la sorte? Il dit à son tour: Ouvrez votre porte pour le dieu d'amour.'

[2] Ich berufe mich auf Jacob Grimm, der in den Kleinern schriften 1, 76 über die heroen der italienischen literatur handelnd, sagt: 'dem unnachahmlichen erzähler Boccaz stehe ich nicht an, die erste stelle einzuräumen.' Heinse, Ardingello 2, 44 behauptet, dass er 'am mehrsten mensch und der klügste und gegen die gewöhnliche meinung am mehrsten dichter gewesen sei.'

sagt in seinem vorwort: 'Multos futuros esse arbitror, qui has nostras confabulationes tum ut res leves et viro gravi indignas reprehendant, tum in eis ornatiorem dicendi modum et maiorem eloquentiam requirant. Quibus ego si respondeam legisse me nostros maiores prudentissimos ac doctissimos viros facetiis iocis et fabulis delectatos non reprehensionem sed laudem meruisse: satis mihi factum ad illorum existimationem putavi. — Honestum est enim ac ferme necessarium, mentem nostram variis cogitationibus ac molestiis oppressam recreari quandoque a continuis curis et eam aliquo iocandi genere ad hilaritatem remissionemque converti.' Und Béranger sagt: 'Convient-il à mon siècle de se montrer sevère pour des productions dont la gaieté est l'excuse, sinon même le contrepoison, lorsque le roman et le théâtre ont poussé jusqu'à l'obscénité la peinture des passions les plus brutales?' Wer menschen kennt weiss, dass die nicht die angenehmsten sind, welchen vor jeder zote wie vor der pest graut, und von denen Catull sagt: 'nulla venustas, nulla in tam magno est corpore mica salis.' Indess muss man von der zote halten (ich rede nur von der witzigen), was Cardanus[1] von den lastern sagt, sie sei wie der pfeffer und das salz, mässig würze sie, zuviel verderbe sie, wie denn in der that im lateinischen und arabischen das salz den witz bedeutet: sal-mulh. Alle welt möchte witzig sein; wer das sal Mercurii nicht hat, begnügt sich mit dem sal Momi; jenes ist weiss, eine löbliche würze des gesprächs, schadet keinem und gereicht den menschen zum nutzen; dieses ist schwarz, vergiftet den ruf der leute und ist das hauptgewürz in der küche der bosheit, dummheit und geistigen armut — denn es ist am wohlfeilsten. Besser jenes als dieses! Sonst lässt sich die zote sittlich (wie wol ästhetisch) kaum rechtfertigen; und vorausgesetzt, dass wir nicht in die worte des parterre bei Goethe einstimmen: 'Lieber will ich schlechter werden als mich ennuyieren' — so muss uns die zote in ansehung der sittlichkeit als ein gift erscheinen, das man denen vorenthält, die sich und anderen damit schaden könnten,

[1] Vitia sunt ut sal ignis piper; modica condiunt, copiosa corrumpunt. Praecepta ad filios c. 23. Op. 1, 480. Ich habe beobachtet, dass menschen von rigoröser sittlichkeit eine besondere abneigung gegen gewürze hegten.

und mit dem man nur die ratten und mäuse des mismuths und die lästigen fliegen der sorge, die den menschen beständig umsummen, verscheucht und vertilgt.

Mieulx est de ris que de larmes escripere,
Parce que rire est le propre de l'homme —

sagt Rabelais nicht mit unrecht. Eben dies ist von den hundert neuen novellen zu sagen. Was mich mit ihrem cynischen inhalte aussöhnt, ist der witz und die anmuth der sprache. Indess sind auch manche artigen erzählungen darunter, und niemand wird das buch verdriesslich an die seite legen. La Fontaine hat einige der lustigen novellen mit grosser meisterschaft nachgebildet, über welche Vauvenargues eigener ansicht ist, er sagt: 'Le nœud et le fond de ses contes ont peu d'intérêt, et et les sujets en sont bas.'

Die Cent nouvelles nouvelles sind wahrscheinlich das letzte werk Antoines de La Sale. Er scheint bald nachher gestorben zu sein, wir erfahren nichts weiteres über ihn. Sein ganzes leben hat er dichterischer schöpfung gewidmet, und viele umstände haben sich vereinigt, sein eifriges streben zu begünstigen. Er hatte viel gereist, war sehr welterfahren und erfreute sich der gönnerschaft mächtiger fürsten. Er steht am ausgange des mittelalters und gehört ihm kaum an. Er war tief ins leben der zeit eingeweiht und hat uns ihre sitten und gebräuche mit der treue eines historikers überliefert. Mit leichter hand entwirft er uns das gemälde des ritters und des bürgers und des lebenslustigen mönches; er schildert die noth und das elend der menschen, doch liebt er es, die bitterniss des ernstes durch witz und laune zu versüssen. Es ruht auf ihm der milde geist jener philosophie, welche fröhlich die lust des augenblicks empfindet und männlich den schmerz des lebens erträgt.

Die werke La Sales gewähren ein ziemlich vollständiges bild der altfranzösischen sprache des XV. jh. Sein stil — von dem meine untersuchung ausgegangen ist — ist einfach und rein, obwohl nicht ohne schmuck, nicht gesucht und fast aller dialectischen eigenheiten bar, weshalb er sich leichter liest als der des viel spätern Rabelais. Bemerkenswerth ist La Sales vorliebe für sprichwörter; ich stelle die bedeutendsten hier zusammen.

Qui est fait à la bonne foy et du bon cresme, M 50. qui scet bien où il met le sien, 57. jusques à l'autre assise (vorläufig), 61. il a les fievres blanches (die liebeskrankheit), 61. ne porroit l'en pas bien courre et corner ensemble, 95. on s'approuche Quasimodo, 98. pechié lui nuist, 106. qui mieulx vous fait et pis vous a, 107. qui sçait tout le vieil testament et le nouvel, 118 = qui sceit asses de la veille dance, 140. saint sur le baudroy, 120 = ceint sur le cul, P 369. eine hochzeit sans bans et sans selles (geräuschlos), M 126. il n'est jeu qu'à joueurs, 29.

A trois leçons et trois pseaumes, P 771, um ein minimum zu bezeichnen. compter sans rabattre, 82. avaler sans mascher, 1319, N 1, 182. autant que Charles en Espaigne, P 27 (lange). me voulez vous faire entendant de vessies que sont lanternes? 800. que vous vault cecy? pas un peigne! 28. cf. Villon: et ne deust-il avoir vaillant ung pigne, p. 135. Geflügelte worte sind geworden: Qui me payast, je m'en allasse, P 603, und: Suz, revenons à ces moutons, 1291, — um wieder auf den hund zu kommen.

Celuy qui sert et ne persert, son loyer pert, S 236, wo Gueulette persert für persevere und Guichard für perçoit nimmt — beides falsch; es soll heissen: wer dient und nicht durch- oder abdient; quant au cueur de la royne, elle a bien pyssé en son jacques de soye, 249. ne luy dechirez mye sa robe de trop prier, 253. qui parle du loup, il en voit la queue, 267. oncques ne fut feu sans fumée, tant fut il en terre profond, 280.

Elle ne tenoit serre, neant plus que une vieille arbaleste, N 1, 296. et pour assiette en lieu de cresson, elle lui dist, 1, 212. ravoir beurre pour oeufs, 1, 21. allumer sa chandelle (ein vorwand zu kommen), 2, 117. chaufer la cire (warten), 2, 190, die variante eschauffer hat Littré dict. 1, 628 aufgenommen. je n'en fineroye plus que de la vraye croix, 1, 294. n'avoit pas son cueur en sa chausse, 2, 168. plus fine que moustarde, 2, 128. plus gay que une mitaine, 1, 265. sans tenir cy halle de neant (um nichts feilschen), 2, 192. tenant le hoc en l'eaue pour deviser, 1,6, wo das *ἅπαξ λεγόμενον* hoc wahrscheinlich den haken, engl. hook, die angel bezeichnet. à la tierce foiz va la luyete, 1, 78. luy qui cognoissoit mousche en laict, 1, 95. cf.

Villon: Je cognois bien mouches en laict, p. 222. 194. porter la paste au four, 1, 288. il sembloit qu'ils vouloissent tuer quaresme (alles ohne unterschied), 2, 178. se trouver en place ramonnée, 1, 67. qui à ceste heure l'eust veu rire, jamais n'eust eu les fievres, 1, 133. Saint Anthoine arde la louve, 1, 231. pour qui elle ne feroit neant plus que le singe pour les mauvais, 1, 130. doubtant qu'il ne soit pas bien solier à son pié, 1, 83. il n'est pas damné qui ne le croit, 1, 208, ist sehr tröstlich.

Obwohl La Sales sprache fast auf der grenze des alt und neufranzösischen steht, hat er doch noch viele alterthümliche züge beibehalten. Ich rechne dahin folgende eigenthümlichkeiten. Amour ist ihm noch weiblich: ceste loyalle et bonne amour, S 60. la grant amour, 145. celle amour, 246. les nouvelles amours, N 1, 51. vos dictes amours, 1, 139. ces amours si avant conduictes, 1, 167. Den genitiv drückt er bisweilen durch à aus: le sur plus de la vie au jaloux, N 1, 63. (la chambre de l'hôte) celle à l'oste, 1, 97. la fille à une simple femme vefve, 1, 74. le cueur au dit marchant, 1, 101. le douleur à Jacob, M 138. le denier à Dieu, P 394. De wird mitunter unterdrückt, wo wir es erwarteten: de part ung noble et renommé escuyer, S 47 — für das gewöhnliche de par —, besonders in flüchen: par le sacrement Dieu, M 156. le mal saint Mathelin, P 546. le mau saint Garbot, 894. feu sainct Antoine, Villon p. 84. Den plural bildet er unterschiedslos durch s, nach t dafür z, nach vocalen oder l: x — doch giebt er bisweilen den fimininen der ersten declination ein einfaches e (lat. æ): les convensions et assemblée, N 2, 60. sans espergnier bourdes ne promesse, 1, 96 — wie auch Villon noch: les planete hat, in Bartsch chrest. col. 439, wo die ausgabe von Jacob le bibliophile p. 195 indessen les planetes gewährt; wenn aber les erreur, S 32, oder les plus grans bien, N 1, 262, zu lesen steht, so kann das keine grammatische kunst rechtfertigen. Neben dem alten les lectres hat er schon la lectre, S 240. La Sale verbindet gern zwei adjective, eins dem substantive voran stellend und eins nach: une belle fille et bonne, N 1, 107. bon homme et doulx, 1, 109. de bon vouloir et entier, 1, 234. ung bon marchant et sage, P 123. Die strenge satzordnung des neufranzösischen, welche das regierende voran, das regierte nach stellt, ist unserm

autor noch fremd, und nichts ist gewöhnlicher bei ihm als: à la verité dire (um die wahrheit zu sagen), N 2, 39. qui tres belle femme et gente avoit, 1, 1. belle, gente et bonne estoit, 1, 81. Einer der bemerkenswerthesten gebräuche La Sales ist der infinitivus historicus — wenn ich so jenen kurzen ausdruck bezeichnen darf, mit dem er meist eine comische wirkung erzielt: et bon homme de se sauver, N 1, 30. et monseigneur Talebot de son poing; qui estoit gros et lourd, de charger sur la teste de ce bon pelerin et luy disoit, 1, 37. et l'autre de crier, ib. et bon mary de rehucher, 1, 228. et bon mary de soy courroucer et dit, 1, 240. et bon curé de crier, 2, 81. et bon hoste de saillir avant, 2, 85. et bon prestre de soy retirer, 2, 131, et bon evesque d'assaillir ces perdrix, 2, 222. alors trompettes de sonner et voix du peuple de crier, S 113. lors de baisier et de rebaisier, 216. Den nachsatz führt er fast auf jeder seite durch si (so) ein: s'il le sçavoit bien davant qu'il fust marié, si l'a il oublié, M 53. si je n'ay esté à la grande feste, si fault-il bien qu'on me monstre l'espousée, N 1, 4. qui vous auroit crachié, si seriez vous sans difference, P 157. quant ma dame veit, si lui dist, S 9. Fast ebenso häufig verstärkt si den einfachen satz: La premiere joye de mariage si est quand etc. M 9. si devez savoir, N 1, 34. si advint ainsi, S 8. si sont elles cy (les aulnes) sans rabatre, P 269. maistre renart le vous serre à bonnes dens et si l'emporte, 452. In vielen dingen schwankt La Sale zwischen der alten und neuen sprache; so zumal beim pronomen. Der unterschied der absoluten und conjuncten formen wird kaum beobachtet; man liest: il à qui, N 1, 86. il qui, 2, 168. neben luy qui, 1, 95. Soy findet sich häufig, bei infinitiven und participien namentlich, wo man se erwartete: de soy marier, N 2, 161. soy asservir, M 1. soy repentant et en soy reconfortant, 5. Die kürze des ausdrucks in: un sien voisin, N 2, 34, verbleibt unserm autor. Neben cest, ceste, ces — schwindet cel, celle mehr und mehr: cel jeune, N 2, 248. à celle fin, S 270. icelles fosses, M 4. Das relative quoy wird noch auf ein substantiv bezogen: son cutel de quoy il trenche, M 153. Nichil ist mit haut und haaren aus dem lateinischen genommen, N 1, 107. 170. Am meisten gewahrt man das schwanken La Sales bei den verben; er gebraucht querre neben querir, er giebt der

1 pers. sg. im praesens der starken conj. bald ein s, bald entzieht er es ihr: je tien und je tiens, je requier und je requiers, und dergl. Vieles wird allerdings auf rechnung der copisten zu setzen sein.

Der begriff des altfranzösischen ist ein sehr unbestimmter; für laut- und formenlehre sollten die grammatiken und wörterbücher wenigstens die jhh. aus einander halten — wie es Littré mit so grosser consequenz gethan hat. Die orthographie des französischen war im XV. jh. kaum fixiert, häufig auch die aussprache nicht. Ein wort wird verschieden geschrieben nicht nur in verschiedenen büchern desselben autors, sondern auch auf verschiedenen seiten desselben buches und selbst in verschiedenen linien derselben seite. Um der wichtigkeit der sache willen — denn die lautlehre ist das fundament der grammatik [1] — habe ich einige beobachtungen über das verhältniss der laute bei La Sale gesammelt. Wenn er hier und dort in den einzelnen schriften abweicht, so wird vieles der incorrectheit der texte zuzuschreiben sein, das meiste aber wenig verschlagen.

Die vocale. (*a*) behauptet sich häufig, wo später ai eintritt: agu (N 1, 7) amer, oder au: ara, sara (N 2, 244); als phonetischer ersatz steht es für oi: radde (N 1, 302) und für e vor nasalen: prandre (N 1, 68) prant (M 53) anuyt, femme (N 1, 262) amanché (emmenche S), und ist noch erhalten in cordoannier (cordonnier, N 2, 90), wofür Villon p. 23 cordouennier schreibt, von Cordua.

(*e*) sollte man mit dem gravis in den texten des XV. jh. gar nicht, mit dem acut nur im auslaut bezeichnen. Es behauptet sich für späteres oy: veoit, veez, creez, leal, desplee (M 147) piteable: es steht für a: gref (grave N 1, 18) ennel (M 24.

[1] Keine grammatik kann ansprüche auf wissenschaftlichkeit erheben, die nicht laut-, formen- und satzlehre gleich vollständig behandelt, während bei weitem die meisten nur formenlehre gewähren, selbst für sprachen, welche durchaus wissenschaftlich behandelt sein wollen — z. B. das sanskrit. An die behandlung der grammatik wage sich nur der fleiss; es scheint, nur Deutsche können gute grammatiken schreiben, das gelehrteste volk der erde; die Franzosen sind zu elegant, die Engländer zu practisch. Muster sind Zeusz, Diez, Jacob Grimm, der fürst aller grammatiker — non horum modo, sed quot aut fuerunt, aut posthac aliis erunt in annis.

120.) Envers (N 1, 43), besonders vor r: aver (S 22) espergné N 2, 137), bei Villon selbst cherme p. 110 à la parisienne; für i: deable, dea neben dya, geron (N 1, 40) esperit (S 28, N 2, 42), entencion (M 7. 54. 114), für o vor nasalen: voulenté, l'en; aus dem diphthong geschwächt: vefve, seera (N 1, 60), euer (M 11) mielx (M 13); — phonetisch ersetzt es ai, ei: fere (M 146), lesser, abesser (M 49) plesir, plest, meson, feble (sogar faebleté N 2, 105), seet, mauves, und selbst in der verbalendung für oi: (sçavet (M 153). Einem anlautenden s mit folgendem consonanten wird e vorgeschlagen, wo solches im nf. nicht üblich: espirituel (N 1, 117. 193), especial. Elidiert wird es in den futuren der stämme auf r: demourra.

(*i*) vollständig identisch mit y, welches der anlaut vorzieht: yre, yssir, ydoine (N 2, 211), buchstäblich so auch an der entsprechenden stelle in der geschichte von Floridan und Elinde geschrieben, noch nicht regelmässig, denn man findet ire, i (für y); in tonlosen silben steht i für e: ciens, liens, dispot (despote S), sogar für a: grimaire, P 18; so muss es auch gesprochen werden im verse: à trois leçons et trois pseaumes (P 771 wie siaumes, Génin p. 339). Vor einem betonten vocale steht es gern nach t: tieulx (M 10. 136. S. Villon p. 30), traictié (M 6. N 2, 60), affaictié (N); nach s: baisier, laissier (M 5. S 245); nach ch: chier, chiere, chief, chies, couchier; nach g: congié, abregier; selbst nach gu: guieres (S 242) — daneben fast sämmtliche formen ohne dieses i, das gewiss nur sehr schwach gehört wurde. Es unterbleibt bisweilen, wo wirs erwartet hätten: plusenrs, matere (N 1, 69) beneuré (M 136) — wo es wahrscheinlich schon gesprochen wurde. Dies vorgeschlagene i greift in der volkssprache schon der mägde bei Molière weit um sich; es findet sich ähnlich in den slavischen sprachen, im coptischen (verglichen mit dem hieroglyphischen), im armenischen; im englischen ist es vor gedehntem u in der aussprache durchgedrungen.

(*o*) behauptet sich gern für späteres ou: (loer, plorer, hoveray (N 2, 204), povoir, porray, despoilli (N 1, 220), roe (N 1, 134. 2, 40), moe, solier (1, 83), courrocer; scheint aber schon mit ou eine aussprache gehabt zu haben (es wechselt dieses auch beständig mit ihm ab), denn P 1192 reimt moe: loue. Unter-

drückt ist es in courcé (S 262); more (N 2, 155) steht für mûre.

(*u*) hat sich hier und dort aus dem lateinischen erhalten, wie suppirant, umbre, u. dergl.

(*ai*) steht regelmässig vor ch, g, gn — ohne wie es scheint in der aussprache von dem daneben bestehenden a abzuweichen: haiche, caicher (N 1, 4), saige, paige (S 84) compaignon; phonetisch steht es für ei, e: frain (N 1, 156), maine (mène), gaitte (guet N 2, 146); auch für nf. oi: mains, abaiz; ay ist die variante des auslauts.

(*ei*) bisweilen abnorm für e oder ai: eiglise (M 17), reigle (S 262), preigne, scey, sceit (M 118), einfluence (M 97), meins (Villon p. 32); ey im auslaut.

(*oi*) für ai: inventoire (N 1, 66), poine (M 130. 160); für ou: poy (M 93); sonst gern vor den nasalen besonders gn für o: soigner oder soinger, besoigne, und dergl., wo es mit o wechselt und daher wohl dieselbe aussprache hatte; doint (donet) wird in flüchen besonders verwandt; der auslaut erheischt oy.

(*au*) einige male für a: tauxé (N 1, 269), paulx (pali-pieux, S), nach welcher analogie ganz abnorm vault (veut): le vault faire chief de cinq cens lances (S 175), ebenso vaulsist für das gewöhnliche voulsist.

(*eu*) als umlaut der verba, deren stamm o hat: deult, treuve (noch bei Molière, Mis. 1, 1) wie peult, veult; doch auch in seuffrir (N 1, 226. 2, 204); für nf. oeu: seur, euvre (N 2, 144), cueur (N. S. P). Beständig kehrt eu wieder in der flexion der verba auf voir: veu, beu, sceu, etc.

(*ou*) ist in diesem jh. sehr häufig; es steht für nf. o besonders vor s: chouse, grousse, endoussé, toust, cousté, oustel, fourme (M 111); für eu, mit dem es abwechselt: pou, goulle, voullette, demourer, paour wie amour und doulour (Villon p. 86); selbst für au ist es gewöhnlich in pouvre; überall findet sich die nebenform mit o: chose, forme, povre.

Die consonanten. (*l*) wird noch überall geschrieben, wo man es heute unterdrückt: heaulme, herault, aultier (N 2, 16. 122), eulx, balme, chevaulcher, leaulté (N 2, 233), faulseté (1, 153), chevaulx, cheveulx; der quetschlaut bleibt unbezeichnet in melleu, deul, aber genoil (M 42), genouil (S 118), absoille

(N 2, 97); es ist aufgelöst in appeau (appel, N 1, 179), aber bleibt in scelle (sceau, S 91), absolu (absous, N 2, 95); nach der analogie, aber unorganisch steht es nach u: peult, deulx (N 1, 231), amoulreux (S 48), fraulde (N 2, 246). (*r*) wechselt mitunter mit l: merencolie (M 53. 150), cristere (P 639, im volksmunde, die novellen haben immer clistère), und behauptet sich in varlet (wie im engl.). Ein endunganlautendes r kann ein stammauslautendes n sich assimilieren: merrons (mènerons, S.), donrroy (wahrscheinlich dorray gesprochen, S 7), wie es z. B. auch im arabischen ist: min rabbika wird gesprochen mir rabbika, etc.

(*n*) besteht in prins (pris, prehensus); für m: ronteure (N, 1, 181) = rompture (1, 77 für rupture); für l: orphenin (N 1, 106). Auslautendes n nach i und u wird ng: ung, tesmoing; der gequetschte inlaut (ñ) wird auf dreifache weise ausgedrückt, durch gn, ign, ngn: soigner und songner, viengne, gangner, besoigne und besongne, ligne, etc. und häufiger verwandt als heute: preignez, beignir, pugnir (S 217. 280). (*m*) entsteht durch assimilation aus n, d: empiece, gramment, meschamment (N 1, 228. S 17) ammiracion (N 2, 51).

(*pb*) werden nach der etymologie geschrieben in: achapter, sepmaine; doubter soubz. (*f*) hingegen ist abgefallen in fié (M 135). (*v*) ausgefallen in suyr (suivre, N 2, 106).

(*t*) im auslaut der 3 pers. sg. des verbs wird nicht mehr geschrieben, aber vor vocalen nach Beza noch gesprochen: que me grevera il? (P 305, a-t-il); es fehlt noch im anlaute von ante (amita, P 159). (*d*) wird willkürlich vor v geschrieben oder ausgestossen: advis, adventure neben avis, aventure; ähnlich vor j: adjouster; es behauptet sich beständig vor ce in der präposition: ad ce, und fällt aus zwischen vocalen in beneisson (benedictio, S 40, N 2, 184) congyer (congédier, S). (*s*) hat sich in verbalformen häufig aus dem lateinischen erhalten: voulsist, vaulsist, risit (N 2, 22), risirent (1, 95), lysit (lut. 1. 34), dist (dixit), etc. immer noch vor e nach e und vor consonanten: despartir, desduit (selten deduit); unorganisch in este (aile); es vertritt c: ses (ces, aber selten), soussi (souci), und z im auslaut nach e: asses, demendes.

(*c*) behauptet sich in der schrift vor t: barecte (S 250),

delict, droicturier; steht analog in: lectre, mectre, actendre (M 150), und alterthümlich in: Bouloigne la crasse (N 2, 239). Es steht für qu: carcoys (S), fabrice (N 2, 199); für ch: acevé (N 2, 146), calenger (2, 129), cicaneur (2, 206); umgekehrt croquer (für accrocher N 1, 23); zur bezeichnung des zischlautes wird mitunter z hinzugefügt: pièсza (M); die alte schrift kennt die nützliche cedille noch nicht. Phonetisch vertritt c das s sehr häufig: Cecile (S), adrecié (N 1, 204), bource, dance, pencer, jaçoit, etc. (*ch*) für s, c, x: crochette (crosse, N 1, 77), percha (perça, 2, 217), rouchyner (N 1, 113 neben rouciner, 1, 111. 279), fiché (fixé, 2, 246). (*g*) ist beachtenswerth in segond (N 1, 274), für j in ge (M 58. 76. 78. 80. 118. 125), im auslaut nach n: ung, seing; zur bezeichnung des nasenlautes; im inlaut vor n, zur bezeichnung des quetschlautes, ugne (für une, M 4). (*h*) hat sich wie im italienischen und spanischen erhalten in ha (N 2, 20), oft im anlaut incorrect, wie jener bei Catull, 84, hinsidias sagt: habondance (S 18), Hermenie (S), aber noch eur, eureux; während es sonst im anlaut schwindet: onneur, omme (M 124. N 1, 127. S 142) oder ome (M 113), uis (M 81. 153) — neben den correcten formen. Im inlaut scheint es zur vermeidung des hiatus eingeschaltet in: bihes (N), geheyne (N 1, 132 für gêne), gehenné (S 15. 57). Willkürlich wird die consonanz im inlaut häufig verdoppelt: souffretté, loppin, affin; und ebenso willkürlich unterbleibt die gemination: aler, metre, afaire.

Diese bemerkungen über die sprache La Sales gewähren ein ziemlich vollständiges bild des altfranzösischen im XV. jh. Von den hauptwerken La Sales citiert Littré (den ich loben würde, wenn er des lobes bedürfte) die novellen am häufigsten (wir müssen es ihm schon nachsehen, dass er dies immer unter dem namen Louis XI. thut), den roman und die farce seltener, die satyre fast gar nicht (einmal I. p. 1608), — überhaupt alles nur, wo das neufranzösische das entsprechende wort bewahrt hat. Ich habe dieserhalb ein g l o s s a r zu den büchern gesammelt — als ergänzung zu dieser meiner abhandlung und als beitrag zum wörterbuche der französischen sprache, zu einem ocean der sprache, wie ihn die araber haben, und wie ihn dereinst auch die europäischen völker haben werden. Ich habe darin alle lieblingswörter und wendungen La Sales sowie die

archaismen, die er hier und dort einstreut, und die den sinn oft verdunkeln, aufgenommen, aller weitschweifigen erklärungen mich aber enthalten — um so mehr, als die ausgaben sämmtlich einen erklärenden index liefern. Lexicalische arbeiten schienen mir auf dem gebiete der linguistik immer die nützlichsten, denn die sprache ist interessanter als das tiefsinnigste compendium der metaphysik und enthält mehr gesunde philosophie, als unsere schulweisheit sich träumen lässt.

Der autor der fünfzehn ehefreuden und des Pathelin verdient bis auf den heutigen tag mit bewunderung genannt zu werden. Wenn es mir gelungen ist, die ansprüche Antoines de La Sale auf diesen ruhm zu rechtfertigen und den fast vergessenen unsern freunden altfranzösischer literatur näher zu bringen — gewiss, dann werde ich nicht umsonst geschrieben haben, 'en perdant ma peine, mon encre et mon pappier,' wie er sagen würde.

Glossar zu den werken La Sales.

Aage, eage. elle n'est pas d'icelles belles jeunes, mais est entre deux aages, M 141. desja ancien et sur eage, N 1, 70. assez sur eage, 1, 90. il fut en l'aage de vingt à vingt et ung ans, S 74.

abateur. ces abateurs de femmes, N 1, 122. quelque part qu'il encontrast sa femme, il l'abattoit, 1, 63.

abayz. (abois) ung sanglier mis aux abayz de tous coustez, N 1, 176. le menerent terriblement aux abayz, 2, 47. le chien le sent et abaye, M 131. je te pry, sans plus m'abaier, que tu penses de moy paier, P 1560. ce n'a pas esté sans passer l'abbayt au pourchaz des rapporteur, N 1, 140.

abestir. se lesser abestir, M 160. il est si abesté pour le droit du jeu, 20. en devient tout abesté, 25. 93.

abregement. le plus abregement que faire se peut, N 2, 126. pour abreger ist bei La Sale 'kurz.'

abusion. abusions et deceptions, N 1, 233. — par Dieu, il se abuseroit, N 1, 209. passim.

abustiné. (getheilt) en la façon que avez oy fut ceste femme abustinée, N 1, 295.

accorder. (stimmen) ils accordent leurs chalumaulx, et entreprennent de soy donner bon temps, M 69. ilz estoient si bien d'accord, qu'oncques musicque ne fut pour eulx plus doulce, instrumens ne pourroient mieulx estre accordez que eulx deux, la mercy Dieu, estoient, N 2, 107. et bonnes gens de raccorder leurs musettes, et de parfaire la note encommencée, 2, 108. Alles bildlich. chacun s'employa à l'accordement d'icelle, pour trouver maniere de les appaiser, N 2, 69.

accoustumer. elle a acoustumée ainsi dire, M 21. il l'a acoustumé, 44. 126. c'est le mal que j'ay accoustumé à avoir, 54. qui n'a pas accoustumé à avoir bonne chiere, 57. comme il avoit accoustumé, S 12. à heure non accoustumée, M 16. les allegations, qui non accoustumées mais plaisantes estoient, N 1, 15. telz usages accoustumez, 1, 211. sans monstrer aultre semblant que tel qu'il avoit accoustumé, 2, 116. le curé avoit prins accoustumance d'aller estaindre le feu en son hostel, ib.

acertené. il n'est pas acertené qu' ils aient rien fait de mal, M 147. de ce bien acertenée, S 131.

acertes. par expres et acertes, N 1, 219. cf. *certes.*

achapter. S 64. M 10. 13. 63. achepter, S 67. achatta, N 1, 238. achater, N 2, 231.

achoison. (ad + casio) jamais trouver nulle achoison, P 291. on en voit tous les jours morir de maindre cas et à mains d'achoison, N 1, 183. accoison. Ev. desquen.

achopé. (ertappt) qui se treuve surprins et en meffait present achopé, N 1, 268.

acointer. (acquaint) le plus desloyal qui jamais femme accointast, N 1, 183. le plus suspessonneux hoignard que jamais femme accointast, 1, 62. mon pere les accoincta, 1, 199. s'en acointa, S 135. auquel gracieusement s'acoincta, 260. il s'accointera de sa dame, 1, 205. de tel ne devez vous accointer, 2, 233. se vindrent accointer de Katherine, 1, 144. si peu accoinct de moy, 1, 211. nostre curé se fist accoincte de celuy, 2, 114. s'il n'eust grant accointance à toy, M 148. maudisant l'eure qu'oncques elle eut son accointance, N 1, 8. l'accointance et l'alliance que le clerc eust à sa maistresse, 1, 63. grand accointance et amytié, 1, 224. apres pleuseurs parolles d'accointances, 1, 129. durant que ces accointances se faisoient, 1, 148. accoinctances furent faites, 2, 152. il fera mes accointances devers vous, 2, 114.

acoucher. se acoucha malade, N 1, 114. au lit de la mort acouchée, 2, 5.

acquerre. pense à acquerre chevance ou terre, M 51. acquerre la grace de celui qui l'aime bien, 74. acquerre chevance, 104. qui fort tiroit d'acquerre et gaigner, N 1, 267. honneur acquerre et embrasser, 1, 224. acquerir la grace de celuy qui ne tient conte d'elle. M 74.

acroire. car l'on lui fait acroire, M 10. 70. 105. par faire acroire à sa femme, 1, 280. il fait mal d'acroire à l'estraine, P 297.

actaindre. Saintré l'actaint de l'estoc de sa hache, S 121. tout ainsi que Saintré l'avait actaint, il actaint Saintré, 147. — desja aussi attaincte comme dessus est dit, N 1, 67. attainct et languissant, 2, 184. — lui bailleront des actainctes et d'unes et d'autres, M 37. les actaintes que sa femme lui a dites, 37.

aculler. à peine s'en relievra james, puis qu'il est ainsi acullé, M 20. acullé de toutz coustés, 47.

ad. jusques ad ce que, M 10. N 1, 3. quant ad ce, M 53. 84. voit ad ce que, N 1, 138. elle fut ad ce menée, N 1, 47. 67. 144. 271. 2, 98. ad ce tenez la main, 1, 72. disposa ses besoignes ad ce, 2, 22.

adolescence. en la jeunesse de l'adolescence, M 140.

adoncques. (lors) et adoncques quant ilz sont cheus en icelles fosses, ilz sont fort esbahis, M 4. adonc commence la noise, 80. adonc il se nomma, N 1, 3. et adonc fist-elle aucunement semblant de le cognoistre, 1, 6. adonc fut la compaignie bien simple, 1, 23. adonc Saintré mect la main à la bource, S 49.

adouber. (zum ritter schlagen. to dub, bewaffnen) Dieu qui ses chevaliers de belles armes scet adouber, N 2, 105. c'est la maniere des chevalier d'en ce point faire adouber leurs dames (d'un jaserant), 1, 258. s'adouba de virile vertu, 1, 154. (ausrüsten, in stand setzen) comme le chariot estoit devant son hostel, et le charreton dedans, qui estoit ung tres beau compaignon, fort et viste, qui l'adouboit, 2, 22. man sagt noch: adouber un navire, radouber un navire, — ausbessern, daher bildlich: qui veult entendre à adouber la faulte, M 76.

advenir. pour le temps advenir, N 1, 80. par temps advenir, S 33.

adventure. aulcuns à l'aventure s'en pourront repentir, M 8. à l'aventure il a encore pere et mere, 9. tieulx abillement que à l'aventure son mary n'a pas paiez, 10. à l'aventure il aura le cuer bon et gay, 11. à l'aventure, M passim. par aventure, M 55. S 256. P 980. d'adventure, S 12. N 2, 72. 99. si d'aventure mon maistre ou ma maistresse venoient icy, 1, 98. je ne scey par quelle malle aventure, M 50. l'aventure du jeu, M 163. il estoit en trop grand aventure de cheoir, N 1, 20. qui queroit adventure et demandoit à veoir païs, 1, 147. — vous y vueil adventurer, S 174. pourquoy ne vous adventurez vous?

S 34. s'adventura tres fort d'une tres belle gente et jeune dame, N 2, 146.

advis. à mon advis, M 6. ne leur est point avis, 87. lui est avis, 112. combien qu'il ne leur ait pas avis, 133. il est advis à bailler par similitude, 142. — aussi fault adviser quand vous relieverez, 33. a avisé à meetre le moins mal qu'il a peu, 112. or avise bien, quar il viendra demain, 119. elle considere et avise ses conditions sagement, 141. en vous advisant et priant, N 1, 117. pour adviser et elire lieu et place convenables ad ce faire, 1, 167. il l'advisa trois choses, 2, 8. or advise doncques de cestuy Seneeque, S 42. si s'advisa de prendre ung beau brochet, 1, 22. elle s'advisa d'ung tour, 1, 51. il s'advisa qu'il en feroit une aultre (offrande), 1, 62. s'advisa de faire, 1, 63. — il luy souvint du second advisement que son pere luy bailla, 2, 10.

affaictié. le mary se fist mander querir par ung messagier affaictié, N 2, 30. certaines matrones affaictiées, 2, 50. une bourde toute affaictée, 2, 83.

affaire. nous avons assez affaire, M 13. qui a à faire moult de choses, 17. la dame voit qu'il a affere d'elle, 57. a affaire à ung si mal home, 64. il a affere d'eux, 74. aucune grant chose qu'il a affaire, 84. celuy auroit bien pou afaire, 89. avoit-il affere aveeques toy? 148. qu'en ay je afaire, P 640. j'ay afaire à un entendeur, 1083.

afferré. la pouvre chambriere, qui à pou trembloit, tant estoit afferrée, N 1, 93. *affret* (schreck) qui bien leur dist que jour de sa vie n'eut si belles affres qu'il avoit à ceste heure eu, 2, 128.

affiert. assorit de dire ce qui affiert, N 2, 138. tout le demourant qu'il affiert au mesnage, 2, 229. je vous donnay tel loyer, non mye tel qu'il y affiiert à l'exemple des aultres desloyalles femmes, S 270.

affoller. elle se pourroit affoller ou bleccr, M 26. gasté et affolé en ce monde, M 114. frappa sus et le navra et affola, N 2, 159. la pouvre fille, de ce grand mal toute affolée, 1, 10. — vous m'affolez bien de ceste bigoterie, 1, 249. Comment peult il porter les fés de tant parler? ha! il s'affolle! P 901. s'il n'est fin fol ou il affolle, 1428. vous me paraffolez à me faire parler, N 1, 110.

affulé. sa teste affulé de simplesse si parfecte, N 2, 181. — je vous fervie affuler le prison de ceans, 2, 199.

aguet. (vorsicht) il se plaint et mignote tout à escient et d'aguet, M 54. se met en aguet, 70. ils mettent leur aguet, 144. il s'est mis en aguet, 146. tout d'aguet et à propos, N 1, 163. — aux pietons qui vont d'aguet, Villon p. 24.

aguillette, *esguillette.* (nestel, welche die hose an das wamms knüpfte)

les aguillettes pendans du pourpoint du François, N 1, 33. Damp abbez se mist en pourpoint, et tost le seigneur de Saintré print ung poinçon, et mist les esguilletes, et arma de corps et de jambes entierement damp abbez, S 268. d'achapter esguilletes, M 10. le chevalier estrange demanda à monseigneur si en son village avoit rien de beau pour aler courre l'aguillette, N 1, 52. il est frais, net et plaisant, et ne s'esmoye fors de tirer esguillettes, M 9. In den beiden letzten wendungen ist nicht der sinn, sondern die erklärung schwierig.

aguillon. en les poignant de l'esguillon, M 136. aguilloné de honte et de desir, N 1, 171. poinct et aguilloné de ces difficultés, 2, 229. quand vostre chaleur naturelle vous aguillonnera et poindra par telle maniere, 2, 232. — la chair li espoint comme asguilles, M 112.

ahurter. pluseurs s'y sont ahurtez, S 17. en ceste langoureuse vie fust ahurtée tellement, S 225. monseigneur qui le voit ahurtée en ceste opinion, N 1, 91. en vostre opinion si ahurtée, 1, 119. ahurté et enclin à croire, N 2, 119. tant s'i ahurta, 2, 174. — escueils lesquels nous aheurtons tous les jours, Tabarin 2, 128 ed. Jannet. — ebenso: enhurté: monseigneur qui voit son mignon enhurté, pour ce cop ne le presse, N 1, 58. eig. verrannt in, entschlossen.

ains. (möchte Littré dict. p. 94 in die sprache von heute wieder einführen für mais). je ne veil pas nyer que je n'aye parlé et parle à luy, ains tiens que ce soit la maindre de ses pensées, N 1, 209. homme de telle condition ne peult estre de nully aymé, ains est hay de tous, S 23. *ains que* (antequam) ne demoura pas si pou que les dix ans ne furent pa͂ssez ains que sa femme le revist, N 1, 102. j'auray mon drap ains que je fine, ou mes neuf frans, P 155. sogar noch vor subst. steht *ains* = ante: tu les vendras ains samedy mes six aulnes de drap, P 1048. *ainçois* (scheint verlängerte form desselben wortes) il avoit la chose fort au cueur, ne laissa pas sa poursuite, ainçois de plus en plus et tres aigrement pourchassa, N 1, 27. ainçois qu'il luy osast oncques dire son cas, le dieu d'amours l'avoit ad ce menée, N 1, 67. Dieu qui me daigne appeller ainçois que j'aye fait plus de pechez, 1, 118. s'efforçot de la festoyer et conjoyr comme il avoit fait ainçois que monseigneur, 1, 224. elle s'advisa d'ung tour ainçois rien luy en dist, 1, 51.

aise. il ne sera jamais aise, M 16. en quelle aise et plaisance, 47. les grans aises où elle est, 51. pour son ayse, 105. or s'en vient voir les damoiselles, car il est trop aise, 121. combien qu'il a aises et plaisances largement, 9. je suis à grand mal-aise, 11. le bon homme est bien aise et en mal-aise tout ensemble,

15. la dame qui se donne mal-aise, 20. s'en est donné maintes mal-aises, 137. sans avoir peine et du mal-aise, N 1, 47. veez là gens bien aises, 1, 230. qui de tout ce estoit bien aise, S 13. si en fut moult aise, S 50. vous estes trop aise, P 703. Lieblingswort La Sales. il n'est pas ainsi aisé à faire, M 70. soy un peu aiser, S 228. ilz se aisoient, 267. tres aisément, N 2, 164.

aist, eist. et m'eist dieux, M 62. ce m'aist dieu, 75. se m'ait Dieu, N 1, 99. ainsi m'aist dieu, 1, 274. 2, 19. 208. (ita deus me adiuvet!) Im Pathelin ist aist bald einsilbig bald zweisilbig: et se m'aïst dieu, mon doulx maistre, P 116; or ainsi m'aïst dieu que j'avoye de vous veoir grant voulenté, 102.

ame. par m'ame, M 61. par mon ame, 65. par ceste ame, P 240. bon gré m'ame, 510. 1477. — il ne fut de ame apereeu, 1, 22. ame n'est ceans entré que nous, 1, 23. ung prestre ne doit ame tuer, 1, 40. par luy ame n'en sçaura nouvelle, 1, 70. sans ame rencontrer, 1, 87. et n'est ame vivant qui à la verité vous en puisse ou doyve charger, 1, 139. ame ne vient icy que nous, 1, 160. a il ame là, P 1067. Wir sagen in diesen fällen menschenseele, in semitischen sprachen wird die seele ähnlich gebraucht, hebr. כָּל־הַנֶּפֶשׁ.

ami. (ein bedeutendes wort für die philosophie der sprache, Abel über sprache als ausdruck nationaler denkweise p. 5) amy par amours, M 122. le marchant cogneust tantost qu'il en estoit noz amis, N 1, 103. monseigneur en la parfin se trouve nos amis, 1, 260. estre du reng des bleuz vestuz, qu'on appelle communement nos amis, 2, 118. (also ein hahnrei, dann überhaupt ein einfältiger; der pl. gilt als sg.) dist noz amis, 1, 110. je boy à vous, noz amys, 1, 176. ceste vaillante preude femme, par saint Denis, mariée à ung oultre noz amys, 1, 218.

amonester. le juge les amoneste, M 114. l'amonestant de penser au sauvement de son ame, N 2, 183. il l'amonesta, 2, 248. ses amonestemens et exortacions, 2, 183.

aparoir. le jour commence à aparoir, N 1, 100. ne se monstroient n'apparoient, 1, 144. duquel lieu luy apparvient toutes les entrées de la maison, 2, 117. — il appert bien qu'il ne vous ayme guerres, M 28. s'il vous appert de rechef, N 1, 76. il y appert largement, 1, 241. il apperra evidamment, S 31. nul langaige qui apere, P 938. — en apert congneu et déclaré, N 1, 137. apertement, 1, 12. 13. 230. S 149. P 1262. faire souplesses et apertises, N 2, 225.

appartient. sa femme convient mectre en estat ainsi qu'il appartient, M 10. bien appartient à son lignage et à ses parens qu'elle voit aussi bien abillée comme les aultres, 11. il y en a dehors de plus belles (touailles) que ne leur appartient, 78. plus de joye

qu'il ne m'appartient d'en avoir, N 1, 142. fait ainsi comme il appartient, 2, 222. les sermens telz que en ce cas appartient, S 119.

appenser. si s'appenserent que il souffiroit bien d'un hostel, N 1, 122. elle s'appensa de non plus comparoir, 2, 90. pour ce me suis appensée que je ne vous vueil plus trouver, S 60. ähnlich *empenser:* oncques ne l'avoit empensé, S 9.

appeter. nature humaine appete de soy liberté et franchise, M 2. j'appete vivre sur le commun, Montaiglon recueil. 1, 313. j'appette la doulce alliance, Montaiglon 2, 248.

aproucher. et aprouche de son pais, M 137. tant approucherent de l'huys, N 1, 178. ung gentil compeignon s'approucha, 1, 267. si ne m'avez daigner approucher, 1, 278. de fois à aultres s'approcha d'elle, S 265.

ardre. et est cuisinier et s'art à faire le brouet, M 32. qu'elle fust arse, 156. que le feu descende du ciel, qui me arde toute rive, 93. la chandelle ardant, N 1, 89. le feu de saint Anthoine l'arde, 1, 207. saint Anthoine arde la louve! 1, 831. — De par moy, saint Anthoine l'arde! Villon p. 32. plus chaulde que feu-sainct Antoine, p. 84. häufig ist dieser fluch bei Rabelais. Die gemeintekrankheit war im XIII. jh. epidemisch, sie machte den körper schwarz und trocken, als wäre er verbrannt; der orden des heiligen Antonius pflegte die an dieser erysipele erkrankten; daher der name, auch: feu sacré, feu d'enfer, mal des ardents genannt.

arraisonner. devant les gens ne vous veil arraisonner, N 1, 96. publicquement de plusieurs choses l'arraisonna, S 8. le roy me vouldroit arraisonner, 211.

assault. Dieu sceit en quel tribail et tomment il est, et les assaulx qu'il a, M 145. l'assault amoureux, N 1, 256. en quelque lieu que ce fust, tousjours avoit ung assault, 1, 63.

assis. la viviere sur laquelle estoient assis lesditz hostel et molin du dit musnier, N 1, 11. un gros et bon village assis sur la riviere d'Ouches, 1, 73.

assovir. beaux compaignons bien assoviz et addressez de tout ce qu'on doit ou peut loer ung gentilhomme vertueux, N 2, 38. assovit de dire ce qui affiert, 2, 138. contente et assovye, 2, 233. (du corps) assouvy de taille desirée, 1, 85.

atrempé. atrempé cueur et vertueux courage, N 1, 101. soubtil et attrempé, S 135. 260. attrempéement, 26. 72. attrempance (temperantia), 38. tu seras reputé à villain, se tu ne fais attrempraneee de toy ou vin, et du vin à toy, S 26.

aucun. il s'avise aucunefois, mes il n'est pas temps, M 10. aucuneffois, 24. aucun temps qui dura assez longuement, N 2, 164. aucun petit temps, 2, 242. aucunement, N 1, 6. S 126. aulcuns à l'aventure s'en pourront repentir, M 8.

aultrhier. il advint aultrhier à ung simple riche curé de village, 2, 205. au bon pays de Bourbonnoys avoit l'aultre hier ung medicin, Dieu scet quel, 2, 141. une grande trouppe feminine l'autryer je vey, faisant la mine, Montaiglon 6, 179.

aultretant. il fut bien doulcement et autretant joyeusement receu, N 1, 13. cent mille promesses et aultretant de bourdes, 1, 271.

autant. on beut d'autant, N 1, 3. firent tres grande chere, qui pas ne se passa sans boire d'autant et d'autel, 1, 43. ces gentilz hommes buvoient d'autant et d'autel, 1, 175. Dieu scet la grand chere qu'on fist à ce disner, qui ne se passa sans boire d'autant, 1, 252. commencerent à boire d'autant et faire grand chere, 2, 178. lors veissiez boire d'autant, S 234.

aval. (praep.) aval la chambre, N 2, 131. aval Paris, 2, 92. courant aval son hostel, 2, 137. toujours se monstrant aval son eglise, 2, 202. tenir ne se peurent que l'eaue de leurs tres dolans cueurs ne saillit par les yeux aval leur face, S 127. Die präposition drückt aus engl. down, mhd. ze tal, niederdeutsch dal, z. b. den puckel dal, d. h. herunter. Daher das verb: se commença à descendre et ung peu avaler, N 1, 254. il les (chausses) avalla soubz les genoulx, S 258. il le me convient avaler sans mascher, P 1319. s'en est mon conseil que nous l'avalons sans mascher, N 1, 182.

avenant. chaperon à l'avenant, M 12. en compagnie de seigneurs et de dames le plus avenant, S 29. menger à l'avenant, S 234. est ce chose avenant, P 664.

avenir. si avint une fois que . . ilz aymerent mieulx laisser leur pais, M 2. avient souvent, 10. qui advient souvent, 26. aucunefois il avient que la dame est si rusée, 17. il avient que leur faille aucune chose, 28. advint toutefois, N 1, 10. dont advint que la France fut la plus noble terre du monde, M 3. dont est advenu, 3. or aviendra, 19. jamais ne m'adviendra, N 1, 37. si lui fustes vous plus grant honneur de le prendre qu'il avenist oncques à piece de son lignage, M 28. si mal luy advint, N 1, 14. pleuseurs accidens que l'on voit avenir à pleuseurs, M 104. il fait merveilles quand il y peut avenir, M 86.

avoir. pour nulles prieres ne avoir, M 1. chascun m'emporte mon avoir, P 1008. (meine habe). qui cuiderent me bien avoir, M 14. (sp. haberse) qui mieulx vous fait et pis vous a, M 107. (im sinne von: oignez, vilain, il vous poindra) *a* = ya: ayadvisé que en mariage a quinze seremonies, M 6. où il a une belle damoiselle, 117. en la duché de Bourgoigne eut nagueres ung gentil chevalier, N 1, 16. assez pres d'ung gros et bon village avoit et encores a une montaigne, 1, 73. a environ deux ans, 2, 72. ores a ne sçay quants ans, 2, 105. ung grand bassin

d'argent où avoit mains rubys, S 159. n'a pas la moitié d'un quart d'heure, P 525.

avoy. (interj.) avoy, dist il, m'amie, M 12. avoy, m'amie, fait le proudome, M 34. avoy dea, il ne faisoit rien, P 748. avoy! chascun me trompera, P 1063.

avoyé. (auf dem wege) je voy bien que vous estes avoyé de plaider, N 1, 249. das gegentheil: desvoyé: les errans et desvoyez addresser, S 38. fit sembant de soy desvoyer, 58. tous les aultres desvoiés, 170. faut il que pour ung homme ainsi desvoyez? 252. estes vous desvoyé, P 796. 1503.

Bague. ses riches bagues et tresors, N 1, 10. ses bagues et habillements, 1, 122. la disme que devons en toille, en drap, en coussins, en bancquiers, en oreilliers, et en aultres telles bagues, 9, 202. les beaulx et riches vestements, aneaulx, ornemens, et toutes les aultres precieuses bagues dont vous estes parée et ornée, 2, 231. son or, son argent et ses bagues, S 45. bagues prinses et données, 126. — elle partit bien baguée, N 2, 92. qui l'avoit bien baguée, 2, 139. et Dieu sceit la peine qu'il a de monter et de remonter la dame et les enfans, de trousser et de bagues, et de loger quant ilz sont en la forteresse, M 132.

bailler. en baillant la loy à leurs subjectz qu'ilz ont prise pour eulx, M 3. qui lui baillent ce qu'il luy fault, 9. il est advis à bailler par similitude, 142. pour responce ne baillois aultre que: ouvrez, ouvrez, N 1, 17. je vous baille de ce voyage la conduite, S 188. et alors prent sa baniere et la baille au baron à porter, ib. je vous pry que vous me baillez mon argent, P 316. das wort ist noch bei Molière nicht selten; donner ist mehr schenken.

banc. ilz font les nopces sans bans et sans selles, M 126. dès huy au soir fais en crier les bans et le challit, Rabelais, 3, 26. il s'en allast sur le bancq, N 2, 196. la maine bancqueter, N 1, 188. bancquier (kissen) N 1, 202.

bas. ugne fosse large par le bas et estroicte par dessus, M 4. botes reppareillées par le bas, 42. (bas bezeichnet comisch die pudenda) au jeu des bas instrumens, N 2, 201. ung gentil chevalier, qui tant rembourra son bas à son chier coust, tant en substance de son corps que en despence de pecune, N 2, 135. (er stopfte ihren strumpf, ist wohl der wörtliche sinn). In den kunkelevangelien ward der fleischliche umgang bas voler genannt.

baston. (degen) tant que l'ung ou l'autre soit porte par terre, ou des deux mains perdu son baston, S 76. — il estoit si petitement fourny de cela que vous savez, c'est asavoir du baston de quoy on plante les hommes, comme dit Boccace, N 2, 144. il pinolo col quale egli piantara gli uomini, decam. 9, 10.

beaucoup. noch vor adj. la nuyt fut beaucoup longue, N 1, 13. wie im mhd. der vil snelle, u. s. w.

becjaune. ce trompeur là est bien becjaune, P 349. que je suis becjaune! 263. Sommes nous becjaunes ou cornards? 1293. et est encore simple, bien bejaune, M 116. et est simple et bejaune, 120.

bée. (weg.) c'est une grande bée, N 1, 146. pardonnez moy que je vous ay fait paier la bée, 2, 150. hierin kann man keine anspielung auf das bê des Pathelin finden. Die ausgaben schreiben es bê und bêe, vs 1572; daher: je ne veuil plus de ta baierie, 1562. daher: donner la baie, Mol. l'etourdi 2, 13. Auch Littré dict. 1, p. 279 fasst das bée in den novellen als mystification, aber an der ersten stelle wird es geradezu als chemin erklärt.

bel. au plus bel, N 1, 13. de plus belle, 1, 9. 54. 126. l'entretint bel et bien, 1, 229. trouver en belle, 1, 282. il avoit bel attendre, 1, 162. il a beau crier, 1, 162.

beste. le coq est si beste qu'il ne fait à journée que li querre vitaille, M 85. il n'est que une beste, 94. elle monstra bien qu'elle estoit beste, N 1, 49. s'il n'est plus beste qu'un asne, 1, 125. luy qui oncques sur beste crestiane n'avoit monté, 1, 107. sur toute rien luy estoit et fut defendu le mestier de la beste à deux doz, N 1, 107. etc. Et faisaient eux deux souvent ensemble la beste à deux doz, joyeusement se frotans leur lard, Rab. 1, 3. Your daughter and the moor are making the beast with two backs, Othello 1, 1. Wer hat den glücklichen ausdruck erfunden?

bien. home de bien, N 1, 8. gens de bien, 1, 10. il est tres homme de bien, S 232. — benheuré, M 128. beneuré, 135. 162. von bienvenu ist das verb gebildet: bienviegner, N 2, 106.

blasonner. je vous pris que vous les blasonnez autrement, S 86. je l'ay aime et blasonné, P 407. (schmähen) Dieu scet s'il parla hault et blasonna bien les armes de son bon voisin, N 1, 4. vous blasonnez tres bien mes armes, 1, 188. publicquement blasonné, 1, 218. l'abbez et madame blasonnerent les chevaliers, S 277.

boeste. boeste aux cailloux, N 2, 207 (gefängniss) der volkswitz übt sich gern an namen für die strafen der gerechtigkeit, den galgen, die marterwerkzeuge, u. s. w.) une petite boyte, N 1, 32.

bon. il meurt tant de bonnes gens, M 15. le bon homme, 15. N 1, 9 (= le proudomme) la bonne dame, M 15. häufig wie im engl. ohne artikel: et veez cy jà retourné de son voyage bon mary, N 1, 3. et bon mary print sa place en une chaize à doz, 1, 175. viez cy bon Escossais qui retourne, 1, 30. — il lui demanda qu'on dit de bon à saint Michel (was man gutes mache

oder sage), 2, 86. ces nouvelles bonnes, 1, 27. s'approucha de bonnes, 1, 17. je n'y puis bonnement entendre, 1, 18. que bonnement il ne povoit conduire son fait, 1, 106. où je puisse bonnement à l'encontre, 1, 145. si ne povons bonnement aller sans chemises, 2, 75.

bouche. demander de bouche, M 163. de bouche luy dist la chose, S 206.

bourde. asseuré en bourdes, N 1, 23. sans espergner bourdes ne promesses, 1, 96. centmille promesses et aultretant de bourdes, 1, 271. la belle bourde, 1, 103. or faindoit il ceste bourde, 1, 263. une bourde toute affaictée, 2, 83. bourdeur, S 44. — *bourdon.* son bel et tres puissant bourdon, qui gros et long estoit, N 1, 84. qu'elle empoignast baudement le bourdon joustoner, 2, 172. (lance à grosse poignée, eig.) — *bourdelois.* (bordell). la cognoissance de ceste cause appartenoit au roy de bourdelois, tant pour les merites de la cause que pour ce que les femmes estoient de ses subjectes, N 2, 193.

bouter. se boute dedens, M 1. s'y boute tel feur telle vente, 10. pour ce chient en la rage de la jalousie, en laquelle ne se doit bouter nulz sages homs, 24. se boute en le meson, 130. tantost se bouterent au baing, N 1, 3. au plus pres d'elle se bouta, 1, 4. il s'estoit bouté dedans quelque busson pour paistre, 1, 64. nostre homme et sa femme qui se boutent au boys, 1, 65. qui beurront de vin autant comme l'en bouteroit en une bote, M 27. en prison le bouta, N 1, 33. ilz yront bouter le feu au couvent, 1, 203. il bouta son cheval quelque part, 2, 54.

brocher. alors l'ung contre l'autre, leurs lances arrestées, brocherent leurs destriers, S 112. lors brocha son destrier, 114.

bruyt. tant avoient grand bruyt et bon los, N 1, 193. c'est fait, vous avez bruyt tout seul, 1, 215.

Ça. regarder çà et là, N 1, 24. S 42. de faire queste çà et là, N 1, 57. regarder puis çà puis là, S 146. depuis cent ans en ça, N 2, 163. il trote puis czà puis là, M 133.

cabasser. maint aigneau de lait tu as cabassé à ton maistre, P 1140. il en a la moitié cabassé (de l'argent), S 54. 59. also verthun; dies wort muss man um der allitteration willen auch stehen lassen: pour quelque paine que je mette à cabasser n'à ramasser, P 3, wo Génin unnöthigerweise cabuser (betrügen) einsetzt: mesmement les bergiers des champs me cabusent ores le mien, P 1012.

calonge. il requist qu'il fust oy, et monseigneur l'evesque luy accorda; et devez savoir que à ceste calonge estoient foison de gens de grand fasson, 2, 207. also: verhör. je n'y calenge ne demande rien, 2, 129 gewährt das verb.

car, quar. (weil) ou car Dieu le permist ou car Fortune le voult et commenda, N 1, 10. et car amours si fort le contraignoit, ja-

mais ne savoit sa maniere sans elle, 1, 50. car elle ne savoit où les sauver, elle le fist bouter en la ruelle du lit, 1, 221.

casier. pour vous donner à entendre quelle chose c'est ung casier, c'est ung garde-mangier en la façon d'une huche, long et estroict par raison et assez profund, N 2, 118.

cause. elle a accoustumée ainsi dire, et pour cause, M 21. il ne fust pas maistre lors, ne creu de faire son vouloir, et pour cause, N 1, 5. ce qu'il ne fist point et pour cause, 1, 46. en ung lieu de ce pays que je ne puis nommer, et pour cause, 2, 78. le bon bourgois, cause de ceste histoire, 1, 1. et oncque depuis n'en tint compte, et à bonne cause, 2, 24.

caut. le mary qui est sage, caut et malicieux, M 70. tant soit il sage, . cault ou malicieux, 162.

celer. vous m'avez bien celée ceste bonne chere, N 1, 4. son tres piteux cas ne se pouvoit plus celer, 1, 46. je ne puis vous celer ma folie, 1, 54. mon cas est tant estrange, et non pas mains piteux sur tous requis d'estre celé, 1, 69. je vous ay celé jusques ore, 2, 165. il les tient si cellées!, S 87. celeement, N 1, 27. 92. 2, 55. celleement, S 48.

certes. M 11. 15. S 115. P 824. c'est acertes, N 1, 78.

chacun. chacun jour, M 84. 85. chacun an, 88. chacun marié, 162. ung chacun, 104. ils s'en allerent chacun à sa chacune, N 1, 176. que chacun d'eulx eust couché avec sa chacune, 1, 177. sur ce s'en allerent tous, chacun à sa chacune, 2, 209.

chaloir. il se met tout en non chaloir, M 25. et est tout en nonchaloir, 42. ne l'ont pas mis en nonchalloir, 111. tout fut mis en non chaloir et oubly, N 2, 155. comment as tu mis en non chaloir, 2, 225. mettant en obly et non chaloir, 2, 228. daher das verb: il s'anonchallist et se abestit à soy quant ad ce, M 53. — il n'en peut challoir, M 94. meist unpersönlich: il ne m'en chault, M 34. 35. il ne m'en chaut comme je soye, 12. il ne m'en chault, qu'en advienne, N 1, 98. ne me chault, couste et vaille, P 215. laquelle fait semblant qu'il ne luy en chault, M 18. à la dame ne chault de tout cela, 77. il ne vous chault gueres de moy, N 1, 49. ne de leurs pleurs, rien ne leur chault, S 277. il ne m'en chaloit, M 92. toutes fois le challoit il à sa femme, N 2, 228. seullement luy chailloit d'accomplir sa folle volunté, 2, 130. ne luy chalut du prouffit, 1, 268. nostre homme, à qui ne challoit qu'il feist, 1, 107. si ma fille eust faite faulte, il ne m'en chalist, M 158. il ne m'en chauldroit s'il estoit pendu, M 80. il ne luy chauldroit guere de la desloyaulté de monseigneur, N 1, 91. ne vous chaille, P 306. S 54. ne vous chaille de moy suyvir, N 1, 87. ne vous chaille qu'on dit, 1, 119. ne vous en chaille, P 371. ne vous chaille non, N 1, 182. — *chault*, subst. ce suis je qui me meurs icy

de chault et de doute, N 2, 56. ne se povoit, de chault ne de courroux, le sang estaucher, S 154.

chartre. il trouve l'entrée d'une estroicte chartre douloureuse, plaine de larmes, de gemissemens, d'angoisses, et se boute dedans, M 1. il est en la chartre nostre Seigneur (ein geisteskranker), 108. les aucuns furent mors et executez, present le dit Turc, les aultres en chartre à perpetuité, N 2, 97. *chastre*, eine nebenform von der abgeleitet ist *chastrer* (fesseln) est chevauché et chastré à une grosse barre de bois, M 142. *chatrin* (wächter) mauldit soit le villain chatrin, M 63.

charroy. là se met aucuneffois hors de son charroy, et prent plaisir et aucunes choses, et à l'aventure y aura pis, M 24. et ainsi el est perdue quant à son honneur, et à l'aventure se mettra en maulvais charroy, 138. eig. die fuhre, dann die aufführung; vergl. engl. carriage. *chareton*, *charreton* (fuhrmann) N 1, 43. 49. 2, 120. *charruyer* (kärrner), N 2, 214.

chastier. lors il la batra et empirera sa besoingne, car il ne s'en chastiera jamès, M 24. si son furon à fourragé l'ostel, il n'en peut mais, car, des adonc qu'il est par erres ou duyere, il est hors de son chastoy, N 1, 136.

chauld. qui n'estoit pas trop chault sur potaige, avoit tousjours gardé son pucellage, N 1, 108. la femme estoit tant luxurieuse et chaulde sur potage, 2, 187. je ne scey par quelle malle aventure qui advint pas chaudecolle (calida accolatio), M 50. que je soye chaudement (warm gekleidet), 18. il avoit la teste chaude et fumeuse, N 1, 34. vostre femme est fort aggravée de chaulde maladie, N 1, 111.

chef. sa mere la prent par la main, et luy taste son poux, et son corps, et son chef, N 1, 110. que vous ne laissiez à oster vostre chaperon dessus vostre chief, S 40. ceste chief, ceste main et ces os de messire sainct tel et tel, 228. *à chef* (am ende, zum ausgang) s'il en povoit venir à chef, N 1, 21. le bon conseil qui en pourroit venir à chef, 2, 40. vint à chef de sa jousterie, 2, 172. à chef de sa meditacion, 1, 8. à chef de terme, 1, 103. à chef de piece, 1, 75, passim (endlich). à chef de peche, 1, 2. au chef de VI. ou VIII. jours, 2, 83.

cheoir. vostre devant est en tres grand dangier de cheoir, N 1, 17. lesseroit elle cheoir son fouet ou sa verge, M 101. il chiet en pouvreté, M 20. il chiet en la rage de la jalousie, 24. il chiet en langour de maladie, 104. et son formage chet à terre, P 451. les coustures de dessus les espaulles en chaient trop bas, M 43. et encores chaist l'autre jour le pignon de nostre grange, M 13. il cheut en propos de toucher leur matiere, N 1, 79. il cheut à la reverse [sic] et decompta ne sçay quants degreez, 1, 258. il vint et cheut à parler de sa fille, 1, 272. or advint qu'elle

cheut en une desplaisante et dangereuse maladie, N 1, 10. à peu qu'il ne cheut à la renverse, tant fut fort effrayé, 1, 14. il cherra en pouvreté, M 94. chierra en pouverté, 160. laquelle enfin cherra à parler des dismes, N 1, 199. vous ne le porterez gueres longuement qu'il ne vous chiege, 1, 17. son cheval est choist en ung mauves chemin, M 31. plusieurs (brebis) se sont pasmées maintes fois et sont cheutes mortes, P 1094.

cher. amant plus cher à mourir que perdre son honneur, N 1, 91. j'ayme plus cher morir mille foiz, 1, 116. j'aymeroie plus cher morir mille foiz, 1, 153. j'ay plus chier mourir de fain que perdre ma bonne renommée, S 22. j'aymeroys aussi chier mourir que de moy offrir et estre reffusé, 34. tant que avez ma vie chiere, 92. femme de mon lignage où je avoie si chierement esté nourrie, M 19. auxquels ilz charge si cher qu'ilz luy veulent obeir, N 1, 58. à son chier coust, 2, 135.

chere. (gesicht, *κάρα*) les yeulx et la chiere basse, S 237. vous ressemblez bien de chere et du tout à vostre bon pere, P 420. à chiere levée, Villon p. 396. que veult dire ceste chiere, S 9. quelle pauvre chiere fait vostre fille, M 151. de joyeux viaire et plaisante chere, N 2, 244. et gemirez en faisant une chere fade, P 469. quelle chiere faites vous, mon compere? Je ne faiz, fait-il, aultre chiere, M 154. elle fera tout le jour malle chiere, 16. elles font bien leur personnage, et font mauvese chiere, 31. si s'en va et fait mauvaise chiere, 89. je vous pri faictes tres bonne chiere, 37. femme bien apriuse scet mil manieres toutes nouvelles de faire bonne chiere à qui el veult, 57. Dieu scet quelle chere il luy feist, N 1, 36. faictes bonne chere et prenez cueur, 1, 118. faire aultre chere de semblant et de bouche que le desolé cueur ne faisoit, 1, 143. elle fist assez bonne chere dessoubz son chaperon, 1, 196. faictes bonne chere, allez joyeusement, S 92. à tres chiere lie lui dist, 224. il luy prie que el face tres bien appareiller l'oustel, pour faire bonne chiere à ses amis, M 74. les belles chieres, les accollemens, les baisés, 137. une place où l'on faisoit bonne chere, N 1, 8. vous m'avez celé ceste bonne chere, 1, 4. ceste grande chere se faisoit, 1, 3. madame qui faisoit grand chere avecques ses femmes, 1, 22. la chambre où elle avoit fait maintes bonnes cheres, 1, 253. ilz y allerent et Dieu scet la chere, 2, 34. la haulte chere qu'il lui fist, S 167. Entschiedenes lieblingswort La Sales, in seinem übergang vom gesicht bis zur bewirtung.

chés. (im hause) convient en aller querir chiés les voisins, M 79. et s'en est allé chiés sa mere, chiés sa soeur ou chiés sa cousine, 148. je l'ay layssé chés une telle, N 1, 238. je doy boire et si mengeray de l'oe chiez maistre Pierre Pathelin, P 502.

chevance. (geld) il ne trouve pas maniere d'avoir chevance, M 17. où

je prendré chevance, 35. (besitz) le bien grand surplus de sa chevance, N 1, 10. la pluspart de sa chevance, 1, 101. l'accroissement de son honneur et de sa chevance, 1, 267.

chiche. vous estes un peu trop chiche pour acheter lemproye maintenant, N 1, 240. chiche à la mise, M . . . toy qui es chiche d'une maille, et n'es pas chiche d'ung escu, Montaiglon rec. 2, 72. au deable voit chicheté, N 1, 97.

choisir. un beau pertus par lequel damp cordelier le povoit apertement choisir, N 1, 13. et avoient torches et flambeaulx pour mieulx choisir partout, 2, 58. il perceut et choisit la femme, 1, 16. il choisit et enveilla une tres belle jeune et gente fille à marier, 1, 271. il estoit borgne, si faillit à choisir, 2, 16. pour mieulx choisir partout, 2, 58.

clamer. et je luy pardonne vrayement et l'en clame quicte, puis qu'ainsi est que aultre chose n'en puis avoir, N 2, 76. par la dame que l'en clame, P 1047.

clorre. avant la porte clorre de la ville, N 2, 178. cloiez les fenestres, 2, 219. rien n'est tenu couvert, clos ne celé par telz gens ne leurs semblables, 2, 233. que vos oreilles ne soient pas closes à la voix des povres gens, S 44. puis fist clorre la porte, 53. vous ferez les portes clore et bien garder, S 87.

cognoistre. tant m'y cognois-je, N 1, 17. sa bonne mere qui au mestier se cognoissoit, 1, 47. elle luy cogneut tout (elle confessa à sa mere), 1, 49. en arviez vous après cognoissance (erkenntlichkeit)? 1, 272.

colon. (columba) elle le laissa toute la nuyte rencouller avec les colons, N 2, 80. eux baisans comme deux coulombeaux, M 140. le colombier, N 2, 80.

compagnon. (gesell) le compaignon dont j'ay parlé, M 11. il a veu entrer le compaignon en sa meson, 146. le charreton qui estoit ung tres beau compaignon, N 2, 22. ilz estoient beau compaignons tous deux, 2, 39. ung gentil compaignon, 2, 41. fem. ces deux compaignes, 2, 192.

comparer. fault-il que je compare le trop de vin que vostre gorge a entonné, N 1, 222. toutes celles ne sont pas à comparer à madame, 1, 58. elle n'est point à comparager à ma personne, M 59.

comparoir. il estoit si fol que d'y comparoir, N 1, 27. sa dame promist de comparoir, 1, 252. ja tost qu'on t'appellera pour comparoir en jugement, P 1166.

compte. vous ne faites compte de chose que je vous dye, M 11. vostre mary fait si petite compte de vous, 28. un cheval recreu qui ne fait compte de l'esperon, 42. il ne tiendra plus comte de moy, N 1, 18. comme celle qui de luy ne tint compte, S 252.

contenir. elle se contient doulcement comme ung ymage, M 66. qui la

verroit se contenir avecques son derrain mari, l'en diroit qu'elle le ame plus que elle ne fist oncques l'autre, 137. quel desplaisir sera ce pour moy s'elle ne se contient et garde chasteté, N 2, 229. — *contenance.* je n'ousoie ne savoye faire contenance, M 13. qu'ilz se tiennent à chastement en continence, 114. si savoit jà plus sa contenance, N 1, 4. ne scet sa contenance que de plourer et souspirer, 1, 10. il savoit sa contenance, 1, 268. 2, 18. elle n'en savoit sa contenance, 2, 87. à briser ma contenance, 2, 243. esse la contenance d'un escuyer de bien que de non convoyer les dames? S 8. à paine tenoit sa contenance, S 132.

corner. ne pourroit — l'en pas bien courre et corner ensemble, M 95. elles bevront du meilleur tres bien, en actendant que l'autre amende, et Dieu scet s'elles font bon guet devers matin, pour corner Anglois de quinze lieues, 150. il fist corner les menestrielz, N 1, 157. lors tabours et menestrilz commencerent à bien corner, S 52.

coup. ung grand et pesant cop, N 1, 41. *à coup.* (d'aplomb) à coup qu'elle me soit aprouchée, P 803. häufig moment, augenblick: à cest cop se tire près du lit, N 1, 4. qui à ce coup n'estoit pas à l'ostel, 1, 16. desplaisant d'estre empesché à ce cop, 1, 38. à ce cop cognois je bien, S 10. à la coup qui me fauldra ce faire, N 1, 83. droit à la coup qu'elle s'en perceust, 1, 120. droit à la coup du retour dudit chevalier, 2, 101. à ce beau coup, 1, 268. pour ce cop ne le presse, 1, 58. ce saint hermite qui de son coup à la mere se tiroit, 1, 73. quand il vit son cop, il luy osa bien dire son gracieux et piteux cas, 1, 137. tant qu'elle peut veoir son cop, 1, 296. tant qu'elle vit son cop, 2, 35.

courage. il loue dieu en son courage, M 17. elle avoit proposé et en son courage deliberé, N 2, 83. conceut en son courage, 2, 224. ho! j'en appelle en mon courage, P 1483. et fut grant piece à son courage, asavoir si bon estoit qu'il parlast ou si mieulx luy valoit le taire, N 1, 221. pardonnez moy toutes foiz que si fiablement vous ouvre et descouvre mon courage, 1, 273. de luy dire son courage, 2, 27. femme freste, legiere et muable de courage, 2, 98. la muableté et variableté de courage feminin, 2, 228. ceste parolle me tormente fort le courage, 2, 235. yre et courroux empeschent et aveuglent le courage, S 20. le dur courage, N 2, 152. ne soiez si abusez en vos courages, 2, 216.

courre. sans aller courre çà ne là, N 1, 64. ce bon chevali[illegible] [illegible]r vouloit aller courre, 1, 184. pour aler courre l'aguillet[illegible] [illegible]e, 1, 52. que vous gardez tres bien de jamais courre v[illegible]ostre cheval en la valée, 2, 8. — c'est Fortune qui luy c[illegible]ourt sus et regne contre lui, M 88. Fortune qui trop lui [illegible]a courir sus, 141. Fortune

et honneur à ceste heur leur court sus, N 1, 178. que chascune part courust sus aux batailles des gens de traict, S 202. tous jours il lui courra surs, et elle pirs en fera, M 81. la mere s'en vient pleurant et lui court sus, 157. les femmes luy vouloient courre sus, N 2, 60. que le deluge coure sur moy, P 1038. quant sur moy court malle destresse, Vill. p. 105.

cousin. pour ce emprent avecques sa cousine, sa commere et son cousin, qui à l'aventure ne lui est rien, M 21. et y viendra ma commere telle et mon cousin tel, qui à l'aventure ne lui est rien, mais c'est la meniere de le dire, 97. son mari lui rendit telle ystoire qu'elle luy bailla, combien qu'il en demourra tousjours cousin (cocu), N 1, 106. et tiens qui en avoit à faire, qu'on la trouveroit au jour d'huy ou reng de noz cousines, 2, 29. faisons venir à nostre logis deux jeunes filles de noz cousines, et couchons avec elles, 2, 40. avez entendu, beau cousin? P 841. vergl. coz, cousin bei Shakespeare. Nos cousines, qui à l'aventure ne nous sont rien, sont les cocottes, et nos amis ce sont les cocus.

cueur. la grand noblesse de leurs cuers, M 3. el aura le cuer bon et gay, 11. el a bon cuer et gay, 60. le cuer me fait mal, 118. il avoit la chose fort au cueur, N 1, 27. la gouge qui le receut tres doulcement et de grand cueur, 1, 208. je n'avoye cueur ne courage, 1, 132. il n'avoit pas son cueur en sa chausse, 2, 168.

cuider. ils tournient pour cuider trouver maniere, comment ilz en pourront issir, M 4. il entre dedans, cuidant estre en delices et plaisances, comme il cuide que les autres soient, 4. qui me cuiderent bien avoir, 14. mon pere et ma mere me cuiderent marier à luy, 58. cognoistre vous y cuidoye, N 1, 8. il cuyda hausser sa hache, S 121. il cuide que vous soyez phisicien, P 675. il cuide parler à ses bestes, 1174. par la teste dieu, je cuidoye encor . ., 697. cuider ist 'meinen', croire 'glauben', welche beiden grundverschiedenen begriffe nur spätere sprachen zu verwirren pflegen.

cuigner. à paine estoit elle contente qu'on la cuignast en plaines rues, N 2, 187. d'un oustil qu'il avoit recoigna en peu d'heure troys ou quatre foiz le devant de nostre musniere, 1, 19. Dieu gard, Dieu gard ce recoigneur de cons! 1, 26.

cy. (von ort und zeit) jusques à cy, M 3. cy apres, 7. N 1, 5. toutes mes commeres qui cy sont, M 28. de cy à quatre ans, 46. maistre cy maistre là, N 1, 11. daher *ciens*, *ceens*, *ceans*. ilz viennent ciens, M 58. 91.

Dame. Helas! ma dame, dist dame Katherine, S 8. quant il oy parler de dame par amours, comme celui qui oncques ne l'avoit empensé, les yeulx lui lermoyent, S 9. une trés belle, bonne et

riche dame, N 1, 57. une bonne et grosse abbage de dames, 1, 114. abandonner sa dame, 1, 120. la dame va criant par la maison, M 19. je vous demande, belle dame, pour quoy vous avés envoyé les vallez dehors? 76.

damp. damp cordelier, N 1, 13. damp ermite, 1, 79. damp moyne, 1, 251. damp chevalier, 2, 136. damp abbez, S 176. 226.

danger. (mangel) et s'il y avoit dangier de lictz, la belle paillasse est en saison, N 1, 182. (abhängigkeit) or fault estre en danger de la nourrice, M 38. je suis en vostre dangier, N 2, 176. (schwierigkeit) comme souvent chose eue en dangier est trop plus chere tenue que celle qu'on a à bandon, 2, 91. si est dangereuse, et a envie des choses estranges et nouvelles, M 27. Dangier name einer dueña, N 1, 236, und einer allegorischen person im roman von der rose, 1, 68. 158.

darrain. la darraine parole me demourra, soit tort soit droit, M 29. son derrain mari, 137. darrainement, 138. le derrain adieu, N 1, 46. son derrain livre, S 20. au derrenier, N 1, 149.

dea, dia! quoy dea! vous vous courroucez sans cause, M 14. quoy dea, lessons ester ces parolles, 35. quoy dea? pourquoy vous mariastes vous doncquez, 56. quoy dea? je la viz davant moy, 155. dya, m'amie, suffise vous a tant, N 1, 17. von *deable.* le diable sa femme, N 1, 222. au deable de l'omme s'il peut oncques trouver maniere de fournir, 1, 171 (als starke negation, wie: hol mich der teufel, wenn) mais à deable Gerard, s'il parla oncques ne demanda rien de Brabant, 1, 149. 171.

deduit. deduit, solaz et lyesse, N 1, 159. où ce beau deduit se faisoit, 2, 107. le deduyt des oiseaulx, 1, 150. apres son dormyr, aux regnars, taissons, et aultres deduitz, par les bois souventes fois chasser, S 238. les deduiz des chasses, S 241. luy qui estoit homme de deduit, N 2, 10. nous ne aurons de luy plus nostre desduyt, S 57.

deffaire. (abthun) voyant l'autre armé et de trois ou quatre archiers acompaigné pour le deffaire, N 1, 33. luy dy qu'il te defface ce qu'il t'a fait, 1, 47. il en deffist tant de pieces qu'il n'en demoura oncques lopin, 2, 158. un varlet qui le deffist de son cheval, 1, 87. il se deffist d'elle, 1, 48. il se deffist de la pluspart de ses marchandises, 1, 104. femme deffaicte, deshonnorée et perdue, 1, 17. *deffaçon* für défaite consentant à ma deffaçon, Vill. p. 10.

delit. ses delitz et plaisirs, M 11. deliz et plaisances, 57. nos delics et plaisances, N 2, 175. qui est en joyes et delices du monde, M 1. estre en delices et plaisances, 4. *se delicter.* je me suy delicté à escripre celles quinze joyes de mariages, M 7. il se joue et delicte un peu de temps liens, 10.

demener. pluseurs aultres adventures sont esté demenées et à fin con-

duictes, N 1, 56. il crye et se demaine, 1, 161. elle crie, elle plore, elle se demaine, 1, 278. demenant grand dueil, 2, 28. ne demaine tel douleur, Vill. p. 58. s'il en eust sceu le demené, N 1, 73. au demené de la matère, 2, 69. il luy en compta largement et bien au long le demené, 1, 210.

demourer. en la maistresse ville d'Angleterre demouroit ung riche et puissant homme, N 1, 9. assez pres du chasteau demouroit ung musnier, 1, 16. à l'ostel demouroit et residoit ung jeune, gent et gracieux gentilhomme, 1, 137. en ycelles joyes demourront tousjours, M 8. on lui apporte de la viande froide, qui n'est pas seulement demourée des commeres, mes est le demourant des matrones), 33. le demourant du soupper, N 1, 5. pour accomplir tout, trouva argent assez et assez de demourant, S 57.

denrée. (waare) le charreton qui ceste denrée livroit, N 1, 43. le bon preud'homme! et si prestoit ses denrées à qui les vouloit, P 172. comment prestoit il doucement ses denrées si humblement! 425. übertragen auf die genitalien, des mannes: j'ay pluseurs foiz senty ses denrées d'aventure, N 1, 109. des weibes: on faisoit ostension des denrées de donne Margarite, 1, 282. où ilz peussent trouver tant de biens, si bonnes denrées ne si bon appetit, M 87.

desarmer. si s'en cuide desarmer, N 1, 39. de sa robe se desarme, 1, 53. se desarma du thamis, 1, 96. pluseurs choses dont elle se cuidoit desarmer et eslonger ce mariage, 1, 144. elle saroit se desarmer de son mary, 1, 246. comment il se pourroit de luy desarmer, 2, 9. se desarmoit gracieusement de tout ce dont charger le vouloient, 2, 77. desarmé d'elle, 2, 99.

desboit. (nachgeschmack) il trouve ung mauvais desboit, M 53. quant il a beu, il a ung tres-mauvès desboit, 143.

desconfort. le jeune homme entre en grant desconfort, M 141. ne prenez jà desconfort, N 2, 231. ne vous desconfortez que bien à point, 1, 18. soy desconforter, 2, 134. la pouvre espousée estoit toute desconfortée.. la voyant se desconforter.. ne vous desconfortez jà, 2, 18. en celle desconfortée joye, S 92.

desolé. le pauvre desolé, N 1, 8. plus que aultre desolée et mal fortunée, 1, 139. le desolé cueur, 1, 143. il entre en desolacion moult grant de pensées, M 105.

despendre. nous despendons maintenant ung petit d'argent que nous avons, M 36. despendre son argent, N 1, 265. tout ton temps as despendu et usé, 2, 225. ains les yriez plutost despendre en jeux de dez, S 51. les despendez honnorablement, S 143. ilz avoient despendu, S 161. sans rien despendre, P 505. ils ont de quoy despendre, Caquets de l'accouchée p. 30, und in noch spätern werken begegnet das wort. le vin qui est en despence (im gebrauche), M 78. *dependant*, welches Wright

unverständlich ist, N 1, 251, scheint mir dasselbe wort mit ausfall des nicht gesprochenen s zu sein: maistre moyne en la parfin s'ennuya d'elle, et estoit sur son corps dependant, ce qu'il luy feist grant pièce après, et eust tres bien voulu qu'elle se fust deportée de si souvent le visiter, d. h. was er ihr seit lange that, geschah auf kosten seines körpers.

desplaire. dont me desplaist bien, N 1, 264. dont il me desplaist à ceste heure amerement, 2, 8. de vostre maladie il nous desplayt beaucoup, 1, 78. il vous en desplaist, S 44. de ceste adventure beaucoup luy desplaisoit, N 1, 14. marrye et desplaisante, 1, 108. plus desplaisant que si tout le monde fust morte, 1, 141. qui estoit tres desplaisante du mal de son mary, 2, 42. tres desplaisant de son meschief, S 148. amours leurs ont donné desplaisance pour les essaier, S 19. le desplaisir qu'en print mon dit seigneur, N 2, 100. la dame n'en preigne desplaisir, S 26. je te jure par ma foy que je te feray desplaisir, M 107. que nostre curé vous feist desplaisir, N 2, 165. pour me faire ce desplaisir, 2, 176. pour luy faire desplaisir, 1, 258.

despoiller. toute nue la fist despoiller, N 1, 79. si se vont despoiller, 1, 97. chacun se despoilla, 1, 162. il eust tantost sa longue robe despoillie, 1, 220. tous furent despouillez et s'en vont couchier, S 65.

desroy. (des arroi) l'appareil sembloit ung droit desroy, N 1, 3. mon bon seigneur, tout desroyé, P 1023.

desservir. je ne vous l'ay pas desservy, S 48. desservy et gaigné, 114. il les (les chemises) a bien deservies en aultre maniere, N 1, 165. ilz ont deservy le punir, 1, 181. il vous seroit par moy tellement desservy que vous en devriez estre contente, 1, 241. Dieu vous paiera de vostre desserte, 1, 222.

destordre. lors se retourne souvent et se destort d'un cousté et d'autre, M 17. il destort ses mains, N 1, 11.

desvoyer. les errans et desvoyez addresser, S 38. il fit semblant de soy desvoyer et prendre aultre chemin, 58. tous les aultres desvoiés, 170. faut il que pour ung homme ainsi desvoyez? 252. estes vous desvoyé? P 796. 1503.

devers. d'aller devers elle, M 31. le vallet arrive devers la dame, 74. le moine devers les dames, S 103. quant ilz furent devers le roy et la royne, 207. si se tira par devers la justice, N 1, 15. devers le soir, M 31. 66. actendez devers le matin, 54. 73. je auray devers moy ce qu'il vous doit donner, M 67.

devise. pluseurs devises qui au lit se font, N 1, 25. entre aultres devises, 1, 27. 58. qui entretant ou lit se devisoient, 1, 5. deviser de leurs affaires, 1, 19. madame au musnier divisoit, 1, 22. tant de gens en scevent et en divisent, 1, 139. auxquels

elle se devisoit par devises communes, 1, 229. il conta et devisa, S 84.

dextre. mon dextre oeil, N 1, 89. sa dextre main, 1, 231. la main dextre, 2, 244. en sa dextre main, S 32. à la dextre de Dieu, 37. à sa dextre plaine d'orgueil voult ses sergens mectre en dueil, 277. à dextre, N 1, 135. regardoit à dextre et à senestre, S 133.

desordonné. (lieblingswort La Sales in gewisser bedeutung) maints aultres hommes et femmes qui sont pugnis pour leurs desordonnées voulentés, S 280. madame, à qui vous ferez mortel desplaisir s'elle savoit vostre desordonné vouloir, N 1, 58. le vouloir desordonné d'un jeune compaignon, 1, 134. voz chaleurs desordonnées, 2, 215.

dieu. le surplus des biens de Dieu, N 1, 3. Dieu gard ce bon pescheur de diamant, 1, 26. ist ironisch wie in unserem frivolen zeitalter: Dieu vous garde! Offenbach, la vie parisienne, 3, 10. Dieu y soit! P 101, als gruss. jura par ses bons dieux, N 2, 125. disant par ses bons dieux, 2, 170. Dieu scet, das in allen schriften La Sales so häufig ist, dient als verstärkung und versicherung. Dieu sçait le plaisir et la joye où le pauvre homme vit et use ses jours, M 19. Dieu sçait comme la femme est festiée, servie et honnourée, pour l'amour de son mari, Dieu le sçait bien, 23. à tres grand regret, Dieu le scet, N 1, 11. Dieu scet que pluseurs se rendirent, d. h. sehr viele, 1, 15. ung hermite tel que Dieu scet, d. h. ein ganz infamer, 1, 73. Dieu scet s'il leur compta de ses adventures, S 11. Dieu scet comment chascun vous aymera, S 77.

dire. comme dist est, M 111. 136. S 79. 109. N 1, 15. 2, 57, und passim. cessa son dire, N 1, 9. finé son dire, 1, 202. la maniere qui dit est, 2, 57.

divers. tant est mal homme et divers, M 29. il estoit si divers qu'il me tueroit, 29. femme de diverse maniere, 72. diverse et male, 103. malle et diverse, 142. ung bien divers homme, P 883.

doloir. il se plaint et deult, M 105. les femmes se deullent, 161. elle n'avoit pas si bien matere de soy douloir que ceste cy, N 1, 64. dont il est tres dolant et piteux, M 16. le bon homme est bien dolant, 98.

dommage. nous serons en grant dommage, M 36. et si tres bien à point en bas la rabatit qu'en dommage et en sa garenne le poulain au chareton trouva, N 1, 45.

dont. (it. donde, d'où) dont advint, M 3. selon l'estat dont il est, et ne s'esmoye point, dont vient le bien qu'il a, 9. si ne sont-elles pas du lieu, dont je say, 14. elle scet bien, dont elle est venue, 50. dont vous venez, N 1, 7. dont sa presence fut plus agreable aux parens de la paciente, 1, 12. dont luy vient ce dont il est

si bien habille, S 74. dont dura la bataille plus de six heures, 205. dont il yssit à son honneur, 277. dont vous vient ceste aventure, P 360. (weshalb) ne je ne scey que c'est à dire, dont il meurt tant de bonnes gens, dont c'est grand dommage, M 15. il lou Dieu en son courage, dont il lui donna ung si riche joyau comme el est, 17. je me merveille bien, dont vostre mary fait si petit compte de vous, 28. *dont* fehlerhaft für *donc*, N 1, 18.

doubte. par doubte d'esclandre, N 1, 128. sans avoir doubte ne suspicion, 1, 267. pour les doubtes, 2, 54. de chault et de doute, 2, 56. sans avoir crainte ne doubte, 1, 19. doubtant de l'eaue le gaster, 1, 22. doubtant l'esclandre, 1, 110. doubta moult le reffus, S 82. je n'en sçay bailler que doubtive response, N 1, 78.

doy. (doigt) un petit doy, M 84. mon doy malade, N 2, 204. 1, 13.

durer. nous ne pouvons durer avecques luy en nostre meson, M 63. cf. elle veult et ordonne que j'endure la mort, et que plus je ne dure, Villon, p. 12.

duict. faicte et duicte de façonner gens, N 1, 229. elle duicte et faicte à l'esperon et à la lance, 2, 129.

Empiece. ils dient qu'ils n'y entreront mais enpiece, M 79. il ne m'en desplairoit empiece, P 219. vous ne feriez empiece ainsi? S 51. mit der neg. für 'nie.'

empirer. lors il la batra et empirera sa besoingne, M 24. je n'ai pas empiré mon heritage, mes l'ay bien acreu, 107. tousjours empirera la besogne, 144. la pauvre fille empire avecques l'ennui qu'elle s'en donne, N 1, 12. plus vient avant et plus empire, 1, 11. tant mieulx vault et plus tost l'empire, quand je veuil mon sens appliquer, P 1129.

emprendre. pour ce emprent avecques sa cousine, M 21. et entre aultres qui devoient emprendre ce doulx et seur estat de mariage, N 2, 16. le bon clerc emprint sur luy de la tres bien conduire, M 1. 68. il ne veult laisser son emprinse, 1, 51. leur nouvelle emprinse, 2, 39. emprinse d'armes, 1, 224. neben: leur dangereuse entreprinse, 1, 68.

empres. ilz ont le post empres aux dedens la nasse, M 10. je ne semble que à une chamberiere empres elle, 59. quant elle est empres son mary, 112. si vauldroit tousjours estre empres, 143. empres sa femme, N 2, 44. il saut sus d'empres sa dame, 1, 189. si aroy empres de moy, 1, 236.

en. pensant en la vierge Marie, M 6. si dit en soi mesmes, 11. faictes en ce que vouldrez, 67. en terre, 1. 6. en ce monde, 7. en Artois, N 1, 86. en la ville de Valenciennes, 1, 1; aber à Rouen, 1, 183.

en. (für on) quant l'en va dehors, M 42. de vin autant que l'en boute-

roit en une bote, 27. l'en ne pourroit pas tousjours jouer aux barres, 95. l'en ne m'a fait pas semblant, 106. où l'en ne voit goute, N 1, 195. que l'en doit seullement menger et boire pour vivre, S 43. d'autres poissons de mer et d'eaue doulce que l'en pourroit trouver, 227. comme l'en fait, P 179. il n'est pas temps que l'en rigole, 529. que l'en le puist pendre qui ment, 564. je n'ay cure que l'en y pense à mal, 694. se l'en t'en envoye assoulz, 1124. ohne artikel: s'il advient qu'en te mauldie, 1169. cf. joly mal an, joly mal an, en mariage souvent a l'en, Montaiglon, recueil, 1, 31. Daneben besteht überall die gewöhnliche form.

enclorre. N 1, 6. enclorre hors de la chambre, 1, 168. encloz et enserré, 1, 174. quant est liens enclos, M 1. enclos en la nasse, 20. en la nasse enclous, 81. en son cueur avoit douleur enclouse, S 223.

encontre. se courrouça encontre l'Escossois, N 1, 77. yrez directement encontre sa sentence, 1, 119. encontre vostre desir et vouloir, 1, 142. descendit en bas encontre de luy effrayement, 2, 7. pour quelque peril, encontre ou assault que le dyable me face, 2, 103. tous venus à l'encontre pour l'honnourer, S 132. à l'encontre de mon mot, 1, 270. des aultres nouvelles armes que le dit Saintré fist à l'encontre du seigneur de Loisselench, S 136.

endroit. les galans se avancent chascun endroit soy, l'un plus que l'aultre, M 23. chacun endroit soy croit le contraire, 162.

enferrer. il vint enferrer d'un coup d'estoc la pointe de sa hache en ung pertuys, S 172. il l'enferra, 271. (übertragen) la dame fut reprinse et de rechef par l'amoureux enferrée tres bien et à loysir, N 1, 30. il ne demourra gueres à t'enferrer, 2, 130.

engin. rude et de gros engin en maintien, S 1. tant fist par son engin, qui point aiseux n'estoit, N 1, 21. n'estoit pas son engin oiseux, 1, 159. le subtil et percevant engin, 2, 140. toutes ont tendu leurs engins à le prendre, M 121. il n'est tour ne engin que les ditz medecins sachent, N 1, 12. ilz n'y scavoient engin trouver, 1, 284. sans fraulde ne sans deception ne mal engin, 2, 246. ceulx du mal engin, 1, 106; sie sollen in der nähe der Champagne wohnen — vielleicht die Burgunder, nach jenem alten liede: Largesse de Français, et loyauté d'Anglois, netteté d'Alemant, jurement de Normant, bare de Pacart, hardement de Lombart, sapience de Breton, conscience de Bourguignons, confession de beguine, tout ce vault une poitevine. Montaiglon, recueil 6, 197. — l'ostel n'estoit pas si grand qu'il ne sceust bien les engins, N 1, 74.

enmy. descendre enmy la chambre, N 1, 75. enmy les champs, 1, 134.

enparlé. gracieux, courtois et bien enparlé, N 1, 186. si bien abillée et emparlée, M 23.

enquerre. les secrez dont il se devoit bien passer d'enquerre, N 1, 66. sans plus enquerre, 1, 179. noble cuer de homme ne doit point enquerir du fait des femmes, M 81. avient souvent qu'il enquiert petitement des besoignes, 10. il s'enquiert que elle a, 73. il enquiert et serche sa honte et il la trouve, 81. une matrone qui moult et trop enquiert de ceste maladie, N 1, 11. ils s'enqueroient par tout pour l'allegence de la fille, 1, 12. la vieille n'enquist plus avant, 1, 234. pour enqueste qu'il puisse faire, M 73.

ennuyt. (to-night) et ne peux ennuyt dormir, M 54. venez vous en encore ennuyt à douze heures, 68. il nous démonstre ennuyt comme les autres precedentes, N 1, 78. luy va dire comment il a jour assigné de coucher ennuyt avecques sa chambriere, 1, 52. venez ennuyt, 1, 159. il ne cessa ennuyt de faire la besoigne, 1, 180. je ne l'oseroye bonnement ennuyt attendre, 1, 241. 242. pourquoy me suis-je ennuyt couchée, 2, 43. 47. si vous prie tant que je puis que a n u y t vous venez avecques moy, 1, 83.

ens. il entra ens, N 1, 173. 2, 168. les fist entrer ens, 2, 55. vint mettre ens son confesseur, 2, 117. bouté tout ens jusques aux pennes, 1, 156. le mist ens, 2, 196. ilz furent entrez ens, S 50. venez ens, P 848.

ensus. va-t-en ensns de moy, N 1, 47. la chassera paistre ensus de luy, 2, 95. je l'en chasseray ensus de moy, 2, 103. ung pou ensus de ceans, 2, 150. ung lieu ensus d'icy, 2, 152. quant le vaillant homme d' armes sceut l'Escossois e n s e u r de luy, 1, 29.

entente. elle met tousjours son entente à mettre son mari en aucun songe ou pencée, M 72. la diligence ou entente, N 2, 163. ce à quoy tu devois donner entente singuliere, 2, 225. il regardoit tres ententivement, 1, 14.

entier. (integer) la belle fille et entiere, N 1, 91. ceste entiere, leale et parfaicte amour, 1, 138. loyal et entier, 1, 142. pluseurs pennes entieres et de bon cueur, 2, 95. honnesteté et entiere chasteté, S 5. voz prieres me sont entiers commendemens, 87. ung mois entier, 96. je ne me pourroye contenir ne garder l'entiereté de nostre mariage, 2, 235. à rompre et briser mon entiereté, 2, 244. mon entiere chasteté et ma chaste entiereté, 2, 249.

entre. häufig mit verben componiert. s'entramer, N 1, 191. 2, 161. s'entreacoller, 2, 67. s'entretuer, 2, 193.

entour. ceux qui entour luy estoient, N 1, 36. S 65. le maistre bergier qui besoignoit entour de ce parcq, N 2, 34. à l'entour de sa maison, 2, 117. il varioit là entour, 2, 54. la chaine environnée

entour son col, S 191. lignaige d'icy entour plus à louer, P 413.

eries. si son furon a fourragé l'ostel, il n'en peut mais, car des adonc qu'il est par eries ou duyere, il est hors de son chastoy, N 1, 136. eries verstehe ich so wenig wie Wright, ich vermuthe *erres,* ein in dieser epoche häufiges wort, von lat. iter. toutes ses excusacions estoient erres pour besoigner, N 1, 96, d. h. alle ihre einwände waren nur wege um zur sache zu kommen, nur mittel zum zweck; Wright erklärt 'indices' — sehr frei. S'il rencontre en son erre ma damoyselle au nez tortu, Vill. p. 109. combien que cueur n'est qui ne tremble, quand de sonner est en son erre, p. 183, d. h. wenn die grosse glocke von Notre-dame zu läuten unterwegs oder im begriff ist. cf. elle est en voie de mourir, M 157. or luy soit delivré grand erre, de terre vint, en terre tourne, p. 102, nämlich mein körper — eine crux interpretum, ich übersetze: nun sei ihm die grosse fahrt gebahnt. Von erre, das heute noch in wenigen phrasen überbleibt, Littré dict. p. 1481, stammt le chevalier errant, nicht ein umherirrender, sondern ein fahrender ritter; le juif errant, nicht der umirrende, sondern der wandernde jude.

esbanoyer. qui s'esbanoient, ce lui semble, M 10. les aultres poissons qui se esbanoient dedens, 110. elle m'a envoyé de l'argent pour moy esbanoyer, S 54. il se fault aucunes fois, puis es ungs puis aux es aultres, esbanoyer, 242.

esbatre. (lieblingswort La Sales) qui font semblant de noer et soy esbatre, M 5. prendre son esbatement, N 1, 16. par esbatement, 1, 23. par esbastement, S 135. esbatemens, M 112. l'esbat, M 53.

eschever. (vollenden) elle advertiroit du pourchez deshoneste et damnable qu'il s'efforçait d'eschever, N 1, 27. c'est force que j'escheve en haste l'escript que j'ai encommencé, 1, 126. il escheva de lyre sa lettre, 1, 156.

eschiver. (vermeiden) pour eschiver qu'il ne soit pas prins, il se retrait en ung chasteau, M 132. il n'est chose qu'on ne doit entreprandre pour eschever la mort, N 1, 118. vous escheverez ce tres deshonneste pechié d'envie, S 22. eschieve superfluité de vins et de viandes, 24. verwandt mit esquiver, sp. esquivar, it. schiviare, von ahd. schiuhan, scheuen, ags. sceóh; es findet sich noch im altengl. escheve, eschue, wie wenn Spenser sagt: they were virgins all and love eschewed, Fairy Queen. 7, 45.

escient. (sciens) les lessent à l'aventurent crier tout à escient, M 47. et se plaint et mignote tout à escient et d'aguet, 54. elle le fait actendre tout à essient, 63. elle les avoit envoiez tout en essyent et par depit du bon homme, 76. il me sembloit à bon escient que vous estiez revenu, N 1, 88. vous semblerez tout à bon

escient estre une femme, 1, 94. vous laissez à escient ce qui vous peut de mort garder, 1, 119. vous avez double peché, comme de faulser vostre veu et de mentir à escient, 1, 182. elle vit que c'estoit à bon escient, 1, 187. cuidoit à bon escient, 1, 223. sa chambre qui estoit belle à bon escient, 1, 227. gracieuse et belle à bon escient, 1, 233. c'est à bon escient, 2, 133. elles estoient bonnes à bon escient, 2, 221. à bon escient dictes nous, S 223. est il malade à bon escient, P 630. Escient lässt sich fast immer durch wirklich, wahrhaftig übersetzen.

esclandre. il n'y a point eu esclandre, M 150. doubtant l'esclandre de son fait, N 1, 100. par doubte d'esclandre, 1, 128. pour eviter esclandre, 1, 283. qui n'estoit pou d'esclandre aux gens d'eglise, 2, 198. toute deceute et esclandrie, 1, 110.

escondire. (prov. escondir) rien ne luy fut escondit de ce qu'il osa demander, N 1, 223. elle ne l'escondit pas, 1, 257. le desiré plaisir ne luy fut pas escondit, 1, 268. *esconduire* ist gewiss dasselbe wort, Littré dict. 1288; pou de gens estoient esconduis de l'amouseuse distribucion, N 1, 81. nous ne sommes esconduyttes, S 87. on verray se vous m'escondyrez, 257. ne m'esconduirez point de ce que je vous requiers, Tabarin 2, 69. wenn La Sale verschiedene formen desselben wortes in verschiedenen büchern verwendet, so ist das nicht auffallender, als wenn bei uns jemand gescheit und bezeigen schreibt, nach einigen jahren aber gescheut und bezeugen.

esjoïr. qui s'esjoissoit plus enrichy d'une belle fille, N 1, 10. le convoiteux plus pleure en perdant qu'il ne s'esjouyst en ayant, S 23. les dons et promesses esjouissent, lient et emprisonnent leurs cueurs, 67.

esmerveiller. m'en esmerveille bien, M 109. bien m'esmerveille, 122. je ne sçay trop esmerveiller de vostre fait, N 1, 57. chascun s'en esmerveilloit, S 84.

esmoyer. il ne s'esmoye fors de tirer esguillettes, M 9. il ne s'esmoye point, ib. qui ne se souloit esmoier fors de chanter, 10. ne s'esmoie point d'en issir, 10. ne se esmoient dont il vient, 38. ne vous esmoiez jà de robes, 62. la geline ne s'esmoye que de manger, 85. il ne s'esmoye de nulle chose, 116. ne vous esmayez, jà de ce que je vous diray, N 2, 183. ne vous esmaiez de riens, S 54. et du surplus de vostre despence ne vous esmaiez, 75. ilz seront tous en grant esmoy, P 914. ce ne m'est grant esmoy, Villon p. 109.

especial. leurs choses especialles, M 11. especial amy du mary, 24. ses especiaulx amis, 77. 136. ses plus especialles commeres, 154. par especial, 102. 116. N 1, 34. 158. especialement, 1, 157. S 71. neben specialement, N 1, 23. 1, 280. 2, 77. S. 206. grant especialité d'amis, S 127.

espoir. pluseurs menues folies, auxquelles espoir trop se donnoit, N 1, 57. mieulx on ne peut faire que d'abreger l'execution en lieu de ce que trop espoir j'ay differé, 1, 79. fait merveilles d'armes, et espoir plus que bon ne luy fut, 1, 97. ou espoir pour aultre chose, 1, 128. ces ribaulx moynes ont fait merveilles d'armes, et espoir plus et mieulx que nous ne savons faire, 1, 182. espoir qu'il n'est pas homme, il le fault esprouver, 1, 277. espoir qu'elles estoient de serviteurs pourveus, 2, 39. quoy que le pouvre homme feist bien la besoigne et s'efforçast espoir plus souvent qu'il ne deust, si n'estoit euvre qu'il fist agreablement receu, 2, 144. se ce ne fust vostre mariage, qui vous fera repatrier, et espoire plus grans bien perdre que vous n'y avez, 1, 262.

estat. selon l'estat dont il est, M 9. 27. 42. 43. 87. 116. selon l'estat où il est, 132. sa femme convient mectre en estat ainsi qu'il appartient, 10. aultres femmes de son estat, 11. tant fust-elle de petit estat, 12. je ne le dy pas pour mon estat, 12. quel estat avoient-elles à ceste feste? 12. il n'avoit si petite de l'estat dont je suis, 12. les femmes de tel et de tel sont en tel estat comme je suis, 14. elle maudit tous ceux qui premierement amenerent si grands etats, 18. quatre hommes d'estat, 74. quierent granz estaz à leurs femmes, 139. aler en estat, 1, 146. en grant estat, S 175.

ester. pour Dieu lessés moy ester, M 14. 36. 54. quoy dea, lessons ester ces parolles, 35. 46. lessez en ester les parolles, 107. ne peut ester ne fere contenance, 154.

estire. elle ne laissa pas pourtout l'emprinse encommeneeé, mais de plus belle rend estire, N 1, 126. diese lesart ist sinnlos, vielleicht estor, estur (kampf) zu schreiben, von ahd. storjan, ags. styran, oder selbst, und dieses glaube ich,

estorce. lors bataillent par maintes manieres et estorces, M 69. elle luy donne de grans estorces, 126. lui ay je baillé belle estorce? P 1545.

estuve. il fist tantost tirer les baings chauffer les estuves, N 1, 3. qu'il venoit de la taverne et des estuves et des lieux deshonnestes et dissoluz, 1, 8. tirer le baing et chauffer les estuves, 1, 21. Geheizte bäder spielen in novellen eine grosse rolle, schon bei Boccaz, dec. 3, 6; bagnio ist gradezu bordell; von diesem selben worte, fr. baing, leite ich 'bankert' ab.

eur. (augurium) cest eur, N 2, 69. jamais si grand eur ne luy vint, 2, 162. là arriva de son eur, 2, 239. l'heur de mon adventure, S 99. noch bei Molière: un grand heur, Les Facheux, 3, 2. mon mal eur, N 1, 70. mal euré, M 14. maleurté, 146. maleurtez, 161. maleuretez, 6. 94. eureux, N 1, 1.

exploicter. elle ne exploicte à danser et à chanter, M 23. et si bien exploicta à l'ayde du grand desir qu'il a de se trouver en sa maison, que en pou de jours en Artois se trouva, N 1, 86.

Faillir. il avient que faille aucune chose qui leur plaise, M 28. aucunes fois la reigle faut, 87. à pou que son loyal cueur ne failloit, N 1, 3. à peu que le cueur ne luy faillist, 1, 106. si je vous faulx, je veil qu'on me tue, 1, 127. et tantost apres la feste faillye, 2, 167, nach beendigung des festes.

faim. son maistre, qui tant grant faim avoit de rire que à peine il savoit parler, N 2, 131. il auroit grant fain de tencer, P 149. il avoit faim de veoir le contenu, 1, 235.

faire. il n'est home si enragé que sa femme ne face franc et debonaire, M 30. la dame fait *le* malade, 79. gens dont je n'ay que faire, 80. ils font faire aux apothecaires clisteres, N 1, 12. et de fait eut bien le courage demander à faire pour l'amour de Dieu, 1, 81, unsere wüstlinge würden sagen: es thun. *faire* als substitut für ein vorhergegangenes verb: il me salua, si feis je luy, N 1, 20. mettez tout sur nous, ce dirent elles, nous l'appaiserons bien. — Creez qui si feray-je, dit-elle, 1, 163. madame, donnez le moy et puis je le diray. Non feray, dist-elle, S 210. ne vous fiez vous pas en moy? si fais, dist-elle, ib. vous vous courroucez sans cause. Non fais, sire, fait-elle, M 14. pou Dieu, fait-il, ne dites pas que vous m'en avez parlé . . non ferai-je, fait-il, 125. je ne entreray à feste de ceste année. — Par ma foi, m'amie, si ferez, M 17. Je croy qu'il est temps que je boive pour m'en aler — Ha! non feray, P 498. non feray und si feray entsprechen demnach unserm nein! doch! Für sprechen, sagen wird faire in zwei büchern La Sale's, den ehefreuden und dem Pathelin, angewandt: fait-il, fait-elle (inquit), M 11. 12. cet. fais-je, P 410. 412. ferez vous, P 475. fait-il, 1099. feray je, 1173. fist-il, 446; und zwar nur in parenthese, wie inquit, says he oder quoth he, fast nur im praesens und futurum. — Me voulez-vous faire entendant de vessies que sont lanternes, P 800. L'on me fait entendre que la façon du faire (es zu thun) est tant plaisante, N 2, 26, an welcher stelle andere mss. gleichfalls fait entendant haben. Génin, p. 299. — *fait* als subst. pensant et considerant le fait de mariage, M 6. vous devez regarder à vostre fait, 15. elle cogneut bien son fait, 17. vous savez bien nostre fait, 35. le fait du mary n'est rien prisé, 53. el ne prise rien son fait, 52. (im obscönen sinne) pour venir au fait de ceste histoire, N 1, 81. vouloit tant sçavoir son fait, S 59. (verhältniss, lage). — *faictis.* Qu'il est souef, doulx et traitis! — Je l'ay fait faire tout faitis . . P 181. drap faictis S c. 43 der ausg. von 1724, in der von Guichard finde ich es nicht.

Ces bras longs et ces mains tretisses, petits tetins, hanches charnues, eslevées, propres, faictisses, a tenir amoureuses lysses, Vill. p. 78. an der ersten stelle von Génin durch 'fait exprés,' an der letzten durch Jacob le bibliophile durch 'bien fait' (ma jambe bien faite, Béranger, la grand'mère) erklärt; die bedeutung des stammworts facticius begünstigt die letzte erklärung. *fasson,* noch in seiner ursprünglichen bedeutung: was aber cestes heissen mag, weiss ich ebensowenig wie le juger fut differé jusques à la fasson de cestes, N 1, 16; Wright.

ferir. elle qui tant à ferir son coup que elle a tendu pour avoir la robe n'en fera riens, M 16. il fiert tant qu'il peut de son pié contre la porte, N 1, 7. qui tousjours par le François faisoit ferir par l'aultre, 1, 36. il n'en estoit en rien feru, 1, 205. il fiert dedans comme ung loup dedans les brebis, 2, 158. il eust par derriere feru messire Enguerrant, S 112. il le ferit tel coup, 121. il fiert à dextre et à senestre, 203. navrez et feruz, 205. ce tres enflammé dart d'amours fiert le cueur de l'ung et puis de l'aultre, 230. feru de l'amour d'elle, N 1, 55. feru et attaint bien au vif d'une damoiselle, 2, 31. ilz n'estoient feruz d'aultre mal que d'amours, S 19. fort feru du maudit mal de jalousie, N 1, 233. ferue de la maladie, 2, 25. Noch bei Molière: peut-être en avez vous déjà féru quelqu'une, Ecole des femmes, 1, 6.

fiance. si n'estoit la fiance de vous, elle n'yroit point, M 23. il avoit parfect fiance, confidence et amour en ung jeune et gracieux gentilhomme, N 1, 56. prend si peu de fiance en luy, 1, 205. sur ceste fiance tant y alla, 1, 267. luy firent fiancer et donner caution et seureté, 2, 227.

finance. qu'il face finance des chevaulx, M 99. il se fut mis à finance, N 1, 32. pour faire finance de sa renson, ib. s'il se vouldra mettre à finance, 1, 163. je feray voluntiers finance de la toille, 1, 165. faire finance de pluseurs choses, 1, 224. on eust eu nouvelle de luy pour faire sa finance, 2, 98. (soviel wie auslösung). la despense et finance à ce necessaire, S 85.

finer. (beenden) et finera miserablement ses jours, M 20; daneben finiront, 8. il ne m'a finé à journée de prier, 124. lors est la guerre finée, 104. la pouvre femme ne fine de plourer, 157. puisque tu veulx par mes mains finer affin d'aller en paradis, N 1, 40. sa queste en amours doit estre bien finée, 1, 57. ne fina de courre, 1, 132. il n'eut pas finé ce propos, 1, 164. et ce procès finy, ib. sa bonne entreprinse, pour laquelle achever il ne finoit nuyt ne jour de adviser et de penser, 1, 235. il sembloit que le monde fust finé, 1, 237. reclus et plain de melancolie fina bien tost apres ses dolens jours, 2, 82. son long proces finant, 2, 226. ils finerent leurs parolles, S 223. vostre corps

ne fine tousjours, tousjours de besongner, P 187. je ne fine jour et nuit de nourrir porcs, poulcins, aines, M 79. elle desiroit le jeusne estre parfaict et finé, N 2, 246. si ne pourrez mal finer, S 76.

finer. (erreichen, gelangen zu, eig. zu ende kommen mit) encore n'ay je peu finer d'un pouvre baiser, N 1, 293. vous ne vous en yrez pas si je ne la puis finer, 2, 20. ung compaignon dont elle ne peut finer sinon à grand paour et à la goulée, M 86. les plus beaulx (chevraux) qu'on pourroit finer, S 213. de son pareil ne peult on mye finer ou royaulme de France, 266. vous avez les harnois pour vostre corps, n'en finerez vous pas bien encore d'ung aultre qui servist à ce chevalier, 266. de bons vins se en povons finer, 264.

force. par la force sainte Marie, N 1, 7. mais est force qu'ilz demeurent là, M 5. c'est force que les medecins de la ville et d'environ soient mandez, N 1, 11. me fut force de me rendre, 1, 34. force luy fut le chareton avec luy et sa femme en son lit heberger, 1, 44. force luy estoit de l'esconter, 1, 51. si fut force à nostre gentilhomme d'abandonner sa dame, 1, 120. force fut à la belle nonnain ou de perdre le bruit de sa tres large courtoisie ou d'accorder ou moyne, 1, 81. c'est force que vous eloignez, 1, 142. force est, que je m'en aille, 1, 265. force m'est aujourd'hui habandonner ce monde, 2, 25. force leur fut l'ung de l'aultre departir, S 134. force luy fust d'obeir, 158. si ne se peut elle contenir, que force de rire ne la surprint, N 1, 14. ce rire à force retenu, ib. ne dy plus bée, il n'y a force, P 1544.

forcené. il s'en va hastivement tout forcené, M 147. sa mere toute enragée, forcenée et tant marrie, N 1. 47. elle estoit ainsi que forcenée, 1, 252. vous estes trestout forcené, P 827.

fors. il ne s'esmoye fors de tirer esquillettes, M 9. 10. je vouldroye que je ne alasse james hors de nostre meson fors à l'eiglise, 17. nostre gentilhomme ne venoit en son hostel fors à l'occasion de sa femme, N 2, 9. lors lui dirent comment il servoit toutes les dames fors que elles, S 12. je coignois tout, fors que moymesme, Vill. p. 222.

fort. mais au fort, faites à vostre guise, M 76. il parla au fort, en la fin, et dist, N 1, 113. au fort el s'appeisa, 1, 121. je suis au fort contente, 2, 172. au fort, c'est toujours vostre guise, P 555.

frisque. un tres tel et frisque chappel de plumes, S 106. douze paremens pour les douze jours, riches, frisques et apparens, 163. ung gent, frisque et fringant cheval de compaignon qui soit bien vif et saillant, 64. ung gentil escuier frisque, frez et friant en bon point, N 2, 135.

Galler. pour galler et parler de leurs choses, M 96. parler et galler ensemble, 137. une femme qui joue et galle, 146. il y aura beu et gallé, P 314. je plains le temps de ma jeunesse, auquel j'ay plus qu'autre gallé, Vill. p. 51. la fenestre où la *galée* estoit, N 1, 231. celle *gallerie,* M 96. une femme qui est une tres bonne *galoise,* 83. 86. Vielleicht gehört hierzu auch galioffe: regardez quel galioffe! il a couché plus de vingt nuiz aveeques ma femme, N 1, 282.

gecter. gecter larmes à grande abundance, N 1, 23. gecta un bien hault et dur cry, 1, 174. elle giete ung cry d'alaine souppireux, M 126. gectée par terre, S 204.

gent. vous estes belle et gent et gracieuse, M 122. tres belle femme et gente, N 1, 1. belle et gente, 1, 16. gente de corps et en bon point, 1, 129. bien et gentement, 1, 146. esquelles maisons avoit gentes salles, S 163. pa sainte Marie la gente, P 987. de bonté, beaulté et genteté, passoit toutes les filles d'elle plus eagées, N 1, 10.

gesir. nous fauldra gesir en ung meschant village, N 2, 148. les chamberières de leurs mesons quant elles gisent (sont en couches), M 33. le cueur ne me gist pas bien de ceste vision, N 2, 113. gisant à terre, S 175. *giste* (nachtlager) s'en vient cy ou giste, M 74. il leur souvenoit du giste que monseigneur a fait ou bahu, N 1, 166. refuser ung giste aux chevaliers errans, 2, 150. où il peut aller le soir au giste, S 241. *gesine* (couches) la charge de la penser, garder et aider en sa gesine, N 1, 123.

glout. gloute et jalouse, M 142. jaloux et glous, 144. si jalouses et si gloutes, 145.

gorgias. (élégant) faisoit du gorgias, N 2, 197. deux ou trois gorgyas qui la devoient accompaigner, 1, 290. noch im XVI. jh. ils se gorgiasent en la nouvelleté, Montaigne ed. Le Clerc 2, 314.

goute. pleust or à dieu qu'il n'y vist goute! P 97. je n'y voy goute, 731. 1349. das wort spielt die rolle von mye, rien, point, pas. où l'en ne voit goute, N 1, 195.

grand. moult grandement se repentist, M 5. nous n'avons pas grant argent à present, 13. je vous baille le grand congié et le grand adieu, N 2, 96. il avoit eu grandement à faire, S 13. grammment, 17. N 1, 11. M., P., S. gewähren im femininum sg. fast beständig grant, N. grande, im pl. grandes, selten grans.

gros. une grosse ryviere, M 5, N 1, 291. 2, 35. une grosse pencion, M 88. leur deffent à grousses peines, 114. une grousse renczon, 132. il me mist en la grosse alaine, 149. une bonne et grosse abbaye, N 1, 114. grosse despence, 1, 146. grosse peine et grand diligence, 2, 167. une des plus grosses villes, 2, 187. grosse et enceincte, 1, 46. elle devient grousse, M 26. *groisse,* subst. el est plus malade de ceste groisse, M 96.

guet. elles font bon guet devers matin, M 150. celle qui pour la nuit le guet y devoit, N 1, 3. aussi voluntier qu'on va en guet, 1, 37. faisant le guet, 1, 75. il n'y fault jà guet sur elle, 1, 147. si fist le guet par pluseurs nuiz, 1, 206. que oncques le guet de la vieille serpente n'en eut la cognoissance, 1, 234. elle fera le guet de celle, 1, 233. tant faisoit faire le guet sus eulx, 1, 284. le guet par nuyt, 2, 63. où il devoit asseoir son guet, 2, 117. le membre où il devoit plus de guet et de soin, 2, 173. ils ordonnerent une gaitte sur un arbre, 2, 126. guetter, 1, 284.

Happer. il happera ce benefice, 1, 264. maistre moyne happa cest argent, 2, 157. vous l'avez happé par blasonner, P 455. Je happeray là une prune, 504. Quand viennent gens, je vous happe le pot, Vill. p. 161.

hardement. jolis et gaillart maintien de femme donne hardement à couard ribaut de parler, M 30. print cueur hardement et vouloir de soy defendre, N 2, 103. hardement de Lombard, Montaiglon recueil, 6, 197. *hardiement.* dy le moy hardiement, M 148. dictes moy hardiement, N 1, 108. dictes hardiement, S 224. dites hardiment que j'affole, P 1186. parle hardiement, 1548. j'en seray bien maistre hardiment, N 1, 29. hardyement amoureux, 1, 150.

haste. pour la haste qu'il a de taster du past avient souvent, M 10. à grande haste, 25. à grande haste, 130. N 1, 35. à grant haste, M 132. S 204. en haste, N 1, 3. 137. à haste N 1, 4. tout à haste, 1, 14. hastivement, M 147. S 236.

heberger. force luy fut le chareton avec luy et sa femme en son lit heberger, N 1, 44. hebergez vous telz hostes ceans, 1, 189. herberger les povres, S 38.

heure. lors regarde bien et temps et heure, M 11. au jour et heure, S 102. à heure non accoustumée, M 16. en la bonne heure, N 2, 130. la bonne fille entendit tantost quelle heure il estoit, 1, 129. en peu d'heure, 1, 87. 102. en peu d'eure, S 277. en pou d'heure, N 1, 13. 19. en l'heure, N 1, 134. P 39. disant ses heures, N 1, 38. tandiz que je diroye mes heures, 1, 163. ses heures en sa main, 1, 249. — jenes selbe buch, dem La Sale die idee der Quinze joyes entnommen hat.

heurter. heurte bien fort à l'huys de le chambre, N 1, 3. hurte à l'huys assez rudement, 1, 6. heurta de son baston ung tres lourd coup, 1, 87. hourter à ma chambre, 1, 59. ils les vindrent tellement hurter, que tous passerent jusques aux bannieres, S 204. rehurter, N 1, 174. l'assault et hurt de ce poulain, 1, 44. de son baston ung coup heurta, et la nonnain n'attendit pas l'autre hurt, 1, 83.

hober. ne se aide point ne mais ne se hobe que une pierre, M 56. il

ne peut hauber d'ung lieu, 105. helas! il ne hobe, P 591. tire t'en pres et ne t'en hobes, Vill. p. 157.

homs. le pouvre homs, M 10. les jeunes homs, ib. passim. ung sage homs, N 1, 275. ung homs si rebelle, P 405. omme, M 124. N 1; 127. S 142. ome, M 113.

housé. tout housé encores qui estoit, N 1, 130. tout housé et esperonné, 2, 182. S 176.

housser. et housse sa robe longue, N 2, 133. l'arbre mieux houssée de bois, 1, 64. richement houssé d'orfaverie, S 203.

hucher. le bon homme huche et appelle ses gens, M 75. ilz ont beau hucher, il n'a garde de respondre, N 1, 41. si hucha arriere à ce cry la royne sa damoiselle, 1, 171. qui nous avez si bien huchez, 1, 180. qui huche, appelle et invite, 1, 201. 219. ils furent huchez à dire et plaidoyer leur cause, 2, 171. n'estoit de mot sonné ne huché, 2, 180. en passant huchoit bien, P 324. rehucher, N 1, 228.

huy. ne beu ne mengé huy, M 45. il faisoit huy ung pelerinage, demain ung aultre, N 1, 61. n'a pas sent ans d'huy, 1, 173. huy matin, S 51.

hypocras. ung petit rippopé apres ung bon hypocras ou pineau, M 53. faire pastez, tartres et ypocras, N 1, 3. il fait servir ma dame de toustées a l'ypocras blanc, S 130. boire ypocras, à jour et à nuyctée, Vill. p. 152.

Illec. à deux lieues pres d'illec, N 1, 38. et illec leur compta toute la chose, 2, 56. ilz eurent illec esté, 2, 66. sagesse n'avoit illec bien, 2, 123. et se fist illec enfermer, 2, 180. a esté illec le povre homme, P 679. à six heures ou illec environ, 1202. illecques, S 3. Cron. de Flandr. p. 732.

incontinent. elle incontinent l'en advertiroit, N 1, 2. 13. fait habiller incontinent son escuier 1, 87. 123. passim. la peine incontinent ensuit son meffait, S 32.

ire. il enrage d'ire et d'angoisse, M 147. chargé d'ire et de courroux, N 1, 7. qui vous a ainsi meu à ire, N 2, 234. elle estaint des coeurs les yres, S 71. ireux, 18.

issir. maniere comment ilz en pourront issir, M 4. 10. de yssir dont il est, N 1, 162. à l'yssir de vostre chambre, S 42. il feist messire Enguerrant yssir le premier, 111. dont il n'ystra james, M 109. vous n'en ystriez pas de l'orine du pere, P 185. quant elle yst hors du fondement, 669. aultre mot n'ysse de ta bouche, 1176. monseigneur yssit dehors, N 1, 167. de sa chambre yssit, S 237. ilz yssirent hors, 248. en yssant hors de la dicte chambre, N 2, 66. ma cousine prochaine, yssue de noble maison, N 2, 216. une yssue de derriere, 2, 57. et aux enclos donner yssue, leurs liens et fers deslier, Vill. p. 211.

ymaginacion. on le feist seoir à la table, où il reprint nouvelle yma-

ginacion par boire et menger largement, N 1, 5. dagegen remply de fantasies et de soucis, N 2, 224 — was uns an Shakespeare erinnert: present fears are less than horrible imaginings, Macb. 1, 3.

Jà. je ne vous en diray jà rien, M 11. il n'est jà mestier que je le vous dye, 11. jà ne dormira de toute la nuict, 17. se seroye rompue comme je suis jà, 35. jà mal ne vous en pourra venir, S 41. si n'en dist mot, mais pourtant jà n'en pensa moins, 240. puisque vous estes bien garie, il n'est jà mestier que vous traveillez plus monseigneur, N 1, 21. il n'est jà mestier d'ainsi faire, 1, 40; passim. veez cy jà retourné bon mary, 1, 3. la fasson que j'ay jà dicte, 1, 44.

james. james bouche de homme ne toucheroit à la mienne, M 15, der artikel des subst. mangelt bei james, wie im engl. Savez vous bien qu'il me fault paier le disme. — quel disme? — ha hors, dit-elle, c'est ung james, N 1, 195. et faisions la plus grande chere de jamais, 2, 88.

joïr. tu ne joïras que Dieu me ait donné, M 107. pour veoir et jeoir de sa dame, N 1, 28. celui qui en joissoit, 1, 183.

jasoit. jasoit ce que elle soit proude femme, elle met son intencion, M 72. jasoit ce qu'il fust fort courroucé, toutesfoiz refraint son ire, N 1, 7. elle jasoit qu'encores marrye, voyant la parfecte contrition du bon homme, cessa son dire, 1, 9. jasoit qu'il fust las et traveillé, n'en avoit garde, 1, 44. jasoit qu'il soit marié, si n'est-il pas pourtant du gracieux service d'amours osté, 1, 57. jaçoit ce qu'on pourroit dire, S 30. passim.

jouer. il se joue et delicte ung peu de temps, M 10. elle se joue ainsi, 73. ceulx qui se jouent avecques vous, S 126.

jour. ne reprouchés pas un de ces jour que je vous aie faict mettre vostre argent, M 18. cf. engl. one of these days. de nuit ou de jour, M 27. le bon homme ne mengea de tout le jour, 31. ung jour entre les aultres, N 1, 21. 43. par ung jour de dimenche, 1, 48. tout jour balochoit, 2, 156. un fort je feray quelque jour de vous, 1, 163. si se tira par devers la justice du parlement, devant lequel fut baillé jour à nostre homme, 1, 15. elle bailla journée à l'Escossais un lendemain en soir, 1, 27. à journée (den ganzen tag), M 85. (kampf) s'il accepte la journée, je viendray tenir vostre place, N 1, 51.

jouste. ils ne se povent partir de jouste leur femmes pour aller à dix lieues, M 136. elle aroit à la jouste failly, N 1, 171. autant faisoit pour elle qu'oncques serviteur fist pour sa dame, comme de joustes, d'habillemens, 2, 147. ne peut trouver la maniere d'estre receu à cest escu ne ceste jouste, 2, 169. de quelles lances il vauldra jouster encontre son escu, 1, 83. tres souvent joustoit, faisoient mommeris, bancquetz, 2, 21. un gentil chevalier,

jeune, bruyant, jousteur, danseur, ib. enjoignant à la mariée, qu'elle empoignast baudement le bourdon joustouer, 2, 172, La Sale liebt den geschlechtlichen umgang als einen kampf darzustellen, — daher die ausdrücke jouste, bourdon, escu, rompre une lance, etc.

jus. il saulta jus du chariot, 2, 23. se coula tout doulcement jus de son lit, 2, 43. mettre jus leurs habiz, 2, 50. le bouter jus, 2, 127. si jecta jus chape et surplis, 2, 139. il la rue jus et monte sur le lit, 2, 168.

Landes. et devant ces devises elle n'oblya pas de le servir de landes, Dieu scet, largement. une foiz le boutoit du coste en escripvant, une aultre foiz luy ruvit des pierrettes, N 1, 125. ein kühnes bild, wenn lande die heide bedeutet; wahrscheinlich ist der text verderbt.

las, wovon hé las! eig. heu me miserum! Il ne s'en est à pied allé, n'à cheval; las! et comment donc? Vill. p. 51. quand je pense, las! au bon temps, quelle fus, quelle devenue, p. 77. sagt die schöne putzmacherin; eigentlich gebührt aber dem femininum die form lasse! pouvre lasse, pour quoy ne vient la mort te prendre? M 19. hé lasse moy dolente! dist Ysabel, S 57. lasse! dolente maleureuse, 141. par les angoisses dieu, moi lasse! P 571. or demourray je povre et lasse! 974. ha a, lasse! comme se poirait-il faire, fait-elle, M 156. lasse! il m'a tant amée, La Sale, Notice des manuscrits de la bibl. nation. 5, 396.

lerme. et lui en viennent les lermes aux yeulx de pitié, M 98. je pleureray à chaudes lermes: fermes, P 495, wo Génin mit unrecht larmes setzt; je vouldroye que je ne peusse lerme gecter, S 93. les yeulx luy lermoyent, 9. les yeulx l'ung de l'autre lermoyens, 81.

lesdanger. lesdangée et tencée, N 2, 137. elle ledangea son mary, 2, 58. que me vouldroit laidanger de ce mot, Vill. p. 82.

lez. (latus) à tous lez, N 2, 119. elle se pourchassoit à tous lez, 2, 187. requert dames de tous lez, S 17. brodé aux deux lez de diamant, 78. de l'autre lez, 111. que lé a il? lé de Bruxelles, P 259. je vous vy de lez la royne, S 152. une eschalle que ung couvreur avoit laissée lez son ouvrage, N 1, 253. — unes lettres qui narroient tout du long et du lé les amours, N 1, 154. il compta à son maistre du long et du lé la verité de son adventure, 1, 266. en ce monde cy transitoire, tant qu'il a de long et de lé, Vill. p. 43.

liens, *leans*. quant est liens enclos, on lui ferme la porte, M 1. il se joue et delicte un peu de temps liens, 10. leurs maistres sont liens, 79. qu'on le boutast hors de leans par la posterne, N 1, 5. il part de leans, 1, 13. ils parlerent au maistre de leans, 1, 14. passim.

lie. lye et joyeuse, N 1, 113. joyeuse et lie, S 92. lie chiere, 260. lyement et de bon cueur, N 1, 141. tres lyement et honorablement, 1, 147. liement, S 41. tres liée et joyeuse, N 1, 113. la liesse de madame, S 260. joyes et liesses, M 7. sont en toutes joies et liesses, 73.

lieu. je suis d'aussi bon lieu comme dame, damoiselle ou bourgoise qui y fust, M 12. qui sont de aussi bon lieu, 78. combien que de bon lieu vous estes, S 63. il est de lieu honeste, Vill. p. 18.

linceul. il ne peut le bon hommes avoir linceulx frais, M 78. ils couchent en linceulx communs, ib. ensevely entre deux linceux, N 1, 42.

lopin. ilz ont ce lopin d'avantage, M 114. un grant loppin de sa terre, 124. il n'en demoura oncques lopin, N 2, 158. il n'en peut oncques recouvrer d'un seul lopin, 2, 220. grant bien leurs feisssent maintz lopins, Vill. p. 159.

los. digne d'avoir bruit et los, N 1, 204. avoient grand bruyt et bon los de bien savoir remonstrer aux pecheurs leurs defaultes, 1, 193. au moins en avez vous le los, P 57. je n'ay pas le los tel, 1534.

Maille. je ne donne pas de robbe qui soit au monde une maille, M 18. je ne donneraye pas maille du surplus, N 1, 175. nous n'avons ne denier ne meille, P 70.

mal. malle chiere, M 16. il est mal homme, 29. tous les maulx jours, 40. allez coucher en mal repos dont vous venez, N 1, 7. à la mal heure, 1, 11. mettre male paix entre monseigneur et madame, 1, 91. je fu bien mal de monseigneur mon pere et suis encor, M 14. c'est mal dit, P 512. les demarches sourdes et mal seures, N 1, 38. le fait est mallement plus grant que celuy du bon homme, M 87. est tournée la chance mallement, 104. mallement orgueilleuse, 120 cf. male superbus, Hor. sat. 2. 6, 87. leur ennuyoit mallement, S 48.

maltalent. esprins d'ire et de maltalent, N 1, 196. 242. courroux, noise ou maltalent, 2, 61. sans nulles haynes, ne envyes, ou mal tallent, S 120. esprins de mal tallent, 271.

mat. il est si mat, si las, si dompté du travail, M 40. mat et las, 49. le cueur ung poy mathé, 73. une sure et matte chere, N 1, 208. triste chere et matte elle faisoit, 2, 144. elle fist tres mathe chere, S 242. pions y feront mate chere, Vill. p. 101. elle l'eut matté comme son compagnon, N 2, 27. matt machen, hingegen mater la chair, M 7, ist das fleisch ertödten, mactare, sp. matar.

matin. se levera bien matin, M 16. de coucher tart et lever matin, 27. le lendemain bien matin, 33. des à matin, 78. se desconcha si matin, N 1, 86. bien matin encores estoit, 1, 92. ung bien matin, 2, 138. lever matin, S 24. au plus matin, 215.

mauldire. mauldite soit l'eure que je fus oncques née, et que je ne

mourus en mes aubes, M 19. 33. 157. maudisant l'eure qu'oncques elle eut son accointance, ensemble et sa tres maudicte allyance, N 1, 8. maudicte soit l'heure qu'oncque monseigneur mon pere les accoincta, 1, 199. helas! que maudicte soit l'heure qu'oncques je vous cogneu, 2, 119.

mauvestié. moult seroye traistresse si je vous faisoie mauvestié ne trahison, M 93. il cogneut que par beau ne par lait il ne la povoit oster de sa mauvaistié, N 2, 161. la condicion de maulvaistié est telle, que d'elle mesme, où elle n'a nulz contredisans, si deschiet elle et se publie à l'apparant de tous, S 43.

mectre. comment il pourra apaiser sa femme et mectre remede en sa depte, M 20. il ne pourroit plus mectre remede en moy, 29. autre remede ne peut y metre, 109. il y fault metre remede qui pourra, 150. elle y mettroit remede, N 2, 179. une femme n'a que faire mectre paine d'acquerre la grace de celui qui l'aime bien, M 74. met paine jour et nuit à le retenir, 135. qui mect paine de soy advancer, N 1, 87. mectre en estat, M 10. ne luy acoustumez pas ainsi à vous lesser mectre sous les piez, 28. qui scet bien où il met le sien, 57. elle met son intencion d'estre mestresse, 72. à se mectre le moins mal qu'il a peu, 112. il met son ame entre les mains de sa femme, 134. Dieu vous mecte en mal an! N 2, 40. mectre à fin, S 271. je ne les blasme pas de soy mettre en mariage, M 7. je feray une chose de quoy je me mectray à l'aventure, 68. ne te met point si avans, 107. ilz se mectent avecques eux à grans vollées et grand haste, 111. à se mectre le moins mal qu'il a peu, 112. à l'heure assignée se met avec lui pas devens la nonnain, N 1, 53. se mect à voye devers les bons seigneurs de Perusse, 1, 85. se mect en chemin, 1, 86. il met son ame entre les mains de sa femme, M 134, — er stirbt.

mener. de mener tel dueil et si grand, N 1, 139. menerent grand joye, 2, 71. Dieu scet la vie qu'elle menoit, 2, 74. 170. menoit la plus doloreuse vie du monde, 2, 154. diray du dueil que madame maine, S 222. menerent grand dueil, S 187.

menu. pluseurs citez et villes et pluseurs autres menues peuples, M 2. pluseurs menues folies, N 1, 57. une menue queste, 1, 147. elle gectoit l'oeil souvent et menu sur ce bergier, 2, 35. aultres menues entretenances, 2, 30. aultres menues vitailles, 2, 130. aultres menues manieres, 2, 198. sa personne estoit tousjours linge et menue, S 4. si jeune et si menu, 140. Dieu! qu'il a dessoubz son heaulme de menues conclusions! P 997. villenaille et menu peuple, Cron. de Flandre. p. 731. une robe fourrée de bon gris ou de menu-ver, M 12.

mercy. Dieu mercy! M 12. la Dieu mercy, N 1, 25. pour Dieu mercy, 1, 111. Dieu mercy et la vostre, 2, 42. la vostre mercy, 2,

160. crya mercy à Talebot, 1, 36. je vous crye mercy, 1, 37. elle crya mercy à son mary, 2, 7. requerant à ma dame mercy, S 13. Je crye à toutes gens merciz, Villon p. 187.

merveille. j'ay si grant mal en ung costé et ou ventre, que c'est merveilles, M 54. elle a si grant paour de son seigneur, que c'est merveilles, 64. elle a si grant envie que c'est merveilles, 68. elle est tant malade que c'est merveilles, 96. qui en sont si doulans, que c'est merveilles, 126. elle fait si grand douleur, que c'est merveilles, 137. c'est merveilles qu'elle ne se tue, 144. à merveilles esbahy, N 1, 33. si tres yvre que merveilles, 1, 38. avoit tant grand faim que merveille, 1, 39. ce n'est pas de merveilles, 1, 54. tant luy dit que c'est merveille, 1, 66. dont n'est mye merveilles, S 1. je me donne grant merveille, N 1, 272. 2, 222. ilz se donnerent grans merveilles, 1, 41.

meschef. (mischief) à l'aventure a fait grant meschef du sien, M 30. s'il n'avoit paine et meschief à desmesure, 99. tout le mal et le meschief, 132. le grant meschef qui fort la tourmentoit, N 1, 12. à quelque meschef que ce fust, 1, 228. si en feray tout seul le meschief, 2, 233. non sentant le meschief qu'il avoit, S 121. aulcun meschief du corps ou de son honneur, S 141.

mescheoir. il lui mescheist tant, qu'il la voulsist rebeller de respondre, M 133. il lui avoit bien à mescheoir, 157. auquel il mescheut d'avoir femme espousee, N 1, 295.

meshuy. le maltalent ne se monstra meshuy si aspry ne si venimeux, N 1, 8; d. h. fortan. si vous prie que aiez pacience meshuy, et demain je besoigneray à vous, 1, 48. il n'en partira meshuy, 1, 161. mesavenir vous puist-il! et est-ce à meshuy, P 543. ma bouche meshuy ung seul mot n'en dira, 1315.

mestier. il n'est jà mestier que je vous le dye, M 11. il la couvrera s'il est mestier, 16. si mestier, 72. le bon homme à mestier de repoux, 101. il n'est jà mestier d'ainsi faire, N 1, 40. dont elle avoit bon mestier, 1, 48. s'on a mestier de moy, 1, 110. il est mestier et de necessité, 1, 115. Quant jeune fille scet art au mestier, Elle en vit, s'il est mestier, Montaiglon recueil 4, 82.

monter. ils le montent et appareillent bien, M 116. bien habillé, bien monté, S 22.

mot. sans dire mot, N 1, 5. 83. 2, 44. S 57. sans mot dire, N 1, 160. oncques mot ne sceust dire, 1, 121. il ne repondit mot, 1, 150. mot ne lui repondit, 1, 155. sans en mentir de mot, 1, 182. 2, 140. sans mot parler fut longuement, S 9. ne dictes vous mot, S 9. cf. sonner.

moult. en moult grant peril, M 5. moult grandement, 5. moult longuement, 5. S 12. en moult de manieres, M 13. il vit moult

pouvrement, 42. il sera moult esbahy, 89. l'homme est moult à honte de sa femme, 114. il pria moult, N 1, 5. moult et trop, 1, 11. moult de choses, 1, 12. qui moult le regrette et desire, 1, 86. moult de foiz, 1, 89. ce me plaist moult, 2, 205. vous estes moult joly, S 55. illecques firent moult de prieres, S 115. moult de fois, P 135.

mye. (it. mica) fourny d'argent aussi bien que je ne suis mye, N 1, 275. ce n'est mie raison, 2, 191. ne le font mie pour l'amour de dieu, S 5. fleurs de ne m'oubliez mye, 83 = fleurs de souvienge vous de moy, 93. il n'estoit mye memoire, 159. dont l'on ne devoit mye estre joyeulx, 209. il ne dist mye de la sienne (dame), 218. pourtant ne le sont il mie, P 61. qui emprunte, ne choisit mie, 99. non mye affin que vous entendez sainement . . . mais on dit de coustume, N 1, 78. Ich constatiere, dass das wort in den Quinze joyes nicht vorkommt.

Nanie. dormez vous, m'amie? — nanie, fait-elle, M 16. non, je cuide que nanie, 55. par ma foy, nanil, 121. 157. nenny, N 1, 9. certes, nenny, 1, 23. nennie, S 11. nennin, par mon sacrement, P 1185. et dy ouy et nenny, 1389. je nen accorderay ne rien appointeray, 1060. n'en parlez plus, nen plus que moy, N 2, 95.

nasse. La Nasse ist ein zweiter titel der Quinze joyes; ilz voient les aultres mariés dedens la nasse, M 5, passim. Cf. Dehors, nassiez de ceste nasse, dehors, ne vous y boutez plus; dehors, chetivité vous chasse; dehors, ou vous estes perdus! Montaiglon recueil 4, 5. Béranger hatte unsere satyre gewiss gelesen, als er das reizende liedchen dichtete: L'hymen prend cette nuit Deux amants dans sa nasse. Le soir des noces.

notoire. notoire à tout le monde, N 1, 16. cest exemple qui est notoire et advenu nagueres, 1, 159. il est notoire verité, 1, 192. si vives enseignes tant notoires, 1, 206. notoire du plus grand desplaisir, 1, 231. chose notoire, certaine et evidente, S 31.

nud. quant on est nu à nu sans y veoir, c'est grand chose, M 68. et apres ce s'estatirent ensemble si comme nu à nu, N 1, 66. nud à nud, Montaiglon recueil, 1, 310. Rire, jouer, mignonner et baiser, Et nud à nud, pour mieulx des corps s'ayser, Villon p. 152.

nul. jamais pour nulles prieres ne avoir ne peut saillir, M 1. homme sans nul sens, 2. et ne croient nulles aultres joyes estre pareilles, 6. esquelles nulles autres peines ne sont pareilles, 6. pour ce c'est à doubter s'ilz en auront nul merite, 7. c'est aussi grand douleur comme nulle qui soit dicte dessus, 141. sans en excepter nulz, Montaiglon rec. 3, 15. nullement, N 1, 11. *nully.* par la relacion de voz gracieulx services, sans desservir nully, le roy vous ayme, S 62. sans prejudice de

nully, 119. la mort qui n'espargne nully, 281. nulluy, La Sale in Not. des mss. de la bibl. nat. 5, 397.

nyce. il est nice, P 1173, 1311. quel niceté, 829. vous n'estes pas sage de croire telles nycetez, M 155.

O (mit) je ne tiendroy james mesnage o vous, M 92. parler o ses commeres, 101. la femme lesse à coucher o luy, 105. qui vouldroit estre tousjours o vous, 108. Or s'esbat, de par Dieu, Franc-Gontier, Helene o luy, soubz le bel esglantier, Vill. p. 154.

obstant. ce non obstant, M 49. 100. N 2, 42. non obstant ce, M 112. S 7. obstant la credence, N 2, 115. obstant le nombre de mes ans, N 2, 226.

occir. je mesme à mes deux mains vous occiray, N 1, 40. vous occirez, 1, 111. il l'occira, 1, 302. ils occient, S 32. il est vaincu et occis honteusement, M 138. fusmes occis par justice, Vill. p. 201.

oir. ma commere qui en oït assez de parolles, M 17. la dames en oït les nouvelles, 18. orra, 158. la vaillant femme fut contente d'oyr et entendre son cas, N 1, 2. il fut tres voluntiers oy, 1, 12. sans qu'on en sceust oyr nouvelle, 1, 23. comme cy apres vous orrez, 1, XXVII. table. je l'oz bien 1, 150. or, oez comment nostre curé se gouverna, 2, 115. devant mon clerc Fremin, qui m'ot, s'il ne dont, je vueil protester, Vill. p. 98. or, escoutez, ma dame, et orrez la raison et la fin, S 277. elle ot parler, N 2, 17. je l'os là, P 610.

oncques. le fait de mariage, où je ne fus oncques, M 6. la plus maleurée femme qui fust oncques, 14. maudisant l'eure qu'oncques elle eut son accointance, N 1, 8. oncques ne se voult remarier, S 4. où je fusse oncques mais bouté, P 907. passim.

ore, ores. si elle vouloit, ore ne pourroit-elle, M 64. quanque ilz font, est bien fait, et eussent ore trait un oeil à leur pere, 133. jusques ore, N 2, 164. — le proudomme ne veult ores fere, M 41. s'il ne faisoit ores si non soulacier et jouer, 84. se delivre sa femme d'un bel enfant, et fust ores le dauphin de Viennois, 96. il lui vaulsist mieulx, qu'il demourast à l'oustel, et deust ores porter pierres à son coul, 99. si le bon homme avoit ores veu tout à cler la faulte, si n'en creroit-il rien, 131. pleust ores à Dieu, N 1, 88. pleust à Dieu que la chose en fust ores bien faicte aussi, 1, 274. ores il disoit: je feray ainsi, ores conclusit autrement, 2, 201. il n'est pas ores pourveu de vous faire telle response, S 9. ores vous nous fuyez, 12.

ort. ung let et ort garçon, N 1, 124. voz houseaulx qui sont et gros et ort, 1, 132. une orde excusance de ses faultes, 1, 157. orde caigne que vous estes, 1, 172. qui tant estes et orde et

sale et malhonneste, 1, 279. ung tel ort villain broustier, P 746. et ne sera jamais *ordoyée* sa maison, N 2, 95.

ost. (engl. host) ung grand ost de loudiers de Troyes, N 2, 134. son grant ost, Cron. de Flandr. p. 732. ceulx qui n'estoient morz, furent prins et menés en l'ost, S 205.

oy. N 1, 60. S 11. pensez que oy, N 1, 13. luy dyt que oy, 1, 34. oil, S 11. oil vraiement, M 119. ouyl, 59.

Païs. à mener femme par païs, M 100. il fault qu'il trote et aille par païs, 42. s'en va par païs gaiement, 116. veoir païs, N 1, 147. elle monte et puis tire païs tant qu'ilz vindrent en Brabant, 1, 155. comme il passoit païs, 1, 224. et tire païs vers l'ostel du curé, 2, 33. elle avoit rendy et connu païs tant que du monde ne savoit que trop, 2, 138. tirons païs! 2, 149.

paistre. il sera servy de mensonges, et le fera l'en pestre, M 71. ainsi est abesté le proudomme, et pest l'erbe, et est transfiguré en une beste, sans enchantement, 93. si s'advisa à chef de piece qu'il la chassera paistre ensus de luy, N 2, 95. par le sang bien, il vous fait paistre! P 1295. Die schöne putzmacherin redet die grisetten bei Villon an: N'envoyez plus les hommes paistre, Vill. p. 81.

pardonner. pour Dieu, qu'il me soit pardonné, zweimal wörtlich, S 93. P 983.

part. où se rendent les galants de toutes part, M 24. 30. quelque part dehors, N 1, 2. s'en aller quelque part soy rendre en ung bon hostel, 1, 130. vous l'avez caché quelque part, 1, 240. qu'il aille aultre part que à sa femme, 1, 266. sans regarder nulle part, S 43. quelle part il les trouveroit, S 251.

parfin. en la parfin, M 120. 138. N 1, 144. à la parfin, S 171.

passé. passé à trois heures, M 63. 65. passé à dix ans, 158. N 1, 89. passé une heure, 1, 195. passé deux mois, P 471.

penser. elle devoit estre à la maison à penser de son mesnage, M 19. les douloureux pensemens, 60. il ne m'est desormais mestier. tourmenter ne troubler de doleurs, d'angoisses ne de pensemens, N 2, 226. — le cuer pensif, chargié et engoisseux de ses besongnes, M 44. bien pensive et bien courroucée, 63. pale et pensive, S 225.

penne. à l'aventure vient prendre le drap et la penne à creance, M 18. ung grand tas de couvrechefs bien fins, pluseurs pennes entieres et de tres bonne valeur, N 2, 95. (von lat. pannum).

per. ma tres haulte deesse sans per, S 216. on ne sçauroit trouver mon per, P 43. vous avez tant de lances bien rompues per à per, S 114. 150. 173. 247. 251.

personnage ist ein Lieblingswort La Sale's, weil er verstellung darzustellen liebt. pour jouer bien le personnage, M 22. qui joueront bien le personnage demain, 37. elle ne joue pas bien son per-

sonnage, 123. ainsi le fait, et joue très-bien son personnage, 127. il fera bien son personnage, N 1, 96. je feray si bien mon personnage, 1, 109.

petit. ung petit d'eaue, P 874. (a little). et petit à petit son troublé cueur se remist à nature, N 1, 9. il enquiert petitement des besoignes, M 10. comment le fait-elle? tres petitement, S 224. il me payoit petitement, P 1089.

piece. elles n'ont garde de m'y trouver mes en piece, M 13. 120. ilz n'y entreront mais en piece, 79. ilz seront une piece sans coucher ensemble, 80. il a jà grant piece que vous faites mauvaise chiere, 90. une grand piece apres, N 1, 75. ilz eurent grant piece devisé, S 216. à chef de piece, N 1, 30. passim, oder à chef de peche, 1, 2. 13. — *pieça* (piece a) la requeste pieça trop dicte, N 1, 9. la dolente assemblée, qui de lyesse pieça bannye estoit, 1, 12. ceste adventure de pieça desirée, 1, 3. je suis fable des piecza, M 31. je vous avoye dit piecza, 46. de piesza, 62. jà piezca, 108. des pieça, S 262. qu'il n'avenist oncque à piece de son lignage, irgend einem, M 28.

point. j'ay trouvé gens qui sont en bon point, M 61. tres belle femme et gente et encores en meilleur point, N 1, 1. estes vous en bon point? 1, 88. qu'elle trouve en piteux point, 1, 243. une tres belle femme et en grand point, 2, 88. il est bien à poinct, M 67. 69. le vent retourna si tres à point la pouldre, N 1, 14. et n'estoit point content, quand on faisoit aultre chose que à point, 1, 34. le fist porter (le poisson) en la cuisine et mectre à point pour le soupper, N 1, 22. leur pou de mesnage mis à point, 1, 75. se leve, habille et mect en poinct, 1, 219. il chargea sa femme de la mettre à point, la lemproye, 1, 239. mectre en point, S 62. daher: appoincter, N 2, 45. 195. celui qui chiet en ce point, M 142. par ce point aveugle fait et demoura, N 1, 14. par ce point de predication plus ne povoit servir le peuple, 1, 15. sa femme ne revint que l'ung de ces poinz, N 1, 49. le bon chaceton refusoit de tout point ce logis, 1, 44. quant point fut, 1, 291. quant il vit son point, il donna la bonne nuyt à madame, 1, 22. quant le curé vit son point, il couppa le chemin aux lourdes et longues parolles, 1, 39. quant il veoit son point, il prestoit ses yeulx à l'ostesse, 1, 197. quant il vit son point, luy demanda s'il n'estoit point amoureux d'une telle damoiselle, 1, 204. sur ce point s'en va, 1, 96.

pondre. et si verrez une geline se tenir plus grasse en ponnant chacun jour, que ne fait ung coq, M 84. les oyselletz font leurs nidz et preparent avant qu'ilz y pondent leurs oeufz, N 2, 226.

porter. les robes que je porte aux dimanches, M 14. elles me portent

grand honneur partout où elles me trouvent, 33. il me portoit si grant honneur, 150. l'ardent et paternel amour que à leur tres belle et tres amée fille portoient, N 1, 10. la grand amour qu'il luy porte, 1, 52. vergl. engl. the tender love I bear your grace, Shakespeare Rich. III. 3, 3. ainsi que droit le porte, N 1, 14. que ne portes à nul ire ne haine, S 19. que l'un ou l'autre soit porté par terre, 76. 154. portée et gectée par terre, 204. du coup de sa lance il porta le grant Turcq mort à terre, S 206.

pourchaz. à son pourchaz et à ses chers coustz et despens, N 1, 133. au pourchaz d'aucuns mauditz et detestables envieux, 1, 138. plusieurs manieres de tromperies, au pourchaz et emprinses des femmes, 1, 233. il trouva façon et maniere, au pourchaz de luy et de ses bons amis, d'avoir à femme une tres belle fille, 1, 267.

prejudice. il nous porte à toutes grant prejudice, M 29. ou lit se devisoient à son grand prejudice, N 1, 5. au prejudice de sa maistresse, 1, 57. 122. à son tres grand et mortel prejudice, 1, 154. 197. qui au couvent porte prejudice ne inconvenient, S 262. confessions sont si tres prejudiciables, P 1161.

present. present le dit Turq, N 2, 97. presen tous, S 209.

preu. (it. prò für prode) bon preu vous face, N 1, 189; auch im Saintré.

prou. elle s'est bien prou esbatue de son amy, M 113; noch vulgair: ni peu, ni prou; bei Molière: j'ay prou de ma frayeur dans cette conjoncture, L'Etourdi 2, 5.

proude. proudes femmes, M 33. une des bonnes proudes femme, 158. le proudomme, 13. pass. le preudomme, 47. je scey bien qu'il est preudhomme, S 59. qui renom de preud homme avoit, S 78. le bon preudhomme, P 172.

puis. elle repond que elle est trop malade, et que oncques puis qu'il partist, que elle ne mengea, M 30. elle vous parla oncques puis de moy, 61. la pouvre femme ne parle oncques puis à homme, 64. puis qu'elles furent entre elles, commencerent à deviser de cent mille propos, N 1, 178. ainsi que puis me fut compté, 1, 16. Il regarde ce mal puis d'un costé, puis d'aultre, 1, 13.

Quant. il conviendra qu'il trote à pied, et qu'il soit tousjours quant et quant, M 101. apres je ne sçay quant simples baisers, N 1, 107. toutesfoiz et quantes que chasser y vouldroit, 1, 137. ne sçay quants ans, 1, 274. apres je ne sçay quants repas, 2, 10. ne sçay quans jours apres, 1, 92. je ne sçay quans jours apres, 1, 208. il tiendra tout quan que el lui a dit, M 93. quanque ilz font est bien fait, 133.

querir. or a grant soussy pour querir ce qu'il faut, M 27. se tiennent

bien aises, quiconques air la peine de le querir, 28. querir service, 45. ilz la viendront tantoust querir, 50. qui les quiert, 78. querre vitaille, 85. de luy querir ce qu'il li plaist, 96. 100. querir le pain pour Dieu, 106. non querant ceste sa bonne adventure, N 1, 3. de querir de l'eaue, 1, 17. de querir tousjours les meilleurs logiz, 1, 95. alla querir, 2, 85. quant on le vint querir, 2, 134. d'aller esbattre, voler et querir les lievres, 2, 148. d'esbattre et querre les lievres, 2, 149. je ne vous y eusse pas quis, 1, 163. il la quist tant au pié et à la main qu'il la trouva, 1, 169. je ne vous le quier jà celer, 1, 186. je n'en quier jamais faire noise, 1, 222. je ne quiers jà qu'on la (coustume) rompe pour moy, 2, 11. n'est-il pas venu querre six aulnes de drap, P 522. que j'allasse querre six escus, 1343.

quite. au moins fusses vous quite de moy, M 15. au moins fusse-je quitte de vous faire desplesir, 34. quicte de tous mes pechiés, 91. 156. quicte de sa femme, N 1, 291.

quoy. à l'aventure il n'a pas de quoy, M 104. a bien de quoy, 141. a son pere bien de quoy, N 1, 275. comme celuy qui bien avoit de quoy, 2, 9. se vous avez estat et de quoy, S 46. plus a de quoy, moins est content, Montaiglon 6, 196. das geld, welches so treffend die alte sprache mit de quoÿ bezeichnet, ist das „womit“, womit man allein in dieser welt etwas anfangen kann; lat. quibus: moyennant de quibus, N 2, 136. sans demander quoy ne comment, 1, 96.

Raassie. elles menjent à raassie, M 37. var. à ressie?

rage. il menace sa femme de la tant battre que c'est rage, N 1, 7. se cheveux detire, pou la grand rage de ce nouvel courroux, 1, 11. si vaillant que c'est rage, 1, 31. qui devint amoureux si fort que c'estoit rage d'une nonnain, 1, 81. il a fait rage de diligence, 1, 180. qui faisoit rage d'amer par amours, 1, 271. ung maistre curé qui faisoit rage de confesser ses parrochiennes, 2, 78. ung hostellier du mont Saint-Michel faisoit raige de rouciner, table XXXVI. oncque mais ne senty tel raige, P 1158.

rain. il ne povoit les rains trainer, N 2, 110. et m'eust il faict les rains trayner, si me disoit que le baisasse, Vill. p. 76.

raison. femme qui est bonne galoise et entent bien raison, qui la li dit, M 86. ung qui tant luy a offert de raison qu'elle ne a peu refuser; car femme raisonnable et de bonne conplexion sanguine est franche et debonnaire, 117.

ramantevoir. si luy vint ramantevoir les plaisans passetemps, N 1, 121. en luy ramentevant la lemproye, 1, 241. je la vous ay bien ramentue, 1, 244. pour luy ramentevoir ses besoignes,

1, 279. il leur ramentut leurs chemises, 2, 76. Je leur ramentoy le jeu d'asne, Vill. p. 159. noch bei Molière.

raudir. les commeres parlent et raudent, M 28. si s'en raudent en chevauchant, 79. elles s'esbatent et se raudent ensemble, 151. ainsi se raudent et se moquent du bon homme, 154.

ravasser. il se gloriffie en son fait, en sa prudence, combien par aventure elle ne sçait qu'elle ravace, M 128. pour quelque paine que je mette à cabuser n'à ravasser, nous ne povons riens amasser, P 114.

ravoir. pour le ravoir, N 1, 25. le veuil ravoir, 1, 123. vouloit tous jours ravoir le dit dyamant, 2, 69. il veut son sang, 1, 14.

rechef. et il hurte de rechef, N 1, 6. ore retourne arriere et jette l'oeil de rechef sur ce dit mal, 1, 13. et de rechef d'amours si doulcement priée, 1, 27. passim. lors à jointes mains requist de rechief à ma dame, S 13. noch ein lieblingswort des Descartes.

rechigner. et aussi, comme petit à petit la livrée se diminue, ilz commencent à rechigner, M 85. une chere bien rechignée, N 1,7. ne faisoit incessement sa femme que rechigner, 2, 144. de rechiner ne cessera, Montaiglon recueil, 1, 23. noch bei Molière.

reconforter. pour laquelle chouse se repentant et en soy reconfortant, M 5. il y a une chose qui me reconforte, 7. si le bon bourgeois et ses gens ne l'eussent reconfortée, N 1, 4.

recroire. et porra estre que l'un de ses chevaulx se recroira, M 101. ung cheval recreu qui ne fait compte de l'esperon, 42. tant rompirent de lances qu'ilz furent si lus et recreuz, N 2, 43.

refaire. il faut reffaire la premiere chouse, M 13. pour refaire les yeulx abusez de ce pouvre martir, N 1, 5.

regnier. il a mon drap ou je regnie bien! P 775. or regnie je bien se j'acrois de l'année drap, 832. 1307. or je regny Sainct Pierre de Rome, 1428. S'esvesque il est, seignant les rues, qu'il soit le mien, je le regny! Vill. p. 39.

ribault. jolis et qaillart maintien de femme donne hardement à couart ribaut de parler, M 23. aucuns ribaux desesperez et sans raison, 87. un ribaut en sa challeur desespere, 130. ribault, 147. ribauld, N 1, 4. traistre ribauld, 1, 37. ces ribaulx moynes, 1, 182. 203. l'une appeloit l'autre ribaulde, 2, 194. ung ribault moynne, S 270. ta ribauldelle, N 2, 214.

rien. elle voit d'elle éloigner la rien en ce monde dont la presence plus luy plaist, N 1, 121. j'ay esté contente mettre en vostre obeissance et joissance la rien que plus en ce monde doy cher tenir, 1, 98. la rien au monde que plus cher tenoit, 1, 154. elle n'en fera riens, M 16. son cousin qui à l'aventure ne lui est rien, 21. 51. 97. la dame ne fait rien que mignoter, 27. ne puis rien menger, 31. il pert sa paine de rien commander,

45. elle ne prendra riens, 65. il ne trouvera jamès qui rien lui en die, 89. s'il va riens en sa meson, ib. wenn etwas in sein haus geht, d. h. jemand. il n'en est riens, 90. N 1, 89. il ne le vouldroit pour riens, M 128. se n'en creroit-il riens, 131. pou ou rien y proffite, 1, 11. combien que en rien il n'en soit cause, 1, 14. à luy ne veult en rien estre tenu, 1, 15. sans rien celer le fait de leurs amours, 1, 236. qui ne l'aimoit rien moins, 2, 163. il ne respondoit riens, S 9. comme se riens n'y pensast, S 248. je ne dyz riens, S 256.

rigoler. ils se rigollent avecques ces filletes tout l'yver, S 255. ramponné sur ce et rigolé de ces compaignons, N 1, 176. ce n'est pas maintenant qu'il faut rigoler, P 475. il n'est pas temps que l'en rigole, P 529. tu te rigoles! 1567. ay je tant vescu que ung bergier, ung mouton vestu, ung villain paillard me rigolle, 1578.

riote. or sont en riote, M 78. en noises et en riotes, 85. à elle souvient bien des riotes, qu'il luy a menées, 105. le mary prend riote à un aultre aussi puissant et plus que lui, 139.

rippopé. apres lesquelz plaisirs, la dame prant autant de plesirs en l'esbat de son mary, comme ung tasteur de vins d'un petit aippopé apres ung bon hypocras ou pineau, M 53. rippopé ou fusté, 53. à luy faire ung peu de potaige avec un petit de fromaige, et une foys de rippopé, dont il est grandement souppé, Montaiglon rec. 2, 12.

Sacrement. par le sacrement Dieu, M 15. 46. par le sacrement de Dieu, 46.

saillir. jamais pour nulles prieres ne avoir ne peut saillir, M 2. ugne fosse de laquelle nul homme ne pourroit saillir, 4. le bon compaignon sault dedans la chambre, N 1, 4. sault de son pavillon, 1, 30. sault de la chambre, 1, 89. si sault sus, 1, 302. elle saillit dedans, 1, 3. nous estions sailliz de nostre nave, 1, 105. larmes en grand abondance saillirent de ses yeux, 1, 116. larmes à tant saillirent de ses yeulx, 1, 139. adonc saillit devant la religieuse, 1, 117. avant qu'il saille hors, 2, 58. le roy saillit de sa chambre, S 51. saillons tous hors, 228. à vous faire saillir de paige, 63.

saoul. (engl. fill, wie: the stag at eve had drunk his fill, sein genüge) il retourne quand il aura bien besoigné et tout son saoul, N 1, 54. si en mengea tout son saoul, 1, 59. quant elle eu beu son saoul, 1, 291. qui n'en avoit pas son saoul, 2, 27. j'en rirai tout mon saoul, Molière. Dep. amour, 1, 1. vous eustes mangé vostre saoul, Tabarin 2, 55. — j'en suys aussi saoul que tu es de pastez, N 1, 60. il n'estoit pas encores saoul de voyagier, 1, 104. vous m'avez tant ceste leczon recordée que j'en suis saoul et ennuyé, 2, 131. deviser tout son cueur saoul,

2, 150. son hoste n'estoit encores saoul, 2, 159. le temps ne luy dura gueres que saoul et tanné en fut, 2, 228. il ne sera pas saoulé en partie d'iniquité, S 23. ton appetit ne soit pas saoul, 26. tant qu'il ne s'en pouvoient saouller, 211. et ne se peut saouler de assez regarder, N 1, 13. semblerez vous tousjours enfer qui d'engloutir ames jamais ne fut saoul? S 274.

semondre. vous devriez semondre et contraindre les aultres de ce faire, N 1, 202. me semonnent et obligent de ce faire, 1, 273. semondre au disner, 2, 157. convoyer et semondre, S 104. il semont à soupper, 213. noch bei Molière: de peur que cet objet . . ne me l'allât semondre, l'Etourdi 2, 3.

sens. ung homme n'a pas son bon sens, M 1. celui qui n'aime son bien singulier est homme sans nul sens, 3. il n'est ame de nulz sens qui le puist oyr, N 1, 162.

seoir. qu'on le feist seoir à la table, N 1, 5. et le fist seoir aupres de luy, 1, 246. elle se seyt, 2, 242. et se siet, M 121. et les aultres aussi se séent, ib. seez vous, beau sire, P 135. (beau sire, S 34). ce n'est point seans qu'on doit hurter à ceste heure, N 1, 6. et tant bien luy seoit que merveilles, 1, 175.

sercher. si tournoye et serche le jeune homs environ la nasse, M 10. il enquiert et serche, 81. le mal qu'il a serché et quis, 81. ils serchent et quierent partout, 113. je l'ay bien serchée, 158. elle a serché partout, 1, 23. à veoir et sercher les adventures, 1, 301.

si. elle dit que si, N 1, 24. je suis tout seur que si, 1, 152. Je gage que non. — Et je gage que si, 1, 160. Et que non, dit madame. — Et que si, dirent elles, S 15. — croiez que si faiz, N 1, 82. j'ay passé par là comme vous, certes si ay, 1, 152. vous le savez et si le demandez, 1, 195, d. h. doch. il dist que si feroit, 2, 105. N'avez vous yeulx pour regarder? — Madame, si ay, S 34. Ne vous fiez vous pas en moy? Si fais, dist-elle, 210. si je le veux, Tartuffe 2, 4.

somme. ung asne à porter somme, M 7. laissez moy dormir, je meurs de somme, N 1, 150.

sonner. vous luy sonnez bien quant il sera venu, M 30. elles le sonneront bien au bonhome, ib. le pouvre homme qui ne sonne mot, 45. Jehanne qui ne sonne mot, 69. ne sonne mot, 119. il ne sonne mot, 129. 154. vous n'avez garde que j'en sonne jamais ung mot, N 1, 21. sans mot sonner ne riens lui contredire, 1, 47. madame mot ne sonne, 1, 53. il ne sonnoit pas ung mot, 1, 175. et garde que n'en sonnez mot, 1, 289. si j'en sonnoye mot, 2, 20. ne sonnez mot, 2, 130. que de l'argent il ne sonne, P 840. pour quelque mot que l'en me

sonne, 1189. veez le la qui ne sonne mot, mais Dieu scet qu'il en pense, 1234.

sonnet. ce ris à force retenu fut converty en ung sonnet, N 1, 14. il laissa couler ung gros sonnet, 1, 100. d. h. ung gros pet, wie Villon sagt, P 162; heutzutage heisst sonnet ganz etwas anderes. Ita verborum vetus interit aetas!

souloir. qui ne se souloit esmoier fors de chanter, M 10. il ne le pourroit plus fere comme il souloit, 85. son mari qu'elle souloit tant amer, 137. la grand triumphe qui en cest hostel souloit comblement abunder, N 1, 11. passa le temps comme il souloit avecque les belles et bonnes, 1, 61. les plaisans passetemps qu'elle souloit avoir, 1, 121. on soult dire, 2, 135. medicins solent ordonner, 2, 141. en la forme et fasson que soulent et ont de coustume, 2, 233. vous nous souliez servir comme les autres, S 12. comme on souloit, P 9.

soullett. la dame demeure soullette en son banc, M 66. et seulet se rendit en sa chambre, N 2, 225. ilz vindrent seuletz, 2, 214. la bonne femme estoit à l'ostel seulette, 2, 202. dont vient que ainsi me laisse seullette, 2, 217.

sourdre. les inconveniens qui sourdre pourroient, N 1, 18. pour l'inconvenient qui sourdre en pourroit, 1, 63. les grans perilz et inconveniens qui en povoient sourdre, 2, 49. au dangier qui sourdre s'en pourroit, 1, 141. quelque menace qui sourdre prist, 2, 115. et ma dame; avecques les aultres dames, ne vindrent sourdre, S 152. lui sourt une nouvelle paine, M 31. grand deuil sourd par leans, N 1, 23. en temps d'yver sourdent pluseurs foiz les inconveniens plus de legier. qu'en aultre temps, 2, 41. ou temps que ce tres euréux bruyt et vertueuse renomée d'elle sourdoit, N 1, 10. j'aymeroye mieulx mourir qué à mon pourchaz sourdist noise ou debat entre vous et madame, 1, 58. qu'en temps advenir vous en sourdast reprouche de nulle de nous, 1, 120. (larmes) sourdans de la fontaine du cueur, 1, 116. les larmes sourdantes du parfond de son cueur, 1, 121.

souvenance. les plaisances presentes sont tousjours mieulx en souvenance que celles qui sont passées, M 86. sans avoir souvenance de son dit dyamant, N 2, 66. respondist que tres bonne souvenance avoit de tout, 2, 168. ne luy vint volunté ne souvenance d'aultre chose faire, 2, 224.

surplus. est plus courroucé de la dame qu'il n'est plus du sourplus, M 20. plus enrichy d'une belle fille que du bien grand surplus de sa chevance, N 1, 10. pensant au surplus de son affaire, 1, 22. passim.

sus. elle li met sus tout son mal, M 132. luy mettant sus qu'il venoit de la taverne, N 1, 8. le disme non accoustumé qu'ilz mis-

rent sus, 1, 203. l'ambassade qu'on a mise sus, 1, 205. il n'est pas chose pou accoustumée ne de nouvel mise sus que femmes ont fait leurs mariz jaloux, 2, 94. me mettez sus telle villannie, 2, 136. qui ayt de quoy à vous ayder et nectre sus à vos besognes, S 16. pour vous honourer et mectre sus, 138. elle mist sus la lucte et en fut juge, 277. serons remis sus en l'heure, P 39. et le decret . . laisse au curez, pour mettre sus, Vill. p. 16. il sault sus d'empres sa dame, N 1, 189. si montay sus, 1, 190. sa femme estoit tousjours sus eulx, 2, 42. lever sus et chanter, 2, 143. levez vous sus, S 148.

Tallent. pour le tallent de dormir, S 48. erinnert mich an Boccaz: il quale avea talento di mangiare, dec. 1, 7.

taillé. il est bien taillé d'avoir drap, P 590. il estoit mieulx taillé de faire la besoigne que son mary, 1, 125. la sentence diffinitive, qui est taillée de demourer pendue au clou, 2, 193. cf. il est riche et bien trenché d'aimer beaument, M 62.

tenir. la porte est si estroitement tenu que jamais ne peut saillir, M 1. il ne m'en tient point, 15. pleust à Dieu qu'il ne vous en tenist james plus que il fait à moy, ib. les parolles qui en furent tenuez entre les aultres, 17. se tiennent bien aises, 28, 85. elles se tiennent pres elle, 32. Dieu sceit comme elles sont chier tenues et honnestement gardées, 34. tourmens qu'il tient à joyes, 39. 48. le mary se tient moult honnouré, 50. une reigle generale en mariage que chacune croit et tient, 83. que je vous en aye tenu parolles, 175. se tenir pour content, N 1, 1. ce devant fut tres tout asseuré et tenoit tres ferme et bien, 1, 19. mon devant ne tenoist comme rien, 1, 23. il s'en devoit tenir content, 1, 72. je tien qu'il est ainsi, 1, 88. il fut tenu des chevaliers, le plus prudent et vaillant, S 4. qui bien aise et joyeusement s'en tenoit, 228. la court n'en sera plus tenue, 1414. si scei-je bien à quoy m'en tenir maintenant, M 35. je scey bien à quoy m'en tenir, 107. je sçay bien à quoy m'en tenir, Montaiglon rec. 2, 318. il leur est moult tenu, M 74. à luy ne veult en riens estre tenu, N 1, 15. vous y estes bien tenu, 1, 20. il y est autant tenu que moy, 1, 223. vergl. engl. I am beholding to you, Shakesp. J. C. 3, 2. tenuz en doctrine et tenuz court, M 104.

tirer. il ne s'esmoye fors de tirer esguillettes, M 9. s'en tirent arriere comme du feu, 111. tirer les baings, N 1, 32. se tire pres du lit, 1, 4. 8. se tira par devers la justice, 1, 15. qui du renc des jaloux se tiroit tres pres du hault bout, 1, 68. qui fort tiroit d'acquerre et gagner, 1, 267. il se tire à ces trippes, 2, 158. tira son chemin là, S 241.

tollir. les seigneurs d'icelles vouloient tollir franchise à leurs subjetz, M 2. tollir ung sien membre, N 1, 118. à luy toller ce que

bonnement donner ne luy povoit, 1, 158. elle fut contente qu'il luy tollist, 2, 23. ilz luy tolliroient et raviroient, 2, 216. on ne tollist pas ne n'emblast l'ung à l'autre, P 178. si paour et esbahissement ne luy eussent tollu tout sentement, N 2, 131. ainsi m'avez tollu et privé l'usage de parler, 2, 235. vous me le vouldrez apres retollir par ceste façon, 1, 99.

touaille. (engl. towel) des napes, des touailles ouvrées et blanches, M 77. une tres belle touaille de plaisance vollant, S 145. nappes, touailles, draps de lin, Montaiglon recueil, 1, 219.

tout. elle s'en rit tout par elle soubz les draps, M 17. elle s'en rit tout par elle, 55. ung tout seul mot, N 1, 92. tout à haste, 1, 96. encore amoit son mary tout mort, S 5. mon seul ami, tres tout mon bien, 138. tres toutes ses bonnes religieuses, N 1, 116. ilz furent tres tous en l'ostel du marchant, 1, 239. ilz me hayent tres tous, 2, 134. que ce fut tres toute froidure, P 1374. or y pensez tres tous les jours, Vill. p. 120. *à tout.* (mit) regarder à tout ung oeil, N 1, 14. à tout deux creiches alloye à la riviere, 1, 20. le roy, estant à tout son abillement de nuyt sur sa teste, S 219. lui à tout ses moynnes, 138. il s'en vint en tapinois à tout mon drap sous son esselle, P 847. Macquaire à tout le poil cuysant ung dyable, Vill. p. 148. zur erklärung dieses à tout kann das engl. withal dienen, und etwa der ton deutscher volkslieder: 'und so tritt sie vor den spiegel all in ihrer munterkeit,' Goethe.

atrvailler. pluseurs ont travaillé à monstrer la douleur, M 1. travaille par maintes manieres à lui faire plesir, 16. je travaille à gouverner la maison, 19. travaillent pour le marier, 141. les faites bien travaillier, 67. moult las et travaillé, 44. las et travaillé, N 1, 44. nos gens qui lâssez et travaillez estoient, S 204. laz et travaillez, 205. elle estoit traveillée, S 253. il n'est jà mestier que vous traveillez plus monseigneur, N 1, 21.

traouiller. elle lui fait tenir sa fusée quant elle traouille le samedi, M 131. Die herausgeber rathen hin und her, haspeln heisst das wort, und ist die sonnabendsarbeit der hausfrauen: Qui le samedi ne met sur le hasple toutes les fusées de la septmaine, le lundi en trouve une mains, que les servans des faées prent le samedi nuit pour leur droit, Evangiles des quenouilles p. 146. ed. Jannet.

trousser. et Dieu sceit la peine qu'il a de monter et de remonter la dame et les enfans, de trousser et de bagner, M 132. si troussa ung soir nostre gouge ses bagues et habillemens, N 1, 122. il la trousse et prend entre ses braz, 1, 131. et par dehors tellement le trousse que les piés du seigneur de Saintré furent assez plus haults que la teste, et sur l'erbe l'abatit, S 259. pour trousser le compte court, N 1, 3.

Umbre. elle ne le amera si ce n'est pour passer temps et pour lui faire umbre, M 25. colorant son cas . . et soubz ceste umbre s'en allast quelque part soy rendre en ung bon hostel, N 1, 139. envoier aultruy soubs umbre de vous, 1, 190. tout soubz umbre de devocion, 1, 194. 2, 49. soubz ombre du pardon, 1, 262. soubz umbre d'aller servir Dieu, 2, 92. madame qui tant avoit sa joie renouvellée, embuschée du deul soubz l'ombre du parler que la royne luy avoit dist, S 149.

ung. ce m'est tout ung, N 2, 181. et couppa tous ses cheveulx de ce cousteau, non pas bien à l'ung, 1, 215. d. h. également. unes brayes qui pendoient, 2, 13. ungs esperons, M 42. unes botes, ib. unes vieilles bouges, 43 (felleisen).

user. où le bon homme vit et use ses jours, M 19. là usera sa vie en languissant tousjours, 20. 25. ainsi vit en languissant et use sa vie, 109. ainsi userent leurs jours ensemble, N 2, 60.

Vaisseau. la pouldre mise en ung beau petit vaisseau plat, N 1, 13. le gentil amoureux ne beut point tout l'amer de son vaisseau à ce disner, 2, 48. le maulvais vins gaste et corromp le vaissel, S 19. vaisselle de cuysine, 128. l'ostel fourny de vaisselle, N 2, 13. habandonna tantost et vaissel et tuyau, 1, 14. la vaisselle d'argent, Caquets de l'accouchée p. 15. Die bedeutungen gefäss und schiff treffen häufig in einer wurzel zusammen; vergl. *γαυλὸς* und *γαῦλος*, hebr. כְּלִי gefäss und Jes. 18, 2 schiff; arab. inâ gefäss und אֳנִי oni schiff; arab. sifinh schiff und סֵפֶל sêfel schale; Ewald hebräische gramm. p. 132, aufl. VII.; *σκεύος* hat auch beide bedeutungen; vergl. Gesenius thesaurus p. 124 und schon Leibnitz in seinen sehr beachtenswerthen, aber wenig beachteten Annotationes ad Francogalliam Henrici Ottii, Opera ed. Dutens, VI. 2, 52, sagt: 'bacquet, navicula; bac; navis traiectoria, becken pelvis, becher bicchiero; solent vasa bibendi inprimis, nomina habere cum navibus communia, ut *vaisseau* vas, scyphus schiff.'

villaner. affin de la villener ou tuer, M 147. elle devroit mieulx mourir que de le laisser villener, 149. il avoit bien tansé et villané sa femme, N 1, 30. de m'avoir sans cause villennée, 1, 222. villainer et menacer, S 270. il eust dit villanie à sa femme, N 1, 163. j'euz hier tort de vous dire villanie, 1, 245. luy dit tant de villanie qu'on ne pourroit plus, 2, 24. à jeu sans villennie, S 236. ne dommaige ne villenie, P 1332. — et n'a point esté de fait envilleny ne de son deshonneur, M 104. la femme qui se sent envillenie, 118.

venir. quant vint au matin, M 77. 119. quant vient que le pouvre homme est venu qui vient de pourvoier vitaille . . il arrive, 30. quant vint sur le soir, N 1, 3. 254. quand vient au lendemain, 1, 219. quand vint au matin, 2, 73. quant vint aux

deux heures, S 187 — wie wir sagen: wann es auf den abend kommt, geht. la femme qui plus se haste de s'en venir quant elle y est, M 22. or s'en vint le lendemain bien matin veoir la dame, 33. il s'en vient cy au giste, 74. s'en vient un cordelier, 158.

virer. et fait virer et revirer puis ça, puis là, la tres dolente paciente, N 1, 11. tost se vire vers son mary, 1, 44. elle se vire puis d'ung costé puis d'aultre, 1, 49. il se vire d'aultre costé, 1, 225. cuidant virer l'oeil sur la chambriere, 1, 54. virant le regart sur sa mere, 2, 88. se vira devers luy, 2, 142. si se vira au maistre d'hostel, S 63.

vis. la fille baisse le vis et rougist, M 148. vis à vis, N 1, 1. le viz de honte tout enflambé, S 8. le viz lui palist, 9. pour le veoir plus clerement vis à vis, 133.

vit. et où sont vos lettres, vos grands honeurs, vos sciences et discretions? — au bout de mon vit, dame, là ay je tout amassé aujourd'huy, N 1, 94. cf. Morlini: 'hem inquam, mi doctor, quid istud? quae facies quod flagitium? ubi toga? ubi profunditas tuae doctrinae? ast ille in cuspide inguinis suprema tempestate reposuisse respondit, rubore indigesto recessit.' p. 25. ed. Jannet. Das schmutzige wort findet sich auch bei Rabelais, Pant. 2, 23; La Sale verwendet sonst: bourdon, bedon, brichouart, furon.

voir, voire. (vere) à dire voir, P 1003. tu diz voir, N 1, 230. je dy voir, Vill. p. 51. lors le bon homme l'accolle et trouve qu'elle est bien chaude, et il dit: voir, M 55. par Dieu, mon amy, voire mes, 59. (allerdings). Voire, dist monseigneur Talebot, 1, 35. voire ou au moins qu'elle n'en fist semblant, 1, 44. voire, dit-il, de par le deable! 1, 50. pour changer voire et madame espargnier, 1, 61. il voyoit tant de choses, voire à pou tout le monde, 1, 67. voire ou moins que je sache, 1, 72. Dieu veult et ordonne, voire et le daigne reveler, 1, 79. pou de gens estoient esconduis de l'amoureuse distribucion, voire si dignes estoient d'icelle recevoir, 1, 81. voire tant qu'il ne face aultremens qu'il a commencé, 1, 86. voire et encores mieulx cy apres, 1, 97. beaucoup de gens, voire gens de bien, 1, 106. voire vrayment, 1, 230. dix, voire cent foiz, 2, 209. voire par monseigneur sainct Jacques, S 266. par saint Jehan voire! P 64. trois, voire bien quatre, 81. — j'ayme tres bien voirement pastez d'anguilles pour une foiz, N 1, 60. c'estoit il songe voirement qui ce rapport me fist, 1, 89. je ne veille pas nyer que voirement je prins son furon, 1, 136. je y suis amoureux voirement, 1, 151.

voiser. à sa voisine charger, qu'elle s'en voise en sa maison, N 1, 242. voulez vous que je voise toute nue, 2, 96. fors advisez que

ne soyez devant quelque seigneur ou dame, qui par honneur voise devant vous, S 43. je loue que chascun voyse à sa dame, 215. dictes, affin que je m'en voise, P 576.

vous. et apres ces criminelles parolles vous tire hors du fourreau sa grande et bonne espée, N 1, 29 — da zieht er auch seinen grossen säbel! et quand il fut au lieu, il ne demoura gueres apres la semonce de son desir, et vous assault sa femme, 1, 65 — und bestürmt euch seine frau! si ouvrit le bec pour chanter, et son formage chet à terre, et maistre renart le vous serre à bonnes dens, et si l'emporte, P 430. Diese lebendige ausdrucksweise, die unserer naiven sprache gleichfalls zu gebote steht, steht in enger beziehung zu dem von La Sale so häufig beliebten: 'nun denkt euch, ob' oder 'fragt mich nicht, ob.'

vuider. il print congié à sa femme et vuida avecques son chariot, N 2, 116. et en telle maniere qu'il gist vuidera il (le mot) de ma bouche, 2, 235. ne vuyder de sa maison, 2, 237. vuide de la bieneureté, S 27. lors fist voyder chascun de la salle, S 213. vous vuiderez de ma maison, P 570. von viduus — leer lassen, verlassen, herausgehen — begriffe, die eng zusammenhängen, wie uns etymologien fast aller sprachen bestätigen.

Göttingen.

Ludwig Stern.

Gil Blas und die novela picaresca.

Die nicht unwillkommene Musse der letzten grossen Sommerferien benutzte ich, soweit andere Beschäftigungen es gestatteten, dazu, einen meiner Freunde, Botaniker von Beruf, auf seinen nicht selten meilenweiten Ausflügen zu begleiten. Zu meiner Beschämung sei es gesagt, dass ich die begeisterten Ausbrüche seiner Freude beim Entdecken irgend einer seltenen Pflanze nicht so ganz zu würdigen fähig war, obgleich ich mich herabliess, hin und wieder eine kleine Belehrung über die Natur eines solchen Findlings entgegenzunehmen. Gerührt von der Sorge, die er darauf verwandte, meinen philologisch eng begrenzten Horizont zu erweitern, beschloss ich, seinen Eifer in ähnlicher Weise zu belohnen und ihm zu zeigen, wie man auch auf dem Gebiet der Sprachen sozusagen botanisiren gehen kann. Allerdings nicht mit Lupe und grüner Blechkapsel — aber wie der Naturfreund von den Wurzelfasern die umgebende Erde, welche sie seinen forschenden Blicken verbirgt, mit den Fingern abklopft, so müssen auch wir, wenn wir auf unserem Felde den „Wurzeln“ nachgehen, Alles, was auf fremder Erde, Angenommenes an ihnen haftet — und sie sind ja oft „stained with the variation of each soil“ — erst entfernen, um zu dem wahren Kern, der Stammwurzel, zu gelangen. Mit der Veränderung der äusseren Form geht nun hier eine Mortification der Bedeutung Hand in Hand und grade diese letztere Wandlung interessirte meinen Freund besonders und veranlasste uns zu häufigen Untersuchungen. So äusserte er u. a. eines Tages, er habe sich noch immer vergebens den Kopf darüber zer-

brochen, wie das arabische Wort alkohol, welches ursprünglich die schwarze Farbe bedeutet, mit der sich die arabischen Damen Nägel und Augenbrauen färben, zu dem Begriff gelangt sei, den wir heute damit verbinden. Ich war glücklich, ihn von diesem Schmerz befreien zu können, da ich mich entsann, von einem deutschen Gelehrten, welcher über dem Bestreben, in den Werken arabischer Mystiker Sinn und Verstand zu finden den eignen verloren hatte, gehört zu haben, dass alkohol nicht nur jene Tusche, sondern allgemein das Feinste einer Sache, den Esprit, die Quintessenz bedeute. Von da bis zum Schnaps war also, wie vom Erhabnen zum Lächerlichen, nur noch ein Schritt.

Der eigentümliche Ausdruck, welchen bei diesen meinen Worten das Gesicht meines Freundes annahm, legte mir die Pflicht auf, ihn durch einige näherliegende Beispiele an das Sonderbare derartiger Veränderungen, zu deren Erklärung man oft nur mit Hülfe der Geschichte gelangen kann, zu gewöhnen.

„Sie lesen ohne Zweifel hin und wieder einen Roman?“ „Zuweilen,“ gestand er errötend, „doch nur sozusagen zwischen Suppe und Rindfleisch, d. h. wenn ich absolut nichts Besseres zu tuen weiss.“ — „Nun, das tut nichts zur Sache. Erlauben Sie mir nur, weiter zu forschen, ob Sie niemals sich die Frage vorgelegt haben, wie es kommt, dass diese oft recht leichten Geistesproducte mit dem Namen eines Volkes geschmückt sind, dessen Legionen Jahrhunderte lang unter ihrem ehernen Tritt die Erde erzittern machten?“ — „Ach nein,“ replizirte er, „ich war stets zufrieden, wenn ich nur weit genug mich hindurchgearbeitet hatte um zu wissen, ob er mit ihr oder sie mit ihm gestraft wird. Um das Andere habe ich mir nie Gedanken gemacht.“ — „Mit Unrecht lieber Freund, da Sie gewiss solchen Forschungen manchmal mehr Interesse würden abgewonnen haben, als Ihrer jeweiligen Lectüre. Sehen Sie, dies Wort ist auch so eine Art von blauem Wunder, für Sie und und Ihresgleichen nur, versteht sich, wir anderen Leute von Fach sind schon mehr daran gewähnt. Sie wissen, dass in den von den germanischen Völkern eroberten Provinzen des römischen Reiches das Latein die Sprache des offiziellen Verkehrs blieb. Eh bien, im Gegensatz zu dieser offiziellen Sprache wurde der Volksdialect, wie ihn die Vermischung der lateini-

schen Conversationssprache mit den landesüblichen Mundarten herausgebildet hatte, mit dem Namen „romanisch“ belegt. So sprach man z. B. von einem romance castellano, um damit den altspanischen Dialect zu bezeichnen. Der Name romance ging später auch auf die in dieser Sprache gedichteten Volkslieder über — er ist ihnen zum Teil bis auf den heutigen Tag verblieben. Das in Lied und Tat aufblühende Rittertum bemächtigte sich dieser Form und bildete sie zur Kunstform aus, in welcher es seine Unternehmungen, seine Liebeslust und Leid der Nachwelt überliefert hat und als endlich der Portugiese Vasco de Lobeira († 1403) seinen berühmten Amadis de Gaula, den ersten eigentlichen Ritterroman in Prosa, verfasste, war jene Bezeichnung, die ursprünglich sich nur auf die Sprache bezog, schon so sehr mit dem Inhalt verwachsen, dass sie auch auf die neue Form übertragen wurde. Es ist Ihnen bekannt, wie sehr die poetische Verherrlichung der Liebe in den Werken jener Gattung vorwiegt. Ein Ritter ohne Geliebte war zuletzt so wenig denkbar, dass der sinnreiche Junker Don Quixote sich gezwungen sah, aus Mangel an Damenbekanntschaft sich in eine Person zu verlieben, die er niemals gesehen hatte. Seitdem ist die Liebe im Roman ein hervorragendes Element geblieben, auch in der deutschen Literatur zeigt sich diese Erscheinung, wie die lange Reihe unsrer Romanschreiber leider zur Genüge beweist.“

„Ich schliesse mich,“ nahm mein Freund das Wort, „jenem Ausdruck des Bedauerns an. Es giebt für mich nichts Widerlicheres als diese oft aller sinnlichen Wahrheit entbehrenden Schilderungen, diese Sündfluten von Liebesträumen, diese Orkane von Seufzern. Da lob' ich mir doch noch einen Roman wie den Gil Blas, den ich neulich zum dritten oder vierten Mal gelesen habe. Das ist doch eine neue, originelle Idee und ein gesunder, von aller Sentimentalität befreiender Humor!“ — „Nun, die Wahrheit zu sagen, ganz neu und originell ist Ihr Liebling grade nicht, obwohl er sonst Ihren Beifall verdient.“ — „Nicht originell? Sie machen mich in der Tat neugierig. Woher sollte denn Lesage seinen Stoff genommen haben? Doch nicht etwa auch aus dem Orient, von den Indern oder Arabern, denen wir ja so manchen Segen verdanken sollen, die alten

heidnischen Götter, Grimm's Mährchen, und die Cholera!" — „Soweit brauchen wir uns vom heimatlichen Kirchturm nicht zu entfernen. Das Genre des Schelmenromans, dem der Gil Blas angehört, ist in Spanien aufgekommen und wenn Sie mir eine halbe Stunde geneigtes Ohr leihen wollen, so bin ich bereit, Ihnen einiges Nähere über diesen gewiss nicht uninteressanten Gegenstand mitzuteilen.

Durch die Eroberung von Granada fanden die Jahrhunderte langen Kämpfe, welche zwischen Mauren und Christen um den spanischen Boden geführt wurden, endlich einen Abschluss. Die nationale Erregung dauerte jedoch fort und wurde genährt durch die glänzende Erscheinung Carl's V., dessen Erfolge in Italien, Frankreich und Deutschland in dem Geiste des spanischen Volkes, den Gedanken einer Weltherrschaft aufkommen liessen, ein Ideal, zu dessen Verwirklichung jeder Spanier das Seinige beizutragen sich berufen fühlte. Daher finden wir unter den kaiserlichen Fahnen nicht nur solche Männer, welchen ihre Geburt von vornherein diese glänzende Laufbahn anwies, sondern hier eröffnete sich auch dem niedrig Geborenen ein weites Feld, seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Die Beschäftigungen des Ackerbauers und Handwerkers begannen von hochstrebenden Geistern verachtet zu werden, sogar der noch immer für ehrenvoll geltenden Laufbahn eines Juristen oder Clerikers wurde, selbst von gebildeten Männern wie Lope de Vega und Cervantes, die militärische Carriere vorgezogen, die freilich oft von der untersten Stufe aus begonnen werden musste, wie denn z. B. Cervantes als gemeiner Soldat gedient hat.

Natürlicherweise kehrten Viele von den Schlachtfeldern zurück, ohne das erträumte Glück dort errungen zu haben, Männer, die statt der Reichthümer und Beförderungen nur ehrenvolle Wunden davongetragen hatten und sich nun dem Elend preisgegeben sahen. Diese Classe von Menschen, welche der bewegte Wellenschlag des Lebensmeeres als leichten Schaum an die Oberfläche geschleudert hatte, stellte in ihrer Gesammtheit das dar, was wir heutzutage das Proletariat oder den vierten Stand nennen würden — höchst ehrenwerte Leute oft, die aber nur den einen Fehler haben, dass sie mehr brauchen als sie produciren oder verdienen. Diese alten Soldaten bildeten

mit ihrem starken Selbstgefühl und hohen Ansprüchen an das Leben einen zuweilen recht tragikomischen Gegensatz zu ihren Mitteln und Fähigkeiten. Sie belagerten die Türen der Minister, in der Hoffnung, irgend eine Gnade, ein Aemtchen zu erlangen. Andrea Navagiero, welchen die Republik Venedig 1524 als Gesandten an Carl V. schickte, und der diese Herren in Toledo einherstolziren sah, characterisirt sie treffend: „Von den Cavalieren,“ sagt er in seinem Reisebericht, „giebt es wenige, die viel Einkommen haben. Aber dieses ersetzen sie durch Stolz, woran sie so reich sind, dass, wenn die Mittel dem gleich wären, die Welt für sie zu klein sein würde.“

Aber auch die unteren Volksclassen, welche bisher in williger Unterwürfigkeit gelebt hatten, waren bestimmt, die Zahl dieser problematischen Existenzen zu vergrössern. Durch die Entdeckung der neuen Welt wurde Spanien, bisher eins der ärmsten Länder Europa's, mit einem Male von Reichtümern überflutet. Die verderbliche Wirkung dieses plötzlichen Wohlstandes zeigte sich am schnellsten bei den unteren Classen. Da die Grossen die Macht hatten, jene neuen Länder auszubeuten, so musste von der anderen Seite Licht und Vorurteilslosigkeit in's Feld gerufen werden, um diese Goldströme auch den ungünstig situirten Boden befruchten zu lassen. Mit den Cortez, Pizarro etc. zogen Abenteurer aus den untersten Schichten des Volkes in die Welt hinaus und kehrten meistens beutebeladen heim, oft nur, um zu Hause von Parasiten und Gaunern, den Catarileras (Winkeladvocaten) und Picaros (Schelme) ausgeplündert zu werden. Wenn der Satz emporsteigt, trübt sich das Getränk. Was Wunder also, wenn diese Hefe des Volks durch ihr Emporstreben bei einem grossen Teile der Nation eine ganz heillose Verwirrung des sittlichen Bewusstseins verursachte?

Dies waren die Zustände, welche die novela picaresca, den Schelmenroman, dem sie als historischer Hintergrund dienen, hervorbrachten. Das Verdienst, auf diesem bisher noch unangebauten Felde die erste Furche gezogen zu haben, gebührt dem berühmten Geschichtschreiber Diego Hurtado de Mendoza, Gesandten Carls V. zu Venedig und beim Concil zu Trident. Mendoza hatte seine gelehrte Ausbildung zu Salamanca erhalten und fand auch später, nachdem er die militärische Lauf-

bahn eingeschlagen (ursprünglich war er für den geistlichen Stand bestimmt), besonders in Italien Gelegenheit, seinen wissenschaftlichen Neigungen nachzuleben. In Venedig, wo er 1538 einen Gesandtschaftsposten bekleidete, gab er sich, neben seinen diplomatischen Geschäften, dem Studium der alten Schriftsteller mit besonderem Eifer hin und sammelte eine werthvolle Bibliothek, aus der manche Schätze des Altertums zum ersten Mal ihren Weg in die Oeffentlichkeit fanden (z. B. Josephus, sowie einige Kirchenväter). Nachdem Mendoza zu Trident und nachher in Italien dem Papst Julius III. gegenüber seines Kaisers Interessen lange Zeit auf das Geschickteste vertreten hatte, kehrte er 1554 nach Spanien zurück. Mit dem tyrannisch strengen System Philipp des II., der 1555 den Thron bestiegen hatte, konnte sich sein humaner Geist nicht wohl vertragen, dazu kam ein unangenehmer Vorfall, der ihm die Gunst dieses Monarchen ganz entzog. Auf einem Corridor des königl. Palastes zu Madrid geriet Mendoza eines Tages in einen heftigen Wortwechsel mit einem Höfling, der sich soweit vergass, dass er einen Dolch gegen den Greis zückte. Mendoza wand ihm die Waffe aus der Hand und schleuderte sie zum Fenster hinaus. Einige erzählen, er habe seinen Angreifer hinterher geworfen. Jedenfalls empfand Philipp in diesem Verhalten eine gegen ihn gerichtete Beleidigung. Der alte Soldat wurde verbannt und zog sich nach Granada zurück, wo er sich ausschliesslich wissenschaftlichen Bestrebungen hingab, namentlich sein berühmtes Geschichtswerk über die Empörung, welche die Mauren von Granada in den Jahren 1568—70 versuchten, abfasste. An den Hof schliesslich zurückgerufen, starb er nur wenige Tage nach seiner Ankunft in Madrid (1575).

Von Mendoza's Schriften interessirt uns hier nur ein kleiner Roman, den er vermutlich schon während seines Aufenthalts in Salamanca geschrieben hat. Es ist der Lazarillo de Tormes, die Selbstbiographie eines Knaben — Lazarillo — geboren in einer Mühle auf dem Flusse Tormes bei Salamanca. Von seinen Eltern früh dem Kampf um das Dasein hülflos überlassen, weiss er sich indessen nicht so schlecht in der Welt zurechtzufinden, voll Schalkheit und von ungeheuer weitem Gewissen, wie ihn die Natur gebildet hat. Als Führer eines Blinden be-

ginnt er seine bescheidene Laufbahn. Später dient er einem armen Edelmann, einem Ablassverkäufer etc., bis endlich die Geschichte mit seiner Verheiratung ihr Ende, wenn auch nicht einen eigentlichen Abschluss, findet. Die Absicht des Verfassers war, eine Satyre auf verschiedene Stände zu liefern, was kaum auf eine wirksamere Weise geschehen konnte, als dadurch, dass er einen Diener, welcher, der Natur seiner Stellung nach, mit den einzelnen Vertretern dieser Classen in die intimste Berührung kommen musste, ihre Fehler und Schwächen schildern lässt. Ein Beispiel dieser launigen Beschreibungen möge hier anzuführen gestattet sein.

Besonders gute Zeit verlebte Lazarillo bei einem Bulero (Ablassbullenverkäufer). Herr und Diener zogen von einem Ort zum andern, einige Predigten und unbedeutende Geschenke an die Geistlichen, deren Kirchspiel sie grade absuchten, genügten gewöhnlich, Ablass begehrende Seelen in Menge herbeizulocken, so dass der gute Pater im buchstäblichen Sinne von den Zinsen lebte, welche der Schatz der guten Werke seiner Heiligen ihm trug. Dass zuweilen auch wirksamere Mittel angewendet werden mussten, um dem blöden Volk die Augen über seinen Vorteil zu öffnen, lag in der Natur der Sache oder vielmehr der Personen. In einem Dorfe der Sagra von Toledo zeigte sich, auch nach mehreren Predigten, bei den Einwohnern wenig Neigung nach den Gnadenspenden des Paters. Eines Abends, nach einem solchen vergeblichen Tagewerk, suchte der gute Pater Erholung indem er mit dem Alguazil (Gerichtsdiener) des Ortes Karten spielte. Ueber dem Spiel entstand zwischen Beiden ein heftiger Wortwechsel, der in Tätlichkeiten ausgeartet sein würde, wenn nicht der Wirt und mehrere Gäste dazwischengetreten wären und die Streitenden auseinander gebracht hätten. Am andern Morgen erschien der Pater, seiner Gewohnheit gemäss, in der Kirche um zu predigen und seinen Ablass zu empfehlen. Mitten in seinem Sermon wurde er in einer für alle Anwesenden höchst unerwarteten Weise durch jenen Alguazil unterbrochen, der, in die Kirche eintretend, seine Stimme laut gegen den Pater und dessen Ablass erhob und seine Landsleute warnte, sich von diesem gewöhnlichen Gauner nicht anführen zu lassen. Die entstehende Aufregung

der Zuhörerschaft beherrschte mit Mühe die Stimme des würdigen Paters, als er, die Augen nach oben drehend, so dass die Aepfel unter den buschigen Brauen ganz verschwanden, Gott anflehte, durch ein Zeichen darzutun, dass dieser Mensch ein bösartiger Ketzer und Verleumder sei. Indem er dabei seine Brust dem Blitzstrahl des himmlischen Zornes zu entblössen vorgab, liess er zugleich eine Aufforderung an die Erde ergehen, sich zu öffnen und ihn zu verschlingen. Sei es nun, dass der Alguazil wirklich ein falscher Ankläger war, oder dass die Erde keinen Appetit trug, die lausige Kutte eines Franziskaners in ihren Eingeweiden zu bergen — genug, sie öffnete sich nicht, dagegen aber stürzte der skeptische Alguazil, wie vom Schlage getroffen, auf das harte Steinpflaster der Kirche hin, Schaum trat vor seinen Mund und er schleuderte, von krampfhaften Zuckungen ergriffen, mehrere Männer, die zu seiner Hülfe herbeieilten, wie Federbälle an die Wand. Auf die Bitte der Anwesenden, sich an diesem offenbaren Wunder genügen zu lassen, und den armen Besessenen zu exorciren, verliess der Mönch die Kanzel, wo er noch immer auf den Knien gelegen hatte, trat vor den Rasenden hin und berührte dessen Stirn mit dem Ablasskästchen. Die Wirkung war eine augenblickliche. Der Schauder verschwand, die Zuckungen liessen nach und in wenigen Minuten kehrte auch das Bewusstsein bei dem Lästerer wieder, der sich dem Mönch zu Füssen warf und mit reuigen Tränen seine Schuld bekannte. Der Pater besass Grossmut genug, ihm zu verzeihen. Natürlich beeilte sich, auf die Kunde von diesem Wunder, Jeder männiglich des durch den Mönch gespendeten Heils teilhaftig zu werden und ein sanfter Regen von Realen und Maravedis erquickte die lechzende Seele des guten Paters. An Stelle des bittern Hasses zwischen Alguazil und Mönch war, zur Befriedigung aller, die innigste Freundschaft getreten und es muss besonders für Lazarillo ordentlich rührend gewesen sein, als er Gelegenheit hatte, zu sehen, mit welcher Eintracht die beiden Ehrenmänner bei der Teilung des Gewinnes verfuhren. —

Die mehrfachen directen Nachahmungen und Fortsetzungen des Lazarillo von Seiten anderer Verfasser kann ich füglich übergehen, um so mehr, da keine derselben auf den Namen einer

hervorragenden Leistung Anspruch hat. Jedenfalls geht aus denselben hervor, dass der Lazarillo allgemeinen Beifall fand und zwar nicht nur in Spanien. Soll doch selbst Boileau beabsichtigt haben, über das Leben Diogenes des Cynikers einen Roman zu schreiben „de la plus parfaite gueuserie,“ eine Geschichte „beaucoup plus plaisante et plus originale que celle de Lazarillo de Tormes et de Guzman d' Alfarache.“

Sechsundvierzig Jahre nach dem Erscheinen des Lazarillo wurde der bedeutendste spanische Roman dieser Gattung, dessen Namen wir soeben in der Aeusserung Boileau's begegnet sind, veröffentlicht. Ueber das Leben des Mateo Aleman, seines Verfassers, ist sehr wenig bekannt. Seine Vaterstadt war Sevilla. Er selbst bekleidete lange Zeit eine Stelle bei dem königlichen Schatzamt, welche Stellung ihm schliesslich einen unangenehmen Prozess zuzog. Freiwillig trat er in das Privatleben zurück, besuchte 1609 Mexico und widmete den Rest seiner Tage der Beschäftigung mit den Wissenschaften. Der Roman welcher nach seinem Helden den Namen Guzman de Alfarache führt, erschien in seinem ersten Teil 1599 zu Madrid. Der Inhalt desselben ist kurz folgender. Guzman, der Sohn eines an Ehre und Vermögen heruntergekommenen genuesischen Kaufmanns in Sevilla, verlässt nach dem Tode des Vaters seine Mutter, um auf eigne Hand in der Welt sein Glück zu versuchen. Wir finden ihn in Madrid wieder, wo er das Schwerste durchzumachen hat, als Küchenjunge und Laufbursche dienend. Endlich stiehlt er eine grössere ihm anvertraute Geldsumme und entkommt damit nach Toledo, wo er sich als feiner Herr aufhielt. Von einem Collegen aus der ehrsamen Schelmenzunft geprellt und nunmehr völlig mittellos, tritt er bei einem nach Italien bestimmten Regiment ein. In Barcelona stiehlt und raubt er für seinen Hauptmann. In Rom sinkt er bis zum Strassenbettler herab. Ein Cardinal erbarmt sich seiner und macht ihn zu seinem Pagen. Auch in dieser angenehmen Stellung kann er sich seine schlechten Streiche nicht abgewöhnen und giebt die Stellung auf, nachdem er im Spiel gänzlich ausgeplündert worden ist. Soweit der erste Teil. Der Erfolg desselben war durchschlagend (drei Auflagen in einem Jahr, sechsundzwanzig in sechs Jahren). Nachahmer bemächtigten

sich des ergiebigen Stoffes sofort und es war höchstwarscheinlich Juan Marti, ein Valencianer Advocat, der unter dem Pseudonym Mateo Lugan de Sayavedra eine sogenannte „Fortsetzung“ herausgab, welche nicht ohne Interesse ist.

1605 erschien der ächte zweite Theil. Wir finden Guzman im Hause des französischen Gesandten zu Rom wieder. Auch von hier vertreiben ihn seine Nichtswürdigkeiten bald und er wendet sich nunmehr nach Siena, wo er im Hause eines Verwandten Aufnahme zu finden hofft. Dort wird er um seine ganze Habe gebracht von einem Gauner, dem Aleman nebst einigen schmückenden Beiwörtern den Namen Sayavedra, beigelegt hat, natürlich um seinen unberufnen Contienador auf diese Weise zu züchtigen. Später verbinden sich die beiden jugendlichen Betrüger und durchziehen die Städte des nördlichen Italiens, besonders Mailand, Bologna und Genua, von wo aus sie nach Spanien übersetzen. Guzman wird nunmehr Kaufmann in Madrid, macht einen betrügerischen Bankerott, heiratet und setzt endlich, nach dem Tode seines Weibes, der Schamlosigkeit die Krone auf, indem er sich als Student zu Alcalá zum Eintritt in den geistlichen Stand vorbereitet. Glücklicherweise kommt es nicht zur Ausführung seiner heiligen Absichten. Er verliebt sich in ein hübsches Bürgermädchen, heiratet sie und lässt sich mit ihr in Sevilla nieder. Dort verlässt ihn seine junge Frau um mit einem Liebhaber nach Italien zu entlaufen. In grösster Armut und nicht im Stande, es bei seiner alten, schamlosen Mutter auszuhalten, wird er Mayordomo einer vermögenden Dame, beraubt dieselbe und wird auf die Galeeren geschickt, wo er das Glück hat, einer Verschwörung der Sträflinge auf die Spur zu kommen. Zur Belohnung für die Anzeige derselben wird er gänzlich begnadigt. — Damit endet seine Lebensbeschreibung ohne eigentlichen Abschluss. Ein dritter Teil, den Aleman schon geschrieben zu haben erklärte, ist nie veröffentlicht worden.

Wenn auch dieser Roman im Allgemeinen im Charakter der zuerst besprochnen gehalten ist, so ergeben sich doch, bei näherer Betrachtung, einige Besonderheiten für denselben. Der Held Guzman ist natürlich von Haus aus ein eben so nichtswürdiges Sujet als der gute Lazarillo, aber während der Letz-

tere mit einem gewissen Behagen seine moralische Blösse aufzeigt, sucht Guzman öffentlich und vor der Welt als ein Ehrenmann zu gelten — ein Bestreben, welches ihn in sittlicher Beziehung noch um eine Stufe niedriger Platz nehmen lässt. Damit nun der Leser über die Schlechtigkeiten, von denen das Leben des Guzman strotzt, nicht allzusehr in sittlichen Harnisch gerate, hat es der Verfasser für gut befunden, an passender Stelle längere moralische Betrachtungen zu inseriren, die einesteils sein Buch wirklich vor strengem Tadel sichern sollten, andrerseits aber überhaupt dem Geschmack der Zeit entsprechen, während sie uns wenig ansprechend erscheinen müssen. Ausser diesen Sermonen finden sich auch in die eigentliche Erzählung hin und wieder Novellen eingeflochten, sowie komische Abhandlungen, z. B. eine, welche gewissermassen das Statut der edlen Bettlerbrüderschaft bildet und ein ganzes System der Bettelei enthält.

Von den beiden andern bemerkenswerten spanischen Werken dieser Gattung, welche ich hier noch zu erwähnen habe, erschien das eine, der Escudero marcos de Obregon im Jahre 1618. Der Verfasser, Vicente Espinel, stammt aus Ronda, einer romantisch gelegenen Stadt im südlichen Teile des Königreichs Granada. Seine Lebensschicksale sind dunkel. Wir wissen nur, dass er in Salamanca studirt und zu den Freunden Lope de Vega's gehört hat. Wenn es auch anzunehmen ist, dass manche von den in dem erwähnten Buche erzählten Erlebnissen aus dem Schatz seiner eignen Erfahrung geschöpft sind, so tragen doch dafür andere wieder so sehr den Stempel der Fiction an sich, dass man diese Aufzeichnungen kaum als eine Selbstbiographie betrachten kann. — Der Held des Romans tritt uns zuerst entgegen in der Rolle eines Stallmeisters im Hause eines Arztes, ein Posten, den er jedoch erst in seinen späteren Jahren bekleidete. Aus dem Gesagten geht schon hervor, dass wir es hier nicht mit einem jener Escudero's zu tun haben, welche einst hoch zu Ross ihrem ritterlichen Herrn zu Kampf und Sieg folgten und deren Carricatur wir in einem Sancho Panza belächeln. Die Escutero's der damaligen Zeit waren weiter nichts als eine Art von Bedienten und nahmen im Leben oft eine recht bescheidene, ja kümmerliche Stellung ein. Marcos de Obregon erzählt uns, dass er sein Verhältniss zu jenem Doctor

Sagredo gelöst habe, nachdem derselbe von Madrid weggezogen war. Auf einem Spaziergang in die Umgebungen der Hauptstadt überfällt den alten Escudero ein heftiger Sturm, vor dem er sich in einer Klausnerei zu bergen sucht. In der Person des Eremiten erkennt er einen alten Waffengefährten und erzält diesem seine Schicksale, ein Bericht, der natürlich bis auf seine Jugendjahre zurückgreift. Auch er hat früh das väterliche Haus verlassen, in Salamanca studirt, dann die Feder mit dem Schwert vertauscht, als Soldat Italien nach allen Richtungen durchstreift und sogar die Beschwerden einer Gefangenschaft in Algier ertragen müssen. Nach mannigfachen Gefahren, Verlegenheiten, Intriguen und andern Handlungen von zweifelhaftem moralischen Werte finden wir ihn, wie er sich am Eingang seines Buches schildert, als einen Menschen der zwar keine jugendlichen Torheiten mehr begeht, dem aber ein Leben voll bittrer Erfahrungen keine wirklich sittliche Haltung beibringen konnte. So haben denn die oft recht verständigen, nur etwas weitschichtigen moralischen Betrachtungen, in welchen er sich gern ergeht, in seinem eignen Verhalten einen gewissen Gegensatz, der für seine Characterstärke kein vorteilhaftes Zeugniss ablegt. — Ich werde später noch einmal auf diesen Roman zurückkommen. Von spanischen Werken dieser Gattung will ich zunächst nach den 1646 erschienenen Estevanillo Gonzalez erwähnen. Es ist eine Selbstbiographie, welche für uns noch dadurch besonders interessant wird, dass der Erzähler Estevanillo Gonzalez, lange Zeit als Hofnarr und in andern Funktionen, im Dienste des aus den Annalen des dreissigjährigen Kriegs bekannten und durch Schiller uns menschlich näher gerückten Herzogs von Amalfi, Don Octavio Piccolomini de Aragon, gestanden hat. Unter den Erlebnissen des nicht ungebildeten Narren findet sich freilich eine ganze Menge von Abenteuern, die offenbar in das Gebiet der blossen Phantasie gehören, so dass Le Sage gradezu und ohne viel verändern zu müssen, aus dieser Lebensbeschreibung einen Roman machen konnte. In dieser Gestalt mag Estevanillo besser zu geniessen sein als im Original, welches sich durch einen gradezu ekelhaften Cynismus auszeichnet.

Obschon eins oder das andere der besprochenen Werke in

jeder Literatur seinen Platz behaupten würde, so ist es dennoch nicht der spanische Boden, welcher den besten Roman dieser Gattung hervorgebracht hat, vielmehr blieb es einem Franzosen vorbehalten, das Muster einer novela picaresca zu liefern.

Alain-René Le Sage wurde 1668 zu Sarzeau auf der Halbinsel Rhuys (Basse Bretagne) geboren, nicht weit von Saint Gildas, wo Abailard Abt gewesen ist. Er machte seine Studien auf dem Collegium zu Vannes. Nach dem Tod seiner Eltern (der Vater, Notar und Amtsschreiber, starb im 14., die Mutter im 9. Lebensjahr ihres Sohnes), erhielt er in seinem Oheim einen nachlässigen Vormund. Im 22. Jahr kam er nach Paris, um Philosophie und Rechte zu studiren und führte einige Zeit lang ein sehr ungebundenes Studentenleben. 26 Jahre alt, heiratete er die 22jährige Tochter eines Pariser Bourgeois und scheint von da an ein häusliches Leben geführt zu haben, welches nur der Sorge um eine erträgliche Existenz für sich und die Seinen zugewendet war. Eine Zeit lang versuchte er es, von einem wirklichen Amt zu existiren und zwar als Bureauschreiber irgend eines Generalpächters in der Provinz, doch hielt er es nicht lange in dieser Stellung aus, sondern kehrte nach Paris zurück, wo er von nun an vom Ertrage seiner Schriften lebte. Er fand einen Beschützer in dem Abbé de Lyonne, einem der Söhne des Ministers gleichen Namens. Von diesem in die spanische Sprache und Literatur eingeführt, versuchte sich Lesage zuerst an Uebersetzungen, bis er endlich, 1707, mit zwei selbständigen Arbeiten hervortrat, nämlich dem Lustspiel Crispin, rival de son maître, und dem Roman Le diable boiteux. Dem vortrefflichen, 1709 aufgeführten Lustspiel Turcaret, welches eine durch ihre Kühnheit bemerkenswerte Satyre gegen das herrschende Finanzverwaltungssystem ist, folgten im Jahre 1715 die beiden ersten Bände des Gil Blas, ein Roman, auf welchen sich der Ruhm des Verfassers hauptsächlich gründet. Um diesen kurzen Lebensabriss gleich hier zum Abschluss zu bringen, wollen wir noch erwähnen, dass Lesage, nach dem Tod seines Lieblingssohnes, des vortrefflichen Schauspielers Montménil, sich nach Boulogne-sur-Mer mit seiner Frau und Tochter zurückzog, wo er, im Hause seines Sohnes, des Kanonikus, am 17. November 1747 starb.

Wir wenden uns nunmehr zu der Besprechung des Gil Blas, dessen beide letzte Bände 1724 und 1735 erschienen. Der Erfolg dieses meisterhaft geschriebenen Romans war sehr gross, so dass man von ihm eigentlich eine neue Epoche der Romanliteratur datiren muss. Hier war, im Gegensatz zu dem Pathos der grossen Dichter, welche den Glanz des französischen Parnasses bildeten, der hohe Flug romantischer Fiction aufgegeben und ein Gemälde des wirklichen Lebens geliefert worden, wie es treuer und anziehender kaum gedacht werden kann. Allerdings heben sich die in jenem Roman geschilderten Scenen auf dem Hintergrund eines fremden — des spanischen — Volkslebens ab, welcher Franzose aber, besonders welcher Pariser, hätte nicht in seiner eignen Umgebung die Originale, welche in dem Roman so treu copirt waren, wiedererkannt? In Lesage's Doctor Sangrado (sollte wohl eigentlich sangrador heissen), dem „Aderlasser," glauben wir unsern Freund Purgon oder Desphonandres aus dem Molière wiederzusehen und erinnern uns unwillkürlich an den Refrain aus dem Malade imaginaire:

clysterium donare,
postea seignare,
ensuite purgare.

Die Torheiten der gens d'esprit und ihr schlechter Geschmack in Sachen der Literatur, das tolle Comödiantentreiben, die miserable Justiz, deren Klauen beide Teile, der Unschuldige, wie der Maleficant, fast in gleicher Weise zu fürchten haben, die Günstlingswirtschaft und die schlechte Verwaltung der Minister — von allen diesen Zuständen liefert der vortreffliche Roman ein treues Spiegelbild. Alles in Allem: man wird kaum zu weit gehen, wenn man im Gil Blas den Vertreter des allmählich auf die Weltbühne tretenden dritten Standes, den Vorläufer eines Figaro erblickt.

Es ist begreiflich, dass die Spanier mit dem Gefühl patriotischer Beklemmung einem Ausländer den ersten Preis erringen sahen auf einem Gebiet, welches doch eigentlich ihr nationales Eigentum war. Als daher aus der Mitte seiner eignen Landsleute der Vorwurf des Plagiats gegen Lesage geschleudert wurde, fand diese Anklage jenseits der Pyrenäen bereitwilligen Glauben. 1787 erschien zu Madrid eine Uebersetzung

des Romans, welche den Jesuiten Isla zum Verfasser hat, der diese Anklage in der schärfsten Weise auf dem Titelblatte seiner Ausgabe wiederholte. Dasselbe lautet nämlich:

„Aventuras de Gil Blas de Santillana, robadas á España, adoptadas en Francia por Mons. Lesage, restituidas á su patria y á su lengua nativa por un Español zeloso que no sufre que se burlen de su nacion.“* — Die Beweise, auf welche derartige Behauptungen sich stützen, sind äusserst schwach. Voltaire war es, welcher zuerst den cri de guerre gegen Lesage erhob, allein er war den Beweis für seine Behauptungen nicht nur vollständig schuldig geblieben, sondern hat denselben auch in einer Weise aufgestellt, welche von vornherein der Anklage die Spitze abbricht. Voltaire war von Lesage in einem seiner Dramen lächerlich gemacht worden und ausserdem mag wohl auch die Stelle in Buch 10, Cap. V des Romans, wo über die Schauspiele eines gewissen „Gabriel Triaquero“ der Stab gebrochen wird, auf den Verfasser der Henriade gemünzt sein. Jedenfalls glaubte er sich von Lesage beleidigt und behauptete daher in seinem Siècle de Louis XIV. (1752), dass „Gil Blas ganz und gar einem spanischen Roman entlehnt ist, welcher den Titel führt: La vidad de lo escudiero Dom Marcos de Obrego.“ Dieses Citat beweisst, dass Voltaire jenes vorgebliche Original nie gesehen hat (es sei denn in der Uebersetzung) und dass er nicht spanisch verstand. In wie weit Lesage den Marcos de Obregon wirklich benutzt hat, werden wir nachher untersuchen. Isla behauptete, der Gil Blas sei die Arbeit eines andalusischen Advocaten, der sie dem Lesage bei dessen Anwesenheit in Spanien, gegebeu habe. Unglücklicherweise hat nie ein Mensch dies supponirte Manuscript gesehen, auch ist Lesage nie in Spanien gewesen. Gleichwol wurde dieser müssige Streit noch in den 20. Jahren unsers Jahrhunderts zwischen Antonio de Llorente, dem Verfasser der Geschichte

---

* Auf deutsch: Die Abenteuer des Gil Blas de Santillana, (welche) Spanien geraubt und in Frankreich durch Herrn Lesage adoptirt (worden sind), ihrem Vaterland und ihrer Muttersprache wiedergegeben durch einen eifrigen Spanier, welcher es nicht duldet, dass man seine Nation zum Besten habe.

der Inquisition, und einem Franzosen François de Neufchâteau aufs Neue durchgefochten. Den gänzlich hinfälligen Beweisen, auf die Llorente seine Hypothese zu gründen sucht, stehen für die andere Ansicht so bedeutende Momente von positivem Wert entgegen, dass der Prozess als zu Gunsten Lesage's entschieden betrachtet werden muss. Die häufigen Irrtümer in spanischer Geschichte und Geographie lassen es unmöglich erscheinen, dass der Historiker Solis, dem Llorente die Autorschaft vindicirt, weil derselbe damals der einzige Spanier gewesen, der ein solches Buch hätte schreiben können, den Roman verfasst habe. Andrerseits befinden sich in demselben directe Anspielungen auf Anecdoten aus den Regierungen Ludwigs des XIV. und XV., die nur einem Franzosen bekannt sein konnten. Viele Episoden des Gil Blas sind in der Tat spanischen Schriftstellern entnommen, die in ihrem Vaterland zu den gelesensten gehörten. Ein spanischer Verfasser des Gil Blas würde gewiss nicht gewagt haben, wie Lesage es gethan, diese fremden Bestandteile mit Beibehaltung der Namen der handelnden Personen seinem Werk zu assimiliren. Dagegen waren diese Quellen in Frankreich, wo das Spanische aus der Mode gekommen war' wenig oder gar nicht bekannt, ein Bearbeiter brauchte sich also nach dieser Seite hin nicht zu geniren. Lesage selbst ging später noch einen Schritt weiter, indem er auf dem Titel eines andern Romans ähnlicher Art, des Bachélier de Salamanque, behauptet, derselbe sei aus dem Spanischen „übersetzt.“ Und dabei findet sich darin eine, dem Moreto'schen Lustspiel „El desden con el desden“ (deutsch: Donna Diana) genau nachgebildete Episode!

Wenden wir uns von diesem Streit um die Autorschaft dem Roman selber zu und versuchen wir zum Schluss, ein Bild seines reichen Inhalts zu geben, teils um diese Anklagen auf ihr richtiges Mass zurückzuführen, teils auch um zu zeigen, welche Fortschritte das ganze Genre in diesem seinem Vertreter gemacht hat. Da müssen wir denn gleich gestehen, dass schon die Vorrede einen Zug enthält, welcher nicht original sondern dem Marcos de Obregon nachgebildet ist. Die kleine Anecdote von den beiden Studenten, welche auf ihrer Wanderschaft nach Salamanca einen Stein mit rätselhafter Inschrift finden, die in-

dessen von dem einen richtig verstanden wird, worauf derselbe sich in den Besitz des darunter verborgenen Schatzes setzt — diese Erzählung findet sich, mit ganz geringen Abweichungen, auch in dem spanischen Roman von Vicente Espinel.

Gil Blas, zu dessen Abenteuern wir uns nunmehr definitiv zu wenden haben, verlässt im 17. Lebensjahr das Haus seines Vaters, eines armen Escudero, und seine Geburtsstadt Oviedo, um, mit geringen Kenntnissen und noch weniger Geld ausgerüstet, zu Salamanca den Studien obzuliegen. In Pennaflor, wo er sich und seinem müden Maultier die erste Ruhe gönnt, wird er das Opfer zweier Gauner, die seine Leichtgläubigkeit und Eitelkeit zu benutzen wissen, um ihm sein Maultier für eine Kleinigkeit abzuhandeln und sich noch ausserdem auf seine Kosten den Magen zu füllen. Diese Episode ist in Marcos de Obregon, dem sie ursprünglich angehört, etwas ausführlicher behandelt als bei Le Sage. Espinel lässt seinen Helden, welcher natürlich kein andrer ist als der junge Student Marcos de Obregon, in ähnlicher Weise einem Wirte seine Verhältnisse anvertrauen. Ein Iudustrieritter, von dem Wirt vorher über Alles, was den zu Rupfenden betrifft, unterrichtet, weiss sich durch seine unmässigen Lobeserhebungen dessen ganzes Vertrauen zu erwerben. Nachdem er sich zunächst auf seine Kosten gesättigt, giebt er ihm noch eine ebenso witzige als derbe Lection mit auf den Weg. „Der Ruf Eurer Gelehrsamkeit,“ sagt er zu dem guten, einfältigen Marcos, „ist bereits in ganz Salamanca herumgekommen und ich selbst kenne einen Mann, der wohl hundert Ducaten geben würde, wenn er Euch sehen könnte. Ist's Euch recht, so folgt mir in seine Wohnung. Für einen guten Empfang glaube ich stehen zu dürfen.“ Natürlich willigt Marcos mit Freuden in diesen Vorschlag ein und der Gauner fordert auch den Wirt und mehrere Anwesende auf, sie zu begleiten, damit sie Zeugen seien des Triumphes, welcher seinen neuen Freund erwartete. Je höher nun auf diese Weise das Selbstgefühl des wackern Marcos geschraubt worden war, desto trauriger musste die Figur sein, welche er, dem allgemeinen Hohngelächter preisgegeben, machen mochte, nachdem ihn der Schwindler zu einem Blinden gebracht und ihn bei demselben mit den Worten eingeführt hatte: „Dieser

hier gäbe sicherlich 100 Ducaten und vielleicht auch noch etwas mehr, wenn er Euch sehen könnte“ — ein Witz, dessen sich selbst Le Sage nicht zu schämen brauchte. Kehren wir jedoch zu unserm Gil Blas zurück, der auch ohne den letzten, derben Teil dieser Lection an den in jener Venta (Wirtshaus) gemachten Erfahrungen genug hatte. Einigermassen melancholisch setzt er seine Reise auf einem der Saumtiere eines Maultiertreibers (Arriero) fort, eine Art zu reisen, welche in Spanien damals für Leute niederen Standes gewöhnlich war. In seiner Gesellschaft befindet sich u. a. auch ein junger Bürger aus Astorga mit seiner Frau, welche dem Arriero böse Gelüste einflösst. In Cacabelos, dem nächsten Orte, erklärt er plötzlich zum Schrecken der Reisenden, es sei ihm ein ganzer Beutel mit Geld unterwegs abhanden gekommen und er werde die Justiz zur Entdeckung des Diebes in Bewegung setzen. Obgleich keiner der Reisenden sich selbst einer Schuld bewusst war, so wirkte doch der Gedanke, mit der Dame Themis in Berührung zu kommen oder, wie sich Scapin ausdrücken würde, ein „démêlé“ zu haben, so durchschlagend bei ihnen‘ dass sie mit Einschluss des jungen Ehemannes, der seine Frau in seiner Angst im Stiche lässt, sich nach allen Seiten aus dem Staube machen, ohne dass es jedoch, wie der Verlauf dieses für uns weiter nicht interessanten Abenteuers zeigt, dem Arriero gelingt, seine schändlichen Pläne zur Ausführung zu bringen. Gil Blas, den wir nicht aus den Augen verlieren dürfen, irrt querfeldein, verliert den Weg und sieht sich plötzlich von einem Haufen berittner Räuber umgeben, die ihn, sans autre forme de procés mit sich schleppen nach ihrem Schlupfwinkel, einer aus der Zeit der Maurenkriege stammenden unterirdischen Höhle, deren Eingang nicht leicht aufzufinden war. Obgleich die Dienste, welche er hier als Küchenjunge und Aufwärter leisten musste, nicht zu den schwersten gehörten, so sehnte sich Gil Blas begreiflicher Weise doch nach der Freiheit. Ein Fluchtversuch misslang indessen und um der Strafe, die ihn sonst wohl getroffen hätte, zu entgehen, steckt Gil Blas nun die Miene auf, als habe er sich in sein Schicksal gefunden und willigt ein, dem wackern Corps als actives Mitglied beizutreten. Auf einem Streifzug, den er, gewissermassen als Probecandidat für

die höhere Räubercarriere, mitzumachen hat, fällt eine in Begleitung ihres Gemahls reisende Dame in die Hände der Räuber, welche den mit mehreren Wunden der Ihrigen erkauften Sieg durch das Blut des Edelmanns zu beflecken sich nicht scheuen. Gerührt von dem Unglück der Donna Mencia, beschliesst Gil Blas, sie und sich selbst zu befreien. Zu dem Ende stellt er sich sehr krank und die Räuber, welche keine Veranlassung zu haben glauben, ihm zu misstrauen, lassen ihn allein in der Höhle, um selbst die erbeuteten Pferde auf einen benachbarten Markt zum Verkauf zu führen. Auf einem der zurückgebliebenen Pferde entflieht Gil Blas, nachdem er ausser der Dame auch noch die besten Kleider und Geld, welches sich in den Vorratskammern der unterirdischen Wohnung befand, zu sich genommen. Die beiden Flüchtlinge werden in Astorga verhaftet, auf die Denunciation eines Cavaliers, der in den Kleidern und dem Pferde des Gil Blas sein vor wenigen Monaten ihm geraubtes Eigentum erkennt. Die Dame, deren hoher Rang sich herausstellt, erlangt natürlich bald ihre Freiheit wieder, Gil Blas dagegen wird erst losgelassen, nachdem einer seiner Mitreisenden von Pennaflor bis Cacabelos für ihn Bürge sein zu wollen erklärt hat. Die Justiz schenkt ihm freilich nur das nackte Leben, alles Andere bleibt ihr zwischen den Barten hängen. Der arme Geplünderte wendet sich nach Burgos, dem Aufenthalt der Donna Mencia. Diese überhäuft ihren Retter mit Geld und Geschenken, so dass derselbe, völlig neu equipirt, in Begleitung eines Dieners Ambrose de Lamela, sich auf die Reise nach Madrid begeben kann, denn so sehr haben ihn bereits die 1000 Ducaten der Donna Mencia zukunftsicher gemacht, dass er die Laufbahn eines Gelehrten, zu der er sich in Salamanca vorbereiten sollte, seinen hochfliegenden Plänen, in der Hauptstadt schnell zu Reichtum und Ehren zu gelangen, opfert.

Kaum ist er zu Valladolid, wohin sein Weg ihn zunächst führte, in einem Gasthause abgestiegen, als eine vornehme und schöne Dame sich bei ihm melden lässt und ihn einlädt, ihr Gast zu sein, indem sie vorgiebt, von ihrer Cousine, der Donna Mencia, die Nachricht erhalten zu haben, dass ihr Retter Valladolid mit seiner Anwesenheit beehren werde. Herr und

Diener folgen ihr natürlich nach ihrem Palais. Dort wird Gil Blas von der Dame und ihrem „Bruder,“ Don Raphael, festlich bewirtet und schläft ein, mit dem Gedanken an die schönen Tage, welche das Zusammensein mit der feurigen Donna Camila, in deren Herzen einen Eindruck hinterlassen zu haben er sich eingestehen zu dürfen glaubt, ihm noch gewähren wird. Als er erwacht am andern Morgen, und nach seinem Diener ruft, ist dieser nicht vorhanden. Eine bange Ahnung überfällt unsern Glückspilz. Er kleidet sich rasch an, um der Donna Camelia seine Aufwartung zu machen — auch sie ist verschwunden, ebenso Don Raphael, ebenso sein Koffer, ebenso, ach, die 1000 Ducaten der Donna Mencia. Er befindet sich nicht in einem „Palais,“ sondern in einem Wirtshaus und kann dem Himmel schliesslich noch danken, dass die saubere Gesellschaft wenigstens seine und ihre Zeche bezahlt hat. Beiläufig bemerkt, ist diese hübsche Geschichte einem Abenteuer, welches der berühmte Escudero Marcos de Obregon in Venedig erlebt zu haben behauptet nacherzählt.

Mit Hülfe eines Bekannten, den ihm das Glück in den Weg führt, sucht und findet Gil Blas ein Unterkommen in Valladolid, indem er, zuerst bei einem alten Licentiaten und nach dessen bald erfolgendem Tod als Heilgehülfe bei dem berühmten Doctor Sangrado, in Dienste tritt. Diesem hatte er seine Kunst bald abgelernt, was nicht besonders schwer war, da der gute Doctor nur zwei Mittel anwandte: Aderlassen und Clystiren. Unter seinen Auspicien praktizirend, bringt er es selbst zu einigem Ruf. Leider hatte er es nicht immer mit reichen Harpagon's, deren Erben nur auf ihren Tod lauerten, und alten Ehemännern junger, lebenslustiger Frauen zu tuen — eine reiche Wittwe, die ihn an ihr Krankenlager hatte rufen lassen, gab nach sechs bis sieben Aderlässen den Geist, soweit solcher vorhanden war, auf und damit sah sich ihr Liebhaber, ein gewisser Don Rodrigo, der in dem Rufe eines Spadassin stand, um eine gute Partie betrogen. Gil Blas hielt es für geraten, sich der Rache des trostlosen und wütenden Liebhabers durch die Flucht zu entziehen. Er begiebt sich also von Neuem auf die Reise nach Madrid und macht unterwegs die Bekanntschaft eines Barbiergehülfen Fernan Perez de la Fuente, welcher län-

gere Zeit in der Hauptstadt gelebt hatte und jetzt auf der Hinreise nach Amedo, seiner Vaterstadt, begriffen war. Derselbe erzählt dem Ex-Doctor seine Lebensschicksale, von denen wir hier nur den Teil erwähnen wollen, welcher sein verliebtes Abenteuer mit Donna Mergelina, der Frau eines Doctor Oloroso, betrifft. Diese Episode ist, sogar mit Beibehaltung der Namen der handelnden Personen (nur nennt Lesage den Doctor Sagredo, dessen Namen er bereits bei Gelegenheit des Doctor Sangrado benutzt hatte, diesmal Dr. Oloroso, den „Wohlriechenden," dagegen belässt er dem Escudero des Doctors seinen vollen Titel Marcos de Obregon), dem Roman des Vicente Espinel nacherzählt und unterscheidet sich von dem betreffenden Capitel desselben nur durch einige unwesentliche Ausbesserungen oder Zusätze, von denen einer der besten auch nur einer andern Stelle des spanischen Romans entnommen ist. Ich rede von dem ersten Liebesabenteuer des Marcos. Er hatte mit seiner Dame verabredet, dass sie auf sein „Miau," welches er täuschend nachzuahmen verstand, an der neja, dem Fenstergitter, eines Zimmers zu ebener Erde ihres Hauses, erscheinen sollte. Als nun mit Einbruch der Nacht, der Stallmeister vor der Türe seiner Schönen zu miauen begann, erhoben auf den umliegenden Dächern und in den Seitengassen hunderte von Katzen, durch den Wohlklang des escuderilen Miau's getäuscht, ihre klagende Stimme. Ein Philister, der aus der Kneipe heimkehrend, des Weges kam und in dieses Kater-Concert mitten hineinfiel, ergriff, um den vermeintlichen Tonangeber zu züchtigen, dessen wahres Wesen er in der Dunkelheit ohnehin nicht zu erkennen vermochte, einen Stein und warf ihn dem verliebten Stallmeister in die Rippen. Etwas Aehnliches passirte auch dem guten Perez de la Fuente, so dass er mit Scham und anderen bösartigen Substanzen begossen, bei dem „wohlriechenden" Doctor nicht mehr zu erscheinen wagte.

Gil Blas begleitet seinen neuen Freund nach Olmedo, wo er einige Tage in dessen Vaterhause gastliche Aufnahme findet. Dann setzt er seine Reise fort in Begleitung eines Kaufmanns aus Segoria, der ihn, nach ihrer Ankunft in dieser Stadt, einige Tage bei sich behält und ihn dann, mit Empfehlungen an einen seiner Geschäftsfreunde in Madrid versehen, entlässt. In der

Tat verschaffte dieser Letztere dem jungen Abenteurer eine Stelle als Kammerdiener eines gewissen Don Bernardo de Castil Beazo, bei dem Gil Blas gute Tage, d. h. wenig Arbeit und reichliche Nahrung findet. Einst begegnet ihm, in einer Strasse von Madrid, der Anführer jener Räuberbande, deren, wiewohl unfreiwilliges, Mitglied Gil Blas gewesen war. Der Hauptmann, welcher, zur Verwunderung des Gil Blas, in der Uniform eines Alguazil auftritt, fordert ihn auf, ihm in eine Schenke zu folgen, wo er ihm erzählt, dass durch die Flucht des Gil Blas, welcher es versäumt hatte, den Eingang der Höhle unkenntlich zu machen, diese von einem Bauer entdeckt und von den Dienern der Hermandad auf seine Anzeige einer Art von Belagerung ausgesetzt worden sei. Er selbst, nur mit Mühe entkommen, habe sich genöthigt gefunden, durch Ergreifung seines gegenwärtigen Standes den Nachforschungen der Justiz aus dem Wege zu gehen. Uebrigens, fügte er hinzu, sei er dieses Leben bereits müde und beabsichtige, in die alte Carriere wieder einzulenken. Er habe einen Ruf nach Portugal erhalten, um dort die Direction einer neu zu organisirenden, einstweilen nur in den ersten Anfängen vorhandenen Räuberbande zu übernehmen. Zugleich trug er dem Diener des Don Bernardo an, ihn als Collaborator oder Mitarbeiter dorthin zu begleiten, aber dieser, aus Furcht, dass Rolando, welcher in Madrid ihm nichts anzuhaben vermochte, und im Sinne habe, ihm mit diesem Vorschlag eine Falle zu stellen, war froh, ohne bestimmte Zusage sich von dem Anführer losmachen zu können. Eine Folge indessen hatte dieses Zusammentreffen doch für ihn, denn Don Bernardo, welcher, durch Zufall, ihn mit Rolando aus jenem Cabaret heraustreten sah, konnte sich nicht entschliessen, einen Diener bei sich zu behalten, welcher Menschen von so zweifelhafter Physiognomie zu seinen Bekannten zählte. Der emeritirte Lakai wird nun von einem petit-maître, Don Mathias de Silva, engagirt. Bei diesem lernt er das Treiben der jeunesse dorée von Madrid kennen. Natürlich ahmen die Diener dieser jungen Leute alle Torheiten und Laster ihrer Herren nach. In seinen Mussestunden macht Gil Blas, als petimetre (wie die Spanier sagen) verkleidet, Fensterpromenaden und hat auch bald die Aufmerksamkeit einer, wie er glaubt, vornehmen, Dame auf

sich gezogen. Nachdem Don Silva in einem, wegen galanter Intriguen angezettelten Duell gefallen, begiebt sich Gil Blas in die Dienste einer Schauspielerin, Arsénie, in deren Hause er „Donna“ Laura, seine vornehme Geliebte, als — Kammermädchen findet. Eine Zeit lang macht er das tolle Comödiantentreiben mit, endlich erwacht in ihm seine bessere Natur, er verlässt Arsénie und seine Laura, um in den Dienst des Don Vicente de Guzman überzugehen. Dessen Tochter Aurora unterstützt er durch seine Schlauheit bei einem ziemlich anständigen Liebeshandel, der auch mit der Verheiratung des Paares endigt. — Demnächst widmet Gil Blas seine schätzbaren Dienste dem Onkel dieser jungen Dame, einem alten Herrn, welcher in Gefahr war das Opfer einer Coquette zu werden, von der er geliebt zu sein sich einbildete. Um den Verwandten, speziell Donna Aurora, welche ihren Erbonkel und sein Vermögen bereits in den Klauen jener Donna Eufrasia sehen, gefällig zu sein, spionirt Gil Blas der Dame nach und ertappt sie wirklich auf einer Treulosigkeit, durch deren Mittheilung er seinen Herrn von ihr zu entfernen hofft. Derselbe lässt indessen seinen ersten Zorn durch ein paar Thränen der Coquette rasch besänftigen und giebt, auf ihre Bitte, dem treuen Diener seinen Abschied. — Die Marquise de Chaves, in deren Hause wir Gil Blas wiederfinden, gehörte zu den geistreichen Frauen der Residenz. Sie hatte sich mit einem Kreise der hervorragenden literarischen Persönlichkeiten von Madrid umgeben, welche wir der Reihe nach kennen lernen, natürlich von ihrer lächerlichen Seite. Gil Blas verliebt sich in ein Kammermädchen, dessen Besitz ihm indessen der Secretär des Hauses streitig macht. Es kommt zwischen den Rivalen zu einem Duell, in welchem Gil Blas entwaffnet wird und versprechen muss, die schöne Porcia sowie den Dienst der Marquise zu quittiren. Des Lebens in der Residenz müde, oder auch aus Scham über seine Niederlage, beschliesst er, Spanien nach allen Richtungen zu durchstreifen und kennen zu lernen. Auf dem Wege nach Cuença kehrt er in einer Venta ein, wo mehrere Alguaziles das Signalement eines Edelmanns vorlesen, auf den sie fahnden. Bald darauf begegnet ihm ein Reiter, dessen Aeusseres genau zu der Beschreibung passt. Er macht demselben Mittheilung von der

ihm drohenden Gefahr. Während sie noch mit einander verhandeln, bricht ein heftiges Gewitter los, das sie zwingt, bei einem Einsiedler in der Nähe Schutz zu suchen. Dort erzählt der Verfolgte, Alphonse de Steinbach, Pflegesohn eines Offiziers der deutschen Garde in Madrid, seine Schicksale und die Ursache seiner Differenzen mit der weltlichen Gerechtigkeit. Er war flüchtig geworden in Folge eines, aus einem leichtsinnigen Liebeshandel, entstandnen Duells, welches mit dem Tod seines Gegners geendet hatte. Auf seiner schon mehrere Wochen dauernden Flucht hat Don Alphonse eine gewisse Donna Seraphina flüchtig allerdings, aber doch grade lange genug gesehen, um sich tödtlich in sie zu verlieben.

Dem Rang Seraphinens — sie war eine Tochter des Grafen Polan — entsprach die Stellung, welche Alphonse in der Gesellschaft einnahm, auch ihr Reichtum wäre für den Letzteren kaum ein Grund gewesen, den Gedanken an eine Verbindung mit ihr von sich zu weisen — aber das Verhängniss hatte es so angeordnet, dass der von ihm im Duell Getödtete gradezu ein directer Bruder dieser Seraphine war. — Soweit die Erzählung des Don Alphonse. Gil Blas erlebte eine Ueberraschung eigner Art in der Klause, denn in dem Eremiten selbst erkennt er jenen Don Raphael wieder, den vorgeblichen Bruder jener schönen Donna Camila zu Valladolid. Desgleichen stellte sich der bei dem Eremiten als dienender Bruder befindliche Mönch als Ambroise von Lamela heraus, jener Ambroise, der Gil Blas einst von Burgos aus als Diener gefolgt war, und ihn an das saubere Paar, Camila und Raphael, verraten hatte. Die beiden Ehrenmänner hatten diese Lebensweise ergriffen, teils um den Händen der Justiz zu entgehen, teils auch, weil sie so einen ganz bequemen Unterhalt fanden. Die Freude, welche Gil Blas bei diesem Wiedersehen empfand, war natürlich nicht ohne Trübung. Die beiden Gauner wissen ihn jedoch zu beschwichtigen, indem sie ihm anbieten, in Zukunft mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Der Fortgang der Erzählung wird hier unterbrochen durch die Mitteilung der Erlebnisse des Don Raphael, welche reich an spannenden Abenteuern sind. Besonderes Interesse bietet der Teil, welcher von seiner Gefangenschaft in Algier handelt und der in seinen Hauptzügen

dem Marcos de Obregon entlehnt ist. — Am nächsten Morgen verlassen sie alle die Einsiedelei, um sich in irgend einem Teil Spaniens, wo man sie noch nicht kennt, niederzulassen. Die Nacht überrascht sie, ehe sie eine menschliche Wohnung erreicht haben, sie suchen daher eine Unterkunft in einem Gehölz, wo sie auf ein paar Räuber stossen, die einen Edelmann und seine Tochter als Gefangene mit sich führen. Durch einen entschlossenen Ueberfall jagen sie den Räubern ihre Beute ab und es versteht sich ganz von selbst, dass, bei näherer Betrachtung, die Befreiten sich als der Graf Polan und seine Tochter Seraphine legitimiren. Der Graf ahnt natürlich nicht, dass es der Mörder seines Sohnes ist, dem er die Rettung verdankt. Bis zu dem Städtchen Reguena reisen sie zusammen und Don Alphonse hat Gelegenheit sich zu überzeugen, dass er auf Seraphine seinerseits Eindruck gemacht hat. Von Reguena wenden sich die vier unstäten Flüchtlinge nach Helva, wo sie, verkleidet als Diener der heil. Inquisition, einen getauften Juden, dem sie mit einem Religions-Prozess drohen, um eine erhebliche Geldsumme prellen. Während die drei andern diese Unternehmung ausführten, war Don Alphonse in einem Wäldchen bei den Pferden zurückgeblieben und unzufrieden mit dem Treiben seiner neuen Freunde, beschliesst er, sie zu verlassen und überredet auch Gil Blas, ihm zu folgen. Sie nehmen ihren Weg nach Valencia zu, in der Absicht, sich von dort nach Italien und in den Dienst der Republik Venedig zu begeben. Von einer Krankheit, die ihn unterwegs befällt, durch die aufopfernde Pflege seines Begleiters wieder hergestellt, findet Don Alphonse auf einem Schlosse, das sie auf ihrer Reise berühren, zunächst seinen Pflegevater, den Baron v. Steinbach, der ihm schon mehrere Wochen nachgereist war und ausserdem, in dem Schlossherrn, Don Cesar de Leyra, seinen eignen Erzeuger. Dieser hatte ein Mädchen niederen Standes geheiratet und war daher genötigt gewesen, seine Ehe bis zu dem kürzlich erfolgten Tod seines stolzen und strengen Vaters geheim zu halten, weshalb er auch seinen Sohn in die Pflege des Barons, eines seiner besten Freunde, gegeben. Es war dem Don Cesar de Leyra um so leichter gelungen, die Familie des von seinen Sohn getödteten jungen Grafen Polan zu versöhnen, da Alphonse,

dem alten Grafen und seiner Tochter, wie wir wissen, Ehre und Leben gerettet hatte und Ferdinand de Leyra, ein Neffe des Don Cesar, der Gemal einer Schwester Seraphinens geworden war. Durch eine Heirat zwischen der Letzteren und Don Alphonse werden alle Differenzen beseitigt, Gil Blas tritt als Intendant in Don Alphonse's Dienste. Die erste Handlung, welche ihm sein Herr befahl, war, dem geplünderten Juden zu Helva Schadenersatz zuzustellen.

Eine lächerliche Liebesintrigue, die der neue Intendant mit einer Kammerfrau Seraphinens anknüpft und später wieder auflöst wird die Ursache seiner Entfernung aus diesem Hause. Er begiebt sich nach Granada und wird dort von Don Ferdinand de Leyra dem Erzbischof empfohlen, welcher ihn als Secretär in seine Dienste nimmt. Seine Gewandtheit verschafft ihm bald die Gunst des greisen Prälaten, der ihm seine Predigten zum Copiren giebt und auf sein Urteil ein solches Gewicht legt, dass er es ihm zur Pflicht macht, ihn davon in Kenntniss zu setzen, sobald er an diesen Geistesproducten eine Abnahme der Verstandeskräfte des Verfassers bemerken sollte. Einige Zeit nachher trifft den Erzbischof ein Schlagfluss und da Gil Blas zu bemerken glaubt, dass der Geist seines Herrn unter diesem Unfall mit gelitten hat, so ist er ehrlich oder einfältig genug, ihn von seiner Beobachtung zu benachrichtigen, findet aber für seine Vorstellungen eine so schlechte Aufnahme, dass er, zu spät, seine Aufrichtigkeit bereut. Unschlüssig, was nun, nachdem er den erzbischöflichen Palast geräumt aus ihm werden soll, schlendert er eines Tags nach dem Schauspielhause hin. In einer der Damen vom Theater erkennt er Laura, die Soubrette seiner ehemaligen Herrin Arsénie. Er sucht sie in ihrer Wohnung auf und findet einen sehr freundlichen Empfang. Um jedoch bei ihrem zeitweiligen Verehrer, dem Marquis de Marialva, keine Eifersucht aufkommen zu lassen, stellt sie ihm Gil Blas als ihren Bruder vor und veranlasst den Marquis, ihn als Secretär in seine Dienste zu nehmen. Der Aufenthalt Gil Blas in Granada dauerte nicht lange. Eine Schauspielerin, welche der Laura die in dem reichen Marquis gemachte Eroberung missgönnte, bringt die Wahrheit über den vorgeblichen „Bruder“ in Erfahrung und da dieser von ihrer Indiscretion Alles be-

fürchten zu müssen glaubt, so verlässt er eilig Granada, um sich dem zu erwartenden Zornausbruch des Marquis zu entziehen.

Wir finden Gil Blas in Madrid wieder. Sein alter Freund Fabrice, der ihn einst zu Valladolid bei dem Doctor Sangrado placirt hatte, und welcher jetzt in Madrid sich mit aller Wucht auf die Schriftstellerei geworfen und schon manche noble Bekanntschaft gemacht hatte, verschafft ihm die Stelle eines Oberintendanten bei dem sicilischen Grafen Galiano. Hier wiederholt sich für ihn die Erfahrung, dass Ehrlichkeit in dieser Welt nicht immer ihren Lohn findet, denn durch seine Gewissenhaftigkeit macht er sich der übrigen Dienerschaft des Grafen verhasst und während er am Fieber krank darniederliegt, reist der Graf, von seiner Regierung zurückgerufen, ab ohne sich im Mindesten um das Schicksal seines treuen Dieners zu kümmern. Dieser ist zwar nach Verlauf einiger Wochen wieder hergestellt, muss aber alle seine Ersparnisse in den Händen der Krankenwärterin, des Doctors, Apothekers etc. etc. zurücklassen. In dieser Not erinnert sich Gil Blas der bisher noch nicht von ihm benutzten Empfehlung, welche Melchior de la Ronda, ein alter Diener des Erzbischofs von Granada, ihm einst an seinen Neffen Joseph Navarro in Madrid mitgegeben hatte. Jetzt macht er davon Gebrauch und Navarro placirt ihn bei dem Don Diego de Monteser, dem Rentmeister oder homme d'affaires des allmächtigen Ministers Philipp des III., Herzog von Lerma. Anfangs als Intendant der herzoglichen Güter tätig, schwingt sich Gil Blas bald zum Secretär des Ministers auf, dessen Gunst er endlich nur mit Don Diego de Monteser und Don Rodrigo de Calderone, dem ersten Secretär zu teilen hat. Der Minister bedient sich seiner in den delicatesten Angelegenheiten. Sein Sohn, der Herzog v. Uzeda, mit dem er verfeindet war, besass die Gunst des Königs in hohem Grade und Lerma wünscht daher, seinen ihm ergebenen Neffen, den Grafen Lemos, sich zum Nachfolger heranzuziehen. Lemos, welcher der Person des Kronprinzen attachirt ist, wird vom Herzog mit Geld versehen um sich durch Festlichkeiten, welche er ihm zu Ehren anstellt, in der Gunst des von seinem Vater etwas kurz gehaltenen Thronfolgers festzusetzen. Auch andere Mittel, diesen Zweck zu erreichen, verschmäht der Herzog nicht. Er beauf-

tragt Gil Blas, eine Schönheit ausfindig zu machen, die würdig wäre, durch den Grafen Lemos dem Kronprinzen vorgestellt zu werden. Wirklich leistet Gil Blas die Kupplerdienste zu allgemeiner Zufriedenheit. Unglücklicherweise aber entdeckt er schliesslich, dass die junge Dame, welcher man die Ehre gegönnt, das Herz des künftigen Monarchen zu entflammen, zu gleicher Zeit Maitresse des schon erwähnten herzoglichen Secretärs Calderone ist. Dem Gil Blas wird bei dieser Entdeckung, die er sofort dem Herzog mitteilt, etwas unbehaglich zu Mute, indessen, da er jenen die Sache leicht nehmen sieht, so beruhigt auch er sich wieder.

So schmeichelhaft nun auch das ihm vom Herzog geschenkte Zutrauen für den guten Gil Blas war, so wenig befriedigend erschien Anfangs seine materielle Existenz in dieser Sphäre und es bedurfte seinerseits einer besondern List, um den Herzog zu bewegen, dass er ihm ein Gehalt aussetze. Später gestattete er ihm auch Geschenke von solchen Personen anzunehmen, zu deren Gunsten er sich bei seinem Herrn würde verwandt haben. Jetzt ergreift den Emporkömmling ein Schwindel des Glückes. Er nimmt selbst einen Diener an, erteilt den Bittstellern förmlich Audienzen und gelangt bald dahin, auch den zweifelhaftesten Characteren zur Erreichung ihrer Wünsche zu verhelfen, wenn sie seine Gefälligkeit tüchtig zu honoriren im Stande sind. Sein Character verschlechtert sich soweit, dass er frührerer Verpflichtungen uneingedenk wird und sogar seine Eltern, von deren trauriger Lage er durch einen Landsmann Nachricht erhält, ganz vergisst. Seine einzige edle Handlung aus dieser Zeit ist die, dass er seinen ehemaligen Herrn Don Alphonse de Leyra, zum Gouverneur von Valencia ernennen lässt, ohne von ihm darum gebeten oder dafür bezahlt worden zu sein. Auf Zureden seines Dieners Scipio entschliesst er sich, zu heiraten. Eine passende Partie findet sich bald in der Tochter eines reichen Juweliers. Schon sind alle Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen, als Gil Blas eines Tages im Namen des Königs verhaftet und nach Segoria ins Gefängniss gebracht wird. Dort erfährt er — was eine Ahnung ihm schon gesagt haben mochte — dass der König, wahrscheinlich durch den eifersüchtigen Don Calderone, von dem Liebeshan-

del des Prinzen und der schönen Donna Catalina in Kenntniss gesetzt und dass in Folge dessen der Urheber dieser Intrigue, Graf von Lemos, vom Hofe verwiesen worden ist. Glücklicherweise findet Gil Blas in dem Castellan des Schlosses Segoria einen ehemaligen Diener des Erzbischofs von Granada, dem er einst, als Günstling dieses Prälaten, eine Gefälligkeit zu erweisen im Stande gewesen war. Natürlich mildert dieser Umstand das Peinliche seiner Lage. Auch Scipio, sein Diener, verlässt ihn nicht im Unglück. Er bringt Nachrichten aus Madrid, welche die Vermutungen des Gefangenen über die Ursache seiner Haft bestätigen. Indessen bleibt ihm noch die Hoffnung, dass der Minister sich zu gelegener Zeit seiner erinnern werde. Er sendet daher Scipio nach Madrid, um dem Herzog seine traurige Lage zu Gemüte zu führen, dieser aber geht auf nichts ein, wahrscheinlich um durch diese Härte sich den Schein zu bewahren, als ob er mit einer Affaire von so zweifelhafter Reinlichkeit nichts zu schaffen gehabt. In Folge der Aufregungen seiner neuen Lage wird Gil Blas gefährlich krank und beschliesst, nachdem er, von den Aerzten aufgegeben und in Ruhe gelassen, wieder genesen ist, den Rest seines Lebens in ländlicher Zurückgezogenheit zuzubringen. Scipio kehrt von einer neuen Reise nach Madrid zurück mit der Kunde von der durch Dazwischentreten des Kronprinzen bewirkten Freilassung des Gil Blas, der jedoch der Befehl beigefügt war, den Hof und die beiden Castilien innerhalb eines Monats zu verlassen. — Zunächst begeben sich Herr und Diener nach Madrid, um ihre Verhältnisse dort zu ordnen. Der Zufall führt Gil Blas mit Don Alphonse de Leyra und seinem Pflegevater zusammen. Der Gemahl Seraphinens war nach Madrid gekommen, um sich beim König für das ihm verliehene Amt als Gouverneur zu bedanken, ohne dass er ahnte, wem er eigentlich desshalb verpflichtet war. In der Freude, seinen alten, treuen Diener wiederzusehen, schenkt er ihm ein kleines Gut bei Lirias, vier Meilen von Valencia. Dorthin zieht sich Gil Blas mit Scipio und dem Reste seines Vermögens zurück und es schliesst dieses 9. Buch seiner Erlebnisse mit den Versen:

Inveni portum, spes et fortuna, valete!
Sat me lusistis, ludite nunc alios.

Ein Besuch bei seinen Eltern in Oviedo führt ihn an das Todtenbette seines Vaters. Die Mutter, welcher er in Lirias einen ruhigen Lebensabend verspricht, lehnt es ab, mit ihm zu ziehen, weil sie seinen guten Oheim, den Canonikus Gil Perez, bei dem Gil Blas seinen ersten Unterricht genossen, in seinem gebrechlichen, geistesschwachen Alter nicht verlassen will. So versucht er es denn, allein mit seinem Diener in Lirias zu wirtschaften. Lange hält er indessen dies Stilleben nicht aus, sondern er wagt sich auf ein bis dahin ihm noch ganz unbekanntes Meer, das des Ehestandes, indem er Antonia, die Tochter seines Pächters, heiratet. Bei der Vermählungsfeier, die auch durch die Gegenwart der Leyra's verherrlicht wird, findet Scipio in einer der Frauen Seraphinens seine, durch merkwürdige Schicksale seit Jahren von ihm getrennte Gattin wieder. Dies giebt Veranlassung zur Mitteilung seiner Lebensschicksale, die mit denjenigen des Gil Blas eine gewisse Familienähnlichkeit behaupten. Bemerkenswert für uns — weil dem Leben des Estevanillo Gonzalez entnommen, — ist nur der Versuch, den er mit Hülfe eines Gauners macht, zu Sevilla den Koffer seines nach Italien abreisenden Herrn zu berauben. Durch die Dazwischenkunft desselben an der Ausführung dieses Bubenstücks gehindert, ergreift er die Flucht und findet Anstellung als Küchenjunge in dem Hause des Erzbischofs von Sevilla. Die Art und Weise, wie er dasselbe nach kurzer Zeit wieder verlässt (nämlich in den prächtigen Kleidern eines Mohrenkönigs, welchen er bei der Geburtstagsfeier des Erzbischofs darstellen soll), gehört dem Marcos de Obregon an.

Antonia beschenkt Gil Blas mit einem Sohn, der indessen bald nach der Geburt stirbt. Der kurz nachher gleichfalls erfolgende Tod der Mutter taucht den Gatten in den tiefsten Schmerz. Um ihn dem Hinbrüten zu entreissen, veranlassen die Leyra's ihn, nach Valencia zu kommen. Dort erreicht ihn die Nachricht von dem Ableben Philipps III. und der Tronbesteigung Philipps IV. Seine Freunde dringen in ihn, jene Dienste, die er dem Kronprinzen einst erwiesen, bei dem nunmehrigen König geltend zu machen. Er reist wirklich nach Madrid, der König erkennt ihn wieder und empfiehlt ihn seinem Minister, dem Grafen Olivares. Dieser benutzt ihn als Secretär und lässt

ihn Broschüren schreiben, in denen sein Ministerium auf Kosten des Vorgängers Lerma herausgestrichen wird. Durch diese und andere Arbeiten setzt sich Gil Blas in der Gunst des Grafen immer fester und wird von demselben mit Belohnungen überhäuft, so dass er abermals in Gefahr ist, sein besseres Selbst dem Streben nach Reichtum zu opfern. In dieser Zeit wurde Don Alphonse, den man für eine Creatur Lerma's hielt, seines Gouverneur-Postens enthoben. Gil Blas entzieht sich auch diesmal nicht der Pflicht der Dankbarkeit, und bewirkt durch seine Fürsprache nicht nur die Rehabilitirung Leyra's, sondern auch seine Ernennung zum Vice-König von Aragon.

Um den König den Regierungsgeschäften zu entfremden, greift auch Olivarez zu dem bekannten Mittel allmächtiger Minister, indem er ihn durch einen Liebeshandel beschäftigt. Gil Blas lässt sich abermals als Kuppler gebrauchen. In Toledo glaubt er in der Person einer Schauspielerin das, was er sucht, gefunden zu haben, fühlt sich indessen nicht wenig überrascht, da die schöne Estella als die Tochter seiner ehemaligen Flamme Laura und des Marquis von Marialva sich erweist. Mutter und Tochter folgen ihm nach Madrid, indessen nimmt die Sache, welche Anfangs viel zu versprechen schien, einen tragischen Ausgang. Das junge Mädchen, aus Scham über ihren Fall, zieht sich in ein Kloster zurück, wo sie bald nachher stirbt.

Gil Blas wird für seine dem Staat geleisteten Dienste mit dem Adel belohnt, von dem er, in richter Erkenntniss seines eigenen Wertes, jedoch keinen allzu ostensiblen Gebrauch macht. Durch den Aufstand der Catalonier, sowie den Abfall von Portugal gehen dem König endlich über die Verwaltung seines Ministers die Augen auf. Olivares wird entlassen und vom Hofe verbannt. Gil Blas de Santillane folgt ihm auf's Land und bleibt bis zu dem bald erfolgenden Tode des Ministers in dessen Umgebung. Dann kehrt er mit Scipio nach Lirias zurück, wo er seine Pathe Seraphine, die Tochter Scipio's, mit einem Edelmanne vermählt. Nicht lange nachher heiratet er selbst Dorothea die Schwester jenes Cavaliers und beschliesst mit der Schilderung dieses häuslichen Glückes seine Lebensgeschichte.

Aus diesem unvollständigen Auszuge — denn viele der ein-

geflochten Erzählungen sind nur kurz, einige gar nicht erwähnt worden — mögen Sie immerhin gesehen haben, in welcher Weise Lesage seinen Stoff zu einer Satyre gewisser Zustände und Berufsarten verarbeitet hat. Er hat es besonders abgesehen auf die Aerzte, Schriftsteller und Schauspieler, aber er scheut sich auch nicht, der Justiz und der Verwaltung gelegentlich einen Stich zu versetzen und es ist grade diese letztere Eigentümlichkeit seines Romans, welche denselben von seinen Vorgängern unterscheidet, denn während der Humor dieser höchstens an den Vertretern einzelner Stände sich rieb, begegnen wir im Gil Blas den ersten Anfängen jener beissenden Kritik gouvernementaler Zustände, welche später in Beaumarchais u. a. von revolutionärer Bedeutung wurde.

Es ist wahr, Lesage hat eine grosse Anzahl von Einzelzügen der spanischen Literatur entlehnt,* aber weit entfernt, ihm aus diesem Verfahren, welches damals so allgemein üblich war und das er selbst, wie die Offenheit seiner literarischen Freibeuterei beweist, ganz und gar für erlaubt hielt, einen Vorwurf zu machen, muss man vielmehr bewundern, wie ausgezeichnet er den Ton und die Färbung seiner spanischen Vorbilder zu treffen verstand und so liegt denn in den Ansprüchen der Spanier, welche diesen Roman als ihr nationales Eigentum reclamiren, für Lesage die schmeichelhafteste Anerkennung. Es kann nicht zweifelhaft sein, dass sich, vom Standpunkt der Moral, gegen dies ganze Genre die gewichtigsten Bedenken erheben lassen. Wir haben gesehen, in welcher Weise — nämlich durch eingeflochtne moralische Reflexionen — Mateo Aleman sich mit dieser zu fürchtenden Kritik abzufinden beliebte. Auch Lesage ist von dieser Seite her angreifbar, denn Gil Blas zeigt sich nie durch seine Erfahrungen wirklich geläutert, vielmehr nehmen wir mit dem Bewusstsein von ihm Abschied, dass er, wenn ein neuer Glückswechsel ihn zum dritten Mal auf die Höhe des Lebens stellen sollte, denselben keineswegs in besserer Weise benutzen würde als die beiden erste Male. Immerhin muss man die Bitterkeit dieses Tadels gewissenhafter Weise mit dem Lobe versüssen, dass Lesage auf dem Gebiet des neuern französischen Romans nächst Scarron der Erste gewesen ist, welcher den Boden der hohlen romantischen Fiction mit demjenigen des wirklichen Lebens vertauscht hat.

---

* Von denen ich vorzugsweise nur die, welche dem Marcos de Obregon angehören, mitgeteilt habe.

Erfurt. O. Collmann.

Das Verhältnisz des Hartmann'schen Iwein
zu seiner altfranzösischen Quelle.

Die frage, wie weit in der ersten blütheperiode unserer literatur das ritterliche epos von den französischen vorbildern beeinfluszt worden sei, wie viel dasselbe ihnen zu danken und was es als eignes verdienst zu beanspruchen habe, ist eine, deren beantwortung kein literarhistoriker, der diese zeit behandelt, umgehen kann. Besonders sind es die gedichte der Artus- und der Gralsage, welche zu einer vergleichung der verschiedenen bearbeitungen auffordern, denn gerade diese sagenkreise sind von den klassischen deutschen dichtern des mittelalters nach französischen vorbildern bearbeitet worden im Erec, Iwein, Parcival, Tristan. Von diesen gedichten ist es aber wieder der Iwein Hartmanns von Aue, welchen wir als dasjenige betrachten, das, wenn auch an grossartigkeit des gedankens Wolframs Parcival nachstehend, doch die tiefe und feinheit der empfindung in der schönsten und durchsichtigsten form wiedergegeben hat und so das ideal unserer mittelalterlichen kunstpoesie, diu mâze, den schönen inhalt in schöner form, zu erreichen gewuszt hat:

Hartmann der Ouwaere,
ahî, wie der diu maere
beid' ûzen und innen
mit worten und mit sinnen
durchvärwet und durchzieret!
wie er mit rede figieret
der âventiure meine!
wie lûter und wie reine
sîn kristallîniu wortelîn
beidiu sint und iemer müezen sîn!

si koment den man mit siten an,
si tuont sich nahe zuo dem man
und liebent rehtem muote u. s. w.

Dieses urtheil Gottfrieds von Straszburg (Tristan v. 4619—35) ist bisher von allen unsern literarhistorikern als richtig anerkannt worden, und alles, was Wackernagel, Koberstein, Gervinus und andere von Hartmann zu rühmen wissen, ist nichts als ein ausführlicher Commentar zu diesem ehrendenkmal, das dem dichter von seinem berühmten zeitgenossen gesetzt worden ist. Gervinus (Gesch. d. poet. nationalliter. 1. bd. Leipzig 1846. 3. Ausg. p. 389) rühmt an Hartmann die liebenswürdigkeit, wärme und unschuld, mit der er in seinen werken die weichsten und feinsten gesinnungen in bezug auf das gesellige leben und den literarischen verkehr darlegt. Er erkennt Hartmanns auszerordentliche sanftmuth, innigkeit, tiefe, züchtigkeit und güte an und sieht das ganze edle und schöne naturell des mannes in der ganzen form seiner werke sich abspiegeln, in seinem netten und reinen vortrage, seinem bewundernswerthen reime, in seiner gewandten, zierlichen, schlichten sprache. Bis hierher stimmt die kritik des berühmten gelehrten mit dem allgemeinen urtheil über Hartmann überein, und auch darin werden wir ihm gern beistimmen, dasz die stoffe von Hartm.'s dichtungen unserem erweiterten standpunkte nicht mehr in dem masze entsprechen, als es zu Hartm.'s zeiten der fall war. Dasz aber diese stoffe zu ihrer zeit berechtigt waren, unterliegt ebenso wenig einem zweifel; am besten hat diese berechtigung vertheidigt F. Wolf, über die neusten leistungen der Franzosen p. 21, wo er gegen herrn Paris, der in seiner ausgabe des romans de Berte aus grans piés (Paris 1836) den poetischen Werth des bretonischen sagenkreises gegenüber dem fränkisch-karolingischen herabzusetzen sucht, den ersteren vertrittt: „Was aber den vorwurf des abenteuerlichen, unwahrscheinlichen in diesen (den bretonischen) romanen betrifft, so kann ihn wohl nur jemand im ernst machen, der von der natur des epischen keinen begriff hat; denn gerade das einweben des wunderbaren, übernatürlichen ist ein grundzug der heroensagen, von den homerischen bis auf die serbischen heldenlieder, und wegen des mehr oder weniger, der art und weise zu rechten, wenn nur sonst nicht wahrhaft episches leben fehlt, ein pedantismus, der alles über einen leisten, sei es auch des altklassischen, schlagen möchte und darüber die verschiedenheiten der zeiten, des glaubens, der entwicklungsstufen u.s.w. vergisst" Unter diesem vorbehalte also, dasz Gervinus durch sein

urtheil die bedeutung Hartm's für seine zeit nicht habe herabsetzen wollen, können wir uns seiner ansicht wohl anschliessen. Wenn aber Gervinus der überschätzung mittelalterlicher dichtungen durch die germanistischen philologen entgegentreten will, so wäre wohl die frage berechtigt, ob und wieweit denn diese überschätzung stattfindet. p. 392 anm. sagt Gervinus von der Lachmann'schen ausgabe des Iwein, dasz durch sie die kenntnisz unserer alten sprache und literatur vortrefflich gediehen sei, das kunsturtheil dagegen unstreitig gelitten habe. Auch sei dies wohl natürlich, denn alles urtheil bilde sich aus vergleichung, das philologische verständnisz aber habe seine glänzende höhe gerade nur unter der liebevollen hingebung an die werke einer zeit, unter dem verweilen auf antiquarischem boden erreichen können u. s. w. Ob Lachmann's urtheil aus mangel an fähigkeit zu vergleichen weniger richtig sei, ist wohl schwer zu beweisen. Sollte er, der mit scharf richtendem verstand die glanzperioden der antiken literatur wie die unserer eigenen durchforscht hat, nicht im stande gewesen sein, den vergleich zwischen den meisterwerken der verschiedenen literaturen anzustellen, und sollte er nicht von dem, der uns als einer der ersten die gesetze künstlerischer schönheit gelehrt, sollte er nicht von Lessing, den er mit so besonderer vorliebe studirt hat, gelernt haben, wie die werke unserer vorzeit auch von höheren gesichtspunkten aus zu beurtheilen seien? gerade Lachmann gegenüber ist das urtheil von Gervinus am allerwenigsten zutreffend. Lachmann selbst weist in bezug auf den Iwein in der 2. ausgabe desselben, vorrede p. VI. nur Gervinus' vorwurf „einer durchaus schwachen und matten form, der unbeholfenheit in der darstellung und der beschwerlichen versart“ zurück, ein tadel, den Gervinus auch in seiner 4. ausg. p. 371 wiederholt. Den stoff von Hartm.'s dichtungen hat auch Lachmann nicht vertheidigt, nur die art, wie Hartm. diesen stoff verarbeitet hat, erregt seine bewunderung. Wieweit er darin recht gehabt, das zu zeigen ist der zweck der vorliegenden arbeit.

Gervinus weicht in der beurtheilung von Hartm.'s Iwein besonders darin von Lachmann ab, dasz er behauptet, der deutsche dichter habe sein vorbild, den romans dou chevalier au lyon von Chrestien de Troies, nicht künstlerisch frei, sondern als übersetzer benutzt. 4. ausg. p. 375 sagt Gervinus: „wenn unser urtheil über diesen übersetzungsdichter früher hier und da beleidigt hat, so musz man sich wohl überzeugen, nicht allein, dasz ihm kein unrecht geschehen, sogar noch etwas zu viel eingeräumt war.“ und p. 376: „fast alles, was im Iwein durch bildung,

geist, menschenkenntnisz oder irgend ein andres verdienst anzieht, gehört dem Franzosen." Ferner p. 403: „alles findet sich dem wesen nach bei Chrestien und nur die form des gesprächs mit frau Minne ist Hartmann eigen: das hatte er aus dem minnelied und aus Veldeke gelernt. Die art der erzählung ist copirt, reim und vers, ihr bau und ihre reinheit haben bei Chrestien ihr vorbild;" nur grössere weichheit findet Gervinus bei Hartm., die minnegefühle seien bei aller übereinstimmung verschieden gefärbt; dies habe seinen grund in dem unterschied der empfindung bei Franzosen und Deutschen. Auch erkennt Gervinus an, dasz einzelne abweichungen in dem thatsächlichen und der auffassung nicht fehlen, jedoch erscheinen ihm diese abweichungen nicht bedeutend genug, um sein früheres, absprechendes urtheil deshalb abzuändern. Weniger schroff urtheilt San Marte, die Arthursage (Quedlinburg und Leipzig, 1842) p. 171; „im thatsächlichen schlieszt sich Hartmann v. Aue so genau dem Chretien an, dasz nicht wohl zu bezweifeln ist, er habe den Iwein nach dessen gedichte gearbeitet, wenn man ihn auch nicht für eine übersetzung desselben ausgeben kann. Durchgängig tritt bei Hartm. eine grössere einmischung seiner person in die erzählung vor, und es sind vorzüglich die reflectirenden passagen, worin er sich mit völliger freiheit und unabhängigkeit von Chrestien bewegt, und den gegebenen stoff mit einem gewissen künstlerischen bewusztsein handhabt, und demnach charakteristik und motive nach seiner einsicht modelt. Gleichwohl muszten wir manche geistreiche wendung, und manche treffende, anmuthige, naive bemerkung, die wir gern dem geist und gemüth des deutschen dichters vindicirt hätten, an den Franzosen abtreten." und ferner p. 172: „die schöne rundung und abgeschlossenheit der fabel, welche man bisher Hartmann zum besonderen verdienst angerechnet hat, findet sich gleichfalls bei Chretien, und beide dichter dürften ihr verdienst in dieser beziehung an die wälschbretonische fabel abgeben müssen, die indesz, wie erwähnt, im li Sir de la noire espine einen neueren zusatz erhalten hat, der auch im engl. Iwein beibehalten ist. Was hingegen Hartm.'s gedichte für uns immer einen eigenthümlichen werth geben wird, ist einmal die trefflichkeit seiner sprache und die gewandtheit seiner darstellung, sodann und hauptsächlich aber die deutsche seele, welche durchweg, ungeachtet des ausländischen stoffes, uns daraus anspricht." Diesem die goldene mittelstrasze einhaltenden urtheil fügen wir Lachmann's ansicht hinzu; er hatte Chrestien's werk nach dem abdruck bei lady Guest im Mabinogion

gelesen und bezeichnet die darstellung des Franzosen der Hartmann'schen gegenüber als kalt und oberflächlich, und in seiner vorrede zum Iwein p. IX. gibt er dem deutschen gedicht bei weitem den vorzug vor dem französischen, wie er auch der anmerkung Benecke's zum ersten verse des Iwein den zusatz anfügt: „der französische dichter des chevalier au lion gab dem deutschen hier wie überall nur den rohen stoff," ein urtheil, das Koberstein (grundrisz der gesch. d. deutschen nationallitt. 4. ausg. I, 201 anm.) unbedenklich wiederholt und Wackernagel (Geschichte d. deutschen litt. p. 191 und 197) im wesentlichen bestätigt. In bezug auf den inhalt von Hartm.'s gedichten sagt der letztere, dasz der dichter „den überlieferten stoff mit einem ernsten höheren gedanken sättigend durchdringe," und von der äuszeren form rühmt er p. 191: „Hartm.'s stil ist für die dichter, die hier noch zu nennen sind, maszgebend geworden; erreicht hat ihn keiner, und wohl keiner hat die erzählung so durchdacht wie er." Dieses lob von seiten eines der besten kenner mhd. und altfranzösischer literatur fällt schwer in's gewicht sowohl Gervinus gegenüber als auch gegen Holland, dem wir die erste kritische ausgabe des chevalier au lyon zu verdanken haben, und der in seiner „literaturgeschichtlichen untersuchung über Chrestien von Troies (Tübingen 1854)" p. 180 Gervinus urtheil statt seines eigenen mittheilt.

So stehen sich bis in die letzten jahre hinein die ansichten unserer bedeutendsten literarhistoriker gegenüber, ohne dasz einer zwingende gründe für die seinige angeführt hätte, ohne dasz einer eine in's einzelne gehende vergleichung beider dichter gegeben hätte, obwohl dies doch der einzige weg ist, die streitfrage endgültig zu entscheiden. Ein jeder urtheilte vielleicht oft mehr nach dem allgemeinen eindruck, den das französische oder das deutsche gedicht auf ihn machte, als nach den bestimmt und genau aufgesuchten und aufgefundenen unterschieden, die sich nur ergeben konnten, wenn man sich der mühe unterzog vers für vers beide gedichte eingehender zu vergleichen und die gründe für Hartmann's abweichungen ausfindig zu machen.

Was den gang der arbeit betrifft, so bin ich einfach der erzählung gefolgt, überall da anhaltend, wo mir ein nennenswerther unterschied vorhanden zu sein schien. Ein anderer vielleicht den leser weniger ermüdender weg würde der gewesen sein, die einzelnen charaktere bei beiden dichtern zu vergleichen oder einzelne hauptpunkte, wie den frauenkultus, das ritterwesen u. dgl. hervorzuheben; jedoch hätte eine derartige eintheilung den nachtheil gehabt, dasz manches, was sich nicht

rubriciren lies, ausgelassen worden wäre, auch war sie bei einer derartigen arbeit allzu mühsam und würde schlieszlich doch nur dasselbe resultat ergeben, zu welchem wir auf dem von uns eingeschlagenen wege gelangen.

Für Hartm.'s gedicht lege ich die 2. ausgabe des Iwein von Benecke und Lachmann, Berlin 1843, zu grunde, für den chevalier au lyon von Chrestien die ausgabe Holland's, Hannover 1862.

v. 1. Chrestien beginnt sein gedicht in der üblichen form der Artusromane; er führt uns sogleich mitten in die begebenheiten hinein, ohne einen allgemeinen gesichtspunkt für seine erzählung zu suchen;

Artus, li boens rois de Bretaingne,
La cui proesce nos enseigne,
Que nos soiens preu et cortois,
Tint cort si riche come rois etc.

(Dasz Bretaingne England bedeutet, bemerkt Holland über Chr. v. Troies p. 167 anm.) Hartmann schickt eine einleitung von 30 versen voraus. Er stellt darin seinem gedichte ein klares, festes ziel. v. 1 — 3.

Swer an rehte güete
Wendet sîn gemüete
dem volget saelde und êre.

„saelde und êre leuchtet als unwandelbarer leitstern in den ersten zeilen des gedichts, saelde und êre in der letzten.“ Benecke, anm. p. 297 cf. v. 8166: wan got gebe uns saelde und êre.

„Dafür,“ fährt Hartm. v. 4 fort, „ist ein beweis der könig Artus, von dem seine landsleute glauben, dasz er noch heute lebe, und das mit recht; denn wenn auch sein körper zerfallen ist, so wird sein name doch stets fortleben. Wer also seinem beispiel folgt, der wird ein ehrenvolles und unbeflecktes leben führen.“ Mit dieser kleinen betrachtung stellt sich Hartm. über seinen stoff, er hat schon über ihn reflectirt und bearbeitet ihn nach einem bestimmten, höheren gesichtspunkte, oder, um uns des oben angeführten ausdrucks von Wackernagel zu bedienen, er sucht den ihm überlieferten stoff mit einem ernsteren, höheren gedanken sättigend zu durchdringen.

Nach der allgemeinen einleitung führt der dichter v. 21—30 in seiner bescheidenen weise sich selbst ein. Wir brauchen deshalb, weil Hartm. bescheiden sagt v. 23:

swenner sîne stunde
niht baz bewenden kunde,
daz er ouch tihtennes pflac.

nicht mit Gervinus auf eine geringere achtung der dichtkunst von seiten Hartm.'s und auf seine geringere dichterische befähigung zu schlieszen. Die klage Chrestien's über das verschwinden der guten alten sitte (v. 18—30), die er v. 5384—88 wiederholt, hat Hartm. in verständiger weise geändert v. 48—58. „Hülfe es etwas, so würde auch ich klagen, aber so müssen wir auch jetzt zufrieden sein. Ich wollte doch lieber damals nicht gelebt haben, als dasz ich jetzt nicht leben sollte, da wir uns, wie sie an ihren thaten, an der erzählung derselben noch recht erfreuen wollen.“ Dasz das loben früherer zeiten und die klage über die gegenwart ein bei den Artusromanen ziemlich üblicher einleitungsgedanke ist, bemerkt Holland über Ch. d. Tr. p. 169. 70 u. anm. zu v. 41, auch Fauriel, histoire de la poésie provenç. Paris 1846, II. 345 tadelt an den Artusromanen diese „plus ou moins longue effusion des réflexions et des sentiments du romancier sur quelques lieux communs de morale chevaleresque, assez ordinairement sur la décadence de la chevalerie et de toutes les belles choses, que l'on suppose avoir existé dans les temps anciens.“

Die beschreibung des festes ist bei Hartm. ausführlicher als bei Chr. (v. 8—16), es ist dies um so auffallender, als sonst bei derartigen ereignissen Chr. ausführlicher, Hartm. wortkarger ist. Hier hat Hartm. uns wohl ein lebendiges bild vom hofe geben wollen, um uns gleich in der einleitung in das hofleben einzuführen. Chr. 42—48 läszt die ritter sich sehr wundern und sich sogar darüber beschweren, dasz der könig sich entfernt habe. Es ist dies ein sehr interessanter zug, insofern er als ein überbleibsel erscheint von der alten stolzen unabhängigkeit der vasallen, wie sie uns in der poesie der troubadours z. b. Bertran de Born's und in den älteren romans begegnet, und als deren bezeichnendster ausdruck mir immer folgende stelle im Garin de Loherain erschienen ist:

Si je tenoie l'ung pié en paradis
Et l'autre avoie au chastel de Naisil
Je retrairoie celui de paradis
Et le mettroie arrière dedans Naisil.

cf. Geruzez, histoire de la littér. franç. Paris 1863, 4ième édition I, 31. — Dasz das französische epos auf die ausbildung der ursprünglich britischen dichtungen von der tafelrunde nicht ohne einflusz war, darüber s. Uhland in Fouqué's Musen 1812, III. Quart. p. 103. — Hartm. hat diesen zug Chr.'s nicht, er schien dem höfischen dichter nicht pas-

send; jedoch entschuldigt er den könig in seiner liebenswürdigen, fast schalkhaften weise v. 82—84:

und heten sich slofen sâ
mê durch gesellschaft geleit
dan durch deheine trâkheit.

H. v. 104 und viel enmitten under sî ist die wörtliche übersetzung von Chr. 66: se fu lessiee entr' ax cheoir.

Wenn die königin bei H. 137—58 ausführlicher antwortet als bei Chr. 86—91, so hat H. hier sich von eben demselben grunde bestimmen lassen, wie oben bei beschreibung der festlichkeiten. Wir erhalten durch diese antwort gleich beim ersten auftreten Keii's eine vollständige charakteristik dieses ritters mit treffenden zügen wie:

v. 144: der boeste ist dir der beste
und der beste der boeste.
v. 151. dîn schelten ist ein prîsen
wider al die wîsen.
v. 153. dune hetest ditz gesprochen
du waerst benamen zebrochen.

Diesen letzten gedanken hat Chr. v. 86—89.

Die antwort Keii's auf die tadelnden worte der königin H. v. 160 ff. ist bei Hartm. mehr der ehrerbietung gemäsz, die Keiî der königin schuldet, bei Chr. ist der ritter geradezu grob gegen seine gebieterin. Z. b. v. 92 ff.:

Dame, se nos n'i gaeignons
Fet Kex, an vostre compaignie,
Gardez, que nos n'i perdiens mie.

„Wir gewinnen schon nichts bei eurer gesellschaft, hütet euch, dasz wir nicht noch dabei verlieren!" Fürwahr ein sehr höfisches compliment der königin gegenüber! (Das ne — mie wie noch jetzt non mica im ital.) Wie anders tritt bei H. v. 160—88 der „zuhtlose" Keiî auf! allerdings wirft er auch hier der königin vor, dasz sie den rittern alze sêre an ir êre spreche, aber doch erst, nachdem er vorausgeschickt v. 164:

ich enpfâhe gerne, als ich sol,
iwer zuht und iuwer meisterschaft.
vgl. ferner v. 172: gnâde ist bezzer danne reht.
v. 177: vrouwe, habet gnâde min,
und lât sus grôzen zorn sîn.
und besonders v. 181: mîn laster wil ich vertragen,
daz irruochet gedâgen.
ich kume nâch mînen schulden
gerne zu sînen (Kalogreant's) hulden.

Dasz Keiî der königin schlieszlich nachgibt, wie bei H., ist wohl natürlich; auch ist schwer zu begreifen, dasz die andern ritter dulden, dasz Keiî die königin in so barscher weise anfährt, wie es bei Ch. geschieht, und es paszt wenig zu diesem barschen tone, wenn Keiî kurz nachher bei Chr. 128 den Kalogreant an den gehorsam erinnert, den er dem könige schulde:

le vostre seignor et le mien.

In der erwiderung Kalogreant's H. v. 190 ff. tritt H.'s neigung zum reflectiren hervor, vielleicht gerade hier an nicht sehr günstiger stelle; die kurze abfertigung Keii's durch Kalogreant bei Ch. 106—23 scheint hier angemessener zu sein. Auch die gewohnheit H.'s, sprichwörtliche redensarten einzumischen, zeigt sich in v. 206 ff.:

der humbel der sol stechen etc.

Holland (Ch. v. Troies p. 264) hebt zwanzig stellen aus dem chevalier au lyon heraus als belege für das häufige vorkommen von lehren und sprichwörtern. Er hätte gewisz noch manche hinzufügen können, wie Ch. v. 500:

plaindre se doit, qui est batuz
bei H. 723. daz kind daz dâ ist geslagen,
daz muoz wol weinen unde clagen.
Ch. 455: joie, s'onques la conui,
fet tot oblier grant enui.
Ch. 644: Ne vuel pas sanbler le gaignon
Qui se herice et reguingne
Quant autres gaingnons le rechingne.

übersetzt v. H. 875—78.

Ch. 1865: car qui peora de son onbre,
s'il puet, volentiers se desconbre.
Ch. 2146: li chevax qui pas ne va lant
(H. 2395—97) s'esforce, quant an l'esperone.

Vielleicht auch Ch. 2516—18 u.

6588. qu'au besoing, *toz jorz le dit an*,
doit an son ami esprover.

H. ist bei weitem reicher an derartigen aussprüchen; auszer denen Chr.'s, welche er meistentheils wiedergegeben hat, vergl. 1299, 1300, 2153, 2155, 2702, 2890, 3224, 3279 (hunger ist der beste koch), 3321, 3547, 3691, 4141, 5589, 6065 und andere.

H. 230 gibt der deutsche dichter, wie auch sonst oft, in einem worte, durch ein einfaches epitheton sein mitempfinden mit dem erzählten zu erkennen: dô sprach diu g u o t e künegîn. Ch. zeigt fast nie sein interesse an dem, was er berichtet, bei ihm heiszt es einfach v. 131: dist la reine.

Ch. v. 132 ne vos chaille de l'ataine. Chaloir kommt noch bei Amyot oft vor, sogar Voltaire gebraucht es noch, es ist das italien. non me ne cale, ganz entsprechend unserem: „das macht mich nicht heisz, darum kümmere ich mich nicht." Das il ne m'en chaut pas hat die französische sprache noch festgehalten, die übrigen formen des verbs sind aber verschwunden; non chalant ist adjectif, cf. Maetzner, franz. syntax, Berlin 1856, p. 238. Schon bei Cicero kommt vor: te jam calere puto: „ich glaube, dasz dir der kopf schon warm genug ist." Mit seiner angabe, dass chaloir von *καλεῖν* herkomme, steht Bescherelle (dictionn.) wohl ziemlich allein. Wenn die königin bei H. den Kalogreant dadurch zum erzählen zu bestimmen sucht, dasz sie daran erinnert, dasz Keiî ja sonst gerade seinen zweck, die geselligkeit zu stören, erreichen würde, so ist das eine richtig angebrachte kleine list, die im munde der guoten königin nicht unpassend erscheint.

240. 41: wandez sîn vreude waere,
heter uns die rede erwant.

Bei Chr. 134. 35. sucht sie Kalogreant durch die bemerkung zu beruhigen, dasz Keiî immer schmähe, wenn er vor strafe sicher sei.

H. 260: es sint nû wol zehen jâr.
Chr. 173: il m'avint plus a de VII anz.

In den zahlenangaben differiren beide dichter noch öfter, so:

H. 278: niht vol eine mîle.
Chr. 190: a demie liue galesche.
H. 553. 54: hie ist ein brunne nâhen bî über kurzer mile drî
Chr. 369: ci pres jusqu'a une fontainne.

Die abschreiber tragen wohl die schuld dieser kleinen ungenauigkeiten; vielleicht hatte H. auch eine andere handschrift, jedenfalls aber doch eine, die zu derselben familie gehörte, wie die Pariser, nach der Holland das gedicht Ch.'s edirt hat. Dies ergibt sich aus der allgemeinen übereinstimmung, wie aus der durchgehenden gleichheit der eigennamen mit ausnahme von Ascalôn H. 2274, der bei Chr. 1970 Esclados, bei Ritson im engl. Iwaine Salados heiszt.

v. 318 fügt Kalogreant bei H. die kleine, sehr naturwahre bemerkung bei, er habe bedauert, dasz der waffenriemen so sehr wenig gewesen, als die schöne jungfrau ihn entkleidete.

324: ez was ze schiere getân;
ichn ruochte, soldez iemer sîn.

Ueberhaupt ist die ganze scene, welche das zusammensein Kalogreants und der schönen jungfrau behandelt, bei H. zarter und inniger als bei Chr.

Bei H. ist Kalogreant wirklich von liebe für das „schöne kint“ ergriffen:

v. 328: ich unsaeliger man
daz sî mîn ouge ie gesach,
dô uns ze scheidenne geschach.

und wie er sich mit der „reinen“ auf das gras niedersetzt v. 339:

hie vant ich wîsheit bî der jugent,
grôze schoene und ganze tugent.
sî saz mir güetlîchen bî:
und swaz ich sprach, daz hôrte sî
und antwurt es mit güete,
ezn betwanc mîn gemüete
und bekumbert mînen lîp
nie sô sêre magt noch wîp
und entuot ouch lîhte nimer mê.
ouwê immer unde ouwê,
waz mir dô vreuden benam
ein bote der von dem wirte quam!
der hiez uns beidiu ezzen gân,
da muos ich rede und vreude lân.

Es ist dies eine der zartesten stellen des ganzen gedichts; ferner 360—63, und 387 ff. beim abschied:

dô wart der rîterlîchen magt
von mir gnâde gesagt
ir guoten handelunge.
diu süeze und diu junge
diu lachet unde neic mir.
seht, dô muose ich von ir.

Vergleichen wir damit Chr. 224 ff:

et je vi, que vers moi venoit
une pucele bele et gente;
en li esgarder mis m'antente,
qu'ele estoit bele et longue et droite;

dann entwaffnet sie den ritter und legt ihm einen scharlachmantel um, und die andern gehen fort; das gefiel dem ritter (ce m'abeli 234), sie setzen sich nieder, und die jungfrau zeigt sich wohlerzogen, si afeitiee,

si bien parlant, si anseigniee,

dasz Kalogreant nie hätte fortgehen mögen. Es ist ganz nach seinem wunsch, dasz sie bei tisch in seiner nähe sitzt, und am andern morgen empfiehlt er seinen boen oste et sa fille chiere au saint esperit und zieht weiter.

v. 275: si m'en alai lues, que je poi (sobald ich konnte).

Dem französischen ritter ist die jungfrau nichts weiter, als ein hübsches mädchen, wie man deren so oft auf reisen findet; man freut sich ein hübsches gesicht zu sehen, plaudert in galanter weise ein stünd-

chen und zieht unbekümmert weiter. — Aus dieser scene französischer galanterie hat H. eins der lieblichsten bilder ritterlicher liebe geschaffen, indem er seine deutsche seele hineintrug und das bild mit liebevoller hingebung bis in das kleinste detail ausführte. Von tiefer liebe ergriffen, verläszt Kalogreant das schlosz, und freundlich grüszend scheidet von ihm (H. 390) die süsze, die junge, mit ihren lachenden augen den wackern fremdling, den die ritterpflicht weiterführt zum ehrenvollen kampf, zur wiederkehr einladend. Es liegt etwas sentimentalität in dieser scene, aber sie ist schön und wahr dargestellt, in vollendeter sprache und mit classischer mâze, so dasz hier Chr.'s darstellung matt und farblos gegen die innige schilderung H.'s erscheint.

411 spricht H. nur von wisenten und ûrrindern.

Chr. hat 278: tors salvages, ors et lieparz.

420 fügt H. passend hinzu, wie Kalogreant sich anfangs gefreut habe, zwischen allen den wilden thieren einen menschen zu finden; freilich nachher habe er sich vor diesem noch mehr gefürchtet, als vor den thieren.

486—527 wendet H. die form der kurzen, dramatischen wechselrede an, die auch Chr. sowohl hier, als sonst an mehr als dreissig stellen unseres gedichtes (s. Holland, anm. z. v. 329) meisterhaft handhabt.

528—36. Die freude am belehren veranlasst H. zur erklärung des wortes aventiure. Die ganze erzählung des „waltmannes" H. 543—97 ist bei H. breiter und ausführlicher als bei Chr., mit besonderer vorliebe verweilt H. bei der beschreibung der linde (570—80, Chr. 380—383, 411—16). Chr. schwächt den eindruck, den die schönheit des baumes auf uns macht, dadurch, dasz er seine beschreibung auf zwei stellen vertheilt. — Den vogelgesang beschreibt H.

604—20 vor dem sturme, wo Kalogreant ihn ja zuerst hörte, Chr. dagegen erst nachher v. 458—75, wo H. noch einmal 679—89 seine freude an dem herrlichen gesang ausspricht, der so schön war, dasz

609: der ie gewesen waere
ein tôtriuwesaere,
des herze waere dâ gevreut.
684: mirn wart dâ vor nie sô wê,
desn waer nû al vergezzen.
alsus het ich besezzen
daz ander pardîse.

638—72 schildert H. das unwetter weit genauer als Chr. (438—46),

der nur die wolken, blitz, donner, regen, schnee und hagel kurz erwähnt, während H. uns ein vollständigeres und lebendigeres bild von dem abenteuer im walde gibt: der sonne schein verlosch, der vogelsang verstummte, wolken bedeckten den himmel, und als alles dunkel war, da war es dem ritter, als ob viele tausend augen auf ihn gerichtet wären. Nun brach das wetter los, ein donnerschlag warf ihn zu boden, dann folgte hagel und regen. Die bäume wurden umgeworfen oder ihres laubes vom sturmwind beraubt und alles noch lebende, das nicht entfloh, getödtet, so dasz auch Kalogreant sein ende gekommen glaubte. Chr. konnte in den neun versen, die er auf die beschreibung des sturmes verwendet, nicht so anschaulich schildern.

690 ff. „Als der sturm vorüber," erzählt der ritter,

wând ich vreude jâ ungemach
unangestlîchen imer hân:
seht, dô troue mich mîn wân.
mir nâhte laster unde leit.
nû seht wâ dort her reit
ein rîter etc.

H. verknüpft hier auf natürliche weise die verschiedenen ereignisse, bei Chr. vermissen wir v. 476:

tant i fui, que j'oi venir
chevaliers.

diese verbindung der gedanken, er stellt oft chronikenartig erzählend ein ereignisz neben das andere, ohne einen hinüberleitenden gedanken zu bringen.

Seine niederlage erzählt Kalogreant bei H. in fast humoristischer weise, vielleicht, was sehr erklärlich wäre, um seine verlegenheit und scham zu verbergen, so 675:

waer ich gewesen vür wâr
bî dem brunnen zehen jâr
ichn begüzze in nimer mê
743—46: vil schône satzte mich sîn hant
hinderz ros an daz lant,
daz ich vil gar des vergaz,
ob ich ûf ros ie gesaz.
763: dô mir des rosses wart verzigen
ichn moht niht imer dâ geligen.
768: der unzucht sult ir mich verkunnen,
swie niugerne ich anders sî,
und saez ich ie mê dâ bî,
ichn begüzze in nimer mêre:
ich engalt es ê sô sêre.

Diesen humoristischen gutmüthigen ton, in dem Kalogreant über sein

unglück scherzt, und welcher der erzählung leben und schwung verleiht, finden wir bei Ch. nicht.

Das so passende ensi alai, ensi reving 575, das die erzählung so angemeszen abschlieszt, hat H. nicht wiedergegeben.

818. wînes ein becher vol
der gît, daz sî iu geseit
mêr rede und manheit
dan vierzec unde viere
mit wazzer ode mit biere
sô diu katze vrizzet vil,
zehant sô hevet sî ir spil.

Diese schon bei Chr. 590 vorhandene Stelle hätte Holland mit unter sein verzeichnisz sprichwörtlicher redensarten aufnehmen können. Chr. hat 590:

plus a paroles an plain pot
de vin, qu'an I. mui de cervoise
l'en dit que chaz saous s'anvoise.

Die schmährede Keii's auf Iwein ist bei Chr. (588—609) noch verletzender und beiszender als bei H., der sie bedeutend abgekürzt hat (815—36). Das motiv H.'s hierzu war dasselbe, wie oben bei Keii's unehrerbietiger rede gegen die königin.

Ueber die zahl 44 s. die anm. Benecke's zu v. 821. Die Anspielung auf Noradin (Chr. 594) oder auf Saladin, wie die vaticanische Handschr. nach Keller, romvart p. 534 hat, hat H. fortgelassen, wohl nicht, weil sie ihm unverständlich war, sondern weil er, wie Haupt (vorrede zum Erec) hervorhebt, alles streben nach dem schein von gelehrsamkeit gerade im „Iwein“ geflissentlich meidet, wie auch die zahl der französischen worte im „Iwein“ geringer ist als in seinen früheren gedichten. Ich habe folgende gefunden:

H. 326 scharlach.	Chr. 231 escarlate.
„ 445 granen.	„ 303 grenons (schnurrbart)
„ 2132 garzûn	

und öfter

gewalopieret, turnieren, tjost, adamas.

H. 3454. seit von gran sagetum de grana, soie en graine. 1. Anm. zu Iwein 3454.
3708. sarjande. Chr. 3188 sergenz.
6484. geritiert. Chr. 5411 chemise ridee.
6659. gekunrieret = courder.
6897. massenie. Chr. 5935 mesniee.

7106. creiierende = criant.

7230. meile = maille panzerring auch puneiz, leisieren, sowie manche nach französischer art zusammengesetzte worte z. b. si underkusten sich wie entrebaiser Chr. 6303.

842—46 schaltet H. eine spitzfindige reflexion ein, die besser fortgeblieben wäre; denn, dasz Keiî's böse zunge nur das spricht, was ihr das herz eingibt, bedurfte keiner besonderen erwähnung.

885—88 hebt H. das freundschaftliche verhältnisz, das zwischen Artus und seinen rittern stattfindet, hervor:

sî sprungen ûf: daz was im leit.
er zurnde durch gesellekheit:
wander was in weizgot verre
baz geselle danne herre.

Chr. 653 hat nur: et il toz raseoir les fist. Bei Chr. 660 schwört Artus drei eide, dasz er zur quelle ziehen würde, als ob ein eid von ihm nicht genügte, H. hat sich mit einem eid begnügt.

911—44 ist die darstellung dadurch, dasz H. die überlegung Iwein's als monolog gegeben hat, lebendiger, als bei Chr. 678—720.

929. und dâ nâch sol ich schouwen
die schoenen juncvrouwen,
des êrbaeren wirtes kint,
die beidiu alsô hövesch sint.

Hier ist H. in seinem ausdruck geschickter als Chr. 700:

et le solaz et le deport
de la cortoise dameisele,
qui molt est avenanz et bele,
et le prodome avoec sa fille
qui a enor feire s'essille.

Sollte man hiernach nicht glauben, dasz die cortoise dameisele und die fille des prodome zwei ganz verschiedene personen wären?

950 ff. gibt Iwein dem knappen den auftrag, ihm die waffen zu besorgen, aber so, dasz niemand etwas davon merke, auch befiehlt er ihm, selbst das tiefste stillschweigen zu beobachten. Chr. gibt die ganze zum theil ja ziemlich gleichgültige unterredung in directer rede, H. nur den letzten wichtigeren theil derselben. Der nun folgende theil ist bei Chr. ausführlicher behandelt als bei H., welcher auf die beschreibung der reise nur 43 verse (945—988) verwendet, während Chr. dazu 76 verse (721—97) gebraucht, obwohl wir denselben weg schon zum dritten male beschrieben finden. Wenn H. hier das unwesentliche fortgelassen, so hat er gewisz recht daran gethan.

994. dô kom ein siusen unde ein dôz
und ein selch weter dar nâch
daz in des dûht daz im ze gâch
mit dem giezen waere gewesn.

S. oben p. 263 über H.'s humoristische darstellung.

Chr. drückt sich hier etwas trocken aus 804:

et fist tel tans com faire dut.

1000. Die gleichnisse Chr.'s 810 und 12

vint d'ire plus ardanz que breise (kohlengluth)
con c'il chacast I. cerf de ruit (zur brunstzeit)

hat H. fortgelassen, besonders das letztere schien ihm nicht höfisch genug.

1012—28, also 16 verse währt bei H. der kampf, bei Chr. 816—873, also 51 verse mehr. H. sagt selbst, weszhalb er hier den kampf so kurz beschreibt; 1029 ff. der eine ritter sei ja todt, der andere aber zu bescheiden um mit seinem siege zu prahlen; der hauptgrund ist aber natürlich der, dasz der dichter die fast stereotyp gewordenen redensarten nicht wiederholen will. Chr. dagegen fühlt sich hier so recht in seinem elemente, bei ihm erhält der herr der quelle zuletzt einen schlag, dasz ihm das gehirn herausspritzt. 867:

tant que del cervel et del sanc
taint la maille del haubert blanc.

wofür H. sich etwas zarter ausdrückt:

1048: und daz der gast dem wirte sluoc
durch den helm einen slac
zetal unz dâ daz leben lac.

Die beiden gleichnisse Ch.'s (880 und 910) hat H. nicht, obwohl sie nicht unpassend sind; er wollte die erzählung durch derartige immerhin entbehrliche unterbrechungen nicht aufhalten.

1142: swer drinne wesen solde
âne vorhtlîche swaere
den dûhtez vreudebaere.

Diese verse, welche auf die beschreibung von der pracht des schlosses folgen, bilden einen sehr passenden übergang; Iwein konnte sich eben nicht an allen den herrlichkeiten erfreuen. Bei Chr. fehlt diese innere verbindung (961—65): das haus war auf das prächtigste geschmückt. aber über nichts war er so betrübt, als dasz er nicht wuszte etc.

1213: nû stuont ein bette dâ bî in:
daz was berihtet also wol
als ein bette beste sol,
daz nie künec bezzer gewan.

Chr. 1040 übertreibt noch mehr: selbst li duc d'Osteriche hatte nicht so ein bett. Auch v. 1325 mäszigt H. die übertreibung Chr.'s (1158)

si se repasme a chascun pas
H. 1325: sô viel sî dicke in unmaht.

1218—19 belebt H. die erzählung durch directe rede; er fühlte das ermüdende einer längern abhängigen rede.

1222 bringt Lunete speise und trank

guoter gâchspîse gnuoc.

Chr. 1046 ff. erzählt ganz gewissenhaft:

s'aporta un chapon en rost
et vin qui fu de boene grape,
plain pot covert de blanche nape.

Nicht einmal das tuch, womit der wein bedeckt ist, vergiszt er.

Chr. 1073—77 spottet Lunete, während der leichnam ihres herrn noch vor der thür liegt, über die leute, die den mörder ihres gebieters suchen und wie blinde an Iwein vorüberlaufen, ohne ihn zu sehen. H. hat mit richtigem tact diese frivole bemerkung fortgelassen.

1279. Dasz die vor schmerz und wuth rasenden ritter sich wie bei Chr. 1112—14 erst allerlei kleine thiere (vogel, maus, eichhorn ou beste ausi petite ou plus) aufzählen sollen, um den verborgenen Iwein damit zu vergleichen, ist wenig wahrscheinlich. H. begnügt sich mit dem kleinsten:

ezn waer dan cleine als ein mûs.
1299. 1300: unz der man niht veige enist,
so erneret in vil cleiner list.

H. schreibt somit die rettung Iwein's zum theil der geistesgegenwart desselben zu. Dagegen

Chr. 1134: mes des cos fu quites et frans
li liz, ou cil estoit couchiez,
qu'il n'i fu feruz ne tochiez.

Weszhalb schlugen sie aber auch nicht auf das bett? Der ring hatte doch nur die kraft, den, der ihn trug, unsichtbar zu machen, nicht aber, ihn vor sonstigem unglücke zu bewahren. H. hebt mit recht hervor, dasz auch das bett ganz genau durchsucht wurde; es wäre auch unbegreiflich, wenn sie gerade dies übersehen hätten, während sie doch sonst jeden winkel aufs sorgfältigste durchstöberten. Bei H. muszte sich Iwein (1375) „dicke wenken," um den schlägen zu entgehen, bei Chr. 1190 wird er auch getroffen:

puis fu molt feruz et botez
mes sire Yveins la ou il jut

aber:

por ce ne se remut,

er bewegte sich darum nicht von der stelle; wie kam es denn aber, dasz die ritter nicht bemerkten, dasz die schläge nicht auf das bett fielen, sondern gleichsam in der luft aufgehalten wurden?

Den leichenzug erwähnt H. nur kurz 1305. 6, Chr. erzählt uns genau die anordnung des zuges. Statt dessen verwendet H. alle seine dichterische begabung auf die beschreibung der gattin des verstorbenen (1307 ff.). Es ist gerade der nun folgende abschnitt des französischen gedichts, der dem deutschen dichter am meisten anlass zu neuerungen geben muszte. Dasz die wittwe des gefallenen kurz nach dem tode ihres mannes den mörder desselben heirathet, ist ein gedanke, der uns stets unsittlich erscheinen wird und auch H. so erschien. Dem Franzosen, an dessen cours d'amour das gesetz galt: le mariage n'est pas une excuse légitime contre l'amour, mochte die liebe Laudine's weniger bedenken erregen. H. aber hat das unnatürliche dieser liebe tief empfunden, daher sucht er auf alle weise das abstoszende derselben zu mildern, und es ist sein verdienst, wenn uns beim lesen dieses abschnitts der ganze vorgang weniger unnatürlich erscheint. Die mittel, deren H. sich dazu bedient, sind mannigfacher art, vor allem stellt er den schmerz Laudinen's eindringlicher dar als Chr.

1312: ezn dorft nie wîbe leider
ze dirre werlde geschehn
wand sî muose tôten sehn
ein den liebesten man
den wîp ze liebe ie gewan.

(Diese worte wie die v. 4481—82

daz ichz ane muose sehn.
wem möhte leider geschehn?

erinnern an den anfang des Nibelungenliedes:

daz si das muoste sehen
ir enkunde in dirre werlde nimmer leider sîn geschehen)

und doch verletzt H. bei der beschreibung dieser trauer nie das gesetz dichterischer schönheit. Chr. 1143 ff. läszt sie sich tödten, sie schreit, so laut sie nur kann, bei jedem schritt fällt sie in ohnmacht, wie eine wahnsinnige frau (come fame desvee) geberdet sie sich. Bei dieser beschreibung ist es schwer, das bild der tres bele crestiene (1146) festzuhalten. (Christiano ist noch jetzt auf Sicilien gleichbedeutend mit mensch.) H. trägt die farben weniger stark auf, seine schilderung stösst uns nicht ab, er deutet oft nur an, was er meint, und doch erscheint

bei ihm der schmerz Laudinen's nicht weniger tief als bei Chr., vgl. auch 1597:

diu vrouwe beleib mit ungehabe
al eine bî dem grabe.

ir meinlich ungemach, ir starkez ungemüete, ir senlîche riuwe sind die ausdrücke, in denen uns H. ihren schmerz schildert, bei Chr. 1156 ff. ringt und schlägt sie die hände, rauft sich die haare aus, greift sich an die kehle und liest dabei die psalmen, wobei Chr. (1417) aber nicht vergiszt zu bemerken, dasz diese mit goldenen buchstaben verziert sind.

Auch die äussere einführung Laudinen's ist bei H. angemessener als bei Chr. H. läszt 1307 die frau der bahre des mannes folgen, Chr. läszt sie einfach kommen, während die andern unter dem bett herumstöbern (1144): vint une des plus belles dames. Erst 1160 erfahren wir, dasz der getödtete ihr mann war. Es ist hier bei Chr. weniger ordnung und übersichtlichkeit als bei H.

Von v. 1311—54, in welchem das erwachen der liebe Iweins zu Laudine geschildert wird, hat Chr. nichts. Als Iwein sah, wie die frau so schön war, ir hâr und ir lîch was sô gar dem wunsche gelîch, da bemächtigte sich seiner die minne mit ihrer ganzen kraft. Sie tritt zuerst verbündet mit dem mitleiden auf. Fast wäre er hinausgestürzt, um der frau die hände zu halten, damit sie ihren schönen körper nicht noch mehr entstelle. Er klagt sich als die ursache ihres kummers an, es ist ihm, als ob er lieber den tod erleiden möchte, als dasz sie ein finger schmerze. Es ist die reine, unschuldige und opferfreudige liebe, welche für die geliebte gern alles auf sich nimmt, die H. uns hier in schöner weise schildert.

Zuerst ist Iwein verzagt und kleinlaut; als aber Lunete während des begräbnisses ihres herrn zu ihm kommt, da ist er schon muthiger; denn „im hete,“ wie H. richtig bemerkt, „diu minne einen muot gegeben, als sî manegem tuot“ (H. 1419). Bei Chr. erfahren wir erst 1273 bei Luneten's ankunft, dasz Iwein liebe zu Laudine gefaszt hat.

Die klage Laudinen's 1454—75 ist bei H. wieder weiter und sorgsamer ausgeführt als bei Chr. 1286—97. So fehlt bei dem letzteren die schöne stelle 1460—71, worin Laudine mit rührenden worten ihre verlassenheit und einsamkeit beklagt und, nachdem sie es als einzigen wunsch ausgesprochen mit ihrem manne in den tod zu gehen, ausruft:

waz sol ich, swenn ich dîn enbir?
waz sol mir guot unde lîp?

waz sol ich unsaeligez wîp?
ouwê daz ich ie wart geborn!
ouwê wie hân ich dich verlorn?
ouwê, trûtgeselle.

dafür, dasz H. die kalte phrase Chr.'s 1295. 96.

Largesce estoit la vostre amie
et hardemenz vostre conpainz.

ausgelassen hat, werden wir ihm gewisz dank wissen.

1600 ff. Als Iwein sieht, wie sich Laudine abhärmt und grämt, da wird seine liebe nur noch gröszer, gerade die treue anhänglichkeit an ihren verstorbenen gatten macht sie ihm noch lieber. Bei Chr. finden wir kein derartiges motiv; die schönheit Laudinen's und die macht Amor's sind es, die bei ihm die liebe anregen, welche bei H. edler und tiefer erscheint. Ein hauptunterschied zwischen beiden dichtern tritt aber hervor in der art, wie Iwein bei beiden die liebe Laudinen's zu erringen hofft. Der französische ritter ist sich bald darüber klar: 1438 „die frau hat mehr als hundert sinne, bald wird sie ihre jetzige gesinnung ändern." (Que fame a plus de cent corages etc.). Es ist also der weibliche wankelmuth oder, gradezu gesagt, die leichtfertigkeit Laudinen's, auf die Iwein hier rechnet. Daran schlieszt Iwein bei Chr. eine spitzfindige reflexion über den gehorsam, den er Amor schuldig sei, und ob er sich als Laudinen's freund oder feind anzusehen habe. — Bei H. dagegen v. 1625 ff. vertraut Iwein allein auf die alles besiegende macht der frau minne, die er so eben an sich erfahren; wenn diese die Laudine nur ebenso ihre macht fühlen lasse, wie ihn selbst, dann werde die edle frau gewisz bald ihren zorn fahren lassen. Er selbst freilich mit aller seiner vrümekheit getraut sich nicht sie ihr leid vergessen zu machen, selbst wenn sie wüszte, dasz er nur aus nothwehr gekämpft habe und dasz er von nun an sein ganzes leben ändern wolle. Wie hoch denkt hier der ritter von der frauenliebe im gegensatz zu dem Franzosen! schon 1568 hat der deutsche dichter wie zur künftigen entschuldigung für Laudine hervorgehoben, daz die minne

gewaltet sweme sî wil
und alle künege die nû sint
noch lîhter twinget danne ein kint.

Ferner 1628:

ich waene sî in kurzer vrist
ein unbillîche sache
wol billich gemache.

v. 1863—71 hat H. einen ähnlichen gedanken von dem wankelmuth der frauen, aber wie anders führt er ihn aus! nicht ihre unbe-

ständigkeit ist daran schuld, sondern ihre herzensgüte; man kann sie daher wohl vom bösen zum guten bringen, aber nicht umgekehrt. Daher 1887:

ich wil in niuwan guotes jehn
allez guot müez in geschehn.

So tritt uns schon hier bei zweien der bedeutendsten dichter des mittelalters der noch jetzt zwischen Deutschland und Frankreich bestehende gegensatz in der auffassung der frauenwelt entgegen. Bei H. wird Laudine so vollständig gerechtfertigt, als es unter den vorhandenen umständen eben möglich ist; er hat einen förmlichen wall von vertheidigungsgründen aufgeworfen, und in der that vergiszt der leser dabei fast, dasz trotz alledem die so schnell stattfindende ehe auf durchaus unmoralischem boden ruht. — Im übrigen ist auch Chr.'s monolog nicht arm an poetischen gedanken, wie er z. b. v. 1500—8 ausführt, dasz Laudine so schön sei, dasz die natur, selbst wenn sie wolle, nicht ein zweites so schönes weib schaffen könne, eine idee, die bei H. 1808 und 1686—90 aber weniger originell ausgedrückt, sich findet. Auch Ariost hat denselben gedanken.

natura il fece e poi roppe la stampa,

den wir sogar in den neuern sicilianischen volksliedern (canti populari Siciliani raccolti da Lionardo Vigo, Catania 1857 p. 120) wiederfinden.

vinissi chiddu patri chi ti fici
fari nonnni pò chiù, persi la stampa.

Chr. 1565 gibt Lunete dem Iwein deutlich zu verstehen, dasz sie wohl wisse, weszhalb es ihm im schlosse so gut gefalle. Es ist aber ein feiner und naturgemäszer zug bei H., dasz sie sich anfangs stellt, als ob sie nichts von des ritters liebe bemerke.

H. 1800 ff. Lunete geht bei H. der sachlage gemäsz äuszerst schonend und vorsichtig zu werke. Als sie die meinung ihrer gebieterin über eine zukünftige verheirathung ausforschen will, schickt sie begütigend voraus: ez ist wîplich daz ir clagt. Bei Chr. findet sie die trauer Laudinen's ohne weiteres thöricht (1601: folement vos voi ovrer), ein leichtfertiger und weder der situation noch ihrer stellung angemessener ausdruck. Nicht weniger unpassend ist die kurze antwort, welche Lunete 1651 ihrer mit recht erzürnten, sie fortschickenden herrin gibt, bei H. erscheint Lunete auch hier treuer und gutmüthiger. Die verse 1889—1916 hat Chr. nicht, wie bei ihm überhaupt Laudine gar nicht auf den so nahe liegenden ausweg kommt, sich einen beschützer zu

suchen, der nicht ihr mann wäre. Sie wird vielmehr sogleich sehr zornig und schickt Luneten fort. Nicht so die deutsche Laudine; sie beräth sich eingehend mit ihrer treuen dienerin, die den vorschlag ihrer herrin mit in der that richtigen gründen zurückweist. Erst als Lunete ihrer gebieterin das herzeleid bereitet, andre ritter und besonders den, der ihren mann getödtet, als tüchtiger zu preisen denn Ascalon, da befiehlt ihr Laudine wegzugehen. Treuherzig nimmt Lunete abschied, kein bitteres wort kommt über ihre lippen:

1991: und got vüege iu heil und êre,
gesehe ich iuch nimmer mêre.

Vgl. damit die spöttischen abschiedsworte bei Chr. 1651. Jedoch kehrt Lunete bei Chr. bald zurück und wird von Laudine freundlich empfangen; denn diese hätte doch gar zu gerne gewuszt, welcher ritter trefflicher wäre als ihr gemahl (Chr. 1658) (also neugier ist hier das motiv!). Spöttisch redet Lunete sie an (1668): „Nun, ist es jetzt zeit euch vor trauer zu tödten? es ist nicht passend für eine so hohe dame, so lange zu trauern, denkt an eure ehre und edle geburt!“ Dann nachdem sie sich völlige straflosigkeit ausbedungen (1684), beginnt sie ihre taktik von neuem, bis Laudine sie zum zweiten male fortschickt, worauf ihr die dienerin ihre wortbrüchigkeit vorwirft. Wie anders bei H. Lunete, die übrigens nur einmal fortgeschickt wird, sich von ihrer herrin trennt, haben wir oben gesehen. Sie geht sowohl bei H. als bei Chr. zu Iwein, der sich nun bei H. mit ihr darüber beräth, wie Laudine umzustimmen sei, während er bei Chr. unbegreiflicherweise völlig unthätig bleibt. Inzwischen ist Laudine allein, und der von Lunete gestreute same beginnt allmählich früchte zu tragen. Bei Chr. wird sie zuerst für sich selbst besorgt, sie weisz nicht, wie sie sich und ihr land beschützen soll; erst dadurch kommt sie auf den gedanken, dasz sie Lunete wohl unrecht gethan habe. Hierauf versichert sie sich in fragen, die sie an den ihr unbekannten mörder ihres gemahls stellt und natürlich auch selbst beantwortet, dasz Iwein sie selbst nicht habe schädigen wollen. (Dieses zwiegespräch ist ziemlich unnatürlich; H. hat es daher nicht.) Damit beruhigt sie sich dann mehr und mehr, und als Lunete am andern morgen kommt, ist sie schon völlig bereit, Iwein zu heirathen, wenn er zu ihr passe. — H. hat hier manches verbessert und veredelt. Als Lunete fort ist, denkt Laudine der lang bewährten treue derselben und bereút ihre eigne heftigkeit. Also nicht eigennutz, sondern dankbarkeit und mitleid sind zunächst die motive,

aus denen Laudine milder zu denken beginnt. Darauf fängt sie an allmählich einzusehen, dasz Lunete doch nicht so ganz unrecht gehabt hat, und dasz der ritter, der Ascalon erschlagen, schlieszlich nicht anders konnte.

v. 2042. ouch stêt unschulde dâ bî etc.
er hât ez werende getân.

Nachdem sich so ihr zorn gelegt, da kommt nun die gewaltige minne, die bei Chr. gar nicht erwähnt wird, und wirkt auf sie ein; dazu kommt noch der gedanke an ihre völlige wehrlosigkeit, um sie ganz umzustimmen. Es ist unschwer einzusehen, wie sehr hier der deutsche dichter den Franzosen an sorgfalt der behandlung, an menschenkenntnisz und tiefe überragt.

Chr. beschreibt uns 1881—93 wieder genau die prächtige kleidung Iwein's, H. begnügt sich mit wenigen worten (2198—99). H. 2203 wird Laudine „bleich unde rôt," als sie Iwein's ankunft erfährt. Chr. verschmäht es mit unrecht solche kleine züge anzubringen.

Die zusammenkunft Iwein's mit Laudine, die anfängliche verlegenheit beider ist von beiden dichtern trefflich geschildert; jedoch gebe ich auch hier H.'s darstellung den vorzug (2445—54). Die lieblichen worte:

(wan er saz verre hin dan)
und sach sî bliuclîchen an. 2254.

fehlen bei Chr., er erwähnt nicht diesen so aus dem leben gegriffenen zug, diesen verstohlenen, schüchternen blick.

Den unwahrscheinlichen verdacht, dasz er verrathen sein möchte, (Chr. 1956), erwähnt Iwein bei H. nicht.

H. hat fein herausgefühlt, dasz Laudine, wenn auch nur um ihre verlegenheit zu verbergen, doch wenigstens anfangs (s. v. 2314 ff.) versuchen musz, den schein zu wahren, als käme es ihr hauptsächlich darauf an, einen vertheidiger der quelle an Iwein zu haben. Wunderlich aber nimmt es sich bei Chr. aus, wenn Laudine nach der begeisterten liebeserklärung Iwein's (2015—32), nachdem Iwein ihr versichert, dasz er sie mehr liebe als sich selbst und bereit sei, sein leben für sie hinzugeben; wenn sie da fragt: und würdet ihr auch die quelle für mich vertheidigen? Erst als Iwein diese frage bejaht, sagt sie:

v. 2036: sachiez donc, bien acorde somes.

Wie kalt erscheint uns nach dem vorhergehenden diese frage, die wieder den ganzen eigennutz der französischen Laudine zeigt, und wie ab-

kühlend muszte sie auf den bräutigam wirken, der so eben in den feurigsten worten seine liebe betheuert hat, gewisz nicht minder abkühlend, als die versicherung, die sie gleich darauf hinzufügt, dasz sie keine mésalliance eingehe:

qu'a seignor refuser ne doi
boen chevalier et fil de roi (2048. 49).

H. behandelt die versammlung von Laudinen's rittern, wie alles, was ihm nebensächlich erscheint, kürzer als Chr.; die rede des truchsesz, die bei Chr. 24 verse einnimmt (2081—104), wird von ihm nur kurz berührt; die rede Laudinen's, in welcher Iwein's tüchtigkeit und hohe geburt hervorgehoben werden, fehlt bei ihm ganz. Nachdem nun der priester die ehe eingesegnet, schlieszt H. mit einer allgemeinen bemerkung über das eheliche glück (2426—32). Chr. gibt dafür eine kurze andeutung über die pracht der hochzeitsfeier.

H. 2485—2503 sagt Keiî, nachdem er wie bei Chr. 2179—2206 über Iwein hinreichend gespottet und sich groszmüthig zum rächer Kalogreant's aufgeworfen (H. 2468), von sich, er sei nicht, wie so viele böse leute, die keinem etwas gutes gönnen. Er sei gerecht; nur das gute hebe er bei den leuten hervor, das böse verschweige er etc. Diese behauptung, die Keiî aufstellt, nachdem er so eben seiner bösen zunge wieder so recht freien lauf gelassen und mit breiter geschwätzigkeit über die andern hergezogen ist, macht einen höchst komischen eindruck, um so mehr, als es eine eigenthümlichkeit aller schwätzer und verleumder ist, sich als die verschwiegensten und wohlwollendsten leute hinzustellen. — Dasz Keiî sich bei H. direct an Kalogreant wendet, macht die scene noch wirksamer. Daher sagt auch H. von den andern rittern:

2504: diu rede dûht sî gemelich
daz er sich dûhte alsô guot
wan also schalclîchen muot
gewan nie rîter dehein.

Dasz H. übrigens auch das gute an Keiî anerkennt, beweisen v. 2566—74 und 2581 ff., wo er seine tapferkeit und furchtlosigkeit erwähnt, ebenso wie bei Chr. 2228 ff. — Freilich hebt der deutsche dichter dafür nachher, als Keiî von Iwein besiegt ist, den mangel an ehrgefühl bei Keiî scharf rügend hervor (H. 2624—42).

Alles, was zwischen dem kampf und Artus' ankunft geschieht, hat H. nur kurz erwähnt; vielleicht ist er hier sogar etwas zu weit gegangen in seiner abneigung gegen beschreibungen von festlichkeiten.

Nur ungern vermissen wir hier die schilderung ritterlicher vergnügungen und galanterie, auf die Chr. bei dieser gelegenheit besondern fleisz verwendet (Chr. v. 2324—92), s. besonders v. 2379—87, wo die begrüszung des königs durch Laudine beschrieben wird. — H. sucht uns dafür zu entschädigen durch einige feine, sinnige bemerkungen, die er an die ankunft des königs knüpft. So hebt er hervor, wie Laudine, erfreut über die ehrende gegenwart Artus', Iwein dankt, dasz er es sei, der ihr den hohen gast zugeführt. Es war ja die erste freude und die erste ehre, welche sie ihrem siegreich heimgekehrten gemahl verdankt. Alles dies überlegend und anerkennend fühlt sie sich glücklich und sie „gedâhte 'ich hân wol gewelt.'“ (H. 2682). Ein freundliches bild innern glückes und herzensfriedens mitten in dem rausche der festfreuden!

Die allgemeinen bemerkungen über gute und schlechte bewirthung, die H. 2683—94 anschlieszt, sind so unverbunden an das vorhergehende angereiht und entbehren so aller innern nothwendigkeit und tiefe, dasz wir sie nicht ungern entbehren würden — nicht minder lose ist auch das gespräch Gawein's mit Iwein (H. v. 2697 unde mîn her Gâwein) angeknüpft, hier hat Chr. entschieden den vorzug. Wie ungezwungen flicht er (2395 ff.) die kleine episode ein, wie zwischen le soleil und la lune freundschaft geschlossen ward. H. konnte weder das hübsche wortspiel mit lune und Lunete nachahmen, noch überhaupt das bild festhalten, da ja in unsrer sprache sonne femininum und mond masculinum ist.

Die scene selbst ist dagegen bei H. wieder zarter behandelt als bei Chr.; so erzählt Lunete bei Chr. 2424 ff. dem Gawein, was sie alles für seinen freund gethan. Bei H. hat Gawein alles schon von Iwein erfahren (H. 2743 er hât mirz allez wol geseit), was sowohl natürlicher als auch zartfühlender ist. — Bei H. lacht Gawein auch nicht über die ohnmacht der vasallen Laudinen's, wie bei Chr. 2431; dieser zug paszt nicht in H.'s ernste auffassung der ganzen scene.

Die festlichkeiten im schlosse (bei Chr. 2472—75) thut H. mit wenigen worten ab (2758—62).

Hierauf erfolgt die bekannte ermahnung Gawein's an Iwein „sich nicht zu verliegen“ (H. 2770—912). Chr. 2484—538).* Wie schon

* S. über diese scene die abhandlung von Chr. Rauch, die wälische, französische und deutsche bearbeitung der Iweinsage. Berlin 1869, p. 33.

die verschiedenheit des äuszern umfangs andeutet, haben beide dichter diese unterredung ganz verschieden behandelt. Bei Chr. erscheint Gawein als der rauhe, in kampf und streit ergraute krieger, der wenig sinn für die freuden des familienlebens hat, er geht grade auf sein ziel los und kommt ohne weitere umstände sogleich zur sache:

Comant, seroiz vos or de cax
qui por leur fames valent mains?
honiz soit de sainte Marie
qui por anpirier se marie!

und v. 2500:

ronpez le frain et le chevoistre!

H. 2886. 87:

und gwinnet mit minnen
der küneginne ein urloup abe.

Die gründe, welche Chr. 2500 ff. anführt, dasz man ja glauben würde, Iwein werde durch eifersucht festgehalten, und dasz ihm der liebesgenusz nur um so besser schmecken würde, wenn er später und seltner sich seiner erfreue, hat H. ausgelassen; den ersten, weil er unzeitgemäsz und also auch unwahrscheinlich war: Iwein war ja erst wenige tage verheirathet, man konnte ihm also sein zuhausebleiben nicht wohl als eifersucht auslegen. Der zweite grund erschien H. aber sicherlich zu roh und Iwein's und Gawein's unwürdig. — Anders H.; ihm muszte das schnelle fortziehen Iwein's kurz nach der hochzeit unpassend erscheinen; er sucht daher, wenn er auch die thatsache nicht ändert, sie doch besser zu motiviren, und so ist denn bei ihm die rede Gawein's ein wahres muster psychologischer feinheit geworden. Gawein preist zuerst Iwein glücklich, dasz er sich durch sein eignes verdienst reichthum und ein schönes weib erworben habe. Um so mehr sei es nun aber seine pflicht seine ritterehre festzuhalten, seinen ruhm zu mehren und sich zu hüten, dasz er sich nicht verliege, wie Erec durch frau Enite gethan. Dann folgt die beschreibung des mannes, der, seiner ritterehre vergessend, nur noch die häuslichen sorgen kennt und darüber körper und geist vernachlässigt (2806—58). Davor soll sich ein guter ritter hüten, sein eignes weib wird ihn nur um so höher achten, wenn er seine und ihre würde wahrt. Daher soll Iwein urlaub von seinem weibe erbitten und ihr land und leute anvertrauen; sie selbst brauche er nicht zu hüten; denn, wie er schön hinzufügt:

2890: ein wîp die man hât erkant
in alsô staetem muote,
diun darf niht mêre huote
wan ir selber êren.

„Jetzt wo ihr reich seid, könnt ihr erst recht frei als edler ritter leben, drum noch einmal, kommt mit mir, so werden wir noch manche herrliche that vollbringen" (v. 2912). Schrittweise geht Gawein vorwärts, stets von allgemeinen gesichtspunkten ausgehend, kommt er auf Iwein's gegenwärtige lage, um ihn von der nützlichkeit und nothwendigkeit des ausziehens zu überzeugen. Man sieht, dasz er sich die sache vorher reiflich überlegt hat, und man begreift auch, dasz die rede auf Iwein überzeugend wirkt. Bei Chr. ist der zusammenhang der rede nur lose; der inhalt wenig durchdacht; der Franzose hat offenbar nicht das nöthige gewicht auf diese scene gelegt, obwohl sie doch die veranlassung ist von allem dem unglück, das später über Iwein kommt, und also die bedeutendste tragweite hat.

H. 2945 ff. Der ring, den Laudine bei H. dem Iwein gibt, ist verschieden von dem Chr.'s. Bei H. soll er als zeuge ihrer verabredung (2946 geziuc der rede) ihn stets an seine pflicht erinnern, Laudine gibt ihn ihrem manne als zeichen ihrer innigsten liebe.

2947. Ichn wart nie manne sô holt etc. Darum soll Iwein sich beim anblick des ringes an die liebe seiner frau erinnern und „deste baz" leben (2950). Freilich fügt sie hinzu:

2453: sînes steines kraft ist guot
er gît gelücke und senften muot:
er ist saelec der in treit.

Aber auch diese kurze erwähnung von der wunderkraft des steines scheint in diesem zusammenhang so aufgefaszt werden zu müssen, als ob das glück, der sanfte muth und die seligkeit, welche der ring gibt, weniger seiner übernatürlichen kraft entspringen, als der durch die liebe und erinnerung erzeugten treue und der damit zusammenhängenden gewissensruhe und innern zufriedenheit. Jedenfalls legt H. das hauptgewicht auf die eheliche liebe und treue; bei Chr. ruht fast Iwein's ganze wohlfahrt in der übernatürlichen kraft des ringes; durch diesen ist der ritter gefeit gegen alle übel. Er wird ihm schild und panzer sein. Freilich wird auch bei Chr. 2607 ff. die erinnerung an die zurückbleibende gattin mit als bedingung hingestellt; jedoch werden die äuszeren kräfte und äuszeren wirkungen des ringes so in den vordergrund gestellt, dasz sie als die hauptsache erscheinen, während bei H. die eheliche liebe und treue als einziger leitstern und schutz Iwein's hingestellt wird.

H. 2958 ff. Auch Chr. hat den abschied trefflich gemalt, Iwein

sowohl als Laudine vergieszen reichliche thränen und ihre süszen küsse sind mit thränen bethaut (Chr. 2627):

qui furent de lermes seme
et de dolcor anbansseme.

Bei H. unterdrückt Iwein die thränen aus scham, und treffend fügt der dichter hinzu:

H. 2964: mit lachendem munde
truobten im diu ougen.

Er lachte, um nicht weinen zu müssen und um Laudinen den abschied nicht noch schwerer zu machen.

H. 3029—58 sucht uns die fast unerklärliche vergeszlichkeit Iwein's doch etwas wahrscheinlicher zu machen. Chr. sagt mit dürren worten 2667 ff.: „Ich glaube, dasz Iwein den festgesetzten termin überschreiten wird, dasz Gawein ihn nicht wieder fortlassen wird."

H. 3088. Der schmerz Iwein's bei der erinnerung an sein vergehen ist bei H. nachdrücklicher hervorgehoben:

sîn herze wart bevangen
mit senlîcher triuwe:
in begreif ein selch riuwe etc. bis 3100.

Chr. sagt nur, dasz Iwein sehr überrascht gewesen wäre durch den gedanken an seine untreue (2698), hinzufügend 2702:

a grant poinne tenoit ses lermes
mes honte li feisoit tenir.

Die ankunft Luneten's dagegen möchte ich nach Chr.'s beschreibung vorziehen; nur hätte er am schlusz Luneten's namen nennen sollen. Bei ihm erscheint alles spannender und geheimniszvoller, bei H. wissen wir mit nennung des namens sogleich, was folgt.

H. 3111 ff. verschmäht es Lunete'n gegen Iwein so harte schimpfworte in den mund zu legen, wie es Chr. 2719 ff. in so reichlichem masze thut. Und doch ist ihre rede bei H. gerade dadurch, dasz sie in anständigerem tone gehalten ist, nur um so eindringlicher und wirkt um so niederschmetternder auf Iwein. Die deutsche Lunete betrachtet Iwein's vergehen von einem allgemeinen gesichtspunkte; sie tritt hier nicht nur als klägerin im namen ihrer herrin auf, sondern als vertreterin des ganzen weiblichen geschlechts, dessen ehre von Iwein verletzt sei. Iwein wird hier nicht nur als verräther, sondern auch als feige dargestellt (3130 ff.). „O hätte ich euch doch nie vom tode errettet, ehre und leib habt ihr meiner herrin genommen, wie soll sich jetzt noch ein weib vor einem manne hüten können (3161 ff.), dazu steht meine frau

zu hoch, um eines treulosen ritters kebsweib zu sein.“ Darauf fordert sie den könig und die ritter auf, den treulosen Iwein aus ihrer gemeinschaft auszustoszen (3181—89). Bei Chr., wo überhaupt Luneten's moralische entrüstung nicht so scharf hervortritt, wird nichts von dieser für den ritter so furchtbaren strafe erwähnt. H. 3261 stellt den zusammenhang mit dem vorhergehenden durch die theilnehmenden und wohlthuenden worte her:

nû gap im got der guote,
der in ûz sîner huote
dannoch niht vollecîche enliez etc.

Chr. hat nichts von solcher herzlichen theilnahme für seinen helden; er wählt einen rein äuszerlichen übergang. Iwein gieng so lange, bis er einen knappen fand (Chr. 2815).

H. 3301 ff. Bei H. ist es blosze furcht, welche den einsiedler bewegt, Iwein von seiner magern kost mitzutheilen; bei Chr. 2839 hat der boens hom mitleid mit dem umherirrenden, elenden mann; ein hübscher zug, den H. nicht hätte ändern sollen. Ebenso bittet Chr. 2856 der einsiedler Gott, den ritter zu beschützen, bei H. 3315 fleht er nur zu Gott, dasz er ihm künftig solche gäste fernhalte. — Dasz der ritter, von hunger getrieben, schon nach zwei tagen zum eremiten zurückkehrt, wie bei H. 3325, ist natürlicher, als dasz er acht tage ausbleibt (Chr. 2862). — Auch die von H. eingeschobene vergleichung von Iwein's früherem aussehen mit dem jetzigen zustande ist angemessen, ja fast nothwendig (H. 3350—58).

H. 3452 motivirt die sparsamkeit der frau mit ihrer salbe. Daz waere maneges mannes heil; ebenso fügt er 3489—501 hinzu, weszhalb sich die jungfrau vor Iwein's erwachen zurückzieht:

wand sî daz wol erkande
daz schemelîchiu schande
dem vrumen manne wê tuot.

H. 3509—83. Von dem schönen, von tiefer seelenkenntnisz zeugenden selbstgespräch Iwein's bei seinem erwachen hat Chr. nichts. Iwein geht darin sein leben und besonders den letzten abschnitt desselben, den er geträumt zu haben glaubt, noch einmal durch, er glaubt ein bauer zu sein und doch „turnieret al mîn sin“ (3574). So kehrt ihm allmählich die besinnung zurück; er findet die kleider und legt sie an; damit wird er schon mehr und mehr zum wirklichen leben zurückgeführt, bis er dann die jungfrau erblickt und nun vollends geheilt ist. Diese gelungene erweiterung H.'s, die uns die genesung Iwein's in

ganz natürlicher, allmählicher stufenfolge vorführt, ist wieder seinem streben zu verdanken, alles übernatürliche auf möglichst einfache weise zu erklären und so dem zufall und der willkür entgegen zu treten.

Bei Chr. 3084 ff. wirft die jungfrau die leere büchse in's wasser, um ihrer gebieterin gewissermaszen mit mehr recht sagen zu können, die büchse sei ihr in das wasser gefallen, als das pferd sich gebäumt habe. H. erwähnt diesen zug, der auch überflüssig ist, nicht; denn die lüge wird ja dadurch nicht geringer. Aber doch zeugt es von einer genauen beobachtung der menschlichen seele, dasz Chr. ihn hinzugesetzt hat; die jungfrau will so gut als möglich die lüge bei sich entschuldigen und glaubt sie dadurch zu vermindern, wenn sie die büchse wirklich in's wasser wirft.

H. 3695—3784 kürzt die pflege Iwein's durch die frauen und den kampf (Chr. 3125—291) wieder ab, auch die anspielung auf die Roncevalschlacht (Chr. 3229—36) fehlt bei ihm, dafür hat er aber den abschied Iwein's von der frau von Narison ausführlicher und schöner geschildert als sein original. Besonders ist es die weibliche scheu (3810) und die stumme werbung der dame, welche er treffend darstellt. 3819: sî bat in mit gebaerden gnuoc. — Die unentschiedenheit Iwein's, welcher schwankt, ob er dem löwen helfen soll, veranlaszt H. 3854 ff. zu einer moralisirenden betrachtung darüber, ob es stets angebracht sei „ungewissen" leuten beizustehn. — Die dankbarkeit des Löwen ist bei H. einfach und rührend dargestellt, Chr. hat sich hier v. 3385—95 nicht frei gehalten von lächerlicher übertreibung; so läszt er den löwen sich aufrecht auf die hinterfüsze stellen, dann niederknieen und zuletzt thränen vergieszen. H. 3869 ff. sagt ganz einfach:

sich bôt der lewe an sînen vuoz
und zeict im unsprechenden gruoz
mit gebaerde und mit der stimme.

Als Iwein die quelle wiederfindet, fällt ihm bei beiden dichtern die grösze seiner schuld und seines unglücks wieder schwer auf's herz. Chr. deutet dies nur kurz an (3488—89), während H., wie es hier am platze und völlig angemessen war, uns 3933—43 ein genaueres bild von dem herzenszustand seines helden entwirft. Dagegen hat H., das lächerliche des selbstmordversuches des löwen fühlend (Chr. 3498—522), diese scene auf 3 verse (3952—54) abgekürzt.

Das wiedererkennen Iwein's und Luneten's hat H. völlig verschieden von Chr. behandelt. Erst bei dem deutschen dichter erhalten wir

ein volles bild von Iwein's ritterlichem und edlem character, sowie von Luneten's hochherziger und treuer gesinnung. H. hat manches hinzugefügt, manches unpassende fortgelassen, z. b. hat er die verse Chr. 3570—77 mit recht nicht wiedergegeben; denn Iwein kann unmöglich als grund für seine behauptung, dasz sein unglück gröszer sei als das der armen jungfrau, anführen, dasz er weniger an unglück gewöhnt sei. Wie sollte er, der in sturm und kampf aufgewachsen, sich für weniger fähig erklären, unglück zu ertragen als eine zarte jungfrau? Das wäre ganz unmännlich und dem character eines ritters wie Iwein wenig entsprechend. — Als sich Iwein zu erkennen gibt (Chr. v. 3626. H. 4212—61), da hat die französische Lunete kein wort der verwunderung oder der freude, ruhig und kalt geht die erzählung fort. Anders bei H. Als Lunete den ihr so werthen mann erkannt, ward ihr schmerz gemildert (H. 4264); sie weint vor freuden und vergiszt über der freude des wiedersehens ihr eignes unglück. Schon vorher, als Lunete, ohne Iwein zu erkennen, ihm die ursache ihrer noth erzählt, zeigt sich ihr edles herz in schöner weise; sie ist nicht erzürnt auf Iwein, durch den doch alles unglück über sie gekommen, sie wundert sich nur (4062):

daz ein alsô vrumer man
sô starke missetuon kan,

doch fügt sie wahrhaft groszmüthig hinzu:

4067: ouch enist ez von den schulden sîn
ez ist von den unsaelden mîn.

H. 4141—43 macht Lunete die treffende bemerkung, dasz die beleidigte unschuld in ihrem gerechten zorn oft mehr verspricht als sie halten kann:

wan daz ist gar der saelden slac,
swer sîme zorne niene mac
gedwingen, ern überspreche sich.

H. 4152 u. 60 erbittet Lunete eine frist von 40 tagen, bei Chr. (3683) von 30.

H. 4212—60. H. stellt Iwein's reue als ernst und tief dar; der ritter klagt sich selbst an; er will die jungfrau rächen und vor seiner gemahlin nur noch einmal kämpfen, um dann zu sterben, damit sie doch wisse, dasz er sein vergehen bereut habe. Von allem diesem hat Chr. nichts, er gibt nur das zum zusammenhange unentbehrliche.

H. 4165 erwähnt nicht, warum Gawein bei Lunetens ankunft nicht an Artus hofe war, er holt dies 4290 und ausführlich 4530—4726 nach. Chr. erwähnt 3698—707 kurz die wegführung von Artus'

gemahlin durch Meljaganz; genauer behandelt er diese erzählung in seinem roman de la charrete.

Chr. 3784 wollen die 7 knappen (H. hat 6) den löwen anfänglich aus furcht nicht in das schlosz nehmen, H. erwähnt dies nicht. H. 4389—92 bringt statt der beschreibung des empfanges (Chr. 3795 ff.) eine allgemeine reflexion:

swer ie kumber erleit,
den erbarmt des mannes arbeit
michel harter dan den man
der nie deheine nôt gewan.

Ebenso veranlaszt ihn die erkünstelte freude der schloszbewohner zu einer betrachtung v. 4413—21.

Die überschwänglichen ausdrücke Chr.'s mildert H. öfter in dem richtigen gefühl, dasz die fortwährend wiederholten superlativischen ausdrücke den leser ermüden müssen, so Chr. 3846:

ma fille qui de biaute passe
totes les puceles del monde
H. 4471: daz ist ein harte schoenin magt.
Chr. 3855: Que VI filz chevaliers avoie
plus biax el monde ne savoie.

ein lob, das wenigstens im munde des vaters etwas parteiisch klingt, besser H. 4477:

dâ zuo hab ich sehs kint
die alle ritter sint.

Den inhalt von Chr. 3864—66: as plus vix garcons, qu'il sanra en sa meison et as plus orz la liverra por lor deporz drückt H. weniger anstöszig aus v. 4496:

und dem boesten garzûn den er hât
dem weller sî gebn.

Ein edler zug, der H. angehört, ist es, dasz der vater v. 4500—506 gott bittet, ihn allein das alles erdulden zu lassen und seine kinder zu retten.

H. 4869—913 stellt Iwein eine lange selbstbetrachtung darüber an, wem er helfen solle, ob Luneten oder dem schloszherrn. Hier ist gewisz Chr.'s kürze (4068—79) vorzuziehen, zumal da der ritter doch zu keinem entschlusz kommt.

H. 4935—55 hat die alles sittliche gefühl verletzende drohung, die der riese bei Chr. 4108—16 gegen die tochter des ritters ausspricht, mit recht ganz fortgelassen.

Die vorbereitung zum kampf und der kampf selbst ist bei H. wieder verkürzt (H. 4956—5074. Chr. 4126—239).

5196 fügt H., als Iwein Laudine sitzen sieht, die innigen worte hinzu:

wand sî sagent, ez tuo wê
swer sîme herzenliebe sî
also gastlîchen bî.

Sonst hält hier Chr.'s schilderung, die er von Iwein's gemüthszustand gibt (4334—48), gewisz den vergleich mit H. (5188—98) aus.

In der klage der jungfrauen um Lunete (Chr. 4349—76, H. 5205—16) klingt es bei Chr. doch allzu naiv, wenn sie darüber weinen, dasz nun niemand mehr mäntel und röcke und oberkleider von Laudine erhalten werde, da Lunete nicht mehr dafür sorgen könne. H. hat die klage allgemeiner und edler gehalten 5209:

wir heten ir vrume und êre.

Als die frauen Gott bitten, er möge Iwein den sieg verleihen (Chr. 4504—12), setzt H. 5357 ff. in höfischer weise hinzu:

Gott sei so rein und gut,
„daz er niemer kunde
sô manegem süezen munde
betelîchiu dinc versagen.“

Stellen, die das gefühl unangenehm berühren, ändert H.; so beiszt bei Chr. 4520 ff. der löwe seinem gegner ein stück fleisch aus der schulter, dasz die eingeweide zerrissen werden. H. sagt nur

5382: sus entworhter in dô,
wand er in gar zevuorte,
swaz er sîn beruorte.

Die beschreibung von Iwein's empfang (Chr. 4661—82) ist bei H. 5584 ff. wieder kürzer; H. liebt es bei solchen abkürzungen eine sprichwörtliche redensart oder eine allgemeine betrachtung einzuflechten, so hier:

5589: man mac den gast lihte vil
geladen der belîben wil.

ähnlich 5806—10.

Bei der ankunft der jüngeren tochter des ritters vom schwarzen dorn kann Chr. 4730. 31 es sich nicht versagen, zu erzählen, wie die jungfrau gekleidet war; H. übergeht dies.

H. 5744 setzt die frist bis zur entscheidung der klage durch den kampf auf vierzig tage fest, Chr. 4795 hat nach der Holland'schen ausgabe nur vierzehn tage, was jedenfalls zu wenig gewesen wäre, um einen vertheidiger zu finden. Vielleicht hat H. aus diesem grunde die frist verlängert, wie er schon oben 4152 bei dem kampf für Lunete die frist auf vierzig tage ansetzt. Wahrscheinlich aber folgte er darin der allgemeinen sitte des deutschen mittelalters, bei entscheidungen, die durch kampf stattfinden sollten, zum beispiel beim kampf zwischen mann und frau, zur vorbereitung sechs wochen zeit zu gewähren. Möglich

ist es auch, dasz H. eine andre lesart vor sich hatte, wenigstens hat cod. B. nach Guest. s. 191 a:

que sel velt porchacier se puet
au meins iusqua XL. iors.

Bei H. 5774 schickt der schloszherr an stelle des erkrankten fräuleins vom schwarzen dorne seine eigene tochter aus, um Iwein su suchen, bei Chr. 4822 ist es nur une autre pucele. Statt der genauen beschreibung des schlechten weges (Chr. 4837 ff.) schildert H. mit theilnehmenden worten die dadurch hervorgebrachte hilflose lage der jungfrau (5784 ff.); dem deutschen dichter kommt es überhaupt mehr darauf an, dem leser ein genaues bild der personen zu geben als der sachen. So hat H. auch die ankunft der jungfrau auf dem schlosze so kurz als möglich erwähnt (5795—811), Chr. ist auch hier wieder ausführlicher (4851—84).

Es ist wohl natürlich, dasz der schloszherr, dem Iwein vor wenigen tagen fünf kinder vom tode errettet hat, dies der jungfrau gegenüber erwähnt und sich nicht, wie bei Chr. 4902, begnügt zu sagen:

d'un mien anemi mortel
me vencha.

Hier ist H.'s darstellung naturgemäszer und innerlich wahrer (5840—51). Dankbar fügt der ritter am schlusz seiner lobrede auf Iwein hinzu:

5853. 54: er schuof mir michel êre
got pflege sîn swar er kêre.

Bei der begegnung der jungfrau mit Lunete macht sich H. desselben fehlers schuldig (v. 5899), den wir so eben (v. 4902) an Chr. getadelt haben. Hier (v. 4970—76) macht Chr. durch seine ausführlichkeit wieder gut, was er oben versäumt.

Ein psychologisch sehr richtiger zug, den beide dichter haben, ist das bangen der jungfrau, als sie nun dicht vor ihrem ziele steht; was aber Chr. nicht hat, das ist das kurze, sehr passend eingelegte gebet zu Gott (H. 5987—95), dasz er ihr im entscheidenden augenblick seinen beistand nicht versagen möge und sie das rechte wort finden lasse, um Iwein ihrer bitte geneigt zu machen. Daher auch

v. 6013: dô neic sî im unde gote.

Die kurze anrede der jungfrau bei H. (5996—6000) ist der situation angemessener, als die wie selbstlob klingende aufzählung der mühsale, die sie auf dem weg erduldet, bei Chr. 5049. — Dasz die jungfrau eine weite, ermüdende reise gemacht, sieht ihr Iwein bei H. schon an (v. 6005—7).

Auch ist es unnatürlich, dasz die jungfrau bei Chr. 5049—86 dem sie doch gar nicht kennenden ritter in einem athemzuge alles vorträgt, was sie von ihm wünscht, ganz abgesehen von dem etwas unzarten schlusz 5084:

or m'an responez, s'il vos plest,
se vos venir i *oseroiz*
ou se vos vos reposeroiz.
(H. 6060: swes iu nû sî ze muote,
des bewîset mich bî gote.)

Bei H. ist die rede getheilt, und die jungfrau trägt dem ritter ihr anliegen erst vor (6016—61), nachdem er sie (6009—12) direct dazu aufgefordert und ermuthigt hat. — Das abenteuer auf dem schlosz de pesme aventure steht so auszer allem zusammenhang mit der übrigen erzählung und leidet an so mancherlei unebenheiten, dasz wohl anzunehmen ist, dieses abenteuer habe ursprünglich nicht in die erzählung vom löwenritter gehört. In der that findet es sich denn auch nicht in dem mabinogi der dame von der quelle, das unsrer erzählung als älteste grundlage vorliegt. Eine besondere schwierigkeit bietet beiden dichtern die unterbringung der jungfrau, welche Iwein begleitet. Bei Chr. wird von anfang an keine notiz von ihr genommen, so v. 5123 hu! hu! maleureus, ou *vas?* Der sorgfältigere H. hat hier seinen vorgänger mehrfach verbessert; so erwähnt er die gefährtin Iwein's ausdrücklich 6105 und 6135. — Auch sucht H. den bei Chr. überall ohne angabe ihrer herkunft auftauchenden gestalten etwas mehr festigkeit zu geben, so sagt er uns doch wenigstens, woher die leute kamen (qui venir les voient, Chr. 5105):

al die in den strâzen
stuonden unde sâzen (6084—90).

Und ebenso von der frau, welche Iwein warnt (Chr. 5135):

diu waz ûz der stat geborn;
vür die sîn strâze rehte gienc,
als er den burcwec gevienc (H. 6126—28).

Die genaue beschreibung von dem armseligen aussehen der frauen (Chr. 5190—97) hat H. (6192—93), seinem ästhetischen zartgefühl folgend, uns erspart. Chr. gibt uns folgende beschreibung: manche der jungfrauen waren ungegürtet und ungeschnürt, an den brüsten und ellenbogen waren ihre kleider zerrissen, die hemden am hals waren schmutzig, die gesichter bleich vor hunger und elend. H. sagt nur: den wâren cleider untter lîp vil armeclîche gestalt. Auch nachher 6212—14 geht er nicht so in's detail wie Chr.

Dasz Iwein die grobheiten des pförtners so ruhig hingenommen haben sollte, wie er es bei Chr. 5217 (ne je ne quier, biax frere) thut, ist wenig wahrscheinlich. H. läszt daher dem pförtner eine derbere zurechtweisung zu theil werden (6258—63). Dasz sich jedoch Iwein durch die worte eines so geringen mannes, wie der pförtner ist, nicht in zorn bringen läszt, zeigt die kurze launige antwort (H. 6278), die er lachend gibt:

der rîter sprach 'daz ist mir leit'
und gienc lachende dan.

Der kleine scherz, den H. 6294—96 über die geschwätzigkeit der frauen macht, entspricht so recht dem gutmüthigen, heiteren wesen des dichters. H.'s theilnehmender, mitleidsvoller character zeigt sich besonders bei der schilderung des eindrucks, den Iwein's ankunft auf die gefangenen frauen macht. Schon die verse H.'s 6221—33 drücken ein tieferes mitleid mit den armen aus als die Chr.'s 5199—203. Chr. 5236—38 sagt nur, dasz die frauen weinten, als der ritter eintrat; H. 6286—302 hebt ihre anmuth, ihr schamgefühl und ihr trotz allen äuszeren elendes doch höfisches benehmen in rührender weise hervor:

6297: wan dâ wonte in armuot
bescheiden wille unde guot.

Daher ist auch die anrede Iwein's an die jungfrauen bei H. 6304—18 ausführlicher und freundlicher als die wenigen worte Chr.'s 5239—41. v. 6406 fügt H. nach der rede der jungfrau noch hinzu:

nu erbarmet in ir ungemach
er siufte sêre unde sprach.

Chr. 5331 erwähnt von Iwein's mitgefühl nichts:

fet messire Yvains.

Der schlusz von der rede der jungfrau (Chr. 5317—29) fehlt bei H. nach 6406; auch ist kein grund vorhanden, weszhalb sie den ritter, der nach ihrer meinung doch unrettbar verloren ist, noch muthlos machen soll.

Seiner freude an der natur gibt H. v. 6436—39 und 6446—47 ausdruck:

diu schoene bluot, daz reine gras,
diu bâren im vil süezen smac.

Chr. 5353 spricht nur von dem vergier.

Bei Chr. 5358 liest die tochter des schloszherrn in I. romans, ne sai de cui, bei H. 6457 in einem wälschen d. i. französischen buche.

Hieran schlieszt H. die hübsche lobrede 6459—69: ouch mohte sî ein lachen etc.

Wenn Chr. 5368—78, um einen begriff von der schönheit der jungfrau zu geben, sagt: „der liebesgott würde sich selbst in sie verlieben, er würde aus seiner gottheit heraustreten und sich selbst das herz verwunden, so ist H.'s gedanke (6494—516), dasz ihre schönheit selbst die engel im himmel bezaubern würde, nicht minder schön.

Die begleiterin Iwein's, die dem dichter hier überall hinderlich ist, musz wohl in einem andern theile des gartens zurückgeblieben sein, v. 6428 (Chr. 5341. 42) kömmt sie mit in den garten, v. 6517 ist aber nur von vier personen die rede, von den beiden alten und den beiden jungen. H. erwähnt die jungfrau erst 6576 beim schlafengehen, Chr. erst 5445, als sie am folgenden morgen zur messe gehen.

Statt Chr.'s erzählung von dem reichthume des schloszherrn und der ehre, die man Iwein erweist 5413 ff., führt uns H. 6519—41 in ein freundliches familienleben ein. S. besonders die harmlose unterhaltung Iwein's mit der schönen tochter des hauses H. 6524—31.

Unserem helden wird bei aller güte, mit der man ihn überhäuft, doch unheimlich zu muthe (der antfanc ist ze süeze H. 6560. Chr. 5416). Auch erinnert er sich bei H. sehr natürlich an die schadenfreude des pförtners und die warnungen der gefangenen jungfrau.

v. 6663—69 schiebt H. den gedanken ein, dasz man dem keinen dank schuldig sei, der einen dienst erweise, ohne es gewollt zu haben. Nach dem kampfe, der bei H. wieder sehr abgekürzt ist, bietet der besitzer des schlosses dem siegreichen Iwein seine tochter zur gemahlin an (H. 6800. Chr. 5691 ff.). Dieser weist das anerbieten zurück, ohne jedoch bei Chr. die einfache antwort zu geben, die allen streit beendigen würde, dasz er bereits verheirathet sei. Er sucht vielmehr dieses geständnisz wiederholt zu umgehen mit ausdrücken, wie 5699 que je ne puis, ne je ne doi und

5719. 20. que volantiers la receusse
se je poisse ne deusse.

Ja er schiebt sogar, ohne sich freilich deutlich darüber auszudrücken, die ihn begleitende jungfrau als hindernisz vor (Chr. 5724—28. 40. 41). Was aber gradezu verletzend auf den leser wirkt, ist der umstand, dasz er, um nur loszukommen von dem alten herrn, sich erbietet, seine tochter später zu heirathen; freilich fügt er v. 5745 schlau hinzu, se j'onques puis, aber dennoch scheint es mir eines edeln ritters unwür-

dig, sich auf diese listige weise aus der affaire ziehen zu wollen. H. verdient hier entschieden lob dafür, dasz er seinen helden von diesem häszlichen characterzug freihält. Schon 6515 hat er Iwein's liebe zu Laudine uns wieder ins gedächtnisz zurück gerufen, gewissermaszen um uns darüber zu beruhigen, dasz die schönheit der jungfrau den ritter nicht zum treubruch verleiten könne:

ern erkunte sît noch ê
âne sîn selbes wîp
nie süezer rede noch schoenern lîp.

An unsrer stelle 6802 ff. sagt er dem schloszherrn aber ganz offen, dasz „eins andern wîbes minne“ ihn ganz gewonnen hat:

wand ich niemer werden kan
staete deheinem wîbe
wan ir einer lîbe
durch die mîn herze vreude enbirt.

Die antwort des wirthes auf Iwein's ehrliche erklärung fällt daher auch weniger hart aus (H. 6828—33), und beide scheiden in frieden von einander. Bei Chr. dagegen erhält Iwein eine barsche erwiderung (5742—62), und der schloszherr sagt ihm ganz deutlich, dasz er an seine worte nicht glaube, eine beleidigung, die, so schwer sie für einen ritter auch ist, Iwein doch ganz ruhig hinnehmen musz. H. hat hier seinem helden eine würdigere und seinem früheren auftreten angemessenere rolle zuertheilt.

Den herzlichen abschied der jungfrauen von ihrem erretter (H. 6858—66), sowie ankunft und empfang Iwein's beim fräulein vom schwarzen dorn (H. 6876. Chr. 5811—31) hat H. kürzer dargestellt als Chr. — H. eilt hier, alle unnöthigen unterbrechungen vermeidend, seinem nächsten ziele, dem kampfe Iwein's mit Gawein, zu. Aus demselben grunde hat er auch den versuch der ältern schwester ausgelassen, die den könig Artus um die none (Chr. 5881—900) bestimmen will, ihr das ganze erbtheil zuzusprechen, da ihre jüngere schwester noch nicht gekommen sei. Rauh fährt sie der könig an und befiehlt ihr, zu warten und sich seinen befehlen zu fügen (5904—10), die jüngere schwester dagegen empfängt er freundlich und zuvorkommend (Chr. 5925: or avant, bele, dex vos saut!) H. hält den könig, als über den parteien stehend, besser von derartigen nicht ganz vorurtheilsfreien äuszerungen fern. Die anrede der jüngeren schwester an Artus (Chr. 5935—82), sowie die unterredung beider schwestern hat H. theils gar nicht, theils ganz kurz wiedergegeben (6918 ff.). Statt die-

ses unerquicklichen zwiegesprächs, in welchem bei Chr. die ältere schwester überaus lieblos und hart, die jüngere fast unglaublich mild und versöhnlich erscheint (vgl. Chr. 5970 ff. und 5947 ff.), stellt H. 6932—7014 eine an tiefen gedanken reiche, von inniger theilnahme zeugende betrachtung an über die wichtigkeit des bevorstehenden kampfes und über das verhältnisz der beiden kämpfer zu einander.

Die folgende trockne reflexion Chr.'s (5997 — 6097) hätte H. lieber fortlassen sollen; dasz er sie dennoch wiedergibt (7015—74), ist um so unnöthiger, als er die wesentlichsten gedanken derselben schon früher angebracht hat.

Um die eintönigkeit der stets wiederkehrenden kampfbeschreibungen zu vermeiden, fügt H. den bei Chr. nicht vorhandenen zug von den knappen, die unter lärmen und rufen die speere herbeibringen, hinzu (H. 7106—12). — Den durch Chr. 6240—54 angeregten gedanken vom entleihen und zurückzahlen der schläge führt H. in den kunstvollen, mit reichen reimen durchwebten versen 7146—70 schön durch, jedoch wirkt die weiterführung dieses gedankens bis 7227 ermüdend auf den leser.

H. 7291—320 hat einen sehr edelmüthigen zug zur characteristik der jüngern schwester hinzugefügt. Seine worte scheinen hier an schönheit dem edlen gedanken, den sie ausdrücken, nachzueifern. Als nämlich die jungfrau die fast übermenschliche anstrengung der beiden tapfern ritter sieht, da fällt es ihr schwer auf's herz, dasz um ihretwillen einer von ihnen das leben verlieren soll. Sie will daher auf ihr erbtheil verzichten, s. H. 7297:

diu edele und diu schoene
diu gewizzen, diu unhoene,
diu süeze, diu guote,
diu suoze gemuote,
diu niuwan süezes kunde
mit rôtsüezem munde
lachte sî die swester an etc.

Chr. 6179—80 lehnt es der könig mit kurzen, fast hart und theilnahmlos klingenden worten ab sich für beendigung des kampfes zu verwenden. H. 7338 ff. erklärt uns aber diese scheinbare härte des königs in angemessener weise; er wollte sich nicht in's mittel legen, weil er die jüngere schwester, die auf ihn ihr ganzes vertrauen gesetzt hatte, nicht um ihr rechtmäsziges erbtheil bringen wollte.

Die von H. 7358—68 hinzugefügte rechtfertigung des gesprächs der beiden gegner ist völlig angemessen; denn ohne erklärung würde

es uns immerhin auffällig erscheinen, dasz zwei männer, die den tag über auf das erbittertste einander nach dem leben getrachtet haben und den kampf am andern tage fortsetzen wollen, sich in der zwischenzeit unterreden, als ob fast gar nichts vorgefallen wäre.

Die der erkennung vorausgehende unterredung Iwein's und Gawein's (H. 7378—7470, Chr. 6227—68) ist bei H. sorgfältiger gearbeitet und reicher an zügen ritterlicher, edler und bescheidner gesinnung als bei Chr.; jedoch ist der eindruck, den die nennung von Gawein's namen auf Iwein macht, bei Chr. 6260—74 mit einer lebhaftigkeit und naturwahrheit geschildert, welche das ungerechtfertigte von Iwein's ruhiger, fast matter antwort bei H. 7471 ff. nur noch mehr hervortreten läszt, wenngleich es ein sehr treffender zug bei H. ist, dasz Iwein zuerst seinen ohren nicht zu trauen wagt und (7471) Gawein's namen noch einmal wiederholt. Uebrigens holt H. bald das versäumte nach: v. 7484—504 schildert er uns auf das eingehendste in schöner sprache die innige freude der beiden sich unter so seltsamen umständen wiederfindenden freunde. Chr. sagt uns zwar auch, dasz die freunde sich umarmen und küssen (6302), aber doch ist es unnatürlich, dasz er zwischen das wiedererkennen und die umarmung noch den streit darüber einschiebt, wer von beiden gesiegt habe. Er hätte ihn hier um so eher fortlassen sollen, als er dieselbe scene nachher (Chr. 6334—56) in gegenwart des königs wiederholt. H. hat mit richtigem gefühl den edelmüthigen streit der freunde erst vor sich gehen lassen (7523), nachdem sich die erste aufregung über das so wunderbare zusammentreffen gelegt hat. H. hat die an und für sich nicht unpassende entschuldigung der älteren schwester, dasz ein weib manches in der übereilung sage, ohne es gewollt zu haben, wohl etwas zu weit ausgedehnt (H. 7674—84). — Wie vorsichtig geht Lunete (H. 7896—918) zu werke, um ihrer herrin den eid abzulocken: erst durch schmeichelei, dann mit scheinbaren vernunftgründen Laudinen umgarnend erreicht sie ihren zweck. Die bescheidenheit und treue dankbarkeit Luneten's hebt H. zuletzt noch einmal besonders hervor 7999—8005:

ez verdienten niemer tûsent wîp
die gnade dier mir habt getân.

H. 8035. 36 entschuldigt sich die sittige Laudine, dasz sie zu dem ritter gehe:

daz sî: wan ich bedarf sîn,
er gieng nâch mir. bedorfter mîn.

H. 8069 erinnert Lunete vorsichtig ihre herrin noch einmal an den geleisteten eid, auch bereitet sie sie mit den worten 8067. 68:

sone sol iuch dan kein ander nôt
gescheiden nimmer âne der tôt.

auf das folgende vor.

H. fand offenbar die versöhnungsscene bei Chr. (6718—86) zu kühl und zu gezwungen; er läszt daher v. 8121—35 bei Laudine plötzlich die alte liebe wieder durchbrechen; Laudine bereut ihre frühere härte und bittet Iwein fuszfällig um verzeihung wegen derselben. Erst jetzt sind auch wir von der aufrichtigkeit ihrer versöhnung überzeugt; die liebe beider gatten gibt uns die beruhigung, dasz ihr ferneres leben ein so glückliches und frohes sein werde, wie es uns der dichter (H. 8139—47) mit beredten worten schildert.

Dasz H. mit dem schluszvers 8166: „got gebe uns saelde und êre“ zu dem am anfang seines gedichtes ausgesprochenen gedanken zurückkehrt und so noch einmal an den zweck seines werkes erinnert, hat Benecke anm. p. 257 treffend hervorgehoben.

Da ich in der vorstehenden vergleichung bei jedem unterschiede den grund, aus welchem H. die betreffende änderung gemacht hat, angegeben habe, so bleibt mir nur noch wenig hinzuzufügen. Nach abzug dessen, was wir als H.'s eigenthum erkannt haben, bleibt für Chr. noch ein groszer reichthum poetischen verdienstes; was wir aber H. nicht absprechen können, ist, dasz er seine arbeit mit tiefem ernste aufgefaszt und mit sorgsamem fleisz durchgeführt hat. Nie hat er willkürlich geändert, gewissenhaft hat er an der überlieferung festgehalten, so lange es ihm sein deutsches und sein poetisches gewissen erlaubten. Der beste beweis dafür ist, dasz unter allen abweichungen, die wir bei ihm finden, auch nicht eine ist, für die wir nicht einen hinreichenden grund aufgefunden hätten.

Chr.'s gedicht hat noch etwas von der eigenthümlichkeit der bretonischen lieder, denen er wahrscheinlich seinen stoff entnommen hat; seine charactere sind noch natürwüchsiger, rauher, oft nur in den hauptzügen gezeichnet; kämpfe und festlichkeiten, äuszere pracht und herrlichkeit erregen das besondere interesse des Franzosen; er liebt das wunderbare, groteske, ja es kommt ihm manchmal wenig darauf an, ob seine schilderung poetisch und ästhetisch schön ist, wenn sie nur das staunen und die verwunderung des lesers erregt. Wenn wir freilich bedenken, dasz Chr. wahrscheinlich der erste war, der den umfang-

reichen stoff im zusammenhange poetisch darstellte, so können wir sein verdienst nicht hoch genug anschlagen. Andrerseits hat aber H. alles das gethan, was ihm sein grosser vorgänger zu thun übrig gelassen hat. Seine änderungen beruhen, wie ich so eben angedeutet habe, hauptsächlich auf zwei gründen. Erstens war H. ein Deutscher. Daraus sind die meisten seiner abweichungen in den frauencharacteren zu erklären, daraus die so bedeutend tiefere und ernstere auffassung seiner charactere überhaupt. Es ist deutsche frauenwürde, deutsche liebe und treue, die er in Laudine und Lunete schildert, und deutsche innigkeit und zartheit herrscht in seiner ganzen erzählung. Auch die freude an der schönen natur, an wiese und wald und vogelgesang ist eine specifisch deutsche. Seinem deutschen wesen entspringt auch die lust an der belehrung, das streben zu philosophiren und motiviren, die neigung zur reflexion, die freilich, wie wir oben öfter erwähnt haben, sich manchmal auch in trocknen, moralisirenden betrachtungen äuszert. Ferner ist H. aber ein höfischer dichter; er dichtete für ein publicum, das, mochte es auch im leben nicht immer eine so strenge moral befolgen, doch von der dichtung verlangte, dasz sie die grenzen des schicklichen, wenigstens in den worten, nicht überschritte und vor allem nichts brächte, was das gefühl unangenehm berühren oder gar abstossen könnte. Diese höfische sitte hat H. streng gewahrt, oft hat er harte ausdrücke und rauhe züge gemildert oder entfernt.

Die noch übrigen verbesserungen, die H. gemacht hat, haben wir seinem gesunden sinne und seinem feinen poetischen gefühl, sowie seiner gewissenhaften sorgfalt zu verdanken. Er ist ein feiner kenner des menschlichen herzens, bis in die kleinsten züge ist seine psychologische darstellung richtig und naturgetreu, und gerade hierin überragt er Chr. oft; er scheidet das wesentliche vom unwesentlichen, während Chr. oft wichtiges und unwichtiges in gleicher ausführlichkeit neben einander stellt; Chr.'s übertreibungen führt er auf das richtige masz zurück, er tilgt äuszere und innere unwahrscheinlichkeiten und unebenheiten der erzählung und macht seine darstellung flieszend und gefällig, indem er ordnung und übersichtlichkeit herstellt, directe und indirecte rede angemessen vertheilt und die übergänge zu vermitteln sucht nicht nur durch das äuszere band der worte, sondern auch durch das innere der gedanken.

Hiernach werden wir, wenn wir auch Lachmann's ansicht, dasz Chrestien dem deutschen dichter nur den rohen stoff gegeben, im allgemeinen nicht gelten lassen, obwohl sie an einzelnen stellen gewisz zu rechtfertigen ist, Hartmann nicht nur ein bedeutendes übersetzungstalent zuschreiben, sondern auch anerkennen, dasz er den ihm vorliegenden stoff in freier, künstlerischer weise verarbeitet und durch eignes genie zu dem gemacht hat, was er ist: zu dem musterwerke unsrer mittelalterlichen kunstepik.

Berlin. Dr. Güth.

Ueber Gemination und Reduplication
in den Volksmundarten und in der Kindersprache.*

„Reduplication im weiteren Sinne gehört zu den ältesten und am weitesten verbreiteten Versuchen von Wortbildung . . .“** Da „die Sprache als eine fortschreitende Arbeit erscheint, . . . weil sie anfangs unvollkommen war,“*** so tragen diese Versuche, weil sie der Kindheitsperiode der Sprache angehören, auch gewissermassen den Stempel der Unvollkommenheit und Unbeholfenheit an sich. Und in der That ist es eine allgemein bekannte Erscheinung, dass bei fortschreitender Entwicklung einer Sprache die reduplicirende Wortbildungsform immer mehr und allmählich ganz verschwindet. Auf zwei Gebieten jedoch hat dieses naturwüchsige Element der Naivität aus der Urzeit so feste Wurzel gefasst, dass es sich wohl schwerlich jemals vertilgen lassen wird; es sind dies die Volksmundarten in ihrer grossen Mannigfaltigkeit einerseits und die Sprache der Kinder in ihrer allenthalben und allzeit übereinstimmenden Einfachheit andrerseits. — Es wird daher von besonderem Interesse sein, mit specieller Berück-

* Da obiges Thema ursprünglich den Stoff zu einem Vortrag bildete, welcher auf der am Osterdinstag d. J. zu Düsseldorf stattgefundenen Schulmänner-Versammlung gehalten wurde, so ist selbstverständlich in vorliegender Arbeit für Ausführlichkeit nach Inhalt und Form in grösserem Maasse als es dort geschehen konnte, Sorge getragen, und zwar mit steter Beziehung auf den unlängst in dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz: „Die Kindheit der Sprache mit Rücksicht auf die Sprache der Kindheit.“

** Tobler: Wortzusammensetzung, pag. 7.

*** J. Grimm: Ursprung der Sprache, pag. 32 u. 33.

sichtigung dieser beiden Sprachgebiete, namentlich des letzteren, den Wirkungskreis der Reduplication von der einfachsten Urform an zu untersuchen. Demnach werden sich folgende drei Gesichtspunkte der Besprechung darbieten:

a) die reine Gemination,
b) die sogenannte scheinbare Reduplication,
c) die Verbalreduplication.

Unter reiner Gemination verstehen wir die unverkürzte Wiederholung ganzer Wörter. „Man beobachte,“ sagt Steinthal,* „ein gesundes Kind in der Zeit des Sprechenlernens . . .; nicht nur alle Glieder sind in fortwährender Bewegung, sondern . . . es spricht (auch) seine Worte gewöhnlich zwei-, dreimal aus . . .“ Diese Erscheinung beobachten wir ebensowohl im Affecte der Freude, als auch des Zornes beim Kinde. Zur Erklärung lässt sich wohl Folgendes in Erwägung ziehen: Es fehlen dem Kinde, weil es eben das Sprechen noch erst lernt, die nöthige Zungengeläufigkeit, der zur Mannigfaltigkeit des Ausdrucks erforderliche Wortvorrath und das Verfahren des dazu gehörigen logischen Erörterns. Um dieses alles genügend zu ersetzen, sucht das Kind ausser der Wiederholung noch ein zweites Aequivalent in der Betonung. Es steigert im Wiederholen der Worte seine Stimme, um gleichsam der kleinen Brust Luft zu machen oder auch um das gleichsam taube Ohr der anwesenden Erwachsenen zur Theilnahme zu zwingen. — Eine ähnliche Beobachtung machen wir in der volksthümlichen Umgangssprache. Es ist derselben sehr geläufig, die reine Wiederholung in Anwendung zu bringen, die, wie bei dem Kinde, besonders im Affecte der Freude, des Schmerzes, des Zornes etc. sich fast ausschliesslich auf Bejahungen, Verneinungen, Imperative und ähnliche Ausdrucksweisen beschränkt. Dabei wird jedoch der Unterschied festzuhalten sein, dass das Kind seine unvollkommen hervorgebrachten Worte wiederholt, weil es nicht erörtern kann, der Erwachsene dagegen seine Wiederholungen mit besonderer Prägnanz und Deutlichkeit hervorhebt, weil er nicht erörtern will. Jedenfalls drückt die in beiden Fällen angewandte Gemination eine Steigerung aus. Diese Art der Steigerung ist uns bekannt aus der Kindersprache, „wie

---

* Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, V. Bd., 1tes Heft, pag. 78.

sie von Erwachsenen affectirt wird und auf die Sprachweise der Kleinen (wieder) influirt, z. B.

Will steigen auf Bulemanns Haus,
Will sich holen eine fette, fette Maus.“ *

Sie ist uns bekannt aus der italiänischen Umgangssprache (stava in ginocchioni delle hore intiere intiere, casa grande grande, bocca piccola piccola etc.), und am meisten ist sie uns geläufig in der Sprache der Volkspoesie. Hier wird durch die Ueberschwänglichkeit der Gedanken und Gefühle der Redefluss gleichsam unterbrochen, so dass andre, neue Worte nicht sofort zur Geltung kommen und die zuletzt hervorgehobenen und betonten sich unwillkürlich wiederholen und so durch die ebenso unwillkürlich gesteigerte Betonung grössere Wirkung hervorrufen. — Während dieser Erklärungsgrund zugleich für Steigerungsgeminationen in der Prosa giltig ist, tritt für die Poesie noch der wichtige Umstand hinzu, dass Wiederholungen ganzer Wörter, Verse, letztere als Refrain, und gar ganzer Strophen, der Melodie, des Rhythmus halber eintreten, ebenso wie die Ablautformeln der Kinderlieder. Sehen wir Refrainformen von Volksliedern beliebiger Nationen an, wir werden geminirende oder ablautende Reduplicationsformen finden. Und wenn Diez** in Bezug auf die Kindersprache häufige ablautende Reduplicationsformeln, wie n*i*nna — n*a*nna u. a. als „gewöhnlich über den Grenzen der Etymologie liegend“ bezeichnet, so möchte in Bezug auf Refrainformen das bei Mahn*** besprochene sp. *lelo* den Beweis liefern, dass diese der etymologischen Forschung nicht geringere Schwierigkeit bieten. Näher indess hierauf einzugehen, ist hier nicht am Orte; verfolgen wir daher den Wirkungskreis der Reduplication in seiner grossen Ausdehnung weiter. Dieselbe begnügt sich nicht damit, einfach nur eine Stütze des Rhythmus zu sein, sie greift weiter um sich und bemächtigt sich, nachdem sie eine Menge von Doppelbewegung bezeichnenden Ablautformeln geschaffen, ganz bestimmter Begriffe, für welche sie in den zahlreichsten Variationen die Bezeichnungen schafft. Im engen Anschluss an die eben erwähnten

* Zur Philosophie der Kindersprache, von Agathon Keber, Halle a. S. 1868, pag. 63; ein Büchlein, welches wir nicht erwähnen dürfen, ohne auf den grossen und mannigfaltigen Reichthum an Material für das Studium der Kindersprache aufmerksam zu machen, welches der Verfasser mit Fleiss und feiner Beobachtung gesammelt hat.

** Etym. Wört. I. 291.

*** Etym. Untersuchungen, p. 58.

Doppelbewegungsformeln liefert sie uns die charakteristischen Bezeichnungen des Schwankens. Und wieder ist es die Kindersprache, welche zur Aufklärung herzugezogen werden darf. Die in derselben geläufigsten Ablautformeln beziehen sich auf die Wiege, die Schaukel und die Glocke. Und durch lautliche Nachahmung von Doppelbewegung sehen wir Wörter entstehen, wie das gr. *βαμβαίνω*, *Τάνταλος*, der durch Hin- und Herwinden des Körpers und des Geistes Gequälte,* das franz. *d*an*d*in, das deutsche „*tänd*eln" u. v. a. — In dem früheren Aufsatze haben wir ebenfalls bereits der Begriffe des Lallens und des Stotterns erwähnt. Diese Begriffe sind insofern besonders zusammen zu stellen, als hier von Nachahmung durchaus nicht Rede sein kann, als die Kindersprache nicht freiwillig reduplicirende Formen schafft, sondern durch natürliche Bedingungen gezwungen, ihre ersten Versuche des Ausdrucks dem Gesetze der Reduplication so zu sagen unterwerfen muss. Der Weg aber, auf welchem solche Verdoppelungsformeln aus der Kindersprache in die Sprache der Erwachsenen sich Eingang und dauernden Gebrauch in derselben verschafft haben, liegt einfach in dem durch die zwingende Nothwendigkeit bedingten Verkehr Erwachsener, namentlich der Weiber, deren Einfluss auf die Sprache nach Max Müller viel grösser ist als der der Männer, mit den Kleinen. Und so erschliesst sich denn auf ganz erklärliche Weise der Reduplication ein fast unübersehbares Gebiet, das sie mit ausgedehnter und nachhaltiger Wirkung bearbeitet hat von jeher und noch bearbeitet. Versuchen wir die dem Leben der Kinder und der naturwüchsigeren Volksschichten, die aus begreiflichen Gründen die Kinderjahre ihrer zahlreicheren Sprösslinge weit anhaltender selbst überwachen müssen, entnommenen oder nahe liegenden Begriffe einigermassen übersichtlich zusammenzustellen, — und wir werden zugeben müssen, dass der wirklichen und der von Erwachsenen affectirten Kindersprache bei weitem mehr Einfluss auf die Verdoppelungsform zugestanden werden muss, als der etwa gelegentlich, wie bei den Körpertheilen, auftretenden Zwei- oder Mehrzahl des natürlichen Vorhandenseins. Wenn Tobler** sagt: „Zunächst fliessen daraus (aus dem Princip der Reduplication)

---

* J. Wetter's Mythus vom Atlas, Mainz 1858, pag. 48 — 50, wo eine Menge solcher Wörter treffend und höchst sinnreich zusammengestellt sind.

** Wortzusammensetzung, pag. 9.

in den Natursprachen eine Menge Namen von Körpertheilen, besonders wenn diese in paariger oder in vielfacher Zahl (wie Haare und Zähne) vorkommen; dann folgen Namen für Familienglieder, und zwar nicht bloss aus der Kindersprache" . . . — so möge es uns gestattet sein, zur Begründung des vorwiegenderen Einflusses der Kindersprache Einiges in Erwägung zu ziehen. Zunächst stützen wir uns auf eine Abhandlung „Ueber die Benennung der Körpertheile bei den Indogermanen" von Dr. Carl Pauli * in Stettin, aus welcher wir folgende Beispiele anführen, wo entschieden die Zahl des Vorhandenseins nicht mitgewirkt haben kann: *ghi-gh*va Zunge (pag. 12), für Kehlkopf, Luftröhre, Speiseröhre die Formen lit. *g*er*k*le, ahd. *qu*ërca, nord. *k*ver*k* (pag. 13), *k*u*k*si Bauch (pag. 16), lit. *b*am*b*a Nabel (eod. *lc.*) und *mam*asa Fleisch (pag. 25). Grade dieses letzte Wort spricht um so mehr zu Gunsten der Kindersprache, als es, wie Pauli ganz ausdrücklich hinzufügt, Fleisch als Speise bedeutet. Reduplicirende Bezeichnungen für Speisen und Getränke sind in grosser Anzahl sowohl in der Kindersprache vertreten, als auch aus derselben in die Sprache der Erwachsenen übergegangen, was aus vielen, theilweise in dem früheren Aufsatze besprochenen Stellen aus Diez, wenn nicht gradezu geschlossen, doch vermuthet werden darf. So stellt Diez, — um noch das eine anzuführen — Gramm. I. pag. 11. vinibua zusammen mit dem Naturausdruck der Kinder, der also in diesem Beispiele der Sprache der Erwachsenen angehört. — Mag auch dies nicht als schlagender Beweis dienen, so werden wir dem Gesetze der Reduplication in der Unbeholfenheit der Kindersprache noch andre Seiten der Wirkungskraft abgewinnen, die mit den bis jetzt erwähnten vereint, doch für diese Versuchssprache der Kleinen bedeutend in die Wagschale fallen dürften. An die so eben besprochenen Körpertheile schliessen sich enge an die Bezeichnungen für körperliche Verrichtungen. Wenn auch hier die Ableitung aus der Zweizahl durch das goth. *g*a*gg*an (gehen) gleichsam Bestätigung findet, so möchte es doch fast scheinen, als ob die lautliche Nachahmung der Thätigkeit dabei mehr mitgewirkt wie auch in „*g*ur*g*eln" u. a. der unedleren thierischen Verrichtungen gar nicht zu gedenken. — Für Kleidungsstücke, die in der früheren Arbeit bereits erwähnt sind, führen wir hauptsächlich wegen der etymologischen Schwierigkeit, die sich bei reduplicirен-

* Berlin 1867. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

den Wörtern, wie wir oben gesehen, leicht einstellt, aus Diez' Et. Wört. I. 170 span. *far*f*ala* und I. 177 ital. *pel*p*a* an. Als Beispiel zu den ebenfalls schon angedeuteten Haus- und Küchengeräthen bietet sich das nicht leichter etymologisch zu erklärende *mar*m*ita* (Diez, I. 266) dar. Diez führt es zurück auf die marmite des pauvres, Armensuppe, also eine Speise, und dies wieder auf einen das Sieden des Wassers nachahmenden Naturausdruck. — Von Bezeichnungen für Musikinstrumente und Tanzweisen heben wir hervor Diez I. 214 it. *giga* (zugleich mit Doppelbewegung bezeichnendem Ablaut) vom mhd. *gîgen*, in zitternde Bewegung setzen, woraus hervorgeht, dass die Nachahmung entweder der Armbewegung oder des Taktes hier stattgefunden, wie es ähnlich sein wird mit tam-tam, can-can, fanfare u. a. — Wie mit den Musikinstrumenten Handwerksgeräthe sich berühren, beweisen bei Diez: arpa I. 33 und accia I. 5. — * Den Verwandtschaftsnamen wie *Papa*, *Mama*, *Tante* u. s. w. brauchen wir hier keine besondere Stelle mehr anzuweisen. Und zum Schluss dieser reduplicirenden Begriffskategorien nur noch ein schlagendes Beispiel für die metaphorische Verwendung von Doppelbewegung nachahmenden Bezeichnungen: Wie *giga* von *gîgen*, so ist unser „*Geck*“ von mhd. *gagen*, sich hin- und herwiegen, abzuleiten, also ganz genau übereinstimmend mit dem französ. *dandin* von *dandiner* (Diez, II. 262). — Hiemit wären nun diese Begriffskategorien zwar noch nicht erschöpft; denn Tobler erwähnt an oben bezeichneter Stelle auch noch der Farben. Indess lassen wir sie vorläufig abgeschlossen sein, um eine Erscheinung zur Sprache zu bringen, die bereits früher Erwähnung verdient hätte.

Es ist die an zweiter Stelle zu besprechende von Diez** so genannte scheinbare Reduplication. „Die Sprache setzt,“ sagt er, „die organenverwandten (zuweilen selbst unverwandten) Anlaute zweier auf einander folgenden Silben gleich; z. B. ital. *Ci*ciglia für *S*iciglia, fr. *ch*er*ch*er für *c*ercher . . . Auf diese Weise entsteht für das Gehör eine Art Reduplication . . . Die der Sprache der Kinder abgelernte Gemination (fr. bobo, dodo) hat nur in Volksmundarten Wurzel gefasst.“ Wo der Hauptberührungspunkt zwischen Kinder- und Volkssprache also liegt, ist hier deutlich genug ausgesprochen; ein Beweis mehr da-

* Man vergleiche ferner Rockholz' Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel, pag. 77: Gîge = grosse Waldsäge.

** Etym. Wört. Vorrede, pag. XXIV.

für, dass die in Bezug auf die Zwei- oder Mehrzahl des natürlichen Vorhandenseins nothwendig eintretende Reflexion beim Schaffen von lautlichen Bezeichnungen in den Hintergrund gerückt wird gegenüber der im liebkosenden Verkehr mit den Kleinen, mit einer gewissen Vorliebe und absichtlichen Betonung nachgeahmten organischen Unvollkommenheit der Kinderwörter. Bringen wir aber die hier so nachhaltig geschilderte Wirksamkeit der Reduplication mit der in der Vorrede unter 2 und 3 bezeichneten, von Diez so genannten „kleinen Gefühlsäusserungen der Sprache“ in Vergleich, wo einerseits durch Dissimilation, wie vague für gague u. s. w. der Wirksamkeit der Reduplication entgegengearbeitet, andrerseits durch Vereinfachung oder Abwerfung, wie franz. gourde von cucurbita u. s. w. dieselbe gradezu aufgehoben wird, — so müssen wir unwillkürlich in diesen Aeusserungen die Anstrengungen eines gewaltigen Kampfes erkennen, in welchem dies uralte Gesetz der Verdoppelung gegen die in Folge der durch das beständige Wachsthum der Sprache, also die in Folge der Bequemlichkeit eintretenden eigenmächtig wirkenden Modificationen theils siegt, theils unterliegt. Und aus diesem Kampfe mussten denn naturgemäss Formen hervorgehen, denen man auf den ersten Blick die Wunden und Verstümmelungen, die sie erlitten, ansehen kann. Dazu gehören denn auch reduplicirende Wörter mit ursprünglich rein lautender muta, in denen später Undeutlichkeit auftritt durch Verwischung der media, tenuis und aspirata unter einander. — Am meisten verschont geblieben sind in diesem ewigen Weltkampfe die Volksmundarten und besonders die Kindersprache; die ersteren, weil ihre Gebiete nicht von den breiten Heerstrassen der Civilisation durchzogen werden, die letztere, weil sie auf einem geweihten Boden unveränderlich und unantastbar gedeiht, auf welchem so manche geheiligte Erinnerung an die dunkle Vorzeit des Menschengeschlechts geheimnissvoll und unversehrt erhalten ist. „Das (in so vielen Sprachen gebräuchliche) Kinderwort papa,“ sagt Diez, * „ging im Französischen nicht in pape oder pève über, weil es als Gemination pa-pa behandelt ward, welche die Kinder lieben“ . . . Ebenso unversehrt ist das altlateinische tata, gr. *τάτα*, bis heute geblieben. ** Und wie wir vorhin aus Diez erfahren, sind es grade die Geminationen der Kinder, welche ihrer Sprache abgelernt, in den Volksmundarten Wurzel gefasst haben.

---

* Etym. Wört. I. p. 303.
** Eod. I. 405.

Die Sprache der Civilisation aber liebt es, nach dem eben erwähnten Princip der Bequemlichkeit und sicher auch der Zeitgewinnung* Vereinfachung herbeizuführen, namentlich durch Abwerfung „des einen von zwei gleichen sich folgenden Elementen,“ ** also Vereinfachung der Reduplication. Und diese Erscheinung bietet der Untersuchung an dritter Stelle ein ausgedehntes Gebiet, das hier nur in allgemeinen Grundzügen erörtert werden kann.

Es ist die Verbalreduplication. — Haben wir es hier weniger mit der Kindersprache und den Volksmundarten an und für sich zu thun, so führt uns doch die zu allen Zeiten sich gleich gebliebene und ferner sich gleich bleibende Vorliebe derselben für die Reduplication gleichsam an einem sicheren Faden bis in die dunkle Vorzeit und Kindheit der Sprache. Und hier haben wir den Ursprung der Erscheinung zu suchen, von welcher J. Grimm *** sagt: „Ausser Bezeichnung der Vergangenheit durch ein Hilfswort trat zu gleichem Zwecke auch ein Wiederholen der Wurzel oder Reduplication derselben ein, da das Vergangene natürlicherweise im Wiederholen seinen Ausdruck findet.“ — Versuchen wir in den Sinn dieser letzten Worte etwas tiefer einzudringen. — Ein zur Zeit der Ursprache Lebender möge einem andern klar machen, dass er z. B. (ein Thier) getödtet hat. Die Wurzel für den Begriff „tödten“ ist mar. Er würde also, um das Getödtethaben zu bezeichnen, mar-mar sagen. Wie ist dieser Vorgang zu erklären? — — Da unser Existiren ein unaufhaltsames Fortschreiten mit der Zeit ist, wobei wir unmöglich zu irgend einem Momente des Vorüberseins faktisch so zurückkehren können, dass wir handelnd auftreten, so schafft uns die Vernunft — denn ohne Vernunft kein Denken und ohne Denken kein Sprechen — den Weg, auf welchem sie uns zu jenem einmal schon erlebten Zeitpunkte zurückführt, und zwar so, dass wir ihn geistig noch einmal als Gegenwart vor uns haben und geistig dieselbe Handlung zum zweiten Male ausführen. Demnach ist das erste mar als Präsens der Handlung aufzufassen, und das zweite im unmittelbaren geistigen Zusammentreffen mit

* Gewisse Stände haben heutzutage im geschäftlichen Correspondenzstil ihre stereotypen Verkürzungen, wie z. B. die Kaufleute in der durchweg angewandten Auslassung der ersten Person sing. und plur. des persönlichen Fürworts.

** Schleicher: Deutsche Sprache, pag. 157.

*** Ursprung der Sprache, pag. 46.

dem ersten als Präsens der Erinnerung. Präsens der Erinnerung aber ist nichts Anderes als Präteritum der Handlung. — Inwieweit dieser Erklärungsversuch der Worte Grimm's der Verbesserung oder Berichtigung bedarf, wollen wir dem schärferen Urtheile erfahrener Kenner gerne anheimstellen. Jedenfalls kennzeichnet sich die Reduplication durch den auf verbalem Gebiete nothwendigen und unerlässlichen Denkprocess, mag er nun auf die eben bezeichnete oder eine andere Weise vor sich gehen, als auf der höchsten Stufe ihres Wirkens stehend. Hier ist es nicht mehr momentanes, geistloses Nachahmen von Naturlauten, worin sie sich bewegt, sondern sie tritt dem menschlichen Geiste unermüdlich als willkommenes und wirksames Hilfsmittel an die Hand, der lautlichen Ausdrucksweise das ganze Gebiet der Vergangenheit eröffnend. Hierzu stimmen ganz treffend die Worte M. Müller's: * „Es ist eine Thatsache, dass alle Präterita aller sogenannten starken Verba im Griechischen und Sanskrit durch Reduplication gebildet werden, indem die Reduplication ein Hauptmittel war, durch welches den Wurzeln ein verbaler Charakter verliehen wurde.“ — Und wie verhält es sich mit den sogenannten schwachen Verben? Statt der Wiederholung der Wurzel tritt neben der einfachen Wurzel dasjenige Zeitwort auf, welches so zu sagen den Allgemeinbegriff aller Verben enthält, das Zeitwort „thun,“ ** so dass im Grunde genommen wir ganz dieselbe Sache vor uns haben. — Und bis auf den heutigen Tag ist diese Erscheinung in unsern germanischen Sprachen noch ziemlich erkennbar, und das Zeitwort „thun“ scheint demnach das erste und älteste Hilfsverb zu sein. Die Reduplication aber ist in Folge der oben erwähnten Principien allmählich geschwunden. Und dass die Ablegung eines so wichtigen Sprachbildungsmittels nicht Folge der Neigung oder Willkür etwa eines einzelnen sich Bahn brechenden Volksstammes ist, sondern sich als eine Erscheinung von allgemeiner Geltung charakterisirt, geht hervor aus Diez' (Gramm. II. 128) Worten, wo er sagt, „dass hierin das Romanische mit dem Deutschen und Neugriechischen übereinstimme, dass die Reduplication sich schon im Lateinischen auf dem Wege des Verfalls befand . . . dass endlich die letzten Reste dieser wichtigen Form, die man auf verschiedene Weise zu ersetzen suchte, verschwanden.“ — —

* Vorlesungen üb. d. Wissensch. der Sprache, I. pag. 200.

** Vgl. Mahn: Ueber den Ursprung und die Bedeutung des Namens Germanen, pag. 7.

Und so hätten wir die Erscheinung der Reduplication als Wortbildungsmittel, wenn auch nicht erschöpfend, doch in einzelnen charakteristischen Momenten beleuchtet. Und dass neben den der Sprachforschung längst empfohlenen Volksmundarten die bei allen Völkern in ganz bestimmten und fast unveränderlichen Grenzen sich bewegende Kindersprache wesentlich dazu beiträgt, uns Licht über diesen interessanten Gegenstand zu verbreiten, dass demnach diese Sprache der Naivität der ganz besonderen Berücksichtigung der Sprachforscher in allen ihren übrigen hier noch nicht zur Sprache gebrachten Eigenthümlichkeiten werth ist, glauben wir hiermit annähernd dargelegt zu haben.

Düsseldorf.

Dr. Mieck.

Dreikönigs-Reimereien.

Nachfolgende Reimereien stehen in dem Büchlein: „Güldenes Handbüchlein der H. H. Dreyen Königen" Caspars, Melchiors, Balthasars, als planwürdiger Wunderthäter und Allgemeiner Nothhelffer, in zwey Theil aussgetheilt; Im Ersten, nach erwiesenen wenigen Wunderzeichen, wird eingeführt ein neunmontägige hochnützliche Andacht; im Andern die Ordnung, Abläss, Privilegien u. s. w. der Monatlichen Bruderschaft im Hohen Thumb, den zweiten Sonntag jedes Monats. zum zweytenmal aufgelegt durch die zeitliche Herrn Officiantes Archifraternitatis SS. trium Regum Anno 1722. Cöllen zu bekommen in der Mutter Gottes Capellen im hohen Thumb bei denen zeitlichen Herren Offizianten daselbst. 12⁰. 142. S. Mein lieber Freund Staats-Archivar Dr. Woldemar Harless in Düsseldorf hat für die hiesige Bibliothek eine kleine Sammlung alter Cölnischer Mirakel- und Wallfartsbüchlein angelegt: sie werden für spätere Zeit manche wichtige Notizen für eine Culturgeschichte des deutschen Volkes bieten.

Im Januario.

Es fuhre drey König Gottes Hand,
Mit einem Stern aus Morgenland,
Zum Christ-Kind durch Jerusalem,
In einem Stall nach Bethlehem.
Gott fuhr uns auch zu diesem Kind,
Und mach aus uns sein Hoffgesind.

Der Stern war gross und wunderschon,
Im Stern ein Kind mit einer Kron;
Ein gülden Kreutz sein Schepter war,
Und alles wie die Sonne klar.
O Gott erleucht vom Himmel fern,
Die ganze Welt mit diesem Stern.

Auss Morgenland in aller Eyl,
Kaum dreizehn Tag vier hundert Meil,
Berg auff, Berg ab, durch Reiff und Schnee,
Gott suchten sie durch Meer und See.
Zu Dir O Gott kein Pilgerfahrt,
Noch Weg noch Steg lass werden hart.

Herodes sie kein Uhr noch Stund,
In seinem Hoff aufhalten kunt,
Des Königs Hoff sie lassen stehen,
Geschwind, geschwind zur Krippen gehen.
Gott lass uns auch nicht halten ab,
Vom guten Weg bis in das Grab.

So bald sie kamen zu dem Stall,
Auff ihre Knie sie fielen all,
Dem Kind sie brachten alle Drey
Gold, Weyrauch, Myrrhen, Specerey.
O Gott nehm auch von uns für gut,
Hertz, Leib, und Seel, Gut, Ehr und Blut!

Mit Weyrauch und gebogenem Knie,
Erkannten sie die Gottheit hie,
Mit Myrrhen seine Menschheit bloss,
Und mit dem Gold ein König gross.
O Gott halt uns bey dieser Lehr,
Kein Ketzerei lass wachsen mehr.

Maria hiess sie willkomm seyn,
Legt ihn ihr Kind ins Hertz hinein;
Das war ihr Zährung auff den Weg,
Und frey Geleit durch Weg und Steg.
Gott gieb uns auch zur letzten Stund
Das Himmel-Brod in unserm Mund.

Im Februario.

O Cöllen O du heilige Stadt!
Lob Gott mit Mann und Weiber,
Weil er Dir gnädig geben hat
Der dreyen König Leiber.

Durch sie die Finsternüss zu erst,
O Gott verjagt von Heyden,
Und den Catholischen Glauben lehrst,
Durch sie bey allen Leuten.

Dies König in dem Krippelein
Verehren ihren König,
Und beten an das Kindelein,
Das süsser ist als Hönig.

Das Heyl der Welt verkündigen,
All Irrthumb sie verjagen,
Bekehren die so sündigen,
Und keinem Hulff versagen.

Thun Wunderzeichen in der Noth,
Nach jedermanns Heyl streben,
In grossen Frewden nach dem Todt
Im Himmel ewig leben.

Im Martio.

O Cöllen werth ist Dir beschert,
Für vielen andren Städten,
Den Leiber frey der König drey
Ohn Reisen zuzutretten.

Ein schöner Stern mit Glantz so gern,
Das Licht der Sonn benommen,
Ihn zeiget an biss auff die Bahn,
Gott in dem Fleisch sey kommen.

Als sie gesehen den Stern still stehen,
Ihr Schätz gleich offen machten,
Auff gebogen Knie dem Kindlein sie
Gold, Weyrauch, Myrrhen brachten.

Mit bestem Gold den König hold,
Mit Weyrauch Gott sie ehren,
Dass sterblich sey, sie rund und frey,
Durch bitter Myrrhen lehren.

Herr Jesu die Ehre zeigen wir,
Weil Dich gezeigt den Heyden,
Dem Vatter, Geist, sey Ehr geleist,
Wie Dir so ihnen beyden.

Im April.

Im Thon:
Die ganze Welt Herr Jesu Christ etc.

Ein Stern entstund in Morgenland,
Victoria, Victoria.
Ihn hat den Weysen der Himmel gesandt.
Victoria, Victoria.

Es gab der Stern ein helles Licht,
Victoria, Victoria.
Drey Königen Hertzer sich verpflicht.
Victoria, Victoria.

Nach Bettlehem sie kamen all Drey,
Victoria, Victoria.
Vom Toben und Wüten Herodis frey
Victoria, Victoria.

In einem Stall auff Mutters Schooss,
Victoria, Victoria.
Dem Kindlein Jesu fielen zu Fuss.
Victoria, Victoria.

Die Cron, das Scepter, und Königreich,
Victoria, Victoria.
Die Welt, das Fleisch, was eitel das weich.
Victoria, Victoria.

Des Lebens Faden schneiden ab,
Victoria, Victoria.
Die Heydenschafft liegt nun in dem Grab
Victoria, Victoria.

Zerschlagen, zertretten gleich dem Koth,
Victoria, Victoria.
Bleibt Astaroth, Baal mit Behemoth
Victoria, Victoria.

Gelobt seyst Du Herr Jesu Christ,
Victoria, Victoria.
Der Königin Ehr allein Du bist.
Victoria, Victoria.

Dass Caspar, Melchior, und Balthasar,
Victoria, Victoria.
Glücklich uns führen zur Himmels-Schaar.
Victoria, Victoria.

Im März.

Im Thon:
Ave Mutter ohne Weh.

Gegrüsset seyd ihr Weisen drey,
Mit Mund und Hertz wir spreche frey
Nohthelfer,
Jesus hat euch aus Morgenland
Zu sich gezogen edles Pfand,
Nohthelfer.

Es gab der Himmel einen Stern,
Den ihr betrachtet weit und fern,
Nohthelfer,
Auff, auff, last reysen in der Eyl,
Das Hertz verwundt ist mit Liebs-Pfeil,
Nohthelfer.

Das newgebohrne Jesulein
Last uns begrüssen behend und fein,
Nohthelfer,
O Wunder! schaut für seinen Saal,
Sich hat erwehlt einen alten Stall,
Nohthelfer.

Weyrauch, Gold Myrrhen hat geschenckt,
Biss auff die Erd habt euch gesenkt,
Nohthelfer,
Ewer Hertz und Augen wurden nass,
Da Jesus in der Krippen sass,
Nohthelfer.

Casper, Melchior, Balthasar,
In Angst, in Noth, in Kriegs-Gefahr,
Nohthelfer,
Der grimmig Todt wan mich entleibt,
Mit Gnad, mit Trost, mit Hülff verbleibt,
Nohthelfer.

Im Junio.

Im Thon:
Für aller Jungfrauen Crone.

Für aller Königen Ehre,
Drey Weysen ziehe vor,

Der Heyden erste Ziehre,
Von Indien kommen empor.
Der Himmel hat sie erleuchtet
Jesus hat sie erbentet
Der eine heist Melchior.

Balthasar hiess der ander
Der Jesum suchen soll;
Sie kommen miteinander,
Das schickt sich mächtig wohl;
Caspar war der dritter,
Ein Geistreicher Ritter,
Er war der Gnaden voll.

Von Gnaden weiss zu sagen
Die gantze Christenheit,
In Kummer, Pein und Plagen,
In ihrem höchsten Leyd,
Diss sag ich ohne Lügen,
Nach Cöllen sich verfügen
Klein, gross, ohn Unterscheid.

Die Weiber in den Nöthen,
Der Kaufmann auff der Reyss,
Die Besessne in dem wüten,
Die Behetzte in den Schweiss,
Die Schiffleuth auff dem Wasser,
Befinden sich niemahl besser,
Dann bitten auff diese Weiss.

O Liechter der Heyden
Zu euch ist unsere Bitt,
Hier können wir nicht bleiben,
Zum Todt gehn unsere Schritt;
Zu Hülff kompt uns in Eylen,
Wan wir gleich hinscheiden,
Nicht weicht von uns ein Tritt. Amen.

Im Julio.

Ach Jesu! süsser Jesu!
Wie gut und liebreich bist Du
Der blinden Heydenschaft;
Indem Du höchst bewogen,
Mit einem Stern gezogen.

Als sie ohn einig irren
Gold, Weyrauch und Myrrhen
O Jesu Dir zubereit,
Da gaben sich auff der Reysen
Zugleich drey heilige Weysen,
Dich finden in einem Stall,
O wohl ein wunder Saal!

Es müst ja seyn von Steinen,
Das Hertz das nicht thät weinen,
Diss Schawspiel wann betracht.
Indem da wird gefunden,
Ein grosser Gott gebunden,
Mit Windlein in eim Kind
Zwischen einem Esel und Rind.

Die Vögel in den Lüfften,
Die Thier in ihren Krüfften,
Die Fisch im weiten Meer
Er trewlich thut bekleiden,
Wer soll nicht haben Mitleyden?
Wird nack und bloss gelagt,
Unter einem zerlöcherten Dach.

Dess wegen billig liessen,
Viel heisse Zähren schiessen,
Aus Augen und Hertz zugleich,
Die heilige Drey König,
Mein! Wie ists doch möglich,
Dass nicht in Gnaden Guss,
Auss Lieb ihr Hertz zerfluss.

Auff dan ihr liebe Christen,
Sagt Danck zu jeder Fristen
Jesu Mariä Sohn;
Drey König der euch gegeben,
Dass solt bey ewerem Leben,
Zu ihnen eylen geschwind
In widerwärtigem Wind.

Im Augusto.

Ueber den Thon:
O Maria noch so schon.

1. Ihre Demuth.

O Alt-Vätter seyd gegrüst,
Sünden loss, Tugend gross,

Die ihr sitzt in Abrahams Schooss
Der Himmel hat euch würdig erkent
Gezogen werden muss Orient,
Zu Jesu Fuss, mein wie süss!
Da doch die Juden waren verblendt.

2. Freygebigkeit.

O Freygebige Schatzmeister,
Wohlbedacht, nehmt in acht
Umb abzulegen allen Pracht,
Mit eweren Gaben da zugleich
Vor Jesu Füssen legt ewer Reich,
Ewer Cron, ewer Thron,
O wohl ein wunder Vergleich.

3. Freywillige Armuth.

O Erstling der Heydenschafft,
Auff der Welt ohne Geld
Für Jesum werd ihr gestelt;
Dan Gottes Sohn das höchste Gut
Hat euch genommen in seiner Huth,
Dass ihr solt, unverhohlt,
Frey erwehlen die Armuth.

4. Eyffer die Heyden zu bekehren.

O Casper, Melchior, Balthasar,
Wohlbewehrt, hochgeehrt,
Den Lob Jesu stets ihr vermehrt,
Absonderlich in Morgenland,
Da er dan euch hat hingesandt
Gottes Wort dass alldort,
Den Heyden sollt machen bekant.

5. Martyr-Cron.

O Fürsten aller Völker
Ohn Schertz, hat ewer Hertz,
Bereit zu leyden alle Schmertz,
Wie auch mit einem Helden-Muth
Zu vergissen ewer Blut,
Also recht dass ihr fecht,
Zu erwerben das ewig Gut.

6. Nohthelffer in der letzter Stund.

O Nohthelffer mächtig gross,
Aller frey steht uns bey,
Auch kombt zu hülff alle drey,
Der Himmel wan mit Donner kracht
Von Sünden fordert rechte Rach,
Und uns bloss, Gnaden loss,
Wilt hinreissen der höllischer Drach.

Im September.

Im Thon:
O Du verwundter Jesu mein.

Als Maria ihren Sohn gebahr,
Ein neuer Stern vom Himmel klar
Der Heydenschafft ward offenbahr
Jesus, Jesus.
Drey König aus dem Orient
Ihn zu verehren zeigt behendt.

Die König lassen alles stehn,
Ohn Verweil dem Stern nachgehn,
Das eingefleischtes Wort zu sehn
Jesum, Jesum.
Biss das er bey Herodis Statt,
Sich in der Lufft verlohren hat.

Durch alle Gassen rufften sie
Ist nicht der Juden König hie?
Unwissend dass Er lag beym Vieh,
Jesus, Jesus,
Der kürtzlich kommen auff die Welt,
Wie uns ein wunder Stern erzehlt.

Herodem diss bestürtzet macht,
Der Schrifftgelehrter Rath erfragt,
Wo dan das Kind sey hingebracht
Jesus, Jesus,
Sie allesampt geantwort frey,
Zu Bethlem dass gebohren sei.

Stracks wiedergiebt der Stern sein schein
Und zeigt das kleine Jesulein,
Der war der Weisen Trost allein,
Jesus, Jesus,

In einem Stall gantz arm und bloss
In seiner lieben Mutter Schooss.

So bald das göttlich Kind gesehen
Die König in das Haus eingehen
Zu leisten da ihr schuldige Lehn
Jesu, Jesu,
Mit Demuth und gebognen Knye
Gold, Weyrauch, Myrrhen opffren sie.

Die König in der Wiederkehr
Nicht kommen zu Herodes mehr,
Wohl wissend dass allein die Ehr
Jesu, Jesu
Von Irrthumb bringen die Heyden ab,
Thun Wunder lebend, und im Grab.

Im October.

Im Thon:
Ave Maria klare etc.

Es hat ein Kind gebohren,
Mit Frewd der Engelen all,
Ein Jungfraw ausserkohren,
Zu Bethlem in dem Stall,
Der Gott und Mensch zugleich,
Herunder ist gestiegen,
Zu unss auss seinem Reich.

Nachdem scheinet von feren,
Sogar in Morgenland,
Ein übernatürlicher Steren,
Jesum der macht bekandt
Der blinden Heydenschafft,
Die er zu sich gezogen
Durch wahre göttliche Krafft.

Drey König ihre Gaben
Zurüsten fein behend,
Das Kindelein zu laben,
Zu eilen auss Orient,
Sie findens nack und bloss,
Zwischen Ochs und Esel,
Sitzen auff Mutter Schooss.

Jesum allda begrüssen
Mit einem newen Fund,
Liegend vor seinen Füssen
Loben mit Hertz und Mund,
Ja auch mit heissen Zähren
Gold, Weyrauch, und Myrrhen
Ihrem Gott verehren.

All drey allein sie suchen
Die höchste Gottes Ehr,
Abgötterey verfluchen,
Nichts bleibt da übrig mehr,
Zertretten Astaroth und Baal,
Den Heyden was kan schaden,
Zerfiel mit grobem Schall.

O heilige drey Weisen,
Zu uns ist unser Trost,
Wir seynd gleich den Eisen,
Bedeckt mit Sünden Rost,
Ach bitt das Jesu Blut,
Von allen Flecken reinig,
Uns führ zum ewigen Gut.

Im November.

Gelobt sey Gott der Vatter
In seinem höchsten Thron,
Und auch der Seligmacher,
Sein eingebohrner Sohn,
Gelobt sey auch der Tröster,
Der lebend machend Geist,
Der einig Gott und Herrscher,
Die höchste Dreifaltigkeit.
Kyrie eleyson.

O Gott Du wollst aussreuten,
Irrthumb und Ketzerey,
Damit bey Christen Leuthen,
Ein Glaub und Gottesdienst sey,
Verleyh Fürsten und Herren,
Der ganzen Christenheit,

Dass sie den Glauben mehren,
In Fried und Einigkeit.
Kyrie eleyson.

Wollst unsre Sünd nit rechen,
Getrewer Herr und Gott,
Durch Pestilentz und gebrechen,
Noch thewrer Hungers-Noth,
In diesen unsren Nöthen,
Erhör uns lieber Gott.
Darumb wir Dich jetz bitten,
Hilff uns auss aller Noth.
Kyrie eleyson.

Es bitten die drey Weisen
Für uns umb Hülff und Trost,
Damit Du wollst beweisen
Durch Deine Gnaden gross,
Dass uns nicht überfalle
Der sucht zu jeder Frist,
Umb zu verleiden alle,
Durch seine Teuffels List.
Kyrie eleyson.

Ach gib dass ohne Scheuen,
Mit einem betrübten Hertz,
Wir unsre Sünd bereuen
Mit höchster Seelen Schmertz,
Damit wir nicht ermatten,
Auff dem Weg der Ewigkeit,
Unter der Königen Schatten,
Lass fahren in Sicherheit.
Kyrie eleyson.

Ach lass uns würdig messen,
Das heilig Sacrament,
Wan wir von hinnen müssen
An unsrem letzten End,
Dass wir kommen zusammen
Dort in der Engelschaar,
Wer das begehrt sprech Amen,
Das werde alles wahr.
Kyrie eleyson.

Im December.

Begierd aller Völcker auffs Heylands Ankunfft.

Im Thon:
Wolauff nun last uns singen all.

O Heyland reiss die Himmel auff,
Herab herab vom Himmel lauff,
Reiss ab vom Himmel Thor und Thür,
Reiss ab was Schloss und Riegel für.

O Gott ein Thau vom Himmel giess,
Im Thau herab O Heyland fliess,
Ihr Wolcken brecht und regnet auss,
Den König über Jakobs Hauss.

O Erd schlag auss, schlagt auss O Erd,
Dass Berg und Thal grün alles werd,
O Erd herfür diss Blümlein bring,
O Heyland auss der Erden spring.

Wo bleibst Du Trost der gantzen Welt,
Darauff die Welt all Hoffnung stellt?
O komm ach komm vom höchsten Saal
Komm tröst uns hie im Jammerthal.

O klare Sonn Du schöner Stern,
Dich wolten wir anschawen gern,
O Sonn geh auff, ohn deinen Schein
In Finsterniss wir alle seyn.

Hie leyden wir die grösste Noth,
Vor Augen steht der ewig Todt,
Ach komm führ uns mit starcker Hand,
Vom Elend zu dem Vatterland.

Bonn.

Dr. Anton Birlinger.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn von Lassberg und Ludwig Uhland. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Mit einer Biographie Franz Pfeiffer's von Karl Bartsch und den Bildnissen von Pfeiffer, Lassberg und Uhland. Wien 1870. Wilh. Braumüller.

Ein schönes, eigenthümlich werthvolles und reiches Buch! Der äussere Rahmen umschliesst ein Stück deutscher Philologie, ein Bild lebensvoller Thätigkeit, welches dem Anschein nach auf einen kleinen Raum beschränkt, doch von allen Seiten her, nach allen Seiten hin Anknüpfungspunkte zu finden weiss, die für die Geschichte der deutschen Philologie besonders in Süddeutschland von grossem Interesse sind. Das Innere aber durchzieht und durchglüht ein frischer lebenswarmer Pulsschlag deutscher Innigkeit, echten Freundschaftsgefühls und, was für uns Aussenstehende zunächst das Wichtigste ist, grosser Arbeitslust und reger Thätigkeit. Während so der eine Theil, ich möchte ihn den historischen nennen, allen Kennern und Freunden der deutschen Literatur, gleichviel ob dem Süden oder Norden angehörig, ein bis dahin kaum geahntes arbeitsvolles Leben sich erschliesst, muss für jeden Gebildeten die unendlich reiche Fülle des inneren Lebens eine Quelle reinster Freude werden.

Bevor ich dies im Einzelnen näher zu begründen versuchen werde, ist es Pflicht, über das Buch nach seiner Entstehung und seinen verschiedenen Bestandtheilen Einiges zu sagen. Den Hauptbestandtheil desselben bilden allerdings die Briefe Uhlands und von Lassbergs. Aber da nach des Schicksals Fügung der Herausgeber desselben, Franz Pfeiffer, jener überaus thätige und wirkungsreiche Mann, zu früh abgerufen wurde, vollendete Herr F. M. Wagner, der schon bei Lebzeiten Pfeiffers in mancherlei Weise bei der Herausgabe sich betheiligt hatte, die Arbeit, ergänzte und berichtigte Manches durch Bemerkungen und fügte ausser der Vorrede (S. I—XVI) noch die Biographie Pfeiffers von Bartsch bei (S. XVII—XCIII) nebst einer Uebersicht der literarischen Thätigkeit Pfeiffers (S. XCIV—CVII) und von S. 260—338 Briefe von Lassberg und Uhland an Pfeiffer bei. Jene Vorrede und diese Briefe sind, — aus welchen Gründen, ist nicht ersichtlich, — auf dem Titel nicht genannt. Aber diese Vorrede ist für das richtige Verständniss des Ganzen, ja für die Würdigung Pfeiffers selbst von grösster Bedeutung.

Da es, wie schon gesagt, Herrn Wagner (Vorrede, S. III) vergönnt war, dem verehrten Manne hülfreichen Beistand zu leisten, als er mit schon sinkenden Kräften an die Veröffentlichung dieser Briefe schritt, erwuchs ihm die theure Pflicht, das verwaiste Unternehmen nach seinem Hinscheiden völlig zu Ende zu führen, „Freilich, was Pfeiffer dem fertigen Buche voraufzuschicken gedachte: eine Schilderung der unvergänglichen Verdienste, welche die beiden Männer, deren Briefwechsel hier vorliegt, jeder in seiner Weise um die Wissenschaft sich erworben, so wie eine Darlegung seiner eigenen fruchtbaren Beziehungen zu ihnen beiden“ ist er zu geben nicht im Stande gewesen. Wie oder wem wäre das ohne alle Vorarbeiten möglich gewesen, da Pfeiffer auch nicht einmal einen flüchtigen Entwurf dazu hinterlassen hatte. Er beschränkt sich daher darauf, über die Entstehung des Buches mitzutheilen, was er weiss, und was sich daran für den unvergesslichen Dahingeschiedenen knüpft.

Schon früh erwachte bei Pfeiffer, nachdem er einmal dem Studium des Deutschen sich ganz hingegeben hatte, die Neigung, das Historische des deutschen Sprachstudiums zu verfolgen. Er hatte Manches gesammelt zu einer Geschichte der deutschen Philologie; aber der eigene unmittelbare Antheil, den Pfeiffer selbst seit der Herausgabe der Germania an der Weiterförderung der Wissenschaft nahm, verhinderte ihn, das Gesammelte zu verarbeiten oder in dieser Weise fortzusetzen. Statt dessen gab er seit 1866 den einzelnen Heften der Germania als seinen Beitrag zur Geschichte der Philologie Briefe berühmter Germanisten bei. Ueber die Wichtigkeit derselben spricht Wagner (S.V u. VI) gediegene Worte und giebt in einigen Anmerkungen das Verzeichniss der in der Germania und mehrmals in Einzeldrucken erschienenen Briefwechsel. Als reichste Fundgrube erwies sich der Nachlass des Freiherrn Joseph von Lassberg auf Meersburg am Bodensee. (S. VII) „Dieser edle, für das deutsche Alterthum hochbegeisterte Mann, in dem selbst ein Stück Mittelalter im besten Sinne des Wortes in unsere Zeit herein ragte, hatte durch ein halbes Jahrhundert zu den ausgezeichnetsten Vertretern der deutschen Philologie in Beziehung gestanden. Besitzer einer Reihe der kostbarsten Ueberbleibsel altdeutscher Dichtung theilte er den Besitz dieser Schätze neidlos mit Jedem, der zu ihrer Benutzung berufen war. Durch lange Jahre war des alten Jägermeisters Haus so recht eigentlich der Mittelpunkt für die meisten Bestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Literaturforschung, namentlich soweit sie sich mit der Glanzepoche der ritterlichen Dichtung befasste. Ein gutes Theil beruht davon auf den Grundlagen, wofür er mit seltener Hingabe, kein Opfer scheuend an Mühe und an Geld, die Materialien herbeigeschafft. Dadurch und durch seine eigene nicht gering anzuschlagende literarische Thätigkeit entstand ein reger brieflicher und persönlicher Verkehr: Benecke, die Grimms, Lachmann, Schmeller u. a. fanden in Lassberg den bereitwilligen Förderer ihrer grossartigen Leistungen und Bestrebungen. Am Innigsten und Dauerhaftesten aber gestalteten sich des Freiherrn von Lassberg Beziehungen zu einem Manne, der ihm von allen wohl geistig am nächsten stand und — worauf Lassberg nicht kleine Stücke hielt, — obendrein auch ein Schwabe war. Diese Beziehungen, auf das gleiche vaterländische Streben, auf die gleiche Begeisterung für alles Gute, Schöne und Edle, und eine seltene Uebereinstimmung in allen wichtigeren Punkten der Lebensanschauung gegründet, wurden auch dann nicht abgebrochen, als das Bedürfniss gelehrter Mittheilung längst schon mehr in den Hintergrund getreten war. Sie dauerten bis an Lassbergs Ende.“

Nachdem die Witwe von Lassbergs ebenso, wie die Witwe Uhlands für die besondere Herausgabe des Briefwechsels gewonnen waren, wurde die Ausführung der Sache schon 1867 näher besprochen, aber Pfeiffer erkrankte, und sein Unwohlsein verhinderte ihn längere Zeit. Endlich, Anfangs 1868, konnte der Druck beginnen. Aber da nach Erscheinen der ersten 5 Bogen,

deren Revision Herr Wagner besorgte, sich Pfeiffers Zustand verschlimmerte und er die Weiterführung des Unternehmens nicht fremden Händen allein anvertrauen wollte, immer noch auf Genesung hoffend, wurde der Druck vorläufig eingestellt. Nach dem am 29. Mai 1868 an einem Gehirnschlag erfolgten Tod Pfeiffers übernahm der jetzige Herausgeber die fernere Redaction. Das Manuscript des Lassberg-Uhlandschen Briefwechsels fand sich meist mit erläuternden Anmerkungen versehen druckfertig vor und es wurden in einem Anhange die Briefe jener Männer an Pfeiffer hinzugefügt und, wo es nöthig war, mit Anmerkungen versehen.

Die Vorrede schliesst mit dem Wunsche, dass, obwohl kein günstiger Stern über der Entstehung des Buches geleuchtet habe, es nun in der Oeffentlichkeit ein glücklicheres Geschick erfahren möge, und dass es sich in und ausser den Kreisen der Fachgenossen so viele Freunde erwerben möge, als der Mann, der ihm seine letzten Kräfte gewidmet, gewünscht und gehofft.

In der nun folgenden Biographie Pfeiffers (S. XIX — XCIII) von Prof. Bartsch in Rostock wird uns in mustergültiger Weise ein ausführliches Bild Pfeiffers vorgeführt von seiner Jugend, seinen ersten Studien, seinen immer umfassendern Arbeiten, seiner allmählich sich entwickelnden Meisterschaft, seinen verschiedenen Lebensstellungen, seinem Familienleben, seinem Charakter als Mensch und als Patriot. Ein Anhang (S. XCIV — CVII) giebt ein Verzeichniss aller literarischen Arbeiten Pfeiffers unter den drei Rubriken: I. Selbstständig erschienene Arbeiten. II. Abhandlungen in Zeitschriften. III. Recensionen.

Man muss erstaunen, wenn man diese ungeheure Masse von Arbeit und Mühe, die in wenig Decennien eines Mannes Kraft zu bewältigen im Stande gewesen ist, auch nur äusserlich betrachtet, und man kann nur aufs Innigste bedauern, dass einem Manne von solcher Begabung so früh das Ziel gesteckt ward.

Was nun den Hauptbestandtheil, den eigentlichen Kern und Fonds des Buches betrifft, den Briefwechsel zwischen den beiden Männern von Lassberg und Uhland, so beginnt die Sammlung von 112 Briefen mit einem Briefe Uhlands vom J. 1820 und schliesst mit einem Condolenzschreiben Uhlands an Frau von Lassberg bei dem Tode ihres Gemahls im J. 1855. Es ist anzunehmen und auch in den Anmerkungen darauf hingewiesen, dass manche Briefe verloren gegangen sind; manche mögen für die Mittheilung zu kurz und unbedeutend erschienen sein. Ueber Auslassung und Streichung einzelner Stellen spricht Wagner in der Vorrede (S. XIV) und bezieht sich dabei auf eine sehr bezeichnende Stelle eines Briefes von Pfeiffer an Fräulein Hildegund von Lassberg.

Der erste Brief Uhlands (v. J. 1820) beginnt mit aller Förmlichkeit und schliesst auch so: Hochwohlgeborner Freiherr, hochzuverehrender Herr und Ew. Hochwohlgeboren unterthäniger Diener; und ebenso wird auch nach dem alten und bekannten Schema der Titulaturen von dem älteren, höherstehenden Herrn von Lassberg dem noch unbekannten jungen Dr. Uhland gegenüber mit „Wohlgeborner Herr“ und „gehorsamer Diener“ geantwortet. Aber diess Verhältniss wird bald wärmer und herzlicher und den 12. Brief (den 20. der Sammlung S 38) v. J. 1823 beginnt Lassberg: „Lieber Herr! Ich möchte lieber sagen: Freund! wenn ich hoffen dürfte, diesen Namen bei Ihnen zu verdienen; jeder andere, den Sie mir geben können, ist mir höchst gleichgültig, und nach diesem werde ich streben, so lange Sie mir erlauben, von mir und meinem Treiben und Thun Ihnen Nachricht zu geben.“ Und weiter unten in demselben Briefe heisst es (S. 39): „Möchte ich im Stande sein, Ihnen recht viele Dienste zu leisten und Ihnen zu zeigen, wie sehr ich einen Mann ehre und liebe, der seinem Vaterlande theuer sein muss, hätte er auch kein anderes Verdienst um dasselbe, als dass er so oft gezeigt hat, wie theuer ihm das Vaterland ist.“ — Darauf erwidert Uhland ein halbes Jahr später (S. 42): „Verehrtester Freund! Wenn ich so spät

erst das Schreiben erwidre, wodurch Sie mir diesen Namen gestatten, und wenn ich so lange im Besitz ihrer gütigen Mittheilungen geblieben bin, so wird mir zu einiger Entschuldigung gereichen, dass ich nun seit mehr als sieben Monaten durch die landständischen Verhandlungen demjenigen, wohin mich die Neigung trägt, fast gänzlich entfremdet bin. Doch kann ich den Sonntag, den ich im vorigen Sommer zu Eppishausen so angenehm zugebracht, nicht ohne einige Zeilen dankbarer Erinnerung vorübergehen lassen.“ — Zehn Tage darauf antwortet Lassberg: (S. 45): Jeder Posttag, der mir einige Zeilen von Ihnen bringt, mein verehrter Freund! ist mir ein Festtag; aber der vorgestrige war es für mich doppelt, da ich Ihrem Briefe einen Namen vorgesetzt fand, den ich schon längst von Ihnen zu erhalten wünschte. Nehmen Sie mit einem leider nur im Geiste gereichten kräftigen Handschlage meinen guten treuen Dank dafür und glauben Sie, dass ich diesen schönen Namen als ein theures Geschenk ansehe, mit dem das Geschick noch einen lieblichen Schein auf den sonst so freudenlosen Abend meines Lebens herabsenden wollte.“ Der Freundschaftsbund war also geschlossen, um nie wieder, ausser durch den Tod, gelöst zu werden. Und wenn Uhland im J. 1820 (S. 15) schreibt: „Heute schliesst sich das Jahr, dass mir zuerst Ihre persönliche Bekanntschaft verschaffte. Es ist mein angelegener Wunsch, dass Sie die Gewogenheit, welche Sie mir zugewendet, auch fernerhin mir erhalten mögen.“ — so beginnt der Trauer- und Trostbrief an Frau von Lassberg im J. 1855 (S. 260): „Die Nachricht vom Hinscheiden Ihres edlen Gemahls hat in weiten Kreisen Trauer verbreitet, unter seinen vielen Freunden und Verehrern in Schwaben musste sie aber besonders schmerzlich mich betreffen, der ich so lange Jahre hindurch seiner unwandelbaren, wohlwollendsten Freundschaft mich zu erfreuen hatte. Meine Frau nimmt an diesem grossen Verluste den aufrichtigsten Antheil und giebt mir auf, Ihnen und den trauernden Töchtern mit meinem innigen Beileide auch das ihrige auszudrücken. Wir hatten freilich bei wiederholten Besuchen in den letztern Jahren uns sagen müssen, dass der Abschied wohl auch immer für dieses Leben sein könne, aber seine kräftige Natur raffte sich doch wieder auf und grade noch im vorigen Sommer fand ich ihn geistig munterer, als zweimal zuvor. Wie ich auf jeder Reise an den Bodensee auf dem einen und dem andern Ufer gastfrei von ihm aufgenommen war, so wird auch sein Andenken bei jedem späteren Besuche der Gegend in mir lebendig sein. Während meiner letzten Anwesenheit in Meersburg sass Lassberg einmal an seinem sonnigen Fenster, eine alte Schrift in der Mappe für mich aufsuchend, sein ehrwürdiges Gesicht hob sich auf dem weiten Hintergrunde des Sees und Gebirges ab, so steht das Bild des Schwäbischen Forschers und Freundes unvergänglich vor dem geistigen Auge.“

Innig und wahr in jeder Zeile; aber ganz objectiv, ohne irgend eine wärmere oder gar sentimentale Regung des Gefuhls. Sicher würde von Lassberg im ähnlichen Falle viel inniger und herzlicher sich geäussert haben. Denn diese Verschiedenheit in dem Wesen der beiden Männer macht sich bei jeder Gelegenheit geltend. Die Briefe Lassbergs athmen überall eine höhere lebhaftere Gefühlstemperatur; sinnig und innig, spielend und scherzend lässt er oft trotz des höheren Alters seiner Laune den Zügel schiessen, wobei der ernstere Uhland, den er oft seinen lieben Uhlandus nennt, kaum eine Miene verzogen haben mag. Es ist nicht möglich, alle die Stellen hier zu berühren, in denen Lassberg seine Gefühle auf das Lebhafteste äussert, denn dergleichen lassen sich fast in jedem Briefe aufweisen; aber es ist auch unmöglich, sie alle mit dieser allgemeinen Erwähnung hier abzuthun. Eine besonders bezeichnende und, ich glaube sagen zu dürfen, schöne Stelle ist folgende (S. 105) aus dem J. 1828: „Theuerster Uhland! Der Tag, an dem ich einige Zeilen von Ihnen erhalte, ist jedes Mal ein Festtag für mich; ich lasse Sie also von meiner Freude urtheilen, als ich diesen Morgen Ihren Brief empfing. Dass auch Sie eine Reise in das Dichterland gemacht und

ein heiliges Grab gesucht, auch wenigstens seine Stätte gefunden haben, war mir sehr lieb zu vernehmen. Für mich hat es etwas ganz Eigenes, Erhebendes, auf der Stelle zu stehen, wo ein meinem Geiste oder Herzen verwandter Mann einst geathmet, gelebt und gewirkt hat. Aus der Gestalt des Landes, der Bäume, Wiesen, dem Flusse und den Bergen, bei denen er aufgewachsen, schliesse ich auf die ersten Empfindungen, die in seiner Brust aufstiegen, auf die Wendung, die sein Sinn genommen und behalten hat, und ich lerne daraus seine Schriften viel besser verstehen." — Welche tiefe Empfindung spricht sich aus in dem Briefe über den Verlust der Mutter Uhlands und der eigenen! S. 210 (v. Sept. 1831) schreibt er: „Das that mir Leide; (dass nämlich ein Brief nicht abgegeben) denn ein Anderer, als Sie, mein Freund! könnte glauben, dass ich an dem gerechten Schmerze über den Verlust Ihrer Mutter nicht alle den Antheil genommen, den ich gewiss tiefer, als Viele empfinden, da auch ich diesen Schmerz in aller seiner Schärfe empfand und noch nicht ohne Wehmuth an die Mutter denken kann, der ich Alles verdanke, was ich bin. Der Verlust einer Mutter ist immer der grösste, den man erleben kann; denn wo wäre mehr, innigere und frommere, Liebe als im Mutterherzen?"

Noch schmerzlicher sind die Aeusserungen über den Verlust seiner ersten Gemahlin S. 33, 35, 42, 86; bei Erwähnung der unheilbaren Krankheit seines Sohnes S. 194. Vergl. noch S. 251. — Aber eben so empfindungsreich äussert er die Freude. So bei der Geburt seiner Töchter im J. 1836 und bei Erwähnung ihres gedeihlichen Heranwachsens (S. 248); so bei der ausführlichen Mittheilung über den Ankauf der Meersburg, deren schöne Lage und Umgebung, deren Geschichte und Bau, die er in der Freude seines alten, aber noch immer grünen Herzens seinem Freunde Uhlandus zujauchzt, und die er mit den Worten beschliesst: Hoc erat in votis: Dii melius et auctius fecere! bene est! nil amplius oro!

Ebenso überschwänglich ist seine Freude über den Empfang oder Erwerb von Literatur- oder Kunstdenkmälern, z. B. S. 196, wo er bei dem unerwarteten Anblick einer Abschrift des Frauendienstes in den Ausruf an den Abschreiber ausbricht: „O, Du guter Mensch! verdiene ich alter Mann denn auch so viel Liebe! wie manche Stunde hat der Student sich von seinen Vergnügen abmüssigen müssen, um diese 20,000 Verse abzuschreiben. Ich muss gestehen, dass ich in langer, ja sehr langer Zeit nicht so tief gerühret war. Ja, die Pietas ist in der Brust deutscher Jünglinge noch nicht ausgestorben und wird es auch nimmermehr." Ueberhaupt ist das Gemüthliche, mit dem nicht selten ein glücklicher Humor verbunden ist, ein Grundzug im Character Lassbergs. Sein Gefühl für herzliche und treue Freundschaft äussert sich fast in jedem Briefe; ebenso seine Dienstfertigkeit, Gefälligkeit, Gastfreundschaft u. dgl.

Uhland tritt uns überall ruhiger, ernster entgegen. Er sucht nie und findet selten Anlass, Gefühlen in erregterem Maasse Spielraum zu geben. Er ist überall Mann der That und spricht selten über Anderes, als über eigene Arbeiten oder literarische Leistungen Anderer. So giebt er S. 30 (im J. 1822) bei Uebersendung seiner Biographie Walthers von der Vogelweide eine Uebersicht über seine nächst vorliegenden Studien. „Es ist meine Absicht," sagt er, „eine Darstellung der gesammten Poesie des 12. u. 13. Jahrhunderts zu entwerfen, die, durchaus auf Quellenstudium gegründet, doch von allem gelehrten Apparat entkleidet, das poetische Leben jener Zeit in klaren Bildern entfalten soll." Doch bemerkt er am Schlusse des Briefes, dass eine Einberufung zum landständischen Ausschusse ihn seinen altdeutschen Studien auf einige Zeit wieder entrücken werde. S. 36 schreibt er: „Sogleich bei meiner Ankunft zu Hause empfing mich ein Auftrag, der den Gegenständen, die mich auf der Reise beschäftigt hatten, sehr fremdartig war. Die Rechtsvertheidigung eines wegen Todtschlags Angeschuldigten war mir übertragen und nahm mich für geraume Zeit gänzlich in Anspruch." Sehr

oft spricht er über seine Vorlesungen, z, B. S. 37, 67. 180, 181. Daher sind diese Briefe besonders wegen der Stellung Uhlands zu den germanistischen Studien für uns ferner Stehenden, überhaupt für die Geschichte des Deutschen Sprachstudiums höchst belehrend und von grossem Interesse. Es ist aber eine Freude zu sehen, wie die Männer sich gegenseitig befragen, mit Rath und That (zumal Büchern) aushelfen und so zu sagen ergänzen. Nicht leicht entgeht ihnen ein neues Buch oder Unternehmen, und ihre Urtheile sind meistens gemässigt und zutreffend. Der oben berührte characteristische Zug in dem Wesen beider Männer tritt auch hier stark hervor. Uhland ist gewöhnlich kurz und lobt oder tadelt mit wenigen Worten. Zum Beweise nur einige Beispiele. Er empfiehlt S. 82 Diez. „Eine sehr tüchtige Arbeit, worauf ich, wenn sie Ihnen nicht schon bekannt ist, Sie aufmerksam machen möchte, ist das eben erschienene Buch von Diez, Prof. in Bonn: die Poesie der Troubadours." — S. 215 (v. J. 1831) schreibt er über J. Grimm: „Der längst gehegte Wunsch, den trefflichen Jacob Grimm einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen, sollte mir nicht erfüllt werden." — S. 53 (im J. 1825) schreibt er: „Lachmanns Bekanntschaft habe ich hier gemacht. Von ihm ist gewiss Bedeutendes für Sprache, Prosodie, Kritik zu erwarten." Vgl. S. 81 über Lachmanns „gründliches Unternehmen" einer kritischen Ausgabe der Gedichte Walthers v. d. Vogelweide. Ueber Graffs literarisches Unternehmen und seine Funde in den süddeutschen Bibliotheken spricht er S. 59 etwas ausführlicher; doch scheint ihm S. 81 die Sammlung Diutisca, von der eigentlichen Sprachkunde abgesehen, etwas zu trocken. Vergl. darüber Lassbergs Antwort S. 84. Von Massmanns Thätigkeit ist oft die Rede. So S. 53 (v. J. 1825): „Ein anderer eifriger Freund des deutschen Alterthums, Massmann, war an Ostern hier, als ich mich gerade in Tübingen befand. Er liess mir die Anzeige seiner beabsichtigten Ausgabe der Kaiserchronik zurück. Er reist dieses verdienstlichen Unternehmens wegen nach München und Strassburg." Vgl. S. 59, 66, 81 u. a. — S. 98 (aus d. J. 1828) ruft er in Bezug auf v. Meusebachs Missfallen über die Ausgabe von Joh. Fischarts glückhaftem Schiff von Halling aus: „Aber doch scheint mir die Beschäftigung mit Fischart kein Monopol zu sein!" Vgl. S. 160.

In Lassbergs Briefen findet sich eine ungleich grössere Menge von Namen und Sachen erwähnt, und es mögen nur wenige Namen von Männern fehlen, die sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Deutscher Literatur und dahin einschlagenden Fächern beschäftigt haben. Es ist unmöglich, dieselben hier einiger Maassen übersichtlich oder auszugsweise zu berücksichtigen. Schon die notirten Namen bilden ein ziemlich grosses Verzeichniss, das sich leicht noch vermehren liesse. Es sind folgende: von Arx, Auerbacher, von Aufsess, Benecke, Birlinger, Braun, Castiglione, Engelhardt, Ettmüller, Görres, Götzinger, Graff, Greith, Griesshaber, Jacob und W. Grimm, von der Hagen, Halling, Hoffmann von Fallersleben, Holland, Hug, Hundeshagen, Ittner, von Keller, Kerner, Lachmann, Liebrecht, Massmann, Menzel, von Meusebach, Mone, Münch, von Orelly, Pfeiffer, Primisser, Schönhut, Schmeller, A. Schott, Schulz (San Marte), Schüking, Stalder, Stälin, Tafel, W. Wackernagel, Wilken, Wyss, Zappert, Zingerle.

Von allen diesen Männern werden einige durch besondere Epitheta ausgezeichnet. So wird Benecke S. 144 „der alte biedere Benecke, unser Landsmann" genannt; so S. 184 Primisser „der unvergessliche"; S. 185 Schmeller „der gute." S. 247 „unser guter lieber Jacob Grimm." Vor Allen aber werden die Norddeutschen mit grossem Respect behandelt. So ruft er nach Erwähnung Lachmanns (S. 83), den er für einen „sehr tüchtigen Mann" hält (vgl. S. 49), aus: „Aber diese Norddeutschen laufen uns doch in allem Guten zuvor!"

An einer andern Stelle (S. 92) äussert er, nachdem er der „Schwedischen Volksharfe" von Staudacher gedacht, wie mir scheint, ohne rechten Grund: „Wir Schwaben sind doch gar zu arm!"

Während er nun so meistens überall, man könnte zu sagen versucht sein „gern und immer“ lobt, zumal das speciell Philologische, zumal alles Norddeutsche aus jener Zeit, findet sich überall mit Geringschätzung, Ironie oder Tadel von der Hagen genannt. So gleich zuerst S. 46. Noch stärker S. 49, wo er einige Sätze vorher von Lachmanns und Zeunes Besuch in der villa Epponis spricht: „Haben Sie schon vernommen, dass der böse Hagen (natürlich mit Anspielung auf den Nibelungenhelden), der dies Jahr das Nibelungenlied in einer neuen Uebersetzung verhunzt hat, nun in allem Ernste daran ist, eine neue Ausgabe der sogenannten Manessischen Sammlung zu machen. Diese Arbeit hätte vor Allen einem Schwäbischen Manne zugehört und Sie, mein verehrtester Freund, hätten sich dieselbe von Keinem sollen entreissen lassen. Welchen Dienst würden Sie der Literatur unseres Vaterlandes geleistet, welche Freude würden Sie allen Freunden unserer lyrischen Anthologie geleistet haben! — Sollte nicht Herr von Cotta eine Ehre darin suchen, die Arbeit und den Preis einer solchen Unternehmung dem Lande, welchem er angehört, zuzueignen?“ (Man vergleiche zu dieser patriotischen Regung S. 247 und die Stellen in dem Briefe an Pfeiffer S. 273 und 295.) Ebenso und oft noch schärfer spricht er sich über von der Hagen aus. S. 62 und 63, 83, 108, 116, 117, 144; und S. 166 ruft er eifervoll aus: „es ist doch ein erbärmlicher Kerl!“ Ob der etwas starke polemische Ausdruck S. 276 über J. Grimm aus d. J. 1842: „Mein guter Freund Jacob scheint mir schon ein wenig von dem preussischen Berliner Winde angewehet worden zu sein,“ allgemeine Verstimmung, oder wirklich einen Anflug von Politik enthält, wie Wagner in der Vorrede S. XV. meint, ist schwer zu sagen. Sagt er doch auch S. 247 (aus d. J. 1843) ganz allgemein: „Die nördliche Luft und Berliner Sandwüste, neben dem unruhigen Stadtleben, haben, wie ich voraussahe und sagte, unserm guten lieben Jacob Grimm nicht zugesagt. Seine Gesundheit ist schon so zerfallen, dass er diesen Sommer nicht lesen kann und einen milderen Himmelsstrich aufsuchen muss. Ich habe ihm Meersburg vorgeschlagen; wollte Gott, dass ers annehmen würde!“

Starken Tadel wirft er sonst noch auf Münch (S. 166 und öfter), Görres (S. 165) und Hundeshagen (S. 206).

So viel über diese prächtige Briefsammlung. Ich hoffe, die Wichtigkeit und das hohe Interesse, welches dieselbe für die deutsche gelehrte Welt, besonders für die Germanisten hat, hinlänglich dargelegt zu haben und habe die Verpflichtung, noch Einiges über den Anhang zu sagen. Dieser enthält 1) Briefe Lassbergs an Pfeiffer aus den Jahren 1840—1846 und 2) Briefe Uhlands an Pfeiffer vom J. 1842—1861. Beide sind zur Ergänzung der grösseren Sammlung von Bedeutung. Die ersteren, älteren sind an den strebenden, sich emporarbeitenden Pfeiffer gerichtet; Uhland correspondirt mit dem schon als Centralsonne der Süddeutschen Germanisten immer mehr hervorglänzenden Manne.

Zum Schlusse noch einige sprachliche Bemerkungen. Dass die Orthographie in den Lassbergschen Briefen eine modernisirte ist, die der durch die Gründer der deutschen Philologie eingeführten sich nähert, darüber giebt die Vorrede S. XVI Aufschluss. Seit 1824 bediente sich nämlich Lassberg, offenbar dem Einflusse Jac. Grimms gehorchend, in seinen Briefen und Schriften der lateinischen Schrift und auch durchgehends der kleinen Buchstaben im Anlaute der Worte. Da dies sich mit dem Druck der übrigen Briefe nicht vereinigen wollte, nahm Pfeiffer auch für die Lassbergschen Briefe die gewöhnliche Schreibung. Doch ist dieselbe besonders hinsichtlich der Dehnungsbuchstaben *h* und *e* nicht genau durchgeführt. In der Sprache selbst macht sich ein grösserer Unterschied bemerkbar. Während Uhlands Sprache nur selten von dem allgemein hochdeutschen Sprachgebrauch abweicht, (mir sind nur aufgefallen: S. 304 ersammeln, S. 326 u. 304 bereinigen; S. 330 ich habe durchlesen: S. 334 Abstand bei Jemand nehmen;

S. 177: die vielen Besuche zum Einstand; S. 332 mit meinem Absehen bekannt machen) hat Lassberg viele eigenthümliche Wörter und Wortformen, die in Norddeutschland nicht vorkommen oder nicht mehr gebräuchlich sind. So z. B. seitdeme; nicht anderst: ich bin recht frohe; tat mir leide; seie oder seye; Bibliotheke; Gemüte; Anherokunft; bettliegerig; Zerschiedenes; Vernemlassung; ich sahe; enthaltet u. dgl. m. Manches Abweichende gehört dem Süddeutschen Idiom an, manches ist als Druckfehler zu betrachten, wie z. B. S. 82: mit einen lamen Arme; oder S. 277 Hauss: S. 16 biss in die Mitte; S. 330 „diesmal muss ich um (so?) säumiger erscheinen;" manches ist absichtlich der älteren Sprache entlehnt: z. B. S. 267 Grave; S. 282 Hauswirtinne; S. 288 Gesäzze; wie ja auch scherzhafter Weise Lassberg seinen Namen zuweilen in Lassbergaere umgeformt hat. Jedenfalls sind dergleichen kleine Abnormitäten oder Fehler nirgends störend; thun nirgends dem Eindruck und Werth des Ganzen Abbruch.

Möge denn das schöne, prächtig ausgestattete Buch nach seinem hohen Werthe, nach seiner ursprünglichen Bedeutung für Vergangenheit und Gegenwart der Deutschen Philologie und Literaturgeschichte sich auch über den engeren Kreis der Wissenschaft hinaus einer recht grossen Theilnahme aller Gebildeten erfreuen! Und möchten darin eben sowohl die, welche den Druck der Briefe genehmigt und gefördert haben, Frau Uhland und Fräulein von Lassberg, als auch die Männer, welche sich der Herausgabe unterzogen haben, die Herren Pfeiffer, Bartsch und Wagner den besten Dank, den schönsten Lohn für das kostbare Geschenk finden!

Berlin. Dr. Sachse.

Werner Hahn, Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen. Fünfte Auflage. 1870. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz.

Werner Hahn, Deutsche Literaturgeschichte in Tabellen. Hand buch für den Schulgebrauch. 1870. Verlag von Wilhelm Hertz.

Das Archiv für das Studium der neueren Sprachen hat die „Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen" von Werner Hahn bei deren erstem Erscheinen 1860 eingehend besprochen. Wir freuen uns in der schnellen Aufeinanderfolge von Auflagen, die das Werk erfahren hat, eine öffentliche Bestätigung der Anerkennung zu finden, die wir der Arbeit sogleich Anfangs zu Theil werden liessen. Die Vorzüge des Werkes, die wir schon damals hervorhoben, liegen in der Brauchbarkeit für Lernzwecke, in der Klarheit und Uebersichtlichkeit der Anordnung, in dem Reichthum des Stoffes sowohl was die Charakteristik der Dichter betrifft, wie in Bezug auf Inhaltsangabe der Dichtwerke. Der Verfasser hat jede der seitdem erschienenen Auflagen zu Verbesserungen und Erweiterungen des Buches benutzt. Und auch bei dieser jetzt erscheinenden fünften Auflage nehmen wir mit Vergnügen sowohl die bessernde Hand des Verfassers in Bezug auf Gegenstände wahr, welche die Geschichtsforschung seit der vorangehenden Auflage kritisch festgestellt hat, z. B. in Bezug auf den Verfasser des Heliand, oder in Bezug auf die Dichtungen der Nonne Hroswitha u. A. wie auch die weiterführende Hand in Bezug auf die neuesten Erscheinungen der Literatur.

Der Verfasser hat diesem umfangreichen Literaturgeschichtswerk (zweiundzwanzig Bogen dreihunderteinunddreissig Seiten) nun einen tabellarischen Auszug zur Seite gestellt, ein „Handbuch für den Schulgebrauch." Um die

Einrichtung desselben zu charakterisiren, erwähnen wir, dass der Verfasser die Trockenheit des tabellarischen Gerippes auf doppelte Weise zu beleben gesucht hat: einerseits dadurch, dass der grosse Zusammenhang der Literaturgeschichte je nach dem Charakter der Jahrhunderte in kleinern Tabellen geordnet zusammengestellt ist, welche die Uebersicht, den Durchblick durch das Ganze wesentlich erleichtern, andrerseits dadurch dass, wenn auch nur mit kurzen Andeutungen der Zusammenhang der Literaturgeschichte mit der politischen und Culturgeschichte angedeutet ist. Das kleine Büchelchen empfiehlt sich, theils speciell als Ergänzung jenes oben genannten, theils auch im Allgemeinen als selbstständiges Handbuch für den Schulunterricht. Die Gefälligkeit der Ausstattung und die Billigkeit des Preises (8 Sgr.) sind Vorzüge, die nicht gering in die Wageschale fallen.

H.

Hermann Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. 3ter Theil, 3tes Buch, Erste Abtheilung: Die Sturm- und Drangperiode. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn, 1869.

Der glänzende Ruhm, welchen die früheren Bände dieses geistvollen Werkes ihrem Verfasser erwarben, wird durch die vorliegende Fortsetzung nur vermehrt und befestigt werden. Wir erfreuen uns wieder an dem Metallglanz des Stils, wir bewundern die Meisterschaft raschbeflügelter Darstellung, die Feinheit des Urtheils, die sichere Empfindung des psychologischen Elements, wir erkennen aber noch deutlicher, wie vollkommen er jeden Stoff beherrscht. Ueberall hören wir die Sprache eines Mannes, der auf eigene Hand gedacht hat und der es nicht liebt „im Schnitt aller Leute“ zu erscheinen.

Die ikonoklastische Bewegung der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist in ihren Anfängen wie in ihrem Verlaufe treffend geschildert. Ueberall sucht der Verfasser die feinen Fäden des ursächlichen Zusammenhangs aufzudecken. Die Koryphäen wie der Schwarm jener kleinen Geister, die mit Lärmen und überbietendem Zurufe den genialen Genossen nachstürmten, sind nach Charakter und epochemachendem Verdienst mit ebenso sichern, als leichten und saubern Linien gezeichnet. Von Göthe, Schiller und Herder herab sogar bis zu den Cramer, Spiess, Vulpius und Consorten werden die äussersten Enden der Stufenleiter berührt.

Möchte die zweite Abtheilung des dritten Buches, mit welcher das ganze Werk abschliessen soll, nicht allzulange auf sich warten lassen!

Dr. Otto Matthiae.

Zimmerische Chronik. Herausgegeben von Dr. K. A. Barack, Hofbibliothekar in Donaueschingen. IV Bände. Literarischer Verein, Stuttgart-Tübingen.

Die Zimmerische Chronik hat ihren Namen von dem Inhalte des Buches, das die Hausgeschichte des altalemannischen Adelsgeschlechtes der von Zimmern enthält; in der That aber eine Geschichte Schwabens, ja Deutschlands überhaupt genannt werden darf. Der vorletzte Graf von Zimmern in Messkirch, Froben Christof hat mit seinem Sekretär Johannes Müller nachmaligem Obervogt von Oberndorf a. N. die Chronik ausgeführt. Man ist buchstäb-

lich in Verlegenheit, wenn man bestimmen sollte, wer mehr Gewinn hieraus ziehen kann: der Kirchen- oder Profanhistoriker, der Sagen- und Sittenforscher oder der Sprachforscher? Die Grafen von Zimmern waren noch vom 15. Jhd. ab ganz entschieden Männer, welche eine Rolle zu spielen befähigt waren: man findet sie als Feldherren, als Kammerrichter, als Gesandte, als Weltbereiser, als Kunstkenner, Kunstsammler, Alterthumsforscher und Sammler von Naturseltenheiten. Dabei scheinen sie nie ihre schwäbisch-alemannische volksthümliche Eigenart eingebüsst zu haben: die Chronik ist so voll Witz und Humor, dass man das umfangreiche Ding ungerne weglegt. Was für die Geschichte der alemannischen und schwäbischen kleinern Dynasten hier zu holen, haben Ruekgeber, v. Vanotti, Fickler, Münch, Krieg von Hochfelden, Shmid laut genug gepriesen; was die Kirchengeschichte für Beiträge erhält, bevorab zu Vorstudien für die Reformationsannalen Schwabens, ist kaum zu übersehen. Die Sagenforscher müssen die Zimmerische Chronik als eine Hauptquelle des ganzen Mittelalters behufs ihrer Studien ansehen. Uhland und Felix Liebrecht geben hinreichend Zeugniss davon. Von sprachlichem Werthe können wir hier nicht weiter reden; es genügt zu sagen, dass unsere neuhochdeutsche Grammatik fortan die Zimmerische Chronik als ihre Hauptquelle nach Luther und wenigen andern zu betrachten hat. Für die Geschichte der ältern Sprache gibt sie so viele Anhaltspunkte, dass auch ein altdeutsches Wörterbuch von ihr zehren muss. Zeugnis gibt das neuste mittelhochd. Wörterbuch von Lexer. Als Beleg für das Gesagte heben wir Einiges heraus. Gelegentlich der Erzählung vom Schmalkaldischen Kriege meint unser Chronist, „Got hat wol gewist alle Furnemmen baiderseits und muess bei sollichen Handeln die gewaltige und kreftige Handt Gottes gespürt werden, Daodurch (dass die Schmalkeldischen nicht obgelegen d. h. gesiegt) ist manicher bei seinen haushäblichen ehren bliben, der sonst zu grundt geen und von landen und leuten het weichen müsen.“ Die Veste der von Zimmern, Wildenstein, barg damals alle Habseligkeiten von grossem Werthe aus den Schlössern, Residenzen der allgäuischen und schwarzwäldischen Dynasten, der Reichsstifte, der Comthurei Altshausen. Was diese Freundschaft Graf Gottfrids für grossen Nutzen im Falle des Sieges der Gegner gehabt hätte, betont die Chronik besonders. Denn Ulrich von Wirtemberg, dem hier besonders viel Raum gewidmet, „het sein rechnung in diesem schmalk. K. uf ein grosse Suma überschlagen und war in der Meinung waver es seinen buntsgnosen solte gelückt haben, so wolte er den ober Tonowstrom sampt dem Hegew und aller Landtschaft der Pfaffenknecht (also nampt man dozumal die kaiserlichen) bis an den Bodensee ingenommen und dem Fürstenthumb Würtemberg eingeleipt haben“ Spione Ulrichs, Büchsenmeister sondirten das obere Donauthal. „Also war der Anschlag guet und recht, aber der ewig guetig Gott, der stande der Gerechtigkeit bei und ob wir wol gleich unserer Sünd halben ein grössers und Mehrers verschuldt hetten, iedoch wolt Got der Herr sollichen unbillichen Gewalt nit gestatten.“ IV. u. ff. Der zweite, den die zimmerische Herrschaft damals fürchtete, war Jos Niclas von Zollern; auch er wollte im Trüben fischen, konnte aber nicht viel machen; es lagen aber doch so schwere Indicien vor, dass der Graf gemaassregelt und seiner Hauptmannschaft über Hohenberg vom römischen König entsetzt war. Jos Niclas wollte nämlich auch alle „Güeter die ihm am gelegensten gefallen“ nehmen. „Der nam's wa er's fand“ sagt die Chronik von ihm, IV, 70. Am allerwenigsten kann ihm sie verzeihen, dass er 7000 fl. dem König Heinrich von Frankreich auf Zinsen gab, damit also gegen den eigenen König und Kaiser treubrüchig ward. „Was solt der ausleihen, bevorab in frembde Nation und darzu wider sein eigen Herren der in höchster Armuet eingesessen und selbs Gelt entlehnen musst. IV, 290.

Ueber das Ueberhandnehmen des spanischen Unwesens beklagt sich die Chronik sehr. Abgesehen davon, dass die Nation den König Philipp voll-

ständig verzogen und belogen. Von Ravensburgischer Besatzung, die aus 2 Fähnlein Spaniern bestund, hören wir „was grossen Mutwillen und schandt sie allda getrieben, das kan ein jeder bei im selbs erachten, dem das Volk und seine schandtliche Gebrauch bekannt sein.“ Die Spanischen liessen auch, weil ihnen der Mund sauber blieb hinsichtlich der Beute, Kanonen giessen mit sächsischen Wappen, die sie für erobert ausgaben; Moriz v. Sachsen fand sie beim Ueberfall des Kaisers in Innsbruck. Solche und hundert andere Notizen ähnlichen Inhalts bietet die Chronik. Der Bischof von Bremen reist seines Stifts wegen nach Rom, erzählt uns dieselbe auch, allwo er von den päbstlichen Magistris ceremoniarum mit grossen Ehren behandelt worden sei. Wie diese Magistri zu ihm kamen „hat er vermaint, man wolle ine fahen, derhalben im palatio die stiegen hinab, die Magistri hernach, haben in wellen ufhalten. Mein gueter bischof, als er das gesehen, ist er eilendts auf sein Pferd gesessen — und der Herbrig zu. Der pabst hat eilends zwen junge Cardinal nachgeschickt, die sein im uf jren eseln durch die purg nachpostiert und über die Engelbrück u. s. w. IV, 307 erfahren wir auch etwas von dem sonderbaren Rochus Merz von Staffelfelden, der in Schramberg sass, die Bauern plagte, Klöstern Güter abnahm und Kirchen gründete. Seine Urbarbücher u. s. w. eigenhändig von ihm geschrieben liegen im gräflichen Archive dorten. S. 6 IV, erfahren wir auch, dass die festen Orte der Asberg, Schorndorf und Kirchheim mit Grabsteinen ausgebaut worden sind. „Die sein mehrtails von Kirchen und Grabsteinen erbawen und solichs so unverschempt, das auch die Epitaphia und Wappen der Verstorbenen offen und unbedeckt gelassen.“ — Im Mittelalter galt der Schwarzwald als Winkel der Diebe und sonstigen nicht geheuren Gelichters; unsere Chronik nennt nun auch noch den Breisgau und Elsass dazu IV, 151. Eine schlechte Dirne nämlich muss von Mösskirch fort; da sei sie „in's Elsass und in das Breissgew kommen, wie dann solches unnützen Volks letste Zuflucht in diese Lender, darin sie mit Müessigang und faulem Leben sich erneren.“ Von Wilhelm Werner von Zimmern, der kaiserlicher Reichskammerrichter war, erzählt die Chronik schöne Züge. Er zog sich ins Privatleben nach Herren Zimmern zurück mit wenig Gesinde und diente Gott. Jeden Morgen und jeden Abend vor dem Schlafengehen zog er sich je eine Stunde in seine Hauskapelle zurück und oblag dem Gebete. „An sein Gebet hat in kein kelte verhindert; von den Armen hat er grossen Ueberlauf gehabt; denn welcher vermaint unbillicher weis beschwert zu sein, der ist zu im komen und im sein Anligen clagt.“ Weiter heisst es: „er hat ein geprauch an ime gehapt vil des Tags zu beten, alle Morgen seine Buss. Darzwischen hat er Nichts geredet; unterbrach jemand sein Schweigen so betete er seine Buss nochmal. Seine täglichen Gebet sind gewesen ein Confiteor, in te domine speravi, miserere, pater noster, Ave Maria sampt 4 Collecten de S. Trinitate; in quinque vulnera, 1 Salve mit dem Offertorio. Uf den Abend so man das Ave Maria geleutet hat er drei Ave Maria, wie gepreuchlichen gebetet und nachgehens ein Pater noster und Ave Maria, dass der Allmächtig sein Fraw Muetter sellig erhöre, eins dass er ein glücklichs selligs End erlange, eins für seine zwo Gemahln, die Landgrefin von Leuchtenberg und die Grefin von Lupfen, eins für sein Herr Vater und Fraw Muetter, eins für seine Brüeder, Schwestern, Freundt und Gutthäter, eins für die Seelen der Menschen, die im gegenwärtigen Jahr verscheiden, eins für die 4 ellendigsten Seelen in den 4 Bisthumben Mainz, Speier, Constanz und Worms, eins für die Seel, so am lengsten im Fegfeuer gewesen, eins für die Seel so am nechsten in's Fegfeur kommen, eins für die Seel so am nechsten usser dem Fegfeur kommen soll, eins für die Seel so die grösst Pein im Fegfeuer leidet und letzlich eins für alle christgleubigen Seelen.“ — „Solche gebet für die armen Seelen zu thuen, hat in sein Frau Mueter gelert mit der Vertrostung, wofern er solche Gebet mit Andacht täglich thuen, werd er so alt, dass in ein Muck - soll knüden umstossen.“

Solches und Aehnliches findst Du geneigter Leser in den 4 starken Bänden unzählig Vieles wie schon gesagt. — Unser Freund Barack nehme hiemit den herzlichsten Dank entgegen: denn so fleissig wie er und so ausdauernd wie in diesem opus er sich gehalten, das kommt in Deutschland nicht so leicht wieder vor. Wie hätte das seinen seligen Lehrer, Rektor Ruckgaber und wie Uhland gefreut, wenn sie die Herausgabe so sauber, so schön, noch erlebt hätten. Dank auch dem Herrn Prof. Dr. A. v. Keller für seine Aufopferung dabei. A. Birlinger.

Handwörterbuch der deutschen Sprache von Dr. Daniel Sanders. Leipzig bei Otto Wigand. 1869. 8⁰.

Es war natürlich, dass, nachdem das grosse, umfangreiche Wörterbuch von Sanders vollendet war, der Verleger bald dazu schritt, einen Auszug aus demselben herstellen zu lassen. Gewiss war Keiner dazu geeigneter, denselben auszuarbeiten, als der Verfasser des grossen Wörterbuchs selbst. Er hat mit derselben Virtuosität, die er am grossen geübt und bewährt, das kleinere ausgearbeitet, und es dürfte hier zu seiner Empfehlung nichts, über seine Einrichtung, über Zweck und Gebrauchsweise Einiges zu sagen sein, was dem Wesen nach der Verfasser in einem kurzen Vorworte selbst dem Handwörterbuch vorgesetzt hat.

Da das Buch nur einen mässigen Octavband bilden sollte, — es ist trotz aller Abkürzungen zu einem ziemlich starken Bande von 1067 Seiten angewachsen — wurden

1. ausschliesslich deutsche oder vollständig eingebürgerte Fremdwörter aufgenommen. Letztere haben Sanders schon eine geraume Zeit beschäftigt, und er gedenkt nächstens ein vollständiges Fremdwörterbuch erscheinen zu lassen, worüber er ein Programm bereits im Archiv Band 41 S. 43—64 mitgetheilt hat.

2. Bei der unendlichen Masse der Zusammensetzungen hat er Maass und Beschränkungen walten lassen, zumal da unzählige sich nach Analogie leicht verstehen lassen, und da der tägliche Gebrauch hier, wie freilich überall, Neues entstehen lässt. Er hat daher auch das Princip, das nach Stamm und Ableitung oder Zusammensetzung Zusammengehörige zusammenzustellen, hier aufgegeben und hat die für populaire Zwecke allein erspriessliche Weise der alphabetischen Reihenfolge angewendet.

3. Alle speciellen Belegstellen aus den Schriften der letzten Jahrhunderte werden fortgelassen. Das grosse Wörterbuch giebt diese bekanntlich in reichster Fülle, ebenso wie am Schlusse desselben ein grosses, sehr lehrreiches Verzeichniss der benutzten Schriftwerke.

4. Alle etymologischen Bemerkungen sind hier ebenfalls fortgefallen.

Wenn der Verfasser am Schlusse des Vorworts noch sagt, dass er nach Maassgabe seiner Kräfte sich redlichen Eifers, treufleissigen Bemühens und sorgfältiger Achtsamkeit bewusst sei, so sind diese Worte an und für sich aller Achtung und Beachtung werth, für die Kenner jedoch der Arbeiten Sanders völlig überflüssig. Wer dessen erste Arbeiten auf dem Felde der deutschen Lexicographie kennt, ich meine jene scharfe vernichtende Kritik der ersten Lieferungen des Grimmschen Wörterbuchs —, wird wissen, mit welcher geistigen Sicherheit und Schärfe Sanders zu Werke geht, und dass er ebenso denkkräftig und bewusst zu arbeiten versteht, wie er Ziel und Zweck seiner Arbeiten sicher aufgefasst. Nur eine schwache und hämische Natur hat neulich gelegentlich mit geschlossenem Visier, also nicht gerade ehrlich und offen ihn etwas angegeifert: — ohne allen Grund. „Jeder leiste, was er kann!" ist ein schönes Wort, welches in Kunst und Literatur überall Beherzigung verdient. Also lieber es besser machen, als ein hämischer Neidhart sein!

Sanders Wunsch, dass das Buch eine recht weite Verbreitung finden möge, wird hoffentlich in Erfüllung gehen. Das Buch ist bei der vortrefflichen Ausstattung und bei seinem Umfange unglaublich billig; es ist für jeden Gebildeten eine ausreichende Fundgrube, sich für den jetzigen Standpunkt der Sprache zu unterrichten, ganz besonders aber dürfte es jungen Kaufleuten, den Schülern der obersten Klassen unserer Gelehrtenschulen und technischen Academien, den Zöglingen der Lehrerseminarien u. dgl. zu empfehlen sein.

Berlin. Dr. Sachse.

Lord Byron, von Karl Elze; Verlag von Robert Oppenheim. Berlin 1870.

Man irrt, wenn man meint, Elze habe das durch die Beecher-Stowe'schen Enthüllungen neu aufgestachelte Interesse Europas an Byron als Fahrwasser für seine Biographie des Dichters benutzt. Bausteine zu dem Denkmal, das der regsame Forscher und Quellenrichter in diesem Werke dem edlen Lord errichtet, finden sich schon in seinem Leben Scotts — liber magis laudatus quam lectus — zerstreut vor, das einen reichen Keim dessen enthält, was wir nun in der Byron-Biographie erschlossen und entwickelt sehen. Es ist eine reife, wenn auch ein wenig herbe Frucht, die uns in sauberer Schale dargeboten wird, ein Buch, dessen Bedeutung in einer detaillirten, aktenmässig-genauen Darstellung liegt; es ist das Werk eines ruhig denkenden Mannes, das sich mehr durch Gründlichkeit, Verlässigkeit und gesundes Urtheil als durch Wärme der Empfindung, Frische und Schmelz der Darstellung auszeichnet. Nicht an der Sonne der Begeisterung ist diese Frucht gereift; vielmehr weht eine eigene scharfe, aber klare Luft in diesem Buche. Dem Scott war Elze congenial: der düstern Wildheit des Lord Byron, seinen Paroxysmen der Leidenschaft gegenüber, kann die ruhige und massvolle Anschauung des Biographen das geheime Missbehagen nicht verbergen. Elze's Würdigung dieses gesetzlos-genialen Charakters gleicht dem Resumé eines Richters; der unwiderstehliche Zug zur Wahrheit, zur unbestechlichen, schonungslosen Wahrheit geht durch seine ganze Darstellung. Man wird an die Worte der Pamina erinnert, die sie dem Papageno, auf seine Frage, was sie dem Sarastro sagen solle, erwiedert: „die Wahrheit! Sei sie auch Verbrechen."

Ruhigen Blickes und kalten Blutes wird der räthselhafte Charakter wie ein Naturphänomen zergliedert und der herrliche Sectionsbefund gelassen in treffenden Wendungen niedergelegt. So ist denn eine sauber ausgeführte, scharfe Zeichnung entstanden, der man die Richtigkeit nicht absprechen wird, wenn auch der etwas kleinliche Zug der sonst so scharfen Linien störend wirkt. Die Darstellung ist schlicht, ungesucht, rein gegenständlich; aber jener negative Takt gegenüber dem Unziemlichen und Uebertriebenen wird oft zu dem ängstlichen Bestreben, jedem einzelnen Gedanken den Schein des Ausserordentlichen zu nehmen und dies haucht dem Werke einen gewissen Kälteduft an.

Haben wir mit dem verehrten Verfasser über die Form (vielleicht mehr als billig war) gerechtet, so können wir der Schärfe seiner Methode um so rückhaltlosere Anerkennung zollen; jene Gebrechen sind eben nur die Kehrseite seiner Tugenden. Musterhafte Akribien, energische neue Durcharbeitung der Quellen, Ausnutzung auch der neuesten Hilfsarbeiten müssen wir ihm nachrühmen. So ist denn Elze's Buch, verglichen mit den Werken seiner Vorgänger, wie Aarons Stab (2 Mose 7, 12), der die egyptischen Stäbe verschlang.

—ae.

Dr. Benno Tschischwitz' Ausgabe des Hamlet (Shakspere's Hamlet, Prince of Denmark. Englischer Text, berichtigt und erklärt. Halle 1869).

Das Werk ist in Zusammenhang mit den „Shakspere-Forschungen" (I. Hamlet. II. Nachklänge Germanischer Mythe in den Werken Sh.'s [2te vermehr. Ausg.] III. Shak.'s Staat und Königthum, nachgewiesen an der Lancaster-Tetralogie, 2te Ausg.] zu betrachten. Dr. B. T. sagt im Vorwort zum Hamlet, dass die Ausg. von Delius „bei ihren grossen Verdiensten um das Verständniss des Dichters, nicht überall diejenigen Leser berücksichtigt, die mit dem Studium Shakspere's zugleich ein tieferes Sprachstudium zu verknüpfen wünschen." Gewiss ist dies der weitaus engere Kreis der Leser: T.'s Ausgabe charakterisirt sich auch durchweg als eine Gabe für den Kenner, der durch die Belehrungen der beiden Haupteditoren Hamlet's in Deutschland, Delius und K. Elze (Leipz. 1857) bereits hindurch gegangen ist: hierin ist enthalten, dass jene beiden Editionen durch B. T. keineswegs überflüssig gemacht sind oder sein wollen. Die „Etymologie u. histor. (d. i. auf das Angelsächs. und Altfranz. zurückgeführte) Grammatik ist in erweitertem Maasse zu Hilfe" genommen. Was die Grammatik betrifft, so ist zuzugeben, dass auf Koch's und Mätzner's Grundlage, eine feinere und wissenschaftlichere Interpretation sprachlicher Schwierigkeiten geleistet worden ist, als im Allgemeinen die bisherige war. Wie aber die durchgehende Zurückführung des sprachlichen Stoffes auf das Angelsächsische in engster Verbindung steht mit der Zurückführung des sachlichen, bes. des mythologischen auf das Alt-Germanische, so wird hierdurch die unmittelbare sprachliche und sachliche Interpretation nicht immer wesentlich gefördert: immer aber ist die Form eine knappe, echt wissenschaftliche; hier und da indess (besonders in dem Zurückführen der Philosophie Hamlet auf Giordano Bruno) hat sich der Herausgeber durch seine Vorliebe für das Entlegene zu Annahmen verleiten lassen, welche er trotz der scharfen Recension in Nr. 31 des „Literarischen Centralblattes von 1867" hartnäckig festhält. Bei dem ausserordentlichen Fleisse, der straffen Gründlichkeit, mit der Dr. B. T. im Allgemeinen verfahren ist, wird man ihm jenes Festhalten an eine lieb gewordene „Entdeckung" nicht allzuhoch anrechnen dürfen. Wie aber Tsch. sich hier als Freund kühner Annahmen zeigt, so führt er sich in Bezug der Textkritik (im Vorwort) als ein von der „ängstlichen Rücksicht der conservirenden Methode, wie Delius sie vertritt," abweichender ein. Der kritisch-exegetische Apparat ist minder umfangreich als der bei Elze (dessen grosse Verdienste B. T. genugsam anerkennt, indem er zugleich Einzelnes ohne Erwähnung beseitigt oder verbessert, cf. die Abschaffung des hobby-horse durch die Puritaner als papistischer (nicht heidnischer!) Missbrauch. — Unter den 3 Heften der „Shak.-Forschungen" stellen wir die „Nachklänge germ. Mythe in den W. Sh.'s" am höchsten: hier sind die mythologischen Forschungen Jakob Grimm's so fruchtbringend ausgebeutet und mit der umfassenden Kenntniss seltner und ungedruckter Denkmale der Literatur in Verbindung gebracht, dass man mit Stolz darauf hinweisen darf, dass zuerst ein Deutscher den britischen Dichter im Zusammenhange mit germanischen Uranschauungen erkannt hat.

T. v. A.

Dr. Bertram: An Abridgement of Oliver Goldsmith's History of England from the invasion of Julius Caesar to the death of George the Second and continued to the general peace in the year 1815 with an appendix comprising the reigns of

George IV., William IV. and Victoria. In two Volumes. Vol. I. Berlin, printed for E. Kobligk. 240 pagg. 12.

Goldsmith's Abridgment kann wohl mit Recht ein populär gehaltenes geschichtliches Lesebuch genannt werden und ist insofern ohne Zweifel ganz geeignet, Anfängern auf deutschen Schulen als Lesestoff dargeboten zu werden. Der Herr Herausgeber theilt uns im Vorworte in Bezug auf seine Ausgabe mit, dass der Text ein möglichst treuer Abdruck einer Ausgabe aus dem Jahre 1817 sei, dass der typographischen Correctheit alle mögliche Sorgfalt gewidmet und dass Aenderungen nur gemacht wurden, um einige Stellen wegzuschaffen, welche vielleicht hätten Anstoss erregen können und soweit die vielfach veraltete Orthographie mit der jetzigen zu vertauschen war. Die vorzugsweise historischen, geographischen und grammatischen Anmerkungen sollen die Präparation des Schülers unterstützen, ohne seine Selbstthätigkeit ungebührlich zu beschränken. Auf orthoëpische Bezeichnung des Textes habe er nur ungern verzichtet, es aber doch gethan, weil man über die zweckmässigste Methode derselben noch nicht einig sei; zur Beifügung eines alphabetischen Wörterverzeichnisses endlich habe er sich aus pädagogischen Gründen nicht entschliessen können.

Wir haben diesen Bemerkungen des Herausgebers nur Weniges hinzuzufügen. Wir bestätigen die typographische Correctheit des Textes, indem uns nur sehr wenige Druckfehler aufgestossen sind und der Druck ein klarer und kräftiger, wenn auch etwas compresser, das Papier ein gutes ist — Dinge, die bei Schulbüchern gewiss nicht zu übersehen sind und denen nach einem jüngsten Rescripte des Unterrichts-Ministerii auch eine besondere Sorgfalt zu widmen ist. Ebensowenig lässt die gewöhnliche Orthographie Etwas zu wünschen übrig, wenn man auch mit dem Herausgeber darüber streiten könnte, ob wirklich alle Titulaturen im Englischen gross zu schreiben sind, wenigstens geschieht dies bei den gebräuchlichsten von ihnen wie king, duke, duchess, queen sehr häufig nicht. Auch die Anmerkungen erfüllen im Wesentlichen ihren Zweck, obgleich allerdings die bald deutsche, bald englische und mitunter auch wohl französische Form derselben ihnen ein etwas buntscheckiges Ansehen giebt und wir sie auch lieber unter dem Texte, als auf den letzten Seiten hinter diesem zusammengedrängt gesehen hätten. Da dieselben nämlich nur das nothwendigste Material enthalten und derartig eingerichtet sind, dass sie der Bequemlichkeitsliebe des Schülers durchaus keinen Vorschub leisten, so hätte es ihre Brauchbarkeit nur erhöhen können, wenn dieselben sich unter dem Texte befunden hätten und somit auch mit Leichtigkeit in der Stunde selbst benutzt werden konnten. Was dann die orthoëpische Bezeichnung des Textes betrifft, so wäre es, trotz aller Divergenz der hierüber obwaltenden Methoden, doch vielleicht wünschenswerth gewesen, die ersten zwanzig bis dreissig Seiten des Textes nach irgend einer der gangbarsten derselben zu bezeichnen, um den Schülern auf diese Weise einen Anhalt zu gewähren, da jeder Lehrer des Englischen aus eigener Erfahrung wissen wird, wie viele Noth die Aussprache des Englischen selbst bis Prima hinauf in der Regel zu machen pflegt. Dass kein alphabetisches Wörterverzeichniss beigegeben wurde, kann gewiss nur gebilligt werden.

Schliesslich haben wir noch ein Wort über das Verhältniss dieser Ausgabe des Werkes zu der bereits früher erschienenen von Herrn Dr. Robolsky zu sagen. Letztere führt den im Grunde wohl correcteren Titel: Abridgment of the History of England by Oliver Goldshmith. Adapted for the use of German schools by H. Robolsky; Leipzig, Fleischer 1862. Dieselbe ist in einem Bande abgefasst, gr. 8°, 231 Seiten. Der Text ist in beiden Ausgaben so ziemlich der gleiche, nur sind bei Robolsky die Anfänge der englischen Geschichte bis zu Wilhelm dem Eroberer bedeutend abgekürzt und Rob.'s Text geht nur bis zum Tode der Königin Anna, während

schon dieser erste Band der Bertram'schen Ausgabe noch die Regierungszeit Georgs I. hinzufügt, und den vollständigen Inhalt des Goldshmith'schen Werkes mit den verschiedenen Fortführungen Neuerer bis zur Gegenwart im zweiten Bande zu geben verspricht. Auch beschränkt sich die Robolsky'sche Ausgabe meist auf sachliche Anmerkungen, die allerdings, besonders in Bezug auf englische Rechts- und politische Zustände zum Theil eingehender sind, was wohl daher kommt, weil diese Ausgabe mehr für die oberen Classen berechnet scheint, während die Bertram'sche mehr den mittleren dienen soll. So können denn auch beide Ausgaben nebeneinander bestehen und Herr Bertram war vollkommen berechtigt, die seinige auch nach jener älteren erscheinen zu lassen.

Sprottau. M. Maass.

Ein Macaulay-Commentar: Anmerkungen zu Macaulay's History of England, Vol. I. Zur Einführung in ein gründliches Verständniss dieses Geschichtswerkes und der englischen Sprache überhaupt von Bernhard Schmitz. Erste Hälfte. Greifswald, L. Bamberg. 1870.

Je vereinsamter sich ein Privatlehrer wie ich, für den sich im grossen Deutschland keine geeignete Stellung finden zu wollen scheint, fühlt, um so freudiger wird er die Arbeit eines Collegen begrüssen, der etwas Gediegenes in seinem Fache leistet und ihn in seinen Studien aufmuntert und dieselben fördert. Diese Eigenschaften kann ich der hier angezeigten Schrift, wie so mancher früheren Leistung des Verfassers, unumwunden zuerkennen; denn auch sie ist anregend und belehrend, namentlich insofern die sachlichen und geschichtlichen Anmerkungen ins Auge gefasst werden, bei welchen der Verfasser eine grosse Belesenheit an den Tag legt. Auch die sprachlichen indessen verdienen alle Anerkennung und wenn ich hier einige zu berichtigen und über andere etwas zu „moniren" habe, möge es Herrn Dr. Schmitz nur zum Beweis dienen, wie aufmerksam ich seine Schrift gelesen habe. Etwas Gutes kann in der Regel immer noch verbessert werden, ohne dass dies Bessere deshalb der Feind des Guten zu sein braucht. Indem ich zu solcher Verbesserung beizutragen wünsche, möchte ich also durchaus nicht anders denn als Freund des bereits gelieferten Guten betrachtet sein.

p, 9 „so zu sprechen nach der Regel grammarian." Mir nicht verständlich. Wohl ein Druckfehler? Leider besitze ich nur die 3. Aufl. der Engl. Grammntik des Verfassers, nicht die 4., auf welche er verweist.

p. 15. „Grecian ingenuity" möchte auch ich — dem Peyromath'schen sublilité entsprechend — durch „Spitzfindigkeit" wiedergeben.

ibid. (letzte Zeile) „Corporal sufferance". Soll wohl „suffering" heissen? Wenigstens ist sufferance im Sinne von „Leiden" ganz ungebräuchlich.

p. 16. „bondman." Trotz Herrn Schmitz' Ausstellungen würde auch ich mich „für Leibeigene" erklären.

ibid. (Z. 6. v. u.) „Oppositum " Der Verfasser liebt die Fremdwörter gar zu sehr, oder wendet sie doch allzuhäufig an, was man in einem sprachwissenschaftlichen Werke nicht erwarten würde und entschieden rügen muss. Das eben bewog mich, das oben absichtlich gebrauchte Fremdwort „moniren" zwischen Anführungsstriche zu stellen, als eine Mahnung nämlich für den Verfasser.

p. 17. „Liberal curiosity." Statt mit Herrn Schmitz die Uebertragung dieses Ausdrucks noch zu erweitern, würde ich sie lieber vereinfachen und blos „Wissbegierde," wofür die englische Sprache keinen entsprechenden Ausdruck hat, vorschlagen. Da sowohl curiosity als auch inquisitiveness

meist nur im üblen Sinne gebraucht werden, so scheint mir der Zusatz liberal sehr gut zur Veredlung des Ausdrucks gewählt, was aber im Deutschen überflüssig ist.

p. 19. Crabb behauptet eines und Webster ein andres. Es ist mir bei Feststellung sinnverwandter Ausdrücke leider oft genug begegnet, dass ich bei Crabb das gerade Gegentheil von dem angegeben fand, was z. B. English Synonyms (von Whately) behauptet.

p. 32. „All but.“ In meinem Flügel (v. J. 1830) finde ich all but zwar beachtet, aber nicht durch „fast“ wiedergegeben, was allerdings ein Mangel ist,

p. 34. „Interested“ hat den Ton nicht auf der ersten, sondern auf der zweiten Sylbe. Der Verfasser hat sich wahrscheinlich von disínterested verleiten lassen.

p. 59. „a check.“ „Nur in check-rate, schach-matt“ hätte sich die ursprüngliche Bedeutung erhalten! Dann hat der Verfasser nie in England Schach gespielt; denn man sagt auch check king und check queen. Also denkt der Engländer bei diesem Worte wohl „an das Bild vom Schachsagen.“

p. 62. „Unchallenged“ möchte ich an der betreffenden Stelle durch „unangefochten“ übersetzen.

p. 92. „The language . . . was high.“ An „hochgehende Flut“ denkt man dabei schwerlich. „Stolz,“ wie Beseler übersetzt, oder „hochfahrend,“ wie ich vorschlagen möchte, ist demnach ganz richtig. Bildlich sagt man bekanntlich von einem, der „high language“ führt: „he rides the high horse.“

p. 96. „Leinster spr.: linster.“ So in Amerika und vielleicht unter den Ungebildeten in Irland (die auch z. B. „rint“ statt „rent“ sagen), in England aber „Lenster, was ich Herrn Schmitz versichern kann; denn meine Schwägerin wohnt in Leinster Square, Bayswater.

p. 114. „Broad hy lacteries.“ Hier befindet sich der Verfasser vollständig im Irrthum. Es sind dies keine „Streifen an den Kleidern“ oder „fringes,“ sondern die zu den Denkriemen gehörenden Lederbehältnisse, in denen, auf Pergament geschrieben, die betreffenden Stellen aus der Bibel aufbewahrt werden. Die frommen Juden tragen sie noch heute während des Morgengebets, und je altgläubiger der Israelit, desto grösser oder breiter sind jene „Häuschen“ oder Behältnisse.

p. 115. „It followed therefore that he must be.“ Bei dieser und der folgenden Anmerkung hätte der Verfasser auf meine Exercises on the habitual Mistakes of Germans etc. verweisen können; was, da er es unterlassen, ich mir selbst hiermit zu thun erlaube. Die Capitel XV. und XLI. daselbst enthalten nämlich Beispiele zur Erläuterung der betr. Regeln.

p. 136. „Merchants and shopkeepers.“ Wohl am besten durch Gross- und Kleinhändler zu übersetzen.

p. 142. „No minister must“ &c. würde ich durch „kein Minister müsse“ etc. wiedergeben.

p. 149. „In the first instance“ hat nichts mit Dringlichkeit zu schaffen, sondern heisst einfach „zunächst.“

p. 163. Z. 11 v. o. Man sagt nicht „The public opinion,“ sondern public opinion.

p. 165. „Which has held its own“ &c. Sollte nicht das einfache: „welche sich behauptet hat“ genügen?

p. 176. Z. 4. v. o. Nicht „ditch,“ sondern gutter ist der gewöhnliche Ausdruck für Rinne. „Ditch“ ist der Graben auf oder an der Landstrasse.

Ich sehe mit Spannung der zweiten Hälfte des Commentars entgegen und empfehle die vorliegende erste Hälfte allen Lehrern und Lernenden.

Leipzig. Dr. D. Asher.

Programmenschau.

Beiträge zur Feststellung des gegenwärtigen französischen Sprachgebrauches. I. Grammatisches. vom Oberlehrer W. Bertram. Programm der Realschule zum heiligen Geist in Breslau. 1870.

Diese Beiträge werden von dem Verf. sofort genauer als „Erläuterungen, Ergänzungen und Berichtigungen zu der Schulgrammatik von Plötz“ bezeichnet, gehen jedoch nur bis zur Lect. 36 incl. derselben, indem die Bemerkungen zu den folgenden Lectionen, wie am Schlusse der Abhandlung gesagt wird, einer späteren Veröffentlichung vorbehalten bleiben. Der Verf. erklärt ferner in der Vorrede, dass es seine Absicht sei, die Plötz'schen Angaben nach dem Maassstabe der mustergültigen Prosa unserer Tage zu prüfen und vorgerückteren Schülern eine Grundlage und Probe zu bieten, auf und nach der sie weiter bauend eigene Beobachtungen über grammatische, stilistische, phraseologische, synonymische Erscheinungen sammeln können. Was die Belegstellen anbetreffe, so entnehme er dieselben nur aus ganz modernen Schriften, namentlich der Revue des deux Mondes, gegen deren Französisch wohl kein erheblicher Einwand vorgebracht werden könne.

Dagegen ist nun im Allgemeinen wohl Nichts zu sagen, nur hätten wir doch gewünscht, dass wenigstens der unzweifelhaft anerkannte und fixirte Sprachgebrauch, soweit derselbe im Dictionnaire de l'Académie niedergelegt ist, zur Vergleichung herangezogen worden wäre, auf welches Werk der Ausruf p. 4: „Wer kann alle grammatischen Erscheinungen kennen!“ doch gewiss keine Anwendung finden soll. Es wäre dies auch insofern ganz gut gewesen, als dadurch der Schein, nur Neologisches zu bieten, vermieden worden wäre, und als dies doch immer nicht verhindert hätte, dem Französischen „das Recht jedes lebendigen Organismus, das Werden und die Veränderung“ zuzugestehen. So würde sich denn gar bald gezeigt haben, dass der hier aus Stellen moderner Schriftsteller entnommene Sprachgebrauch in den meisten Fällen sich auch schon in diesem nationalen Sprachwerke verzeichnet findet, so dass die immerhin sehr schätzenswerthe Sammlung der hier gegebenen Belegstellen dann als eine neue Illustration zu demselben

erschienen wäre, die Fälle des abweichenden Sprachgebrauches der Modernen sich dagegen um so mehr hervorgehoben haben würden. Auch kann der Herr Verf. sicher nicht meinen, dass es ein Mangel der Plötz'schen Grammatik ist, wenn sie diese von ihm hinzugefügten Erläuterungen und Erweiterungen nicht giebt. Im Gegentheil sehen wir eher darin eine weise Beschränkung des Stoffes von Seiten des Autors, denn eine Schulgrammatik soll doch keine vollständige Grammatik der betreffenden Sprache sein und nichts ist bekanntlich bedenklicher, als den Stoff einer solchen zu sehr zu häufen und namentlich jede mögliche Abweichung vom Sprachgebrauche zu berücksichtigen und dadurch das vom Schüler so eben mit Noth Erlernte sogleich wieder zu erschüttern. Einstweilen seien dem Schüler die grammatischen Bestimmungen etwas ziemlich Apodiktisches, die Freiheit der Bewegung kommt dann später und kann besser, wo die Lectüre dazu Gelegenheit bietet, dem Schüler zum Bewusstsein gebracht werden.

So viel hierüber. Etwas länger müssen wir jedoch bei denjenigen Bemerkungen verweilen, wo der Verf. sich in eine Kritik der Plötz'schen Angaben einlässt. So heisst es zu Lect. 8 „saillir; weit häufiger als saillir ist die Wendung faire saillie,“ wozu indess nur ein Beispiel aus der R. d. d. M. angegeben wird. Das Dict. de l'Academ. weiss dagegen Nichts davon, dass die Wendung faire saillie häufiger sei und führt vielmehr von saillir die Beispiele: Cette corniche saille trop, saillerait trop, saillera trop. Ce balcon saille de trois pieds sur le mur an, sowie in etwas veränderter Bedeutung: les ombres bien ménagées font saillir plus ou moins les objets. — Les premiers plans ne saillent point assez dans ce tableau. Zu Lect. 11 bemerkt der Verf.: „Gésir. Wenn es bei gésir liegen heisst: nur von Todten und Verwundeten — so widerspricht der wirkliche Gebrauch dieser Beschränkung vollkommen. Unzählige Beispiele der besten Schriftsteller beweisen, dass gésir in viel allgemeinerem Sinne angewendet wird.“ Worauf dann eine Anzahl Beispiele aus der R. d. d. M., Jules Maigne, Traité de prononciation française, Paul Féval, Rapport sur le progrès des lettres &c. folgen. — Nun ist es richtig, dass Plötz den Gebrauch von gésir nur unvollständig angiebt; denn der Dict. de l'Acad. sagt darüber: „On ne l'emploie guère qu'en parlant de personnes malades ou mortes, *et de choses renversées par le temps ou la destruction.*“ In diese letztere Categorie gehören denn auch die aus der R. d. d. M. entlehnten Beispiele; Anders dagegen verhält es sich mit den Citaten aus Jules Maigne und Paul Féval; einen Gebrauch von gésir im Sinne unseres deutschen „in Etwas liegen, auf Etwas beruhen“ autorisirt die Akademie allerdings nicht, womit natürlich nicht gesagt sein soll, dass derselbe nun auch durchaus nicht stattfinden dürfte. — „Revêtir in der Bedeutung anziehen, anlegen,“ bemerkt der Verf. ferner, „ist transitiv, und keineswegs ausschliesslich bildlich.“ Ohne Zweifel ist die Angabe der Schulgrammatik, dass revêtir stets bildlich gebraucht werde, ein Irrthum. Die eigenen Beispiele der Grammatik in den Uebungsstücken widersprechen dem auch. Denn, wenn in dem Satze: „Cäsar bekleidete sich selbst mit der Dictatur,“ (B, 23) das Bekleiden allerdings im bildlichen Sinne gebraucht ist, so ist es dagegen in jenem anderen: „die Könige des Alterthums waren mit dem Purpur bekleidet“ (A, 15) im eigentlichen Sinne genommen, und so auch in dem französischen Satze (1): Dans les séances publiques, le président du tribunal est revêtu de sa robe de magistrat. So unterscheidet auch das Dict.: „1) *Revêtir* — donner des habits à quelqu'un qui en a besoin; revêtir les pauvres &c.; 2) *revêtir* se dit aussi en parlant des habits de cérémonie ou des autres marques de dignité; le roi était revêtu des habits royaux — deux aumôniers revêtirent ce prélat de ses habits pontificaux; 3) il se dit fig. en parlant des emplois, des titres, des dignités, du pouvoir, de l'autorité qu'on reçoit, dont on est investi.“ — Dagegen stimmen die Angaben der Grammatik über faillir im Grunde mit denen des Verf. zusammen. — Bemerkenswerth sind die Aeusserungen des Herrn Bertram zu Lect.

12 über il faut. „Eine irgend merkbar geringere Anwendung der Construction von falloir mit dem Inf. bei der dritten Person dürfte sich aus modernen Schriftstellern kaum nachweisen lassen; eher das Gegentheil,“ wozu denn eine ziemlich bedeutende Anzahl von Beispielen citirt wird, meistens aus der R. d. d. M. — wir wagen hier nicht zu entscheiden. Wenn dagegen noch hinzugefügt wird: „Ja es findet sich sogar beim Vorhandensein eines zweiten persönlichen Fürworts (allerdings wohl nur eines refl.) die Construction mit dem Infinitiv,“ wozu unter Anderem das Beispiel aus Patin, Etudes I, 156: „Mais c'est trop nous écarter de l'époque poétique, dans laquelle il nous faut nous renfermer,“ gegeben wird, so ist Das gewiss nicht nachzuahmen. — Die Plötz'sche Angabe zu Lect. 15 „interrompit-il ohne Régime“ ist allerdings wohl ungenau und wird angemessen vom Verf. dahin vervollständigt: „interrompit-il steht nur dann ohne rég. dir., wenn es die ganze die sprechende Person andeutende Redensart ist; ist dies nicht der Fall, so kann auch ein rég. dir. dabei stehen. — Ah! dis-je en l'interrompant; ah! Nanine, pourquoi ne m'aimez-vous plus? R. d. d. M.“ Aehnliches sagt die Akademie. — Eine sehr gute Bemerkung über faire und rendre mit sehr veranschaulichenden Beispielen findet sich zu Lect. 21. — Sehr richtig ist die Bemerkung zu Lect. 23, dass résolu auch „aufgelöst“ heissen könne, jedoch nur im bildlichen Sinne, wozu auch die von der Acad. gegebenen Beispiele passen. Wir vermuthen, dass Plötz dies auch wusste, aber absichtlich fortliess. — „Von bruire kommt häufig die Form bruissent vor,“ wozu zwei Beispiele. Die Akademie gestattet jedoch diese Form ebensowenig wie Plötz. Zu Lect. 29 ist die Bemerkung gemacht: „Die auf Städtenamen bezüglichen Fürwörter werden nicht unbedingt als Feminina gebraucht,“ und die beigegebene reiche Auswahl von Beispielen zeigt, wie schwankend hier der Sprachgebrauch ist. — „Der angegebene Unterschied zwischen une hymne und un hymne scheint mindestens zweifelhaft zu sein.“ Die Akademie steht aber auf Seiten von Plötz. — Zu Lect. 30. 1: „Auch Eigennamen, welche als Appellativa gebraucht werden, finden sich ohne Pluralzeichen . . Ohne entscheiden zu können, welcher Sprachgebrauch in diesem Punkte vorwiegt, glaube ich die Unterlassung der Plurisation für das dem Geiste der französischen Sprache entsprechendere Verfahren bezeichnen zu können.“ Damit sind wir vollkommen einverstanden. — grand'mère — grand'mères. „Die bei Plötz angegebene Pluralisation grand'mères ist jedenfalls die rationelle; doch findet sich auffallender Weise grands'croix bei E. Lefèvre Documents &c.“ — Was will ein solches einzelne Beispiel besagen? Auch die Akademie hat: ses deux grand'mères. — Zu Lect. 32. 2: „Der Plural frugals ist ganz gebräuchlich; desgleichen die Form amicaux.“ Plötz gestattet bekanntlich weder das Eine, noch das Andere, so auch das Dict. von beiden Adjectiven: ils n'ont pas de pluriel au masculin.“ Girault-Duvivier sagt dagegen von amical: „le pluriel de cet adjectif n'est indiqué nulle part; mais puisque l'on dit un *conseil amical*, pourquoi ne serait-il pas permis d'exprimer cette idée au pluriel? et pourquoi blâmeroit-on celui qui dirait: j'ai *des conseils amicals* à vous donner und von frugal: „il nous semble que *des repas frugals* ne serait pas incorrect.“

Mätzner bemerkt: „Eine Anzahl von Adjectiven auf al nimmt den männlichen Plural als an . . ., indessen ist der Sprachgebrauch, wie die Grammatik über die Ausdehnung seiner Anwendung in Zwiespalt . . . Die Liste derer auf als giebt etwa die folgenden: amicals, fatals, finals, frugals, glacials, initials, labials, linguals, matinals, médials, natals, navals, ovals, pascals, pénals, théâtrals, virginals, vocals. Manche Grammatiker wollen den Plural vor Wörtern, wie austral, boréal, canonial, conjugal, fatal, filial, final, frugal, jovial, pastoral, nasal, total, nuptial, spécial, pectoral u. dgl. m. überhaupt vermieden wissen. Doch findet man Auktoritäten für den Plural dieser Wörter auf als und aux.“ (p. 151.) — Zu Lect. 36 wird bei jusqu'à die Bemerkung gemacht: „jusqu'à steht oft zur Verstärkung eines régime

direct, selbst eines sujet.“ Ersteres ist bekannt, aber ein Beispiel, wie: jusqu'aux gens de la maison faisaient leur cour en entourant de soins l'héritier de nom et d'armes, ist gewiss nicht nachzuahmen.

Dies wären unsere Bemerkungen über oben genannte Programm-Abhandlung, die wir als eine recht schätzenswerthe Gabe betrachten.

Sprottau. M. Maass.

Dr. Boening. On the system of upperschool-instruction with regard to the pedagogic virtue of the english language. Programm der städtischen Realschule zu Bromberg 1868.

Vorstehender Aufsatz, der die Versprechen der Ueberschrift keineswegs hält, ist bisher nur zur Hälfte erschienen. Er bespricht, in allgemeiner Weise, einige Fragen des Unterrichtswesens, ohne wesentlich Neues vorzubringen.

Gymnasien und Realschulen haben, im Gegensatz zu den Schulen professionellen Charakters, die Richtung auf eine möglichst allseitige, gleichmässige Entwicklung der Geisteskräfte gemeinsam. Dennoch erfahren die letzteren jenen gegenüber häufige Zurücksetzung. Will man Realschüler nicht zum Universitätsstudium zulassen, so sollte man auch andererseits den Gymnasialabiturienten den Zutritt zum Polytechnikum und zur Akademie verschliessen.

Die Mängel, an denen beide Einrichtungen leiden, haben ihren Grund in der zu grossen Ausdehnung des Lehrstoffs; Belege werden aus den Verhandlungen der Directorenconferenzen der Prov. Pommern, Posen und Schlesien beigebracht. Die Gymnasien speciell seufzen unter dem Druck der alten Sprachen; dennoch werden die erwünschten Resultate keineswegs erreicht, weil zu wenig auf lebendige Verarbeitung und zu viel auf Einbläuen trockner Regeln und anderen Gedächtnisskrams gesehen wird. Im Latein z. B. sind die Pensa der unteren Klassen namentlich über Gebühr belastet; im Griechischen wird ebenso die Grammatik, die eigentlich nur Mittel zum Zweck der Literaturkenntniss sein soll, der letzteren gegenüber viel zu sehr betont. Die Zahl der zu lesenden Schriftsteller ist so gross, dass der Schüler zu deutschen Uebersetzungen greifen muss, zumal da nebenher die lateinischen Aufsätze auch in den oberen Classen noch grammatikalische Studien nothwendig machen.

Zum Schluss folgen aphoristisch einige Vorschläge zur Beseitigung dieser Missstände. Da das Endziel, auf das die Arbeit anscheinend hinstrebt, eine Erörterung des pädagogischen Werths der englischen Sprache, noch gar nicht berührt ist, fehlt dem Aufsatz natürlich die nöthige Einheitlichkeit.

Dr. Schulz.

Prof W. Corte. Ueber die Ellipsen im Französischen. Progr. des Gymn. in Zerbst. 1870.

In dem diesjährigen Osterprogramm des Zerbster Franciscenms hat Professor Dr. W. Corte seine Abhandlung über die wirklichen und scheinbaren Ellipsen im Französischen zu Ende geführt. Auch diesmal werden

die Fachgenossen manches Neue und Interessante in der fleissigen, auf jahrelangen Beobachtungen und Sammlungen beruhenden Arbeit finden. Dahin rechnen wir vor Allem den Abschnitt über den sogenannten article partitif (pag. 1459), der als eine Mischung deutscher und lateinischer Elemente aufgefasst wird. Auch in dem Abschnitt von der Ellipse des Eigenschaftsworts, die meist auf prägnantem Gebrauche des Hauptworts beruht, werden Reste volksthümlicher Latinität nachgewiesen. Die eingehenden Bemerkungen über die Ellipse der Präpositionen (pag. 36—46) bringen Licht in ein noch sehr streitiges Capitel der französischen Grammatik. Den auf pag. 41 aufgestellten Gesetzen wird man kaum Widerspruch entgegenstellen können.

—tth—

Miscellen.

Zur deutschen Grammatik.

I.

Unter die (glücklicherweise nicht allzu häufig vorkommenden) Marotten der modernen Journalistik rechnen wir ferner

h. Ausdrücke wie: In „Die Jungfrau von Orleans“ statt In „der Jungfrau v. Orl.;“ In „Die Ritter vom Geist“ von Gutzkow statt In „den Rittern vom Geist;“ Aus „Die Geschwister“ von Göthe; Aus „Die Günstlinge“ von der Birch-Pfeiffer etc. etc. — Der Grund dieser sonderbaren Verbindung liegt offenbar darin, dass man die betreffenden Titel oder Ueberschriften mit buchstäblicher Genauigkeit wiederzugeben wünscht; allein eine solche ängstliche Genauigkeit kann man hier nur als übel angebrachte Pedanterie bezeichnen. Will man durchaus kein Jota an dem Titel eines Stücks oder Buches ändern, so möge man sagen: In dem Schiller'schen Stücke „Die Jungfrau von Orleans;“ In dem Buche „Die Ritter vom Geist“ etc. etc.; allein das ist gar nicht einmal nöthig. Denn sicherlich wird Niemand etwas Unrechtes darin finden, wenn man in der Weise citirt, dass man den Titel selbst grammatisch abhängig macht von der vorausgehenden Präposition, also: In „den Geschwistern“ von Göthe; In „der Schule der Reichen“ von Gutzkow etc. etc. Auch ist diese Ausdrucksweise im Allgemeinen wohl die herrschende, und die andere kann noch als seltenere Ausnahme gelten.

i. Eine merkwürdige Verirrung des Sprachgefühls (um die Sache möglichst mild zu bezeichnen) kann man in der Tagesliteratur beobachten bei manchen Verben, die mit Präpositionen zusammengesetzt sind. Zu Dutzenden findet man hier „Knaben oder Kinder, die übergefahren worden sind,“ und zwar nicht etwa „auf einem Kahne über einen Fluss“ od. dergl. (wie jeder vernünftige Mensch erwarten müsste!), sondern man sagt es von solchen Kindern, die unter einen Wagen gerathen, also überfahren worden sind. Aehnliche Missgriffe macht man mit „übersetzen,“ indem man die bekannten beiden Bedeutungen des Wortes (convertere und trajicere) durcheinander mengt oder verwechselt. Als besonders auffallend seien hier zwei Stellen erwähnt aus einer Bearbeitung der Rotteckschen Weltgeschichte von Dr. Zimmermann, Stuttg. 1860. Hier lesen wir Bd. I. p. 148: „Sie übersetzten den Hellespont (transierunt, trajecerunt Hellespontum) und (was noch auffallender ist) Bd. III p. 306: „Sie überführten den Erzherzog Karl nach Lissabon“ statt „Sie führten ihn über nach

Lissabon, brachten ihn dahin.“ Dass auch hier eine sehr unangenehme Vermengung von zwei ganz verschiedenen Bedeutungen des Verbums überführen (traducere u. coarguere od. convincere) vorliegt, bedarf wohl nicht erst der Erwähnung.

Es sei uns gestattet, hier noch eine kurze Bemerkung allgemeinerer Art anzuknüpfen. Sie betrifft gewisse eigenthümlichn Schwankungen, welche uns die mit Präpositionen zusammengesetzten Verben in der gegenwärtigen Entwicklungsperiode der deutschen Sprache darbieten. Es soll hier nicht mehr die Rede sein von so groben Verirrungen, wie die oben besprochenen waren, sondern von Erscheinungen, in denen man ein wirkliches Schwanken des Sprachgebrauches anerkennen möchte. Die Sprache scheint nämlich zuweilen wirklich nicht recht zu wissen, ob sie bei einem Verbum der obigen Art die Präposition noch als trennbar d. h. als selbstständiges Wort behandeln soll oder nicht. Neben „Er erkannte ihn an als s. Herrn und Gebieter“ findet man nicht ganz selten auch schon: „Er anerkannte ihn als s. Herrn und Gebieter (vgl. Nat.-Zeit. vom 8. Dec. 1869). Noch widerstrebt indess diese Ausdrucksweise unserm Sprachgefühl, weil wir die beiden Bestandtheile des Wortes noch zu deutlich herausfühlen. Es wird sicherlich Niemandem einfallen, Verba wie anreden, anrufen, angreifen etc. als untrennbar zu behandeln. Warum will man mit anerkennen eine Ausnahme machen? Dabei soll nicht verschwiegen werden, dass Manches der Art auch bei guten Schriftstellern vorkommt. Vgl. Schill. Gött. Griech. 13 (Sie widerhallen leer); Anast. Grün „Der letzte Ritter,“ 2. Aufl. Stuttg. 1838. p. 177. (So, Fürst, aufragst im Leben Du, kronumglänzter Mann!); ib. pag. 178. (Und dem verlornen Hütlein nachläuft die Heiligkeit. *) Doch darf man nicht vergessen, dass man es hier mit der Dichtersprache zu thun hat, die sich dergleichen Dinge eher erlauben kann.

Zum Schluss seien auch einige Beispiele der entgegengesetzten Art angeführt. Vgl. Iphig. v. G. V, 3, 105 (Gebirg’ und Thäler durchzustreifen st. zu durchstreifen); ib. V, 46 (Von tausend durchgeweinten Tag’ und Nächten st. durchweinten); G. Tancr. IV, 6 (den ungeheuren Schmerzen lag ich unter st. unterlag ich, — ein Gebrauch, den nicht leicht jemand vertheidigen wird!); Schill. Fiesko I, 4 (Die Ringmauer des Ranges durchzubrechen st. zu durchbrechen); Wiel., Ausg. v. Gruber, Lpz. 1824, Bd. XII. p. 34 (Lässt man dem Leser zu untersuchen über st. überlässt man es dem Leser zu untersuchen).

II.

Damit man nicht glaube, wir hätten es mit unseren Bemerkungen immer nur auf die modernen Journalisten abgesehen, sei es uns gestattet, zur Abwechslung auch einmal einen kleinen Streifzug in das Gebiet der klassischen Literatur zu machen. Man wird dann sehen, dass, wenn jemand darauf ausgeht, auch auf diesem geweihten Boden in grammatischer Hinsicht des Abweichenden und Auffallenden, ja des Sonderbaren und Anstössigen genug zu finden ist. Als Probe wollen wir eine Zahl von Beispielen über das Thema: „Abweichend konstruirte Verba“ zusammenstellen, und zwar wollen wir der Einfachheit halber dabei die alphabetische Reihenfolge beobachten. Auch die Scheidung zwischen poetischen und prosaischen Beispielen soll dem Leser überlassen bleiben. Wir beginnen also mit:

Abwehren. c. Dat. (nach der Analogie von dem Simplex wehren, das bekanntlich oft mit dem Dat. verbunden wird): Plat. Harmos. geg. Ende. (Doch wehrt der Feldherr ihnen ab und spricht sodann etc.).

---

* In dem letzten Beispiele könnte man auch eine blosse Inversion annehmen, doch müsste man dann nach läuft als zwei Worte schreiben.

Aergern, sich an einem st. des gewöhnl. über einen: Sch. Fiesko II, 18 (Ganz Genua ärgert sich an dem Weichling Fiesko = Nimmt Aergerniss od. Anstoss an ihm). Man vgl. dazu „erschrecken an einem st. vor einem od. über einen: ib. I, 10 (An ihrem Vater erschrickt meine Tochter?).

Anwandeln c. Dat. Less. M. Sara S. III, 6 (Es wandelte ihr jähling eine kleine Schwachheit an).

Befreien. c. Gen. (nach der Analogie von entledigen od. sich erwehren): Wiel, Asg. v. Gruber VIII, 133 (. . . der schwinge sich, um diese Dame hier des Zaubers zu befrein, auf dieses edle Thier).

Begegnen. c. Acc. (nach der Analogie von antreffen); Sch. D. Carl. III, 3. (Er hatte den Prinzen begegnet st. war ihm begegnet.) Nach derselben Analogie wird auch das Perf. dieses Verbums bisweilen mit haben gebildet: Sch. Jgfr. v. Orl. III, 4. (Nur einem Traurigen hab' ich begegnet. Man beachte hier wieder den Dat., wo man grade den Acc. erwarten könnte.)

Begrüssen. m. dopp. Acc. (nach der Analogie von nennen): Anast. Gr. Der letzte Ritt. (Das ich freud'gen Stolzes mein Vaterland begrüsse st. als mein Vaterl. begr. od. grüssend mein Vaterl. nenne.)

Behaupten ebenfalls m. dopp. Acc. (nach derselben Analogie): Sch. III, p. 398 (Ihn treulos zu behaupten = ihn treulos zu nennen od. ihn für treulos zu halten).

Belehren c. Gen. (nach der Analogie von erwähnen): Wiel. Ob. III, 65 (Glaubst Du nicht, dass Träume dann und wann der Zukunft uns belehren st. über die Zukunft). Wiel. Wrke. XII, 42 (Ihrer Zauberkunst sich recht vollkommen zu belehren st. über ihre Zauberkunst).

Bemächtigen, sich von etwas (nach der Anal. von potiri c. Abl.): Wiel. XXI, 195 (So hatte sich die Zauberin bemächtigt von Allem was ich bin).

Beneiden c. Dat. u. Acc. (nach d. Anal. von invidere alicui aliqd)! Sch. D. Carl. I, 4 (Das Einz'ge, was wir ihm beneidet st. um was wir ihn beneidet); Göthe IV, 2 (Wollt Ihr ihm dies beneiden?); XIII, 144 (Sei erst so gross, mir ihn nicht zu beneiden!). Ebenso das Simplex neiden ib. p. 261 (Der Vater neidet den Schatz dem Sohne = beneidet den Sohn um den Schatz).

Berauben, einen von etwas (nach d. Anal. von entblössen, privare): An. Gr. D. letzte Ritt. p. 188 (Dunkel wie im Kerker, beraubt vom Tagesstrahl = beraubt des Tageslichtes).

Bereden m. dopp. Acc. = einen zu etwas od. einem etwas einreden: D. Carl. III, 4 (Mich wollt Ihr das bereden?) Auch überreden findet sich mit dopp. Acc. Göthe XXX, 123.

Berichten, einen mit etwas: Sch. IV, 409 (Der Abgrund schlinge mich hinab, wenn ich mit Lügen Euch berichte = Euch Lügen vortrage od. erzähle).

Besinnen, sich einer Sache (nach d. Anal. v. sich erinnern, gedenken): Wiel. VIII, 158 (Das Beste, dessen sich der weise Mann besann).

Anm. Sehr häufig ist brauchen c. Gen. und zwar in verschiednen Bedeutungen: Vgl. Sch. Jgfr. I, 3 (Ich brauche nicht des Helmes = bedarf seiner nicht.); Br. v. M. p. 437 (Nicht mehr der Schwester braucht's!) Less. II, 352 (Was brauchst Du denn der Väter überhaupt?) Sch. Turand. p. 370 (Wird er bescheiden seines Rechtes brauchen = einen bescheidenen Gebrauch von seinem Rechte machen?). —

L. Fr. Ad. Wagler.

Infallibilitätscarmen aus dem vorigen Jahrhundert.*

Erster Theil.

Der Heilig Vatter Benedict
Durch mich das Fassnacht-Küchel schickt,
Und sagt, du seyst ein grober Flegel!
Weil du ohn einig Compliment
In Kirchen-Saal bist eingerennt
Ohn Billiet, und ohne Regel.

Er wundert sich schier zum Verdruss,
Dass eine Kuh um Muscatnuss
Und was dergleichen ist soll wissen!
Ey sagt Er: he! mein Corporal
Geh Bandel mir den Kerl recht zahl,
Geb ihm von Grossens Lecker-Bissen.

Kommt Maschera, kommt nur herein,
Ihr müsst vor demasquiret seyn,
Sonst kan ich meinen Zug nicht messen.
Nein, nein es ist kein Fassnacht-Spas,
Die Stihl die springen an die Nas
Dem, der mit Pabst will Kerschen essen.

Ein Pabst ist ein gekröntes Haupt:
Mit Fürsten ist es nicht erlaubt
Zu machen solchen blinden Lärmen.
Ein Hirt, der vor sein Heerde wacht,
Zwar zu des Wolfes heulen lacht,
Und würgt den Wolf mit seinen Därmen.

Was soll denn endlich dieses seyn,
Fallt dir kein andre Masque ein?
Als rasen, und wie Hunde bellen?
Mein Herr! soviel braucht es ja nicht,
Man kennt den Schatten an dem Licht,
Den Narren kennt man an den Schellen.

Du kleidest dich als Scarron an?
Allein, der ist kein Bidermann
Der falsche Waar und Wechsel führet!
Und führtest du kein Contreband,
So brauchtest auch kein falsche Hand,
Du schriebest, wie es sich gebühret.

Du sagst, Rom sey ein Carneval,
Und die Catholisch Kirchen-Zahl
Steh in dem Narrheits-Buch geschrieben.
Ach, zürne sich der Herr nicht so,
Denn vor ein Narr in Folio
Sind gantze Blätter übrig blieben.

---

* Der Stumme Advocat, II. u. III. Wochenstück im Hornung. 1753. Orion Der II. mittägliche Fix-Sterne. oder: Ein unbekannter Fassnachts-Narr. Constanz, redig. von Josef Anton v. Bandel.

Der Ablass heisst dir Ablass-Kram?
Und Petrus kont doch krum und lahm
Durch diesen Kram auf d'Füsse helfen.
Jetz sag mir, wie es sich gebührt,
Wo ist der wahre Kirchenhirt?
Ist er bei Schafen, oder Wölfen?

Kein Wolf hat nie ein Schaf curirt,
Vielmehr ein Wolf das Schaf verführt,
Das wissen ja sogar auch Bauren.
Als Luther seine Käthe nahm,
Und ihr entriss den Ehren-Kram
Von den verbottnen Kloster-Mauren.

Mein sag mir doch, was war er wohl?
Sag nur, wie man ihn nennen soll?
Wolf, oder Hirt, und Kirchen-Fackel?
Er warf den Ablass hinter Thür,
Und nahme sich ein Weib dafür,
Und dieses ist das gröst Mirackel.

Wenn aber diss Mirackel ist,
So kan auch der Herr Antichrist
Zu seiner Zeit Mirackel machen.
Ja er wird thun, und zwar grad so,
Er will kein Korn, und frisst nur Stroh,
Lacht doch ihr Leut, wer nur kan lachen.

Der Ablass ist das Saamen-Korn,
Desswegen ist er auch ein Dorn
Für jene, die mit Stroh nur handeln.
Werf deines Kopfes Strohstul hin,
Und lern einmal nach Petri Sinn
Gerad und aufrecht daher wandeln.

Les der Aposteln ihr Geschicht,
Allein: les sie mit heiterm G'sicht,
Dass dir die Augen nicht vergehen.
Les auch bei Paulo, wie die Huld
Vertilget des Corinthers Schuld,
Der sich in Blutschand hat versehen.

Weist du dann nicht die Kirchen-Buss
Die jeder Sünder zahlen muss,
Damit er fühl der Sünden Grösse?
Und dieses zeitlich Straf-Gericht
Wird durch den Ablass gantz vernicht,
Der Ablass kleidet unsre Blösse.

Gesetzt du stärbest gleich dahin,
Und hättest nur aus Geld-Gewinn
Dem Martin Luther Bratwürst g'stohlen.
Ein Bratwurst wär kein schwere Sünd,
Denn wo die andre schuldig sind,
Da könt man auch noch andre hohlen.

Nun diss gesetzt, wo kömst denn hin?
Kein Fegfeur gibts nach deinem Sinn.
Und Höll, die wär dir gar zu warme?
Mithin muss ja ein Ablass seyn,
Der hier auslösche Straf und Pein,
Ey sag doch ja! dass Gott erbarme.

Wilst aber, dass ein jede Sünd
Ein gleiche Straf und Rache find,
So bist kein Christ: du bist ein Heyde,
Du bist ein schlechter Camerad,
Du zweifelst an der göttlich Gnad,
Geh weg vom Bal, ich dich nicht leide.

Zweiter Theil.

Vom Fassnachts-Menuet.

Des Pabsts Infallibilitæt
Dir gar zu sehr im Weg umgeht,
Wie ich vermerck aus deinem Knarren?
Du schimpfest nur, und weiter nichts!
Du spotest dich des wahren Lichts?
Mein Herr! so machen's alle Narren.

Du höhnest Gott recht Himmel-hoh,
Du trettest auf den Domino,
Mithin must ja beim Tantze fallen.
Kaum diss gedacht! puff lag er hier!
Und machte Augen, wie ein Stier,
Und weiter seh ich nichts aus allen.

Ich seh aus allem bis ans Ohr,
Nichts als Nabuchodonosor
Mit einer Ochsen-Haut masquiret?
Sofort dem Fürst vom Ochsen-Reich
Dem sieht der Kerl natürlich gleich,
Ma foi! es ist g'wiss nicht vexiret.

Der Fürst Nabuchodonosor
Auf solche Art sich g'rad verlohr,
Und höhnte Gott und die Propheten.
Und der verwegne Balthasar
War gar das gantze Jahr ein Narr,
Liess d'Priester wie Capaunen tödten.

Er tranck, und zwar nur aus vexir
Aus dem geheiligt-Tempel-G'schirr
Und hiess die Priester Fassnachts-Narren.
Ey! sagt er, was soll Becher seyn?
Geht Brüder, schenckt mir lieber ein!
Wie schickt sich d'Arch auf einen Karren?

Kaum sagt er diss, so schrieb ein Hand
Des Todes Urtheil an die Wand
Des Inhalts: Mane, Phares, Thecel,

Und dieser Ziffer strenge Zahl,
Die war das End vom] Carneval,
Mercks Judas-Bruder mit dem Säckel.

Den Ablass nennst du Carneval,
Den Pabst nennst du ein Abgott Bal,
Die Kirche nennst du ein Redouten?
Ist dieses nicht, du blinder Narr!
die nemlich Sprach von Balthasar?
Frag Luters desertirte Kutten.

Er sagte: falsch sey unser Glaub,
Weil wir begehn den Kelches-Raub,
Und Luther selbs stahl Kelch und Becher.
Er schafte Mess und Opfer ab,
Damit er was zu flicken hab?
Sein Rock ist dennoch voller Löcher.

Wir haben Mess und Opfer noch,
Wir ziehen stets an Christi Joch
So, wie es Gott uns hat befohlen.
Du hast kein Mess und Opfer mehr,
Du hast kein Kelch nur ein Loth schwer,
Jetz sag, wer hat den Kelch gestohlen?

Wie, sag mir her, ist es nicht wahr,
War's nicht der König Balthasar,
Oder doch etwas seines gleichen?
Luter der frass und soff sich gut
Mit Christi Braut ihr Heurath-Gut,
Bis er wie Kelch-Gold thät erbleichen.

Ich schreibe dieses nicht zur Hohn,
Les Tischred Luters selbs davon,
Ob Balthasar könt ärger sprechen?
Ach lebte doch noch Daniel,
Da könte er bei meiner Seel
Uns etwas schreiben von dem Zechen.

Luter der gab ein freien Bal,
Er machte alls zum Carneval,
Was hilft, sprach er, die blasse Fasten?
Das Fleisch das macht ein gutes Blut,
Es schmeckt Freitag- wie Samstags gut,
Nur fort getanzt, was hilft das rasten.

Ist es nicht so, mein Werther Du?
Ist nicht nach Nieder-Sächsisch Schuh
Dein Kirchen-Bau recht abgemessen?
Und wann es denn die Wahrheit ist,
Warum beschuldest uns der List,
Die du mit Löffel hast geessen?

Wir haben zwar auch Carneval,
Doch nicht mit Mess- und Ablass-Zahl,
Noch weniger mit Nonnen-Hertzen.

Wir stellen dieses andern heim,
Wir bleiben bei dem Hönigseim!
Ich glaub, dem Herr belieb zu schertzen.

Die Kirch verdammt den Carneval,
Sie weisst nichts von Redouten-Saal,
Wo ausgesprongne Nonnen tantzen.
Geh, geh Nabuchodonosor,
Sonst kriegst du eines auf das Ohr,
Ich fress dich sonst wie Pomerantzen.

Du arm-masquirt-elender Tropf,
Geht dir der Ablass nicht in Kopf,
So schände doch nicht Gottes Tempel.
Der stoltz Nabuchodonosor
Zur Straf deswegen dir gieng vor,
Und anderen zu eim Exempel.

Er höhnte den Gott Israel,
Und sagte: Manna sey nur Mehl,
Und Wandlung sey nur ein Gedichte.
Des Hohenpriesters G'walt und G'wand
Das hiess er nur ein Kinder-Tand,
Und alten Weiber Traumgesichte.

Darum macht er sich selbs zum Gott?
Doch nur zu seiner eignen Spott,
Weil er zu einem Ochs geworden.
So gehts mein Herr! wer Gott versucht,
Wer auf die Kirche Christi flucht,
Der tritt in Ochsen-Kopfes Orden.

Auch Balthasar war solcher Gsell,
Der durch das Sprachrohr von der Höll
Des Hohenpriesters Lehr bestritte.
Er sagte: die Unfehlbarkeit
Sey nur vor Gott, nicht vor die Leuth,
Und so, er manches Pferd weg ritte.

Er stahl, was ihm zu Finger kam,
Er hiess das Opfer auch ein Kram,
Er that, was immer Gott verletzte
Das Ding gieng an, ein gute Weil,
Doch spahn er sich nur selbs das Sail,
Sich selbsten auf den Esel setzte.

Mit der Infallibilitæt
Gerad es dir auch also geht,
Du schimpfest Pabst, und Gott im Himmel.
Du sagst, dass die Ohnfehlbarkeit
Sey nur vor Gott, nicht vor die Leut?
Ach schweig doch du Citronen-Limmel.

Kan denn ein König auf der Welt
Gesetzt, wenn es ihm so gefällt
Nicht einen Vice-König setzen?

Und wenn ein König dieses kan,
Warum soll es nicht gehen an
In den Catholisch Kirche-Sätzen!

Gott ist der König aller Reich:
Schickt es denn sich, dass er entweich
Ohn dass er Vice-König sezte?
Als er siegreich gen Himmel fuhr
So bliebe uns kein andre Spur,
Als dass er Pabst statt seiner sezte.

Nimm d'Schlüssel hin, so war sein Sprach:
Und vor mein liebe Schäfgchen wach
Mein Petrus! und steh vest im Glauben?
Und sorg dich nicht der Höllen-Wölff,
Weil bis zu End der Welt ich helf,
Wenn man dir Stab und Heerd will rauben.

Was wär nun dieses vor ein Hirt?
Wenn er nicht stehts unfehlbar wird
Durch die verborgne Gnaden-Züge?
Was wär wohl dieses vor ein Lehr
Wenn sie nicht infallibel wär?
Ist denn zu glauben, dass Gott lüge?

Ach still! verworrne Laster-Zung,
Der Menschen Witz ist viel zu jung,
Es braucht kein Witz, es braucht nur glauben
Wer aber dieses nicht versteht,
Und in der Witz zu weite geht,
Den schlägt man tapfer über d'Hauben.

So wahr es ist, dass Gott Mensch war,
Und dass Maria ihn gebahr,
So wahr ist es, dass Pabst nicht fehlet·
Nicht zwar als Mensch, sondern als Haupt
Von jener Kirch, die warhaft glaubt,
Was uns das göttlich Wort erzehlet.

Wenn aber Pabst nicht dieses wär,
Sondern in wahrer Glaubens-Lehr,
Und sich und andre kont betrügen?
So wär Gott ja die Wahrheit nicht,
Weil untertrucken könt das Licht,
Satan, der Vatter aller Lügen.

Wenn Christi Kirche fehlbar ist,
So sind Luter und Antichrist
Die bräfste Kerl auf gantzer Erden.
Denn beyde fehlen Himmel-weit,
Und solche Weis muss ja der Streit
Auf deiner Seit gewonnen werden.

Allein, weil Gott es haben wolt,
Dass man die Kirche hören solt,
So muss man ja die Kirch anhören.

Die Schrift allein die macht kein Kirch,
Das weisst der Bettelvogt von Zürch,
Die Kirch besteht in Glaub und Lehren.

Wer sagt dir, dass die Schrift wahr sey,
Wenn du nicht stimmst der Kirche bey,
Wo Gottes Hand das Ruder führet.
Ich glaub, sagst du, dem Prædicant,
Dem Special, dem Intendant,
Ich glaub, was meine Sinne rühret.

Sehr gut! allein in Glaubes-Sach,
Da sind die Sinne viel zu schwach,
Der Prædicant samt seiner Frauen
Der ist zu schwach, sein Frau ist blöd,
Mithin ist meine Schlusse-Red:
Den Weibern muss man gar nicht trauen.

Und was ist denn hierauf zu thun,
Damit wir im Gewissen ruhn,
Wem ist zu glauben, wem zu trauen?
Die heilig Bibel gantz allein
Ohn Kirche kan nicht giltig seyn,
Den Glaub muss man auf Kirche bauen.

Als Petrus seinen Glaub bewies,
Sogleich ihn Gott zum Fels erkies,
Auf welchen er sein Kirch wolt bauen.
Gleichwie also ein Felse steht,
Auf gleiche Weis mit Pabst es geht,
Der Hirt fehlt nicht auf seinen Auen.

Hier hast du also Schluss und Wort:
Die wahre Kirch die findt sich dort,
Wo Christus selbs den Stein geleget!
Und weil die wahre Kirche stand,
Ehe Luter seine Käthe fand,
So heisst's: die Masque abgeleget.

Ich kenn dich zwar schon an der Hand,
Du bist halt nichts als Prædicant,
Ich kenn dich schon ohn demasquiret.
Der Wolf der heulet niemals mehr,
Als wenn er gern bey'n Schafe wär,
Wenn er vor Hunger schier crepiret.

Dein Wolf-Zahn zeigt sich um und um,
Du nennst Rom, Lectisternium,
Welches vom Lectum sterno kommen
Und welches war ein Heyden-Fest.
Allein der Nam traf ein auf's best
Da Luther seine Käthe g'nommen.

Nun setz dich denn du böser Geist!
Zuvor wenn du nichts anders weist,
Als Gottes Kirche zu versuchen.

Wer Gott veracht ohn Mass und Zahl
Wer Ablass nennt ein Carneval,
Dem backt der Deufel Fassnacht-Kuchen.

Bonn. A. Birlinger.

Das Fremdwort in der deutschen Sprache.

Das Fremdwort ist eine Erscheinung aller Sprachen, vor Allem der Sprachen aller gebildeten Völker. Sehr verschieden aber ist das Verhalten der Sprachen gegenüber den in ihren ursprünglichen Quell eingedrungenen Fremdworten. Ein Vortrag „das Fremdwort in seiner kulturhistorischen Entstehung und Bedeutung, Berlin 1870,“ welchen August Boltz im nassauischen Alterthumsverein gehalten, behandelt das Fremdwort als eine allgemeine Erscheinung des Sprachenlebens. Auf das verschiedenartige Verhalten der Sprachen gegenüber dem aus einem anderen Sprachquell aufgenommenen Element nimmt der Vortrag keine Rücksicht.

Der allgemeine Grund für das Auftreten des Fremdwortes, oder, wie wir auch sagen können, für die Vermischung der Sprachquellen, liegt in der Aufnahme geistigen Eigenthums aus fremden Volks- und Bildungskreisen. Kein Volk, das über die dürftigsten Anfänge der Bildung hinwegschreitet, erzeugt selbständig den ganzen geistigen Besitz, dessen es bedarf. Mit den fremden Vorstellungen kommen die fremden Worte. Denn sollte mit dem Einströmen neuer Begriffe und Bilder die Sprache des aufnehmenden Volkes in der Bildung neuer Worte gleichen Schritt halten, so würde dazu eine ungewöhnliche Energie und Beschleunigung der sprachbildenden Thätigkeit gehören, und damit der ursprünglichen geistigen Bildungskraft überhaupt. Es ist begreiflich, dass diese Erscheinung im Völkerleben noch niemals beobachtet worden ist; es liegt ein Widerspruch darin, dass ein Volk in dem nämlichen Zeitpunkt, wo es sich einem fremden Inhalt gegenüber leidend, die eigene Thätigkeit zurückdrängend, verhält, nach der Seite der Form ungewöhnlich schöpferisch und selbstthätig sich verhalten sollte. Langsam und nach und nach vielmehr vollzieht sich den fremd aufgenommenen Bestandtheilen gegenüber die allgemein geistige und sprachliche Aneignung durch die eigenthümliche Bildungskraft eines jeden Volkes.

Das Fremdwort nun in seiner engern Bedeutung ist nicht dasjenige Wort, welches mit einer Minderzahl seines Gleichen gleichsam als Fremdling in ein anderes Sprachgebiet verschlagen worden, sondern, um in dem eben gebrauchten Bilde zu bleiben, dasjenige Wort, welches in der neuen Heimath ein Fremdling geblieben, welches das Gepräge der Sprachumgebung, in die es versetzt worden, nicht angenommen hat. Dasjenige Wort dagegen, welches, obwohl aus einem andern Sprachquell geflossen, doch der Form nach völlig mit der Sprache verschmolzen worden, in die es übergegangen, wird von der neueren Sprachwissenschaft Lehnwort genannt. Die deutsche Sprache bietet belehrende Beispiele von Worten, die in einer früheren Periode unserm Sprachschatz angeeignet, nur noch dem Sprachforscher als Lehnworte kenntlich sind, während in einer späteren Periode dasselbe Wort mit einer andern Bedeutung nochmals aufgenommen wurde, und diesmal das Gepräge des Fremdwortes behielt. Das Wort Vogt ist ein Lehnwort, die deutsche Umbildung des lateinischen advocatus. Das Wort Advocat kennt jeder als Fremdwort. Beide Mal bedeutet das Wort einen ordnungsmässig bestellten Beistand: das eine Mal aber den Beistand des Oberherrn in der Verwaltung ihm unterstellter Personen und Güter, das andere Mal den Beistand des Hülfesuchenden vor Gericht. Nur in dem ersten Fall hat die Sprache die Kraft besessen, dem Wort das fremde Gepräge abzustreifen.

Nach dem, was über den Grund der Aufnahme fremder Sprachelemente bemerkt worden, ergiebt sich in der Anwendung auf unsere deutsche Sprache leicht die Folge, dass jede energische Berührung mit einem fremden Kulturkreis einen Strom fremden Sprachgutes in dieselbe geleitet hat. Zuerst die Berührung mit den Römern. Diese hat namentlich eine Menge Kunstausdrücke des gewerblichen und wirthschaftlichen Lebens herzugeführt. Sodann die Berührung mit dem lateinisch-kirchlichen Wortschatz. Endlich die Berührung mit den als Kulturgebilde neu erstehenden europäischen Sprachen. Frankreich lieferte vorzugsweise gesellschaftliche und militärisch-technische, Italien kaufmännische und ästhetisch-künstlerische, Spanien geographische und naturhistorische Kunstausdrücke. Einen eigenen Strom von Fremdworten brachten die Einführung des römischen Rechts und die Wiederbelebung des klassischen Humanismus, später die Blüthe des französischen Hoflebens im 18. Jahrhundert, sodann die politischen Einwirkungen der französischen Revolutionsepoche, und in unseren Tagen die eingehendere Bekanntschaft mit den politischen Einrichtungen Englands und seiner Amtssprache. Dass bei einer Verkehrsentwickelung, wie die unseres Jahrhunderts, Ausdrücke, namentlich des industriellen und des gesellschaftlichen Lebens, sobald die Gegenstände zur allgemeinen Anwendung geeignet, sich alsbald verbreiten, ehe die Thätigkeit in den einzelnen Sprachgebieten Zeit hat, mit neuen Wortbildungen Schritt zu halten, ist ohnehin begreiflich.

Weit schwerer als die allgemeine Erscheinung des Fremdwortes im Sprachenleben, ist der Grund des verschiedenen Verhaltens der Sprachen dem ersteren gegenüber zu verstehen. Ja die Erscheinung dieser Verschiedenartigkeit ist nicht nur bis jetzt nicht begriffen, sondern in ihren Abstufungen nur erst sehr mangelhaft beobachtet.

Es fällt sogleich in die Augen, welche grosse Zahl lateinischer und französischer Worte sich in der englischen Sprache finden, die nur oberflächlich durch Endsylben, Beugungsformen und Aussprache das englische Gepräge zu tragen scheinen; und doch hat diese scheinbar unbegrenzte Aneignungsfähigkeit der englischen Sprache eine feine Grenze, deren Gesetz aber noch unaufgehellt ist.

Die deutsche Sprache zeichnet sich fast vor allen gebildeten Sprachen durch die grosse Zahl ihrer Fremdworte im engeren Sinne aus, d. h. also derjenigen Worte, welche aus einem fremden Sprachquell geflossen, das fremde Gepräge behalten. Diese Erscheinung ist häufig genug beklagt und nicht selten auf eine gewisse Charakterlosigkeit, Schwäche und mangelndes Selbstgefühl des deutschen Volkes zurückgeführt worden. Auch an Vorschlägen der Abhülfe hat es nicht gefehlt. Man hat bald zu einer gewaltsamen Verdeutschung aller Fremdworte, d. h. zu einem Ersatz derselben durch eigens gebildete Worte — denn die mit den Worten verbundenen Vorstellungen konnte oder wollte man nicht entbehren — von rein deutscher Abkunft gedrängt, bald wenigstens zu einer Umprägung der Fremdworte durch deutsche Schreibung, auch hin und wieder durch veränderte Aussprache, Beugung u. s. w.

An dem zeitweisen Ueberwuchern des Fremdworts in der deutschen Sprache mögen Trägheit und Ziererei ihren Antheil haben; aber jedenfalls ist derselbe weit geringer als man gewöhnlich glaubt. Die Hauptursache der reichlichen Fremdworte in der deutschen Sprache ist die grossartige, allseitige Aufgeschlossenheit des deutschen Geisteslebens. Der Reichthum, die Mannigfaltigkeit, die feine Unterscheidung der Vorstellungen, das Bedürfniss, kein irgendwie werthvolles und brauchbares Vorstellungsgebiet sich entgehen zu lassen, und gleichzeitig das Bedürfniss, die Eigenthümlichkeit jedes Vorstellungskreises möglichst unverändert zu erhalten — diese deutschen Eigenschaften sind es, welche den Strom des Fremdwortes durch unsere Sprache immerfort hindurchleiten. Es war allerdings verderblich, wenn dieser Strom, wie es zeitweise geschehen ist, die eigene Sprache überfluthete

und den Bildungstrieb derselben hemmte. Aber bisher hat sich dieser Trieb dem fremden Elemente gegenüber immer wieder siegreich erhoben.

Ein Theil der fremden Vorstellungen und mit ihnen die fremden Bezeichnungen werden mit der Zeit als überflüssig ausgestossen. Bei Vorstellungen, welche in den geistigen Grundstock der Sprache übergehen, werden mit der Zeit die Bezeichnungen nach dem deutschen Sprachtypus umgeformt oder ebenso häufig von dem Sprachbildungstrieb durch neue echt deutsche Worte ersetzt, oder es werden die Vorstellungen dem schon vorhandenen Wortvorrath untergelegt. Die gewaltsame Verdeutschung der Fremdworte ist daher ein Vorgreifen gegenüber dem sicher und gut arbeitenden Trieb der Sprachbildung, welches zu verfehlten, oft komischen Versuchen führt.

Ein kleiner Theil der Fremdworte verträgt weder die Umformung noch die Uebersetzung; dahin gehören namentlich onomatopoetische Fremdworte. Das Wort Galop giebt eine Bewegung tonmalend wieder, und so ist es einfach beizubehalten. Der gut gemeinte Vorschlag, Galop durch Schnellhüpflauf zu ersetzen, ist darum unbrauchbar, weil die letztere Bezeichnung eine Definition der betreffenden Bewegung, die erstere eine sinnliche Wiedergabe ist. Die Sprache kann aber auf dem sinnlichen Gebiet nur die wirksamsten Bezeichnungen gebrauchen.

Ebenfalls dem eigenen Zweck ganz zuwiderlaufend ist das Bestreben, die Fremdworte sobald als möglich, wenigstens der Form nach, in Schreibung, Beugung, Aussprache dem deutschen Typus anzupassen. Dieses Bestreben möchte alle Fremdworte sogleich in Lehnworte verwandeln. Auch hier liegt ein Vorgreifen gegenüber dem Walten des Sprachbildungstriebes vor.

Nicht die Fremdworte, die da kommen und gehen, sondern die theils bewusstlose, theils bewusste Halbverdeutschung führt zur Sprachmengerei.

(K. Pr. Staatsanzeiger,)

Zur volksthümlichen Kanzelberedsamkeit des 17. und 18. Jahrhunderts. *

Qui autem dixerit fatue: reus erit gehennæ ignis. Matth. 5.

Wer aber wird sagen/ du Narr? der wird schuldig seyn des höllischen Feurs.

Das andere Gebott; Du solt den Namen deines GOttes nicht eitl nennen.

Von Gottslästeren/ Schelten/ und Fluchen wider das andere Gebott GOttes.

Sobald der Allmächtige GOTT in seinem ersten Gebott andere Götter zu haben verbotten/ und gesprochen hat: Ich bin der HERR dein GOTT/ du solt neben mir keine frembde Götter haben; hat er gleich darauf in dem andern Gebott verbotten/ dass wir seinen heiligen Namen nicht solten eitl und vergebens nennen. Als hätte er sagen wollen: O Mensch! Ich der HERR dein GOTT hab einen solchen Namen/ und will in solcher æstimation und Hochschätzung bey allen Creaturen in Himmel und auf Erden gehalten werden/ dass wann man nur meinen heiligen Namen hört aussprechen und nennen/ jedermänniglich zu meiner und meines heiligen Namens Verehrung solte bewegt werden. Gleichwie verständige/ und ehrliche Leute/ wann sie den Namen ihres Königs/ oder Käysers hören nennen/ eine hohe Meinung von ihrem König und Herrn schöpffen/ und ein Reverenz und Ehrenbietig-

---

* Aus Heribert's v. Salurn Capuc. O. Predigten. Salzb. 1694—1708.

keit zur Aussprechung seines Namens erzeigen. Also wolte der höchste König und Käyser Himmels und der Erden GOtt der Allmächtige/ dass wir ihn in gebührender höchsten æstimation, und Hochschätzung haben solten/ und seinen heiligen Namen ehren. Ein guter Namen/ ein gut æstimation und Meinung von Einem ist bey uns Menschen das gröste Kleinod; auf dieses dringt auch der allmächtige GOtt/ seinen göttlichen Namen sucht er auch in gebührendem Respect bey uns zu erhalten/ da er uns im andern Gebott verbiettet/ dass wir den Namen GOTTES nicht sollen eitel nennen/ und im heiligen Vatter unser befilcht/ dass sein Name solte geheiliget werden/ indem er uns hat lehren betten: Geheiliget werde dein Nam. Petimus, ut nomen Dei sanctum habeatur ab hominibus, & ita illis innotescat Deus, ut non existiment aliquid sanctius, quod magis offendere timeant, spricht der Heilige Augustinus/ wir begehren mit diesen Worten des Heiligen Vatter unsers: Geheiliget werde dein Name/ dass der Namen GOttes von den Menschen heilig solte gehalten werden/ und dass die Menschen in solche Erkäntnuss Gottes solten kommen/ dass sie nichts höhers und heiligers solten schätzen als Gott/ und nichts mehrers solten förchten zu beleidigen als Gott und seinen Heil. Namen. Dann wann Gott der Allmächtige in dem heutigen heil. Evangelio sagt/ dass derjenige des höllischen Feuers schuldig sey/ welcher seinen Bruder schiltet/ und einen Narren heisst/ was für Straff wird dann derjenige verdienen? welcher nicht einen Menschen/ sondern Gott selbst/ und seinen heil. Namen lästert/ schiltet/ und flucht? wer GOtt wird schelten/ oder Fluchen/ der wird die Sünd tragen/ spricht GOtt Levitici am 24. Cap. wer aber den Namen GOttes wird lästeren/ der solte des Todtes sterben. Qui blasphemaverit nomen Domini, morte moriatur. Lev. 24 führe den gotteslästerlichen Menschen hinaus/ befahle GOTT dem Moysi Levitici 24. und alle/ die ihn haben hören Gotteslästern/ Schelten/ und Fluchen/ die solten/ ihre Händ auf sein Haupt legen/ und alles Volck solt ihn versteinigen. Von diesen schwehren Sünden des Gotteslästern/ Schelten/ und Fluchen/ mit welchen Gott/ und sein H, Namen grob verunehrt. und verletzt wird/ will ich in gegenwärtiger Predig handeln/ etc.

Es ist zwar ein Unterscheid zwischen dem Schwören/ Schelten/ Fluchen und Gotteslästeren/ dann schwören ist/ wann man sagt: Bey GOtt/ beym Sacrament/ beym Element/ etc. Darum sagt man/ er hat bei GOtt geschworen. Bey seiner Seelen Seeligkeit/ etc. Schelten ist/ wann man sagt: Du Schelm/ du Dieb/ du Narr/ du dieser und dieser du Donnersvieh/ du Teuffelsvieh/ du HurenSohn/ du Donnerswetter/ du Hagelswetter/ etc. Fluchen ist: Wann man sagt: Dass dich gottshundert tausend Sacra. etc.

Ubel wüntschen ist/ wann man sagt: Dass dich der Teuffel hole/ dass du erkrummest/ dass du erblindest/ dass du die Händ und Füss abfallest/ dass du den Teufl einsauffest; Ey so friss/ dass du erschnölscht/ dass du die Pest/ den Siechthum überkommest/ etc. Gott lästern aber ist/ wann man solche Worte redet/ die Gott/ oder seinen Heiligen/ oder den heiligen Sachen ein grosse Unehr zufügen/ als wann man thäte sagen: Gott ist ungerecht/ er ist falsch/ er ist ein Lugner/ haltet nicht/ was er versprochen hat/ er ist unbarmhertzig/ er ist tyrannisch/ er kan und weiss die Welt nicht zu regieren/ etc. Oder wann man GOtt thät übernämen/ oder aber einen Heiligen/ oder wann man thäte sagen: Dass dich Gottsherr Gottschänd/ Sacrament schänd/ etc. dieses seynd Gottslästerungen/ welches wol zu mercken ist/ weil bey den gemeinen Leuten nichts gemeiners ist/ als diese Wort: Gottsherr Gottschänd/ Sacrament schänd/ sie achtens für nichts/ und seynd doch rechte Gottslästerliche Wort. Wiewol/ sprich ich/ ein Unterschied ist unter dem Schwören/ Schelten/ Fluchen/ und Gottslästern/ so seynd es doch alle Sünden wider das andere Gebott Gottes; du solt den Namen Gottes nit eitl nennen. Und ist die Gottslästerung die gröste Sünd unter allen diesen Sünden; dann blasphemia est maledictio, & despectio Divini Nominis, sagt der grosse Theologus Caietanus in cap. 24. Levitici, die Gottslästerung ist

eine Vermaledeyung/ und Verachtung des göttlichen Namen. Das Gottslästeren ist eine Sach/ die GOtt zu einer grossen Schmach gereicht.

Das falsch schwören ist zwar eine grosse Sünd/ spricht der H. Kirchen-Lehrer Augustinus/ aber das Gottslästeren ist noch ein weit ärgeres Laster/ dann durch das falsch schwören/ wird Gott nur zum Zeichen einer unwarhafften Sach gebraucht/ in dem Gotteslästern aber werden GOTT selbst unwarhaffte Sachen zugemessen/ und zwar gemeiniglich mit grossen Zorn und Verbitterung des Gottslästerers/ gleichsam als wolte er sich an GOTT rächnen und seine heilige Sacramenta/ Blut/ Wunden/ Creutz/ durch welche er flucht und gottslästert/ verachten/ und GOtt darmit trutzen/ und schänden.

O entsetzliches! O grausames Laster der Gottslästerung! Wann ein Mensch den andern schmähet und schändet/ so kan man sie wiederum versöhnen/ wann aber GOtt selbst gelästert/ und geschändet wird/ wer wird GOtt wiederum versöhnen? 1. Reg. 2. v. 25. Es ist nichts erschröcklichers als die Gottslästerung/ sagt der H. Hieronymus in Apologia, welche das gottslästerliche Maul gen Himmel wirfft/ und Gott selbst an seinen Ehren angreifft. Kein Sünd macht den Menschen denen bösen Geistern den Teuflen so ähnlich und gleich als wie das Gottslästern. Aller Gottslästerer Zungen und Mäuler seyn Zungen und Mäuler der Teuffel/ von denen der Psalmist gesprochen hat: Ihre Mäuler seynd voller Lästerungen und Bitterkeit. Psalm. 13. v. 3.

Den Vogel kennt man aus dem Gesang/ den Menschen aus seiner Sprach; die Gottslästerer seyn Teufl aus der Höll/ und gehören zum Teuflen in die Höll/ ihr Sprach verrathet sie; denn die Teufl und die Verdambte in der Höll reden diese Sprach/ sie thun mit gröster Verbitterung/ Gott lästern/ schelten/ und fluchen. Blasphemia est idioma infernalis Inimici, & Damnatorum, spricht Joh. Gerson. to. 4. consid. 2. das Gottslästeren ist die Sprach des höllischen Feinds/ und der Verdambten; dann in der Höll hört man nichts anders als Gottslästerungen/ und Verfluchungen GOttes/ und seiner lieben Heiligen. S. Bernardinus to. 1. serm. 41. art. 3. c. 1.

Wann die barbarische Völker in Lydia, die Atlantides genannt/ nach der schönen Morgenröthe sehen die Sonnen aufgehen/ rotten sie sich zusammen/ wider das gutthätige Weltliecht/ und werffen unsinniger Weiss mit Verbitterung Stein wider die Sonnen gen Himmel/ sie schiessen Pfeil hinauf/ schwingen mit grossen Geschrey Lantzen und Schwerdter darwider. O homines humani ritus degeneres! O unmenschliche Menschen! aber noch grössere Unsinnigkeit verüben die Gottslästerer/ Schelter und Flucher/ indem sie nit wider die natürliche Sonnen/ sondern wider die Sonnen der göttlichen Gerechtigkeit die Pfeil der Gottslästerungen gen Himmel schiessen/ und die Lantzen und Schwerdter des Scheltens und Fluchens wider die göttliche Majestät schwingen. O Himmel! für wem behaltest du deine Donner und Blitz auf? dass du solche Gottslästerliche Mäuler nicht darmit in Abgrund hinunter schlägst? O Feur! warum ergreiffest du nicht solche gottlose Zungen/ und brennest sie bey der Wurtzen aus? O Erden! warum zertheilest dich nicht unter den Füssen solcher verteufleter Menschen? und verschluckest sie lebendig? dann in die ewige Verdamnus zum Teuflen hinunter gehören die Gottslästerer.

Der heilige Effrem redet die gottslästerliche Menschen an/ und sagt: Getrauest du dir dein gottslästerliches Maul zu eröffnen du verwegner Mensch! und wider GOTT/ und seinen Heiligen in Himmel Gottslästerungen/ Schwur/ und Fluchen auszugiessen? und förchtest dir nicht? das dich die Feurblitz von Himmel in Abgrund der Höllen werden hinunterschlagen? da du dein gottslästerliches Maul wider den allmächtigen GOtt eröffnest? vor dessen göttlicher Majestät die Engel im Himmel erzittern.

Weist du nicht? dass wegen der ausgestossnen Gottslästerungen des Assyrischen Königs Sennacharibs wider GOtt/ in einer Nacht hundert und fünff und achtzig tausend Menschen vom Engel Gottes seyn erschlagen wor-

den? 4 Reg. 9. Weist du nicht? dass dieser gottslästerende König Sennacharib selbst wegen seines Gottslästern/ von seinen eigenen Kindern mit Schwerdtern zu Stucken ist zerhauet worden?

Weist du nicht? dass GOtt Levitici am 24. Cap. befilcht/ die gottslästerende Menschen hinzurichten? qui blasphemaverit nomen Domini, morte moriatur, wer den Namen GOttes wird lästern/ solt des Todts sterben.

Wann ein Mensch von dem andern unbilliger Weiss injurirt, gelästeret und gescholten wird/ so wird er darum gestrafft/ und du solt ungestrafft verbleiben? wann du den allmächtigen Gott mit Gottslästerei/ Schelten/ und Fluchen injurierst, und aufs ärgst verletzest? Væ genti peccatrici! populo gravi iniquitate, semini nequam, filiis sceleratis, dereliquerunt Dominum, blasphemaverunt Sanctum Israel. Isa. 1. v. 4. Wehe euch gottslästerlichen Mäulern! euch teuflischen Zungen! euch unsinnigen furien! euch bellenden Höllhunden! die ihr wider GOtt/ und seinen heiligen Sacramenten so ärgerliche Lästerungen ausspeyet! wehe euch/ ihr werdet von GOtt nicht ungestrafft verbleiben; das Göttliche Urtheil ist schon über euch gefällt: qui blasphemaverit nomen Domini, morte moriatur, wer den Namen GOttes wird lästern/ der solt des Todts sterben.

In vielen Orten pflegt man den Gotteslästerern die Zung bey dem Genick heraus zu reissen. In andern Orten pflegt man ihnen ein Schandzeichen an die Stirn zu brennen. Ludo. Franc. Rex. Bey manchen Völkeren/ brennt man ihnen mit einem glüenden Eisen die Lefzen vom Maul hinweck. Der Käyser Justinianus hat befohlen/ die Gotteslästerer hinzurichten.

In den geistlichen Rechten Canon 22. q. 1. cap. si quis per capillum Dei, &c. wird befohlen/ dass man einen Weltlichen/ der Gott lästeret/ solte excommuniciren/ einen Geistlichen aber seines Ambts entsetzen. Der Pabst Gregorius IX. in Decretalibus hat verordnet/ dass derjenige/ welcher GOtt/ oder dessen werthiste Mutter/ oder andere Heiligen lästeret/ der solte sieben Sonntag nach einander barfuss unter währendem Gottesdienst vor der Kirchthür mit einem Strick am Halss stehen/ und sieben Freytag in Wasser und Brod fasten. Und sofern er diese Buss nit wolte verrichten/ so solte er mit andern Bussen unbarmhertzig abgestrafft werden/ und wann er ohne verrichter Buss würde sterben/ solte er des geweyhten Erdreichs beraubt werden.

Qui blasphemaverit nomen Domini, morte moriatur, wer den Namen Gottes wird lästern/ der solt des Tods sterben. Dann wann derjenige des Lebens verfallen ist/ der crimen læsæ Majestatis begeht/ und die Person oder nur die Bildnus seines Fürstens/ Königs/ oder Käysers lästert; wieviel mehr ist derjenige des Lebens verfallen? der wider den höchsten Gott und Monarchen Himmels und der Erden crimen læsæ Majestatis begeht/ und ihn und seine H. Sacrament/ sein Blut/ Wunden/ Stirn/ etc. lästert/ schiltet und flucht? Wann der jenige Mensch/ welcher Lev. am 24. c. v. 11. mit einem andern Grimmen/ und in Zorn unter den Grimmen gottsgelästert/ alsbald in die Gefängnus gelegt/ u. aus Befelch Gottes hat müssen hingerichtet werden; wieviel mehr wird Gott wollen/ dass diejenige gottslästerliche Menschen solten ausgereitet werden? die nit nur einmal/ sondern wol vielhundertmal offt in Zorn aufs grausamste Gottslästern/ Schelten/ und Fluchen.

Wann der allmächtige GOtt den Oza mit dem gähen Tod gestrafft hat/ dass er so vermessen gewesen ist; und die Arch GOttes/ so ein Vorbedeutung war des heiligsten Sacraments/ mit seinen Händen hat angriffen. Wie solt er diejenigen ungestrafft lassen? die vermessentlich bei den H. Sacramenten lästern/ schelten/ und fluchen?

Niemand wird es widersprechen/ dass nit diejenige Böswicht/ die den unschuldigen Sohn Gottes gecreutziget haben/ des ewigen Tods wehrt seyn; aber noch mehr verdienen die ewige Verdammnus die jenige/ welche Gottslästern/ Schelten/ und Fluchen; dann dass Gottslästern/ Schelten/ und

Fluchen/ bey den H. Sacramenten/ bey den Blut und Wunden Christi/ ist ein grössere Sünd als die würcklichste Creutzigung Christi/ sagt der H. Kirchenlehrer Augustinus über das 26. Capitel Matthäi.

Dahero nach dem der H. Evangelist Matthäus in seinem Heil. Evangelio an dem 27. c. beschrieben hat/ wie die Juden und Peiniger Christi samt dem lieben Schächer am Creutz/ Christum JEsum am Stammen des H. Creutzes gelästert haben/ hat er alsbald hinzu gesetzt/ tenebræ factæ sunt super universam terram, dass ein Finsternus sey worden auf dem gantzen Erdenkraiss. Die Sonn ist verfinstert worden/ und hat deswegen ihre Strahlen bedeckt/ und ihren Schein verborgen/ sagt der H. Ansel. in c. 27. Matth. damit die Gottslästerer/ die Christum am Creutz gelästert haben/ der Sonnen Glantzes und Scheins zu einer so entsetzlichen Sünd nicht geniesen möchten.

Solche grosse Beleidigungen thun auch diejenige Christo JEsu an/ die seinen H. Namen Creutz/ Wunden/ Blut/ Sacramenta/ und heil. Wort aus der H. Schrifft/ zum Wundssegen/ Gefrursten/ aberglaubigen Sachen/ teuflischen Beschworungen/ falschen Offenbahrungen/ dergleichen Schwartzkünstlereyen gebrauchen. Solche Menschen thun Gott mit solcher Missbrauchung seines H. Namens einen grössern Spott an/ als wann man eines ehrlichen Manns Namen an Galgen schlüge; dann gleichwie es einem ehrlichen Mann zum höchsten Schimpf und Spott gereichte/ wann ihm einer seinen ehrlichen Namen thäte an Galgen häfften/ und ein solcher vermessner Mensch billig einer grossen Straff würdig und wert wäre/ der es thun würde: Also gereicht es auch Gott zum höchsten Schimpf und Spott/ wann sein H. Namen an Wundseegen Zetlen/ und allerley Teuffelskünstlen gehängt/ und gebraucht wird. Wie dann der böse Feind/ damit er die Leut unter dem Schein des Gutens verführe/ die heiligste Wörter/ Creutz und Namen zu allerley solchen Teuffelswercken gebrauchen macht/ GOtt dem Allmächtigen zum grösten Spott und Missbrauchung seines H. Namens. Solche vermessne Menschen seynd der zeitlichen und ewigen Straffen würdig und werth/ die Gott und seinen Heil. Namen einen solchen Spott anthun/ u. nicht darvon abstehen. Solten wir wider solche vermessne Menschen nit einen Christlichen Eiffer erzeigen? und sie mit solchen Teuffelskünstlen/ und schweren Beleidigungen GOttes wider das erste und andere Gebott/ auf alle Weise abhalten?

Solten wir nit den Gottslästerern/ Scheltern und Fluchern aus Christlichen Eiffer auf ihr gottslästerliches Maul schlagen? und sie darmit lehren/ Gott fürchten? wann du einen hörest GOtt lästern/ schelten und fluchen/ so gehe hinzu/ sagt der H. Chrysost. halte ihn darvon ab; ist es ein solcher Mensch/ an dem nichts gelegen ist/ oder der dein Unterthan ist/ so schlag ihn auf sein gottslästerliches Maul/ und heilige dein Hand dardurch. Dann du must wissen/ dass wann du Einen siehest sündigen/ und thust ihn nicht von der Sünd abhalten/ so bist du ärger/ als derjenige/ welcher die Sünd begeht. S. Thomas in Catena.

Als der Hochgelehrte Johannes Hurtado aus S. Dominici Orden einmals einen Soldaten hörte Gottslästern/ Sacramentiren/ Schelten und Fluchen/ gienge er aus Christlichen Eiffer hinzu/ und sagte zu den gottslästerenden und fluchenden Soldaten/ du lügst du Böswicht! GOtt der HErr ist nicht derjenige/ wie du ihn mit deinem gottslästerenden Maul schiltest; es sein nur sieben und nicht hundert tausend Sacrament/ die man nicht fluchen/ sondern ehren muss.

Wer nit mächtig ist/ die höchste Unbild zu rächen/ die GOTT mit Gottslästeren/ Schelten/ und Fluchen angethan wird/ der schreye gen Himmel und die göttliche Rach/ es wird solchen gottlosen Menschen die göttliche Rach nicht ausbleiben.

Massen Henricus Murac ein Cartheisser schreibt/ dass unweit von Lucern sich einsmals drey Spiller zusammen gesöllet/ und auf dem Würfflblatz

erschienen seyn; der eine unter ihnen Ulrich Schröter genannt/ war im Spillen sehr unglückseelig/ darüber wurde er dermassen erzörnet/ dass er anfienge entsetzlich zu Gottslästeren/ zu Schelten/ und zu Fluchen; er zoge seinen Dolchen aus/ stosste denselbigen vor Zorn auf den Tisch nieder/ und erhebte seine gottslästerliche Zung gen Himmel/ sprechend: Christe du Sohn Marie/ du solt wissen/ wofern mir auch dieser Wurff unglücklich fallen wird/ so bin ich gesinnet/ mich an dir zu rächen/ und dir diesen Stillet in deine Seiten zustossen. Was geschicht? die Würfl fallen ihm unglücklich/ er verspillt auch dasselbige Spill/ worüber ist er dermassen ergrimmet/ dass er den Stillet in die Höhe hat hinauf geworffen/ mit diesen gottslästerlichen Worten/ höre Christe/ du Sohn Marie! mein Willen und Meinung ist/ dass dieser Stillet deine Seiten durchstechen solte. Sehet Wunder! Kaum hat dieser gottlose Mensch/ diese gottslästerliche Wort ausgesprochen/ da seynd fünff frische Blutstropffen von Himmel auf den Spill-Tisch heruntergefallen/ zum Zeichen/ dass dieser Gottslästerer mit seinen Gottslästerungen/ und Stillet Christi der HERRN Seiten durchstochen habe; es erschienen auch zween schwartze abscheuliche Mohren/ welche den Gottslästerer ergrieffen/ und durch die Lufft in die ewige Verdammnus hinweck geführt haben. Credo, quòd blasphemi sepeliantur in infimo loco inferni cum Lucifero, spricht der heilige Vincentius Ferrerius, ich glaub gäntzlich/ dass die Gottslästerer zu unterst der Höllen mit dem Lucifer vergraben werden.

Nichts desto weniger/ wann etwan der Mann dem Weib/ oder den Kindern rufft/ und sie wollens nicht geschwind hören; wann ihm der Sohn oder Tochter/ der Diener oder Knecht/ die Dienstmagd oder Dienstmädl zulangsam kommen/ oder nicht geschwind gehen; wann die Arbeit/ oder sonst etwas nicht recht von stat geht/ wann man ihm ein unbeliebige Red zuzieht/ wann man ihm nicht gleich thut/ was er haben will/ wann man ihn erzörnet; da ist das Sacramentiren/ das Schelten/ das Fluchen/ das Gottslästern/ dass es kein Wunder wäre/ die Teuffel thäten einen solchen Menschen mit Leib und Seel hinweck führen; aller Zorn muss von solchen gottlosen Menschen mit Schelten/ Fluchen/ und Gottslästern an GOtt/ und an seinen H. Sacramenten ausgelassen werden/ als wann Gott ihnen nicht recht gethan/ und sie zum Zorn bewegt hätte. Maledicti erunt, qui contempserint te, & condemnati erunt omnes, qui blasphemaverint te, spricht der fromme Tobias c. 13. O Gott! vermaledeyt werden seyn/ die dich verschmähen! und verdambt alle/ die dich lästern! die höllischen Geister/ die Teuffel selbst können manchesmal den gottslästerenden Menschen nicht länger zu hören/ sondern thun die Unbild/ so Gott dardurch geschicht/ rächen/ und die gottslästerende Menschen zu Stucken zerreissen.

Dergleichen Exempel schreibt Theophilus Raynaudus to. 17. operum suorum, in Prato Spirituali, §. 78. Es war in Franckreich/ in der Lugdunischen Landschafft ein edler junger Herr (eques Melitensis) welcher dem Sacramentiren/ Gottslästern/ Schelten und Fluchen sehr ergeben war/ dieser delectirte sich mit der Jägerey/ weil er aber gemeiniglich zu Nachts gar spat nach Haus kame/ und man gar lang auf ihn warten müste/ verwisse ihm seine verwittibte Frau Mutter/ und drohete ihm/ sofern er nit früher würde nach Haus kommen/ so werden sie nit mit dem Essen auf ihn warten/ sondern auch das Haus verspörren/ dass er nit mehr wird in das Haus einkommen; aber er verlachte nur diese mütterliche Ermahnung/ und bliebe aus/ wie zuvor/ die Mutter hingegen thäte auch/ was sie gesagt/ sie liese zu gebührender Zeit das Nachtessen zu bereiten/ und das Haus verschliessen. Als nun der Sohn über zween Tag mit zween andern seinen Cammeraden/ gantz spat in der Nacht nach Haus kamme/ und das Haus verspörrt fande/ auch niemand erruffen kunte der ihm aufmachen thäte/ hat er/ seinen Gebrauch nach/ entsetzlich angefangen zu Sacramentiren/ zu Gottslästern/ und zu fluchen. Dieses Gottslästern/ Schelten/ und Fluchen/ hat er wiederholt/ als er auch keine taugliche Liegerstatt hatte/ sondern samt seinen Cam-

meraden in einen schlechten Bett vergut nehmen muste; er lage mitten zwischen seinen zween Cammeraden/ und schalte und fluchte ohne unterlass/ also dass es die Teuffel selbst nicht mehr haben konen erdulten/ sondern ein höllischer Geist in Gstalt eines grossen Rissens mit zween grausamen Höllhunden ist vor das Bett kommen/ der hat den Gottslästerer zwischen den andern herausgerissen/ und auf den Tisch/ so dort war/ hinauf geworffen; auf den Tisch hat der grausame höllische Jäger den Gottslästerer mit einem grossen Weidmesser in Stucken zerschnitten/ und den 2. feurige Höllhunden zu verschlucken vorgeworffen. Nach solchen ist er samt den zweye Hunden verschwunden/ und hat die zween Cammeraden des Gottslästerers in solcher Forcht und Schröcken verlassen/ dass der eine alsbald sich in ein Closter begeben hat/ GOtt eifferig zu dienen/ und der Gefahr seiner ewigen Verdammnus zu entgehen.

Seht! wie die Gottslästerer/ Schelter/ und Flucher zeitlich und ewig zu Grund gehen? maledicti erunt, qui contempserint te, & condemnati erunt omnes, qui blasphemaverint te, O GOtt! vermaledeyt seyn diejenige/ die dich verschmähen/ und verdammt alle/ die dich lästern.

Deponite igitur iram, indignationem, malitiam, blasphemiam &c. Ey so legt dann ab von euch den Zorn/ die Verbitterung/ die Bosheit/ aus welchen das Gottslästern/ Schelten/ und Fluchen entstehet! thut mit solchen Lasteren den Namen GOttes nicht entunehren/ wider das ander Gebott GOttes; seit nicht aus der Zahl der höllischen Inwohner/ der Teuflen und Verdammten in der Höll/ welche GOtt unablässig lästern/ schänden und schmähen/ sondern lobet/ ehret und preiset GOtt mit möglichster Andacht und Liebe/ und gebt darmit zu erkennen/ dass ihr aus der Zahl der Auserwählten GOttes begehrt zu seyn/ die mit den H. Engeln in der himmlischen Glori Gott in alle Ewigkeit begehren Lob zu singen/ zu ehren und zu preisen; darzu gebe euch seine göttliche Gnade GOtt der Vatter/ und der Sohn/ und der Heil. Geist/ Amen.

Dr. A. Birlinger.

Das erste deutsche Buch in America.

In der Monatsschrift „Der deutsche Pionier", welche in Cincinnati erscheint und sich immer mehr zu einem Schatzkasten entwickelt, worein unsere Landsleute jenseit des Weltmeeres werthvolle Beiträge zu der Geschichte der deutschen Einwanderung in die Vereinigten Staaten niederlegen, finden wir (2. Jahrgang 2. Heft) eine Beantwortung der Frage: Welches ist das erste deutsche in America gedruckte Buch? O. Seidensticker aus Philadelphia berichtigt nämlich einen Irrthum, als sei der von Benjamin Franklin im Jahre 1742 gedruckte reformirte Katechismus das erste auf americanischem Boden in deutscher Sprache erschienene Buch, und fährt sodann fort:

Schon Christoph Sauer hatte 1740 drei Bände Predigten von George Whitfield und 1739 den „Zionitischen Weihrauchshügel," einen Octavband von 820 Seiten, herausgegeben. Das erste Buch, das er publicirte, und vielleicht das erste überhaupt, das mit deutschen Typen gedruckt wurde, ist das 1738 erschienene „A-B-C- und Buchstabir-Buch."

Aber bereits 1730 hat Franklin ein deutsches Buch (mit lateinischen Lettern) gedruckt, das seines Alters und Inhalts halber gleich merkwürdig ist. Es muss zu den ersten Werken gehören, die aus der Officin des jugendlichen Benjamin Franklin hervorgingen, wenn es nicht wirklich das erste ist. Da es sehr selten ist, setze ich den Titel vollständig her: Goettliche Liebes und Lobes gethoene welche in den hertzen der kinder der weiszheit zusammen ein und von da wieder ausgeflossen. Zum Lob Gottes und nun

denen schuelern der himmlischen weiszheit zur erweckung und aufmunterung in ihrem Creutz und leiden aus hertzlicher liebe mitgetheilt. Dann

Mit lieb erfuellet sein bringt Gott den besten Preisz
Und giebt zum singen uns die allerschönste weisz.

Zu Philadelphia: Gedruckt bey Benjamin Franklin in der Marck-Strass 1730.

Aus dem Inhalte der Lieder geht hervor, dass sie für „Erweckte“ oder „Inspirirte“ bestimmt waren, für Leute wie die Anhänger von Kelpius und Seelig. Ein Exemplar dieses Buchs befindet sich im Besitz des Hrn. Abraham H. Cassel in Montgomery County; vielleicht ein unicum.

Aber die Frage nach dem ältesten deutschen Drucke in den Vereinigten Staaten ist damit nicht erledigt. Conrad Beissel liess 1728 „ein Büchlein vom Sabbath durch den Druck gemein werden,“ (Chronicon Ephratense Cap. VII.), das die Verlegung der Sabbathfeier auf den Samstag bezweckte und bei den Anhängern Beissel's auch erwirkte. Derselbe Beissel veröffentlichte vorher, aber wahrscheinlich in demselben Jahre, die „Neun und neunzig mystischen Sprüche.“ Wo Beissel diese Schriften drucken liess, ob hier oder in Deutschland, ist mir nicht bekannt.

(Cölnische Zeitung.)

Bade - Carmina.

Encomium fontium acidularum Vallis Petrinae Auctore Joanne Fautschio, Med. Doct. et Prof. ord. acad. Friburgensis. 1618.

Laudaturus aquam vitae fontemque salutis,
Vos o fonticolae placidissima Numina Musae,
In mea vota voco, et vestras precor indigus artes,
Ut sacra perfusae unda atque aspergine roris
Pimplaei voces in carmina grata liquescant.
Commendet vini laudes vinosus Homerus,
At me Petrini delectant pocula fontis,
Pocula ieiuno nil mane nocentia ventri.
Quid? credamne Deas tria livida Numina Parcas
Hactenus inuidisse homini tam nobile donum
Montibus abstrusum extremis, et valle remota?
An potius Superos quibus est Hygieia curae
Tantisper studio clausisse repagula fontis,
Haec dum paulatim subeat morbosior aetas?
Scilicet haec paucis scaturigo salubris ab annis
Nota fuit sanis, simul ac innotuit aegris:
Illis, ut seruent, vitae qua dote fruuntur,
His, ut ab aegroto depellant corpore morbos.
O igitur saluete piae, pia Numina Nymphae,
Ter saluete Deae, quibus est custodia fontis.
Nonne salutatum vos gens venit omnis ab omni
Late accita loco, nec parcit sumptibus ullis
Nectare dum vestro satiata recedat, et aegris
Artubus amoueat morbos seniumque retardet.
Non tantus populi accursus veniebat ad aras
Quondam, Phoebe tuas consultum oracula diua:
Quantus ad hunc fontem numerus properare quotannis
Cernitur, ut lymphas lustret, gustetque salubres.
Gens nimiis assueta scyphis amplisque culullis
Exhaurire merum post maxima tormina ventris

Bile superuacua concita vel arduam orexin
Iliacumque malum post lamentabile spasmi
Fatum, post contracturam manuumque pedumque
Cumprimis fontis venerandum numen adorat.
Sic etenim visum est Superis ut pocula Bacchi
Usurpata diu undiferas vertantur in urnas,
Ut noxam vini castigent pocula fontis.
Sunt quos crudeli cruciatu calculus anxit
Aut teretes ureterum renumque lapilli
Aut in inaequales concretus mucor arenas,
His post exhaustas multo medicamine vires
Una salus fuit hos acidos potasse liquores,
Atque mali causas haustu pepulisse resumto.
Continuo fluxu vexatus et asthmate magno,
Aut valido fauces intercludente catarrho
Quam non quaerit opem? quos non bibit anxius haustus?
Quas panacacarum species, chymicamque per artem
Ter distillatos aurata in pyxide rores
Non absumit inops vitae mortique propinquus?
Quin etiam vidi flammas dirosque vapores
(Proh dolor in nostras deerant haec fata ruinas)
Fumiferi potas persaepe fuisse Tabaci,
Et spirasse ambas horrentia nubila nares,
Dum caderet miser in terram, ceu fulmine tactus,
Et flueret cerebro rosoluto lenta saliua:
O Medico persuase malo, quid pharmaca quaeris
Thessalico quae nata solo, quaeque ipsa benigna
Nostris in terris nasci natura negauit?
Quid dubitas Diuum donis melioribus uti
Quae nobis assueta, Deus quaeue obtulit ultro?
Ecce ut prosiliunt Petrina in valle Dianae
Dona, salutiferi viua e scaturigine fontes.
Cui non gratus acor fontis? quis nauseet haustum
Ambrosia grata et diuino nectare mixtum?
Quem non splendor aquae invitet, qui purior ipso
Emicat electro et superat crystallina vasa?
Quem non alliciant trepidant cum in gurgite parvo
Limpiduli latices, atomisque simillima paruis
Infusis sursum saliunt corpuscula vitris?
O utero sterili matres, sterilesque mariti,
Qui saepe haeredes votis optatis anhelis,
Consulite hos fontes, et ad hanc accedite vallem:
Hoc in fonte Diana latet foecunda propinans
Pocula foelici genitalia pignore donans.
Ecquid cunctaris peditarda afflicte podagra?
Ergo age rumpe moras desperatasque medelas
Librales haustus, conditos sachare bolos,
Atque euersuros ventremque gulamque syrupos,
Aut inspissato decocta julapia succo
Et varii lapidum generis pretiique Trageas,
Aut immissa aluo bubulo clysteria folle,
Aut opiata acres male dilatura dolores.
Mitte procul: potius fontes admitte Petrinos;
Spiritus intus agit, penetratque per ossa, per artus,
Atque podagrificas extinguit frigore flammas.
Quid? dubitem? fallarne? vel indubitata fides sit,
Quicquid in hoc est fonte boni, quod proderit aegris

Et longo afflictis morbo, sanctissime Petre,
Omne tuo id dudum iam profluxisse fauore,
Atque tuo patrocinio venisse benigno?
Unde nec immerito quondam veneranda vetustas
Vallis ad ingressum tibi sacras struxerat aras,
Ut te tam custode bono, bona gratia fontis
Gratia perpetuos conseruaretur in annos.

Doktor Behr über den Nutzen und Gebrauch des Petersthaler Gesund-Brunnens. 1750.

Von jenen Quellen will ich singen,
Die in dem Petersthal entspringen,
Und die der Schöpfer dieser Welt
Zum Wohl der Menschen forterhält.
Herr! dieses weislich auszuführen
Lass mich von deinem Geiste rühren!
Damit der Mensch, der sie geniesst,
Und dem von ihnen Heil entspriesst,
Beim Trinken und beim warmen Bade,
Auch loben mög' dein Werk der Gnade,
Und dir für diese Güt' und Treu'
Von Grund der Seele dankbar sey.

Auf! Gäste auf! bekennt und preiset
Gott, der so deutlich hier sich weiset,
Der euch den Brunnen da geschenkt,
Und so viel Kraft in ihn gesenkt.
Gott, der ihn zierte mit der Gabe,
Dass er euch alle kühlend labe,
Und als die beste Arzeney
Von tausend Leiden euch befrey.
Ist durch sein Eisen führend Wesen
Nicht mancher Kranke schon genesen,
Der ehedem — oft viele Jahr —
Blöd, elend, schwach und siechend war?

Durch dieses Eisen, dass hier fliesset,
Wird euer Lebens Saft versüsset,
Verdünnert, flüssig, rein und gut,
Und ausgeschwemmt das träge Blut.
Die Adern und die zarten Gänge,
Die oft verschlossen, starr und enge;
Verjährtes Weh, das Manchen plagt;
Und Schärfe, die das Fleisch zernagt;
Verstopfung in den Eingeweiden;
Rheumatisches und Nerven Leiden;
Diess, und was sonsten euch beklemmt,
Wird durch dasselbe ausgeschlämmt.

Noch mehr: Euch besser zu beleben,
Und neuen Trieb dem Blut zu geben,
Liegt in der Quelle rein verwahrt
Ein geisterfüllte Schwefel Art,
Die nicht, wie Mancher denkt, erhitzet,
Nein! auf ganz eigne Weise nützet;

Indem ihr flüchtig, reiner Geist,
Was immer grob und schädlich heisst,
Durchdringet, löset und zertheilet,
Versüsset, kühlet, reint und heilet,
Und durch die Sond'rungs Gänge treibt,
Dass nichts davon zurücke bleibt.

Auch habt ihr weiters zu bemerken,
Dass um die Zäserchen zu stärken,
Ein vitriolisch reiner Saft
In der Genesungs Quelle haft't,
Der so, wie jeder weiss und sieht,
Die Theile sanft zusammenzieht;
Den Schleim aus kranken Drüsen rückt;
Die Glieder stärket und erquickt;
Den Magen kräftigt zum Verdauen;
Die Blume bringt den jungen Frauen;
Das Fieber tilgt; Geschwüre heilt;
Und Bleich- und Wassersucht zertheilt.

Ja! um dem Menschen Heil und Segen
Zu bringen auf verschiednen Wegen,
Entquollen in Sankt Petersthal
Zwei Sauer Brunnen an der Zahl.
Der grosse labt, erquickt und stärket,
Wie man diess öfters schnell bemerket.
Der kleine ist dagegen schwach,
Wirkt leise, lind und allgemach.
Der grosse reinigt durch die Nieren,
Der kleine aber durch's Laxiren.
Gebrauche den zu jeder Frist,
Der dir am Meisten dienlich ist!

Diess Wasser aber recht zu nützen
Muss, nach dem Trunk, man wenig sitzen;
Nicht liegen oder stille steh'n;
Nein! artig hin und wieder geh'n.
Soll es sein volle Kraft bezeigen,
Muss man nicht stets die Berge steigen;
Dem Springen, Laufen, Tanz und Spiel
Auch setzen ein gemessen Ziel.
Denn allzuviel sich abzujagen
Vermindert nicht, ja mehrt die Plagen.
Die guten Säfte schlämmt man aus
Und bringt den Körper siech nach Haus.

Soll es auch äusserlich nicht schaden,
So muss man nie zu warm d'rin baden,
Und nie zu lang' im Bade seyn;
Denn Beides nähret oft die Pein.
Auch haben wir hiebei zu melden,
Dass man den Leib nie soll erkälten,
Noch lange in der Durchluft steh'n,
Wenn man vom Bad zurück muss geh'n.
Auch pflegt es besser anzuschlagen,
Wenn Morgens früh, mit nüchterm Magen,
(Nicht wenn schon Wasser drinnen ist)
Man zu dem warmen Bad sich rüst't.

Noch Eines werde nicht vergessen:
Dass man nie Mittags bei dem Essen,
Wenn man des Abends baden will,
Den Magen allzustark erfüll'.
Zwei Stunden müssen auch verfliessen,
Eh' man nach Tisch es darf geniessen.
Denn wo man Speis im Magen hat,
Da wird mit Nutzen nie gebad't.
Die Dauung wird dadurch gehindert,
Die Leibes Oeffnung wird vermindert;
Wind, Kolik, Blähung nehmen zu,
Und Träume stören uns're Ruh.

Doch, wenn man nicht im Baden fehlet,
Mehr lau, als heisses Wasser wählet:
So ist es dann von seltner Kraft,
Und mehr, als guter Eigenschaft.
Es pflegt dem Menschen aus den Nieren
Griess, Sand und Steine abzuführen;
Es treibt die Schärfe aus dem Blut,
Und kommt der kalten Mutter gut.
Es heilet die gelähmten Glieder,
Und bringet die Bewegung wieder;
Eröffnet Leber, Milz und Brust,
Und macht zum Essen frohe Lust.

Vom Trinken ist noch Diess zu sagen:
Gleichviel kann jeder nicht vertragen.
Wer eh'mals viel getrunken hat,
Der trink sich, jetzt auch, voll und satt:
Allein, wem dieses nicht behaget,
Und wer sich bald darauf beklaget,
Der thue hier, in dieser Sach,
Beim Sauer Brunnen hübsch gemach.
Doch will es oft die Lag' der Dinge,
Dass man sich fast zum Trinken zwinge;
Denn, wo diess allzuschwach geschicht,
Da wird sehr wenig ausgericht.

Soll Alles recht und gut geschehen,
So musst du auch auf's Wetter sehen.
Denn, ist das Wetter klar und schön,
So musst du mehr zum Brunnen geh'n.
Hingegen lass bei kaltem Regen
Das starke Trinken unterwegen:
Es treibt den Leib nur in die Höh',
Und macht dir nichts, als eng' und weh.
D'rum fülle nie bei kühlen Tagen
Mit vielem Wasser deinen Magen;
Und, soll es dir erspriesslich seyn,
So schütt' es gierig nicht hinein.

Von diesem Wasser merk' auch heute,
Dass nach Beschaffenheit der Leute
Sein Wirkung gar nicht einerlei,
Ja oft durchaus verschieden sey;

Denn, welche Schleim im Magen hegen,
Die pflegt es hinten auszufegen.
Und, deren Blut in schnellem Kreis,
Die treibt es meistens auf den Schweiss.
Und, die im Blut viel Schärfe führen,
Die reinigt selbes durch die Nieren.
So richtet diese Wasser Kur
Sich selbst nach jeglicher Natur!

Will es kein' Oeffnung dir erwecken,
So musst du desshalb nicht erschrecken.
Nimm etwas Salz, und trinke viel,
So hast du gleich gewonnen Spiel.
Dann merk': Was in den Adern lieget,
Wird durch den Stuhlgang nicht besieget:
Durch Schwitzen, Speichel und Urin,
Kann sich dem Leibe mehr entziehn,
Und wird auch leichter abgeführet,
Als wenn es einzig nur laxiret.
D'rum sieh auf andre Leute nicht,
Wenn Gleiches nicht bei dir geschicht.

Es scheinet oft, als könnt' dein Magen
Das kalte Wasser nicht ertragen:
Da folg'st du dann gemeinem Hauf
Und wärmest dir dasselbe auf.
Allein gefehlt! Du wirst betrogen,
Die beste Kraft wird ihm entzogen,
Das Thätigste entfliehet dir,
Und Schlechtes bleibet dir dafür.
Weit besser ist es kalt genommen:
Es wird dir noch so gut bekommen,
D'rum trink' es kalt; nur nach und nach,
Und glaub': Dich trifft kein Ungemach.

Doch kannst du dir noch Dieses merken,
Dass deinen Magen was zu stärken
Für dich sodann nichts Bessers sey,
Als etwas bitt're Arzenei.
Brauch' nur für Leib- und Magen Ropfen
Ein halben Löffel Wermuth Tropfen.
Und, wenn dir dieses nicht behagt,
So sey desswegen unverzagt:
Bedien' dich guter Stärk Morsellen,
So wird dein Magen nie geschwellen.
Verzuckerte Pom'ranzen Schal
Tilgt eben so die Blähungs Qual.

Auch dieses ist noch anzupreisen,
Dass man sich hüten soll zu speisen,
Wenn man das Wasser etwas spat
Und kurz vor Tisch, getrunken hat.
Die Dauung wird dadurch vermindert,
Des Heil Trunks Wirkung ganz gehindert,
Ein grober Nahrungs Saft erzeugt,
Der die Gesundheit schwächt und beugt.

Hast du die Mahlzeit eingenommen,
So lass den Schlaf nicht an dich kommen,
Mach' dich vom Tisch, steh auf und geh,
Scherz, spiel' und lach' in der Allee.

Diess thut, so wird zu allen Zeiten
Das Petersthal euch Nutz bereiten,
Und Mancher, wie ich oft geseh'n,
Wird frisch von da gesundet geh'n.
Doch, soll die Heil Fluth euch erquicken,
So lasst euch keine Sorgen drücken,
Flieht Unzucht, Schwelgen, Völlerei,
Und denket endlich noch dabei:
Dass hier, wie sonst, an Gottes Segen
Das Allermeiste sey gelegen!
D'rum folget doch, zu Gottes Ehr'
Und euerm Wohl
dem
Doktor Behr!

Decret Heinrichs IV. von Frankreich vom Jahre 1604, durch welches einem Schweizer französisches Bürgerrecht verliehen wird.

Beigedruckt einem jetzt seltenen und wenig gekannten Büchlein des Maistre Claude Jaunin, Docteur en Theologie und Professeur ès Langues findet sich der Haupttheil eines Decretes, durch welches der Betreffende, aus Coudrefin im Canton Bern gebürtig, die Rechte eines französischen Bürgers erhält. Das kleine Actenstück ist an und für sich schon von Interesse, ausserdem noch durch die Person des Inhabers; dieser unterrichtete nämlich besonders im Hebräischen und Deutschen, und das erwähnte Büchlein ist speciell für unsere Landsleute bestimmt. Der Verfasser liess es, nachdem er etwa 20 Jahre in Frankreich unterrichtet, 1624 zu Lyon erscheinen, unter dem Titel: "Les Compliments de la Langue Françoise," und widmete es "A Messieurs Messieurs les Allemans desireux d'apprendre la Langue Françoise." Es enthält Gespräche über die verschiedensten Lebensverhältnisse, die manchen interessanten Beitrag zur Kenntniss der Zeit liefern. Wir behalten uns vor, gelegentlich Einiges daraus mitzutheilen.

REQVESTE DE L'AVTHEVR PRESENTEE AV
Roy Henry le Grand, & l'appointement d'icelle.

Henry par la grace de Dieu Roy de France & de Navarre, a tous prefents & à venir, Salut. Sçavoir faifons, avoir receu l'humble fupplication de noftre cher & bien aimé, Maiftre Claude Jaunin, Docteur en Theologie, natif du lieu de Coudrefin, Bailliage d'Auenche, riere les terres de Berne: Contenant qu'il s'est retiré en ceftuy nostre Royaume, en deliberation d'vfer & finir ses iours, comme noftre fubiect, & vray Regnicole, fi noftre bon plaifir eftoit luy vouloir fur ce octroyer nos lettres de Naturalité à ce neceffaires. Pour ces caufes & autres bonnes confiderations à ce nous mouuants, & defirants fubvenir à l'accompliffement & execution de la bonne volonté que ledict Jaunin a de viure & mourir noftre Regnicole, & Subiect; A iceluy auons permis & octroyé, octroyons, & permettons, voulons & nous plait, qu'il puisse, & luy foit loifible, demeurer & refider en ceftuy noftre Royaume, pays terres & Seigneuries de noftre obeyffance telles qu'il aduisera,

& de iouyr de mefmes Priuileges, comme s'il eftoit originaire de noftre Royaume, &c. comme plus amplement eft contenu en l'extraict des Regiftres de la Chambre des Comptes; Fait à Montpelier le 5. Feurier. 1604.

Berlin. Dr. H. Bieling.

Ein Vorschlag.

Das französische Wort neutre wie seine abgeleitete: neutralité, neutraliser, neutralisation, haben, meines Wissens, keine gleichgeltende in der heutigen deutschen Sprache.

Wenn das lateinische Fürwort neuter heute nicht mehr als mit der Umschreibung keiner von beiden* ausgedrückt werden kann, verhielt es sich anders damit in dem sechzehnten Jahrhunderte, wo dasselbe durch ein einziges Wort dwederer, dwedere, dwederes** für die drei Geschlechter bezeichnet ward. Um demselben einen aneignenden Sinn zu geben, genügt es dem Wurzelworte dweder die Ableitung ig beizufügen und man erhält daraus das Beiwort dwederig, e, es, welches dem falschen deutschen Ausdrucke neutral, einem etwaigen Abklatsche des lateinischen neutralis, durchaus entsprechen wird. Die anderen französischen: neutralité, neutraliser, neutralisation, anstatt, Neutralität, neutralisiren, Neutralisation oder Neutralisirung*** könnten wohl mit Dwederigkeit, bedwederigen, Bedwederigung übersetzt werden.

Lüttich. Dr. L. Fabry-Rossius.

Ursprung des Liedes „God save the king."

Die Frage über den Ursprung des Liedes „God save the king" hat Dickens in seinem „All the year round" von Neuem angeregt. Er führt an, dass es zuerst 1745 nach der Niederlage des Prinzen Carl Stuart auf dem Unglücksfelde von Culloden öffentlich gehört wurde; ursprünglich sei es ein jacobitisches Lied gewesen, dessen Gesang im Bereich der Behörden Gefahr gebracht hätte. Wenn die Jacobiten vom König gesprochen oder

---

* W. Freund, Gesammtwörterbuch der lateinischen Sprache. Breslau, 1844—1845, am Worte neuter.

K. E. Georges, lateinisch-deutsches Handwörterbuch. Leipzig, 1861—1862, am Worte neuter.

** J. Kehrein, Grammatik der neuhochdeutschen Sprache, u. s. w. Leipzig, 1862. — Erster Theil, S. 115. Tschudi hat wäderer (wer von beiden) und dwäderer (keiner von beiden).

J. Kehrein, Grammatik der deutschen Sprache des XV. bis XVII. Jahrhunderts. Leipzig, 1863. — Erster Theil, S. 218. Anm. Das mit weder gebildete deweder (neuter) ist nun veraltet. Ds. (DIEBOLD SCHILLING) hat noch: ob deweder Teil in semlichem Krieg ützit gewunnen hette 254. Ts. (TSCHUDI) dasz dwäderer Teil gesiget. Aber dwäderer Teil gab nützit umb des andern Verbannung 36. und wolt schier niemand dewederm Künig (Richard, Alfons) hulden 154. — Ao. (ALBERTUS OELINGERUS) hat S. 93 f. Auff dwedere Seut (ad neutram partem).

*** F. E. Petri, Handbuch der Fremdwörter in der deutschen Schrift- und Umgangssprache, u. s. w., neu bearbeitet von W. Hoffmann. Leipzig, 1865. am Worte neutral.

Die verkürzte Schreibweise dweder ist vorgezogen, damit die daraus abzuleitenden Wörter desto leichter auszusprechen sind.

gesungen, so hätten sie damit den König jenseits des Kanals gemeint, was die noch heut im Liede enthaltenen Worte: *Send* him victorious bewiesen, weil sie nicht auf den in England anwesenden König gepasst hätten. Ferner sagt Dickens, dass viel Streit sowohl über die Worte als über die Komposition des Liedes entstanden sei, man aber keine genügende Aufklärung darüber gefunden habe. „Hätte man einen namhaften Preis für eine Volkshymne ausgesetzt,“ bemerkt er, „welche in gleicher Weise patriotische wie dynastische Loyalität zum Ausdruck bringen sollte, so hätten keine gewissenhaften Kritiker ihn dem Urheber jener Worte zuerkennen können, wer er auch gewesen sein möge. Dennoch aber ist dieses Lied, welches mehr wuchs als gemacht wurde, das kostbarste literarische Juwel der britischen Krone, und kann mit Fug und Recht den Anspruch erheben für das Haus Hannover mehr Werth als irgend ein stehendes Heer gehabt zu haben. „God save the King,“ wie es ursprünglich im Drurylane Theatre gesungen wurde, nachdem kurz zuvor die Nachricht in London eingelaufen war, dass die letzten Hoffnungen des jungen Prätendenten bei Culloden vernichtet worden wären, enthielt neun Strophen oder sechs mehr als die drei, welche uns Allen jetzt so bekannt sind. Diese drei sind das ächte Jacobiten-Lied, ohne Veränderung eines einzigen Wortes; die übrigen sechs waren streng hannoverisch und whiggistisch, und sind längst dem Fegefeuer überantwortet, welchem aller literarische Kehricht vorbehalten ist. Es war ein glücklicher Zufall, wenn es nicht ein Stückchen weiser Politik war, durch den das jetzige Regentenhaus Besitz von dem Liede seiner Feinde nahm, und so zu seinem eigenen Ruhme ausbeutete, was zu seiner Erniedrigung dienen sollte.“

So weit Dickens im All the year round. Pierer giebt in seinem Universal-Lexicon an, dass schon 1607 das Lied bei einem Feste gesungen worden sei, welches die Merchant-Taylors' Company für König Jacob I. veranstaltet hatte.

Nach neueren Angaben, sagt dieselbe Quelle, solle Ben Jonson der Verfasser und John Bull (im 16. Jahrhundert Organist der Königin Elisabeth) der Komponist gewesen sein. Gewiss ist, dass es 1745 von Arne, dem Komponisten von Rule Britannia, im „Gentlemen's Magazine“ abgedruckt und auf die Bühne gebracht wurde.

Unser preussisches Volkslied „Heil Dir im Siegerkranz“ wurde von Balthasar Gerhard Schuhmacher, geb. 1755 in Kiel, während seines fünfmonatlichen Aufenthaltes in Berlin 1793 gedichtet, und zuerst in Nummer 151 der „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“ Dienstags, den 17. December 1793, abgedruckt. Heinrich Karries galt lange fälschlich als der Dichter.

The Watch at the Rhine.

A cry resounds, like thunders' roar,
Or clash of swords, or sea-beat shore:
On to the Rhine — the Rhine's broad wave!
Oh, who our German stream will save?
Fear not, lov'd country, nor repine,
Thy faithful watch still guards the Rhine!

A hundred thousand bosoms bound,
And eyes flash lightning, at the sound;
The peaceful German draws the brand
To shield his holy Fatherland.
Fear not, lov'd country, nor repine,
Thy faithful watch still guards the Rhine!

And though my heartstrings burst, thy strand
Shall never be the Frenchman's land;
Rich as in watery stores thy flood
Is Germany in heroes' blood!
Fear not, lov'd country, nor repine,
Thy faithful watch still guards the Rhine!

Beheld from yon celestial glades,
By hero-fathers' awful shades,
He cries: "The Rhine shall rest, I swear,
As German as the heart I wear!"
Fear not, lov'd country, nor repine,
Thy faithful watch still guards the Rhine!

So long the life-blood warms our veins,
So long one sword or arm remains,
So long a rifle fills one hand,
Shall foeman ne'er pollute thy strand!
Fear not, lov'd country, nor repine,
Thy faithful watch still guards the Rhine!

The oath is heard — the stream flows fast —
Our banners flutter in the blast.
The Rhine! the Rhine! our brothers call;
Its guardians, Germans, we are all!
Fear not, lov'd country, nor repine,
Thy faithful watch still guards the Rhine!

G. Boyle.

Dem „Spectator“ entnehmen wir folgendes charakteristisches Gedicht auf des „kleinen Louis Feuertaufe“ bei Saarbrücken:

„How jolly, Papa! how funny!
How the blue men tumble about!
Huzza: there's a fellow's head off, —
How the pretty red blood spouts out.

And look, what a jolly bonfire!
Wants nothing but coloured light;
Oh, Papa! burn a lot of cities,
And burn the next one at night.“

„Yes, child, 'tis operatic
But don't forget, in your glee,
For your sake this play is playing —
That you may be worthy me.

They baptized you in Jordan water, —
Baptized as a Christian, I mean;
But you come of the race of Cæsar,
And thus have their baptisms been.

Baptized in true Cæsar fashion,
Remember through all your years
That your font was a burning city,
And your water its widows' tears.“

Die Uebersetzung lautet ungefähr wie folgt:

„O wie lustig, Papa, o wie schön,
Die Blaujacken purzeln zu seh'n,
Huzza! dem Kerl ist der Kopf ab,
Roth Blut spritzet hoch als Fontän'.

Und sieh nur des Kunstfeuers Pracht,
Nichts fehlt ihm als farbiger Schein;
Papa, solch' ein Brand noch zur Nacht
Vieler Städte muss köstlich doch sein.

Wie in der Oper, lieb' Kind, ist's ein Spiel,
Doch vergiss mir nicht in Deiner Lust,
Dass für Dich nur geschehen so viel;
Meiner Lehren bleib' stets Dir bewusst.

Sie tauften im Wasser des Jordan
Als Christen Dich, mein' ich, zuvor,
Doch die Nachkommen der Cäsaren
Geh'n aus solcher Taufe hervor.

So musst Du, als richtiger Cäsar,
Getaufet Dich lebenslang wähnen,
Dein Taufstein ein Städtebrand war,
Das Wasser — der Wittwen Thränen."

Der Torbador Guillem de Cabestanh.*

Einer der wenigst genannten provençalischen Trobadors wird hier zum erstenmal monographisch behandelt. Die Sage meldet von ihm, dass er die Gemahlin eines andern als Dame seines Herzens besungen, und dass diese seine Neigung erwiedert habe. Das war bekanntlich in der Blüthezeit der französischen Ritterminne nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Sprach die vornehme Welt Frankreichs im 18. Jahrhundert von einem „Sacrament des Ehebruchs," so erklärten die Damen der Ritterzeit des 12. und 13. Jahrhunderts in einem bekannten Richterspruch: „Minne in der Ehe ist nicht möglich."

Ausnahmsweise aber war die Strafe, welche den unglücklichen Guillem de Cabestanh getroffen haben soll. Der entrüstete Gemahl, meldet die Sage, habe ihn ermordet, und sein Herz als Wildpret zubereitet seiner Dame zum Essen vorgesetzt. (Vgl. Uhlands „Castellan von Coucy" D. R.)

Der Verfasser beginnt mit einer umsichtigen Kritik der verschiedenen Versionen der Sage, führt sie auf zwei ältere Quellen zurück, deren er aber jede für unabhängig von der anderen erklärt, und kommt zu dem Ergebniss: Unzweifelhaft ist, dass ein Geschlecht des Cabestanh und ein Guillem de Gabestanh gelebt hat. Ebenso ist es den Sitten der Zeit gemäss nichts weniger als unwahrscheinlich, dass der Dichter die Gattin eines andern geliebt, seine Neigung durch seine Lieder verrathen habe und von dem eifersüchtigen Gemahl getödtet worden sei. Ob jedoch ein bestimmtes

---

* Sein Leben und seine Werke. Berlin, Heimann. 1869. 68.

Lied die Veranlassung seines Todes geworden, und welches dieses Lied gewesen sei, muss ebenso zweifelhaft bleiben, wie sich über die mithandelnden Personen und die näheren Umstände der Erzählung gewisses nicht bestimmen lässt. Manches ist als spätere Erfindung klar zu erkennen und insbesondere die Episode vom gegessenen Herzen entschieden als sagenhaft zu bezeichnen.

Von den elf Gedichten, die dem Trobador zugeschrieben werden, hält Hüfler nur sieben für echt. Von sämmtlichen gibt er einen kritisch revidirten Text mit den wichtigsten Varianten, lässt dann metrische Bemerkungen folgen, und schliesst mit drei Proben einer wohlgelungenen Uebersetzung.

(Augs. Allg. Zeit.)

Erklärung.

Eingangs des 11. Bandes des in Leipzig erscheinenden Jahrbuchs für Romanische und Englische Literatur hat Professor Bartsch in Rostock meine in früheren Bänden vorliegender Zeitschrift abgedruckten Berichte über die provenzalischen Liederhandschriften in Italien einer Kritik unterzogen, worin er mir eine Unzahl fast ohne Ausnahme unbegründeter, zum grossen Theil gradezu lächerlicher Vorwürfe macht. Obwohl die böswillige Absicht dieser Kritik keinem Unbefangenen entgehen konnte, säumte ich nicht, eine eingehende, aber möglichst kurz gehaltene Widerlegung derselben an die Redaction des Jahrbuches einzusenden und zweifelte nicht daran, dass dieselbe gern bereit sein würde, die mir in ihren Blättern widerfahrene Beschimpfung wieder gut zu machen. Ich täuschte mich jedoch hierin. Herr Prof. Lemcke begnügte sich damit mir mitzutheilen, dass er „nicht nur die Gerechtigkeit meiner Beschwerden, sondern auch den durchaus maassvollen und würdigen Ton meiner Erwiderung an Bartsch vollständig anerkenne," was aber den Abdruck betreffe, so müsse ich meine Replik entweder auf eigene Kosten als eine besondere Beilage zur Zeitschrift, welche die Redaction nichts angehe, erscheinen, oder aber mir gefallen lassen, dass meine Rechtfertigung vorher an Bartsch zur sofortigen Widerlegung (!) eingesandt werde, da er sich sonst Unannehmlichkeiten zuziehe. Da ich auf diese willkürlichen und meiner Ansicht nach durchaus unbilligen Bedingungen nicht eingehen wollte, Herr Prof. Lemcke aber von denselben nicht abzubringen war, blieb mir in Ermangelung eines norddeutschen Pressgesetzes Nichts übrig, als um Rücksendung meines Artikels zu bitten, welche denn auch mit grösster Bereitwilligkeit erfolgte.

Zur Veröffentlichung derselben ist leider hier nicht der geeignete Ort, daher es bei der vorstehenden Erklärung sein Bewenden haben mag. Das Verfahren der Redaction richtet sich selbst, und was Bartsch betrifft, so füge ich noch hinzu, dass seine Vorwürfe nicht nur fast ohne Ausnahme ungerechtfertigt sind, sondern dass auch das Ungerechtfertigte, wenigstens des grössten Theiles derselben, einem Manne von seiner Bildung nothwendig bewusst gewesen sein muss, wovon sich aus meiner von der Redaction des Jahrbuches mir wieder zurückgeschickten Replik jeder Leser auf das Deutlichste überzeugt haben würde.

Grüzmacher.

Ueber die verschiedene Behandlung der Ballade.

Die ächten alten Balladen — im Gegensatz zu den Kunstballaden der modernen Dichter — sind theils im grauen Alterthum, theils im Mittelalter entstanden. Die schönsten haben deutsche Volksstämme des europäischen Nordens geliefert. Sie schildern uns hervorragende Thaten und Ereignisse mit dramatischer Anschaulichkeit in ächt dichterischer Weise, so dass unser Herz davon ergriffen wird.

„Sie wecken der dunkeln Gefühle Gewalt,
„Die im Herzen wunderbar schliefen.

Bei den Balladen der germanischen Stämme ist diese Wirkung vorwiegend ernster Natur. Alles Schöne und Ergreifende, das sich an Liebe und Treue und deren Kämpfe mit Verrath und Unglück, mit der Bosheit der Menschen und den feindlichen Schicksalsmächten knüpft, das erschütternde und zugleich erhebende Schauspiel der Kämpfe mit den wilden Leidenschaften unsres Herzens finden wir in diesen Balladen mit besonderer Vorliebe behandelt. Es sind gleichsam kurze Tragödien in Form von Gesängen. Sie sind ohne Zweifel für den Gesang gedichtet und von Einzelnen sowie von der Gemeinschaft gesungen worden. Einzelne singt das Volk noch heutzutage nach den alten von den Vätern überkommenen Weisen, und auch diejenigen, deren Melodie verloren gegangen ist, zeigen ihre Sangbarkeit schon bei richtiger Deklamation.

Bei den Balladen der Völkerstämme romanischer Sprache,

die man Romanzen zu nennen pflegt, tritt der Ernst mehr in den Hintergrund. Auch sie rühren uns gar oft, aber nur selten erschüttern sie unser Gemüth. Balladen wie „Edward“ (Dein Schwert wie ist's von Blut so roth), „Es waren zwei Königskinder,“ „Herr Oluf,“ „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht“ sind unter ihnen nicht zu finden.

Wer Balladen, sowie überhaupt die ganze Volkspoesie recht verstehen will, muss das Volksleben kennen. Wenn z. B. im Preuss. Oberlande während des Winters die Feldarbeit ruht und die langen Abende die ganze Familie des Bauern, seine Knechte, Mägde und die Instleute nebst deren Kindern in der grossen Stube um das knisternde Kaminfeuer versammeln, beginnt das geistige Leben in jenen Kreisen seine zwar beschränkte, aber doch eigenthümlich schöne Regsamkeit zu entfalten. Da sitzt der alte Bauer am Ehrenplatz auf der Ofenbank und erzählt seine alten, längst bekannten Geschichten, während die Frauen und Mädchen spinnen, und die jungen Bursche durch allerlei Einfälle und Spässe dem Jugendmuthe Ausdruck geben. Da wird jedes hervorragende Ereigniss des Tages, sei es ernster oder heiterer Natur, eifrig besprochen, und es werden daran die naivsten Bemerkungen geknüpft, die um so reicher und eigenthümlicher zum Vorschein kommen, je tiefer dasselbe Aller Herzen bewegt. Da ist kein Streben, pikant oder geistreich zu erscheinen; da ist Niemand mit beissendem Witz oder Spott bei der Hand, um Bemerkungen, die nicht ganz logisch oder nur gewöhnlich sind, dem Gelächter der Gesellschaft Preis zu geben. Ungekünstelt giebt ein Jeder seine Meinung hin und harmlos wird sie aufgenommen. Man muss dabei gewesen sein, um zu wissen, wie treffend oft diese Bemerkungen sind, wie treu sie die sittliche und religiöse Anschauungsweise der Gesammtheit wiedergeben, wie oft unbewusst ein Wort gesprochen wird, das einem ernsten Denker Ehre machen möchte. Ein Wort, welches zündet, wird oft lange aufbewahrt, und von Mund zu Mund getragen, bis seine Entstehung und sein Urheber vergessen sind und der Ausspruch als sprüchwörtliche Redensart, als Sprüchwort oder Reimsprüchlein in den Sprachschatz aufgenommen und verwerthet wird.

Das grösste Interesse erregt das Leben und Schicksal

hochgestellter und reicher Personen der Umgegend. Mag der Edelmann noch so abgeschlossen leben und in gar keine nähere Berührung mit dem Dorfsbewohner kommen: er ist doch in herzlicher Beziehung des Volkes eigen. Unser Herr Graf, unser Herr N., ja sogar unser geiziger Herr N. also sprechen Bauern und Tagelöhner von den Reichsten und Mächtigsten der Umgegend, auch wenn sie ihnen keine Frohnden zu leisten, keinen Nutzen von ihnen zu gewärtigen haben.

Die Thaten und Schicksale dieser Reichen und Mächtigen werden in den geselligen Zusammenkünften der langen Winterabende wiederholt besprochen und die Erzählung wird von Mund zu Mund getragen. Es liegt diesem Erzählen, diesem „Sagen“ nicht etwa blosse Neugierde und Klatschsucht zu Grunde. Liebe und Pietät bewirken, dass der Landbewohner den noch so fern und fremdstehenden Mann, der ihn vielleicht nie eines Blickes würdigt, dennoch als den Seinigen betrachtet, dass er ihn gern verehrt, wenn Edles und Wackres von ihm gesagt werden kann, und sich selbst von dem Stolzen und Schuldvollen nicht mit Hass oder Spott, sondern mit innerm Grauen und einem durch Mitgefühl gereinigten Schrecken abwendet. Es liegt diesem „Sagen“ nicht minder zu Grunde jenes heilige Grauen vor dem grossen Unbekannten, dem Schicksal, der Gottheit, die in unerforschlicher Weise die Menschheit so wunderbar lenkt und sich am erschütterndsten da offenbart, wo der Mensch in irgend einer Hinsicht über seines Gleichen sich erhebt oder erhoben wird. Es liegt diesem Sagen nicht minder zu Grunde jenes unverfälschte sittliche Fühlen des Volkes, das trotz aller Schlacken den innern Kern desselben edel und schön erhält. Wenn irgend eine That begangen ist, durch die ein Mensch im Frevel göttlichen und menschlichen Gesetzen Hohn gesprochen hat, wenn irgend ein Unglück unter erschütternden Umständen hereingebrochen, so ist's, als ob der Genius des Volkes dadurch aus seiner Ruhe gebracht wird, die er nur dann wieder erlangt, wenn er die Thatsache gemäss den in ihm liegenden sittlichen und religiösen Anschauungen in sich verarbeitet hat. Daher kommt es, dass die Erzählung gar bald eine eigenthümliche Gestalt annimmt. Wenn der Verräther eines Freundes vom Pferde gestürzt ist, so muss es

genau an der Stelle geschehen sein, an welcher der Betrogene in Verzweiflung sich selbst entleibte. Wenn der Sohn eines Säufers wie sein Vater im Graben endete, so ist's genau an der Stelle gewesen, an welcher man den Alten einst todt gefunden hat. Und leicht werden begleitende Umstände erfunden, welche das Walten der rächenden und strafenden Gottheit oder unheimlicher Mächte noch schärfer zur sinnlichen Anschauung bringen. Durch dieses Sagen und Erzählen von Mund zu Mund spinnt gar bald die Sage ihren anmuthigen, luftigen Schleier um die nackte Thatsache, und es bildet sich im Laufe der Jahre eine feste Form, die in ähnlicher Weise wie die Sprüchwörter und Reimsprüche aufbewahrt und verbreitet wird. Noch heutzutage bilden sich überall solche Sagen, und wer die Bildungsgeschichte derselben studirt, kann nicht selten noch die einfache Thatsache von dem Angefügten trennen. So erzählten die Bauern im Oberlande theils wunderbare, theils schaurige Geschichten von einem Grafen von Ponarien (Ponarien ist ein adliger Sitz bei Mohrungen in Ostpr.), der sich in der Zeit der Leibeigenschaft zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch seine theils wüsten, theils tollen Streiche in jener Gegend einen Namen erworben hatte. Die Erzählungen trugen halb das Gewand der Sage, halb das der Anecdote. Das Ende des Mannes wurde in biblischer Weise geschildert. Er ward gefressen von den Würmern, lag hülflos und verlassen von aller Welt in seinem Prunkzimmer. Selbst seine Hunde mochten nicht mehr zu ihm gehen. Ein einziger alter Diener hat ihm an einer Stange einen Labetrunk gereicht und ihn zuletzt nach dem Tode in die Ahnengruft schaffen lassen. Die Seele aber hat der Teufel geholt.

Hat das Volk Personen in seiner Nähe, welche sich durch Sonderbarkeiten oder Fehler, die weniger bösartig sind, auszeichnen, so beginnen Witz und Humor ihre lustigen Spiele zu treiben und die Sage nimmt eine fröhliche Gestalt an. Aber es ist wohl zu beachten, dass die Scherzworte stets von Pietät und schöner Menschlichkeit, nie von Hohn oder boshafter Spottsucht zeugen, wie so viele geflügelte Witzworte der sogenannten bessern oder feinern Gesellschaft.

Ausser den genannten Erzählungen und Besprechungen

pflegt man die geselligen Zusammenkünfte in den Winterabenden noch durch Vorträge und gemeinsamen Gesang zu erheitern. Dies geschieht überall in gleicher Weise. Anderer Zeitvertreib ist unbekannt, oder wird — wie Mummereien und Spiele — durch die Sitte auf besondere Tage beschränkt. (Weihnachten, Neujahr, Erntefest).

Zum Vortrage kommen nur die alten Mährchen und Sagen. Nie kann man eine andere Erzählung, als solche, die das Volk einst selbst gebildet hat, vortragen hören. Alle sogenannten Volksschriftsteller haben dazu ihre Kunst vergebens aufgeboten. Die schönsten Erzählungen der Schullesebücher, wie die von Hebel, ja Mährchen von Hauff oder aus „Tausendundeiner Nacht" bleiben vollständig unbeachtet, obgleich die Kinder dieselben in den Schulen fast auswendig lernen und die Eltern, auch wenn sie nicht lesen können, durch die häuslichen Leseübungen der Kleinen genügend damit vertraut gemacht werden. Es spricht aus ihnen der moderne Geist der gebildeten Stände, welcher dem Volke fremd ist; und Fremdes lässt es sich nicht aufzwängen. Nur sein eigenes wahres Eigenthum hält es lieb und werth. Dafür hat es das rechte Verständniss. Alles Andere staunt es wol an, nimmt es aber nicht auf. Sobald eines der alten deutschen Mährchen vorgetragen wird, lauscht Jeder mit neuer Freude, wenngleich er die Erzählung zum hundertsten Mal hört. Ja es scheint, als ob die völlige Bekanntschaft damit den Reiz erhöhe; denn man kann den Gesichtern ansehen, wie sie sich zu dem Augenblicke spannen, da aus des Erzählers Mund der bekannte Spass, oder die Schilderung der schauerlichen That hervorgehen, um herzlich zu lachen, oder Rufe der Verwunderung und des Grausens auszustossen. Dasselbe Gesetz gilt für den gemeinsamen Gesang. Man singt nur ächte Volkslieder und Balladen. Die Regierung hat sich vielfach bemüht, durch die Schule patriotische Lieder und andere, deren Kenntniss wünschenswerth erscheint, unter dem Volke zu verbreiten. Es ist bisher nicht gelungen. Kaum, sind die jungen Bursche und Mädchen confirmirt, so singen sie in den Spinnstuben vom „Edelmann und Schäfer," vom „Müller am Teich," von den „zwei Königskindern," aber niemals, oder nur sehr selten, eine der modernen

Weisen. Zuweilen findet eine solche auf kurze Zeit Eingang, wird aber bald wieder vergessen, während die alten Lieder schon von kleinen Kindern gelernt werden. In den Pausen findet man Schüler gar oft im Kreise auf den Bänken sitzen und mit halblauter Stimme Text und Melodie einüben. Eine Sangeskundige pflegt vorzutragen.

Man muss ja nicht glauben, dass Rohheit, oder „das Hängen am Alten“ dabei eine Hauptrolle spielen. Der Grund dafür liegt darin, dass Text und Melodie dieser alten Lieder der Denk- und Empfindungsweise des Volkes so angemessen sind, dass Alle ihr eigenes Ich, ihr innerstes Leben darin abgespiegelt finden. Bringt man ihnen solche Gesänge entgegen, so nehmen sie dieselben, auch wenn sie ihnen ganz neu sind, mit der grössten Freude auf, wie die Gebildeten ein Lied von Heine mit der Composition eines Schubert oder Schumann.

Alle diese Beobachtungen lassen auf die Entstehung und das Wesen der alten Balladen folgende Schlüsse ziehen:

Der trauliche Familien- und Freundeskreis am heiligen Feuer des Heerdes ist die ursprüngliche Heimat, aus der sie hervorgegangen sind. Dort sind die Thaten und Ereignisse, welche ihren Inhalt bilden, in den langen Winterabenden durchdacht und besprochen worden. Daraus ist allmählich die feste Form einer Erzählung gebildet worden, wobei in den ältesten Zeiten heidnisch-sittliche und religiöse Anschauungen die spätern christlichen vertraten. Erzählungen, die weite Verbreitung fanden, wurden in einzelnen Stämmen, ja in abgeschlossenen Gegenden nach besonderm Denken und Empfinden gemodelt. Nachdem sie von Gau zu Gau gewandert und von dem ächten Geist des Volkes, d. h. von seiner ureignen Denk- und Empfindungsweise durchdrungen und von der Sage mit dem Schleier des Geheimnissvollen und Wunderbaren umkleidet worden waren, hat einer jener alten Sanges- und Liedeskundigen, die das sangesfreudige Volk der Germanen schon in den ältesten Zeiten aus seinem Schoosse erzeugte, des Stoffes sich bemächtigt, demselben die Form eines Liedes gegeben und dies dem Hörerkreise vorgesungen. Die darin niedergelegten Empfindungen und Gedanken hat er festgehalten und somit dem Volke

nichts Neues, Fremdes gegeben, sondern ihm nur sein Eigenthum in verschönerter Gestalt wieder zugestellt.

Die alte Romanze kann nur auf dieselbe Weise entstanden sein. Der anders geartete Volksgeist hat den in der Einleitung erwähnten Unterschied der innern Färbung hervorgerufen.

Diese eigenthümliche Entstehungsweise hat der Volksballade jene Fülle naiver Lieblichkeit, jenen Reichthum an sinnlicher Schönheit, jene tiefe und urwüchsige Kraft der Empfindung: die Frische wahren Naturgefühls, die naive Glaubensinnigkeit, die Wahrheit der sittlichen Empfindung verliehen, durch welche jeder wirkliche Freund der Poesie mit Recht so hoch entzückt wird. Man muss nicht vergessen, dass das Volk damals noch ein ungetheiltes Ganzes bildete, eine grosse Familie, in der jeder Freie dem andern an Sitte und Art der Bildung gleich stand, in der die Einzelnen sich nur als minder oder höher begabte Menschen und nicht als Glieder einzelner Stände mit Standesbildung und Standesdünkel von einander unterschieden. Noch im Mittelalter war von der grossen Spaltung, welche die gelehrte Bildung hervorgebracht hat, wenig zu bemerken. Die Fürsten und Edeln sonderten sich nicht streng vom Volke ab, sondern waren mit ihm verbunden durch das schöne Band volksthümlicher Liebe und Pietät, das durch gemeinsam genossene Freuden und gemeinsam getragene Leiden jene Festigkeit und Dauerhaftigkeit erlangte, die selbst durch die vernichtenden Angriffe des modernen Lebens noch nicht ganz zersetzt worden ist. Eine Liebe, Ein Glaube, Eine Sitte durchdrang und belebte den ganzen Stamm, das ganze Volk; Eine Freiheit gab des Mannes Brust jenen edeln, selbstbewussten Stolz, den der Mann der Neuzeit nur künstlich, grösstentheils nur durch schwere Kämpfe aller Art zu erringen vermag. Frei und offen durfte Jeder sein Wort in die Wagschale legen, frei und ungekünstelt trat jedes Gefühl in seiner ganzen naiven Kraft und Schönheit zu Tage, und der wahre Adel der Gesinnung und der höhern Geisteskraft, noch nicht verbannt in die stille Brust des Einzelnen oder in die enge, einsame Klause, wirkte veredelnd und belebend auf alle socialen Verhältnisse, wie das frische Quellwasser auf das duftreiche Leben am grünen Waldeshang.

Daher auch jene Einheit der Grundanschauungen des Lebens, die wir bei der Volksballade finden. Die Empfindungen in ihr sind alle naiv. Wo sie zur Sentimentalität sich neigen, oder bereits schwächlich und matt sind, kann man mit Sicherheit schliessen, dass man keine ächte Volksballade, sondern das Werk eines gelehrten Dichters hinter Klostermauern, eines jener Balladensänger vor sich hat, welche zur Zeit Jacobs I. in England für die Presse dichteten. Dergleichen Machwerke werden vom Volke selbst nie gesungen und Niemand wird sie aus seinem Munde für die Sammlungen erhalten haben.

Fragen wir uns nun, was zum wahren Wesen der ächten Volksballade gehört. Man hat viel gesprochen von düstrer Grundstimmung, von der Schilderung des Waltens unheilbringender Schicksalsmächte, von der „Verbindung epischen Geistes mit dem Glauben an Naturmächte.“ Dies Alles bezeichnet nicht den Kern der Sache. Derselbe lässt sich also aussprechen:

Die ächte Volksballade steht auf historischem Grund und Boden, d. h. sie hat einen Inhalt, der sich an wirklich Erlebtes anschliesst. Die poetische Darstellung desselben bringt uns die sittliche und religiöse Lebensanschauung der alten Volksstämme und ihrer durch die moderne Cultur noch nicht getrennten Ganzheit und Naivetät zur Anschauung. Sie hat die Form eines Liedes, ist geradezu einzig und allein für den Gesang der Menge bestimmt und durch die Lust am gemeinsamen Singen erzeugt worden, so dass sie nur in Verbindung mit der Melodie als Gesang gedacht und wahrhaft genossen werden kann.

Daraus erklären sich viele der eigenthümlichen Schönheiten, die man auf Rechnung der alten Dichter zu schreiben pflegt, welche der Ballade einst Form und Melodie gegeben haben. Gar Vieles fanden die bards oder scalds, die skôpâs bereits fertig gebildet in der Sprache und Ausdrucksweise ihres Volkes vor. Davon kann man sich noch heutzutage überzeugen, wenn man beobachtet, wie unsre Landleute einander Mittheilungen über Dinge machen, die ihr Inneres stark erregen. Die lebendige und spannende Form der Frage und Antwort („Was nahm sie von ihrem Haupte? Von Golde so schwer eine

Kron") hört man bei jeder Erzählung. Nicht minder werden ganze Sätze der Frage in der Antwort wiederholt (vergl. „die Bernauerin") und den Antheil des Erzählers kennzeichnet die Vorsetzung des treuherzigen „mein" und „unser." (O Reitknecht, lieber Reitknecht mein.) Desgleichen wird die Erzählung, wo es irgend angeht, in dramatischer Form gegeben, denn das Volk, nicht geübt im Gebrauche abstracter Begriffe, sucht in seiner sinnlichen, plastischen Ausdrucksweise das Ereigniss so darzustellen, wie es geschehen ist. Die Schilderung, welche sich bereits in abstracten Begriffen bewegt, das Angeschaute unter allgemeine Begriffe bringen muss, ist ihm theils zu matt, theils zu schwierig.* Daher wird in der ächten Volksballade die Erzählung, sobald sie nicht durch den Dialog dargestellt werden kann, in der bekannten schwunghaften Weise nur in einzelnen Momenten angedeutet und die Mühe der sorgsamen Schilderung der Phantasie des Hörers überlassen. Die schönsten Balladen bestehen ganz oder fast ganz aus Dialogen. Dies lässt uns zugleich schliessen, dass die Romanzen, in denen die klare schildernde Erzählung vorherrscht, das Werk eines Dichters sind, der bereits dem Volke ferner stand, dass sie mithin schon zur Kunstpoesie gezählt werden müssen. Sie müssen in einer Zeit entstanden sein, in welcher die Kluft zwischen den höhern und niedern Volksschichten bereits entschieden zu bemerken war, während die Dichter der ächten Volksballade sich von dem Volke durch fremde Art der Bildung noch nicht entfernt haben können. Man schliesst es auch daraus, dass neben den Romanzen mit klarer Schilderung in Frankreich und Spanien noch ächte Balladen gesungen werden, die ein entschieden volksthümliches Gepräge zeigen.

Die ächte Volksballade ist also auch der Form nach zum grössten Theile Eigenthum des Volkes selbst. Derjenige Theil,

* Wenn heutzutage dem modernen Dichter die dramatische Darstellung schwieriger werden muss, als die Schilderung, so liegt der Grund darin, dass er allein die Arbeit vollbringen muss, welche damals der Gesammtgeist ausführte, dass der Volksgeist ihm nicht, wie es damals geschah, den Stoff bereits ausgearbeitet zustellt, sondern dass er ihn im Sinn und Geiste der Gesammtheit selbstständig formen muss.

welcher allein dem Talente des Dichters zugeschrieben werden muss, ist der Kehrreim. Die gewaltige Kraft, welche derselbe in einzelnen Balladen zeigt, spricht für die hohe Begabung, deren sich einige der alten Meister erfreut haben müssen. Kein Wunder, dass man sie — wie es von den dänischen scalds bekannt ist — als Nachkommen Wodans, und ihre Kunst als eine göttliche bezeichnete. Der Kehrreim macht die Ballade zu einem Liede, das bestimmt ist, in Gemeinschaft gesungen zu werden. Ist sie im Versmass und Endreim meistentheils schwach und nachlässig, so ist sie im Kehrreim jederzeit stark und correct. Schön bezeichnet seine Kraft das Wort refrain, das an den stetig sich wiederholenden Wellenschlag erinnert. „Wie der Blick mit den Wellen vorwärts eilt und zugleich auf ihnen ausruht, so unser Gefühl mit diesem hochpoetischen Reime, den noch kein Kunstdichter hat nachahmen können. Wie die Musik unsre Stimmung dadurch beherrscht, dass sie dieselben Sätze wiederholt und in verschiedener Verbindung immer wiederkehren lässt, so erhält und befestigt der Kehrreim unsre Stimmung durch Wiederholung derselben Worte, Laute, ja ganzer Satzreihen. Er macht, dass wir die Worte in unserm Herzen hegen und bewegen, sie zu Einem Gefühl verschmelzen, dies Eine festhalten und immer wieder darauf zurückkommen.“ Man denke an das reizende, innige, treuherzige Volkslied: Muss i denn, muss i denn zum Städtle hinaus etc. Ist's doch, als ob wir den treuherzigen Burschen vor uns sehen, wie er beim Abschiede sein Lieb immer und immer wieder umarmt, und durch die beständige Wiederholung eindringlicher und herzlicher Versicherungen ihr banges Gemüth beruhigen und seine eigene Wehmuth verscheuchen will. Man denke an die Wirkung des Kehrreims: Wehe mir Alhama in der spanischen Ballade: „Es durchritt der Maurenkönig die volkreiche Stadt Granada.“ Bekanntlich erschütterte die Kraft dieses Reims die Gemüther der Mauren in einer solchen Weise, dass die spanische Regierung das Singen dieses nationalen Klageliedes geradezu verbieten musste.* Man denke an den Kehrreim:

* Selbstverständlich ist die ganze Wirkung des Kehrreims nur beim Gesange zu ermessen.

Mutter, Mutter! Edward, Edward! Oh! in „Dein Schwert, wie ist's von Blut so roth," an die gebrochenen Kehrreime, die, wie z. B. in der schwedischen Ballade: der grimmige Bruder, gleich einem Chorus die Stimme des Volks aussprechen und in dieser Zertheilung „Ei sagte man — so stolz derweilen" zwar schneidend, aber doch so schön wirken. Dieser Reim ist mit genialer Kraft dem natürlichsten Ausdrucke der Empfindungen abgelauscht und dann mannigfach vervollkommnet worden. Wer irgend einmal bittende oder schmeichelnde Kinder gehört, wie sie ein und dieselbe Bitte, dasselbe Schmeichelwort wiederholen; wer Liebende beobachtet hat, wie sie nicht müde werden, dieselben Versicherungen der Liebe zu geben, dieselben Antworten auf die ewig gleichen Fragen nach Liebe zu ertheilen; wer auf Menschen achtet, die von plötzlichen Heimsuchungen erschüttert, von plötzlichem Glücke entzückt werden, wird die natürliche Schönheit und die poetische Kraft dieses Reims verstehen und bewundern. Er konnte nur erfunden und ausgebildet werden in jener alten Zeit, da der Sänger noch eins mit seinem Volke war, und sich ganz in dessen Empfindungs- und Ideenkreise bewegte.

Mit welcher Freude muss damals ein neues Lied empfangen worden sein! Es concentrirte sich ja in diesen Schöpfungen das gesammte geistige Leben der Nation. Wie aufmerksam werden die sangesfreudigen Zuhörer dem Sänger gelauscht haben, wie gewaltig ergriffen und gerührt worden sein, wenn sie aus seinem Munde die Allen bekannten Thaten ihrer Helden, die in Aller Mund schwebende Erzählung oder Sage in der schönen Form des Liedes empfingen! Wie freudig müssen sie in den Kehrreim eingestimmt haben, der ja vorzugsweise dazu bestimmt ist, die durch die Erzählung erregte Spannung in Harmonie aufzulösen.

„Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog von Geschlecht zu Geschlecht euer empfundenes Wort.
Wie man die Götter empfängt, so begrüsste Jeder mit Andacht,
Was der Genius ihm redend und bildend erschuf.
An der Glut des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut.
Nährt' und reinigte sie! Der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme noch hell zurück tönte die Seele des Lieds.
Dem noch von aussen erschien, im Leben die himmlische Gottheit,
Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt."

Nachdem somit das Wesen der ächten Volksballade erörtert worden, möchte man fragen: Ist es möglich, dass solche Lieder noch heutzutage geschaffen werden?

Die Schöpfungsperiode der Volksballade ist vergangen und kann nie mehr wiederkehren.

Wir sind nicht mehr ein Volk, ein ungetheiltes Ganzes. Die moderne Kultur hat uns in viele einzelne Kreise, mindestens in zwei grosse Theile geschieden, von denen der eine das ganze geistige Leben des andern nicht mehr versteht. Eine glückliche Verbindung zwischen den getrennten Hälften ist nicht mehr möglich. Wo die Vereinigung durch den Zwang der Verhältnisse oder durch Leidenschaft herbeigeführt wird, da entsteht jene oft so erschütternde Tragik, wie sie z. B. Auerbach in in seiner „Frau Professorin" so wahr und ergreifend geschildert hat.

Der dominirende Theil der Nation sind die Gebildeten. Unter ihnen ist die naive Denk- und Empfindungsweise der alten Zeit nicht mehr zu finden. Die Sitte ist zwar im Allgemeinen wie früher eine heilige Macht; aber sie wird von jedem Einzelnen durch bewusstes Denken geregelt. Wir folgen nicht mehr wie unsre Altvordern dem Zwange des naiven sittlichen Nationalgefühls. Dasselbe gilt in noch höherm Masse von dem religiösen Glauben. Er ist in naiver Schönheit unter Gebildeten nicht mehr zu finden. Wahres Gefühl für das Grosse, Gute und Schöne ist zwar nicht aus der gebildeten Welt verschwunden; aber es hat sich tief in den innersten Busen des Individuums zurückgezogen. Das Gefühlsleben ist ein innerliches geworden. Es ist vielfach geläutert und veredelt durch die Errungenschaften der wahren feinen Bildung; aber es darf sich äusserlich nicht zeigen, ohne die herbsten Angriffe zu erfahren, darf nicht einmal im engsten Familien- und Freundeskreise in ungeschminkter Offenheit hervortreten. Der Edle darf sein Gemüthsleben nicht mehr in freier schöner Thätigkeit zum Heile des Ganzen offen entfalten; er muss es oft mit einer rauhen, mindestens mit einer festen Aussenseite umgeben, um das innere Heiligthum in dem grossen Kampfe Aller gegen Alle vor rohen Eingriffen zu bewahren.

Dadurch hat das gemeinsame gesellige Leben, dem die

alte Ballade vorzugsweise ihre Entstehung zu danken hat, fast alles Schöne verloren. Die frühere Einheit des sittlichen und religiösen Nationalgefühls ist verschwunden. Niemand giebt ungekünstelt seinen Gefühlen Ausdruck; Rang, Stand und Vermögen machen überall ihre Herrschaft geltend, so dass Jeder ängstlich bemüht ist, seine Stellung zu wahren und seine Worte abzuwägen. Die grosse Vielseitigkeit des geistigen Strebens lenkt die Blicke Aller von dem Guten und Schönen auf das Nützliche: der Verstand beherrscht die Geselligkeit. Die Thaten und Schicksale der Mitmenschen werden von der Gesellschaft verständig und nicht mehr mit herzlicher gemüthvoller Theilnahme aufgenommen. Was das practische Leben dadurch gewonnen hat, ist der Poesie verloren gegangen. Unter solchen Umständen können wir Gebildete in Gemeinschaft, als Volk, ein poetisches Gebilde nicht mehr erzeugen. Wir haben nicht mehr die Kraft, in froher Geselligkeit eine das Gemüth lebhaft ergreifende Thatsache in naiver Weise gemäss dem ureigenen Denken und Fühlen zu verarbeiten und poetisch zu gestalten. Wir können als Gesellschaft nicht mehr unsre Liebe und unsern Glauben ungekünstelt in die Form geben, sondern höchstens „geflügelte Worte“ erzeugen, die alle ein kalt verständiges, ja grösstentheils boshaftes Gepräge tragen.

Die Gebildeten können auch nicht mehr singen. Wo ist die Gemeinschaft, die noch aus voller Seele ihr Lied anstimme und im Gesange die Freude des Herzens und die gemeinsame Liebe ausströme? Hie und da singt noch die Jugend, wenn sie sich in Freiheit bewegen darf, aber sonst keine Gemeinschaft. Die Gesangvereine haben die Sehnsucht nach dem Verlornen zum Ausdruck gebracht; aber sie haben es naturgemäss nicht wiederbringen können.

Ein schwacher Rest des frühern gemeinsamen Lebens und Strebens hat sich noch auf dem Lande erhalten. Dort ist die Volksdichtung auch noch nicht ganz erloschen. Wo das zersetzende moderne Leben und die starren Rechtsverhältnisse die alten auf Pietät gegründeten Verbindungen noch nicht ganz gelöst, wo die polizeilichen Massregelungen dem Landvolke noch soviel Spielraum gelassen haben, dass es nach alter Väter Sitte leben und seinen kräftigen Humor entfalten kann, wird noch

manches hübsche Volksliedchen geschaffen; aber zur Ballade reicht die Kraft nicht mehr aus. Die moderne Kultur, welche der alten Volksdichtung den Todesstoss gegeben hat, ist schon zu tief auch in diese Kreise gedrungen.

Fragen wir uns, inwieweit es unter diesen Verhältnissen für die Kunstlyrik möglich ist, die alte Ballade nachzubilden.

Die naive dichterische Schöpferkraft des Volkes ist bis auf die oben bezeichneten geringen Reste erstorben. Dasselbe gilt für die schöpferische Sangeskraft. Dadurch ist die Aufgabe der modernen Dichter im Wesentlichen eine andere geworden. Sie leben nicht mehr in und mit ihrer Nation: sie stehen über ihr. Die alten Balladendichter sprachen nur das in Liedesform aus, was bereits in den Hauptzügen fertig gebildet da war, und ihre innige Gemeinschaft mit dem Ganzen, die gleiche Art ihrer Bildung und Gesittung liess sie den Kern leicht anschauen und in einer für Alle verständlichen Sprache arbeiten. Der moderne Dichter ist nur da für die Gebildeten. Von dem grössern Theile seiner Nation wird er gar nicht verstanden. Und wenn er auch als ächter Sohn des Volkes, geboren und erzogen unter Landleuten und Handwerkern, in ächt dichterischer Weise das Wesen dieses Volkstheils objectiv angeschaut hat und zur Darstellung zu bringen vermag, so kann er es nur in einer Weise thun, die allein für die Gebildeten verständlich ist. Ein Volksdichter ist heutzutage nicht ein solcher, der für das Volk dichtet, sondern der, welcher treu die Denk- und Empfindungsweise dieses zweiten Theils der Nation in Kunstformen darzustellen vermag. Die Sprache eines Bürger, Hebel, Claudius, eines Auerbach und Reuter ist die der Gebildeten; denn die äussere Form thut's nicht, sondern die ihr zu Grunde liegende Denk- und Empfindungsweise. Wahre Volksdichter für die ganze Nation giebt es nicht, kann es nicht mehr geben.

Der Kunstlyriker kann seine Erzeugnisse nicht mehr innig mit dem Gesange verschmelzen, so dass Text und Melodie ein unzertrennliches Ganzes bilden. Das Mittel zur Darstellung seiner Gedanken ist für ihn nur die Sprache. Er ersetzt den Mangel an Gesang durch Correctheit des Versbaues — die schönsten Strophen klingen wie Musik — durch Kraft und

Schönheit des Ausdrucks, durch den Zauber der sprachlichen Form. (Daher die Entartung in Formvirtuosität, dieselbe Erscheinung wie das Virtuosenthum in der Musik.)

Das Gefühlsleben des gebildeten Theils der Nation tritt nicht mehr offen zur Erscheinung. Der moderne Dichter, dessen Umgang mit Individuen beschränkt ist, wie der eines jeden Menschen, muss jenes innere Leben durch sorgfältige Beobachtungen und Studien sich zur Anschauung bringen. Er muss typische Charactere und die für seinen Zweck wichtigen Erscheinungen des geistigen Lebens eingehend studiren und sich daraus das Gesammtbild des innern Gemüthslebens seines Volkes zusammensetzen. Nur wenn er dies vermag, wird er Erzeugnisse liefern, die von Allen mit Freude und Rührung begrüsst werden, wird er „seiner Zeit den Spiegel vorhalten können."

Je höher sein Talent, desto vielseitiger und intensiver wird das Bild erscheinen. Untergeordnete Lyriker vermögen nur, einige Richtungen des allgemeinen Gemüthslebens sich klar zu machen.

Vom Volke erhält also der Dichter keine Stoffe mehr, in in der die Gesammtheit bereits ihr innerstes Gefühl für das Grosse, Gute und Schöne abgespiegelt hätte. Viele Lyriker haben diesen Mangel dadurch zu ersetzen versucht, dass sie alte Sagen poetisch bearbeiteten. Wie kommt's, dass ihre Gedichte uns meistentheils kalt lassen, dass man ihnen den Namen Ballade nicht beilegen darf? Die Antwort ist leicht zu geben. Das alte naive Gefühl, die alte naive Anschauungsweise des Lebens, die aus jenen Sagen spricht, kann Niemand erkünsteln, und wenn er der grösste Genius der Welt wäre. Er kann manche äussere Schönheiten mit Erfolg benutzen: die lebendige Frage und Antwort, die Wiederholungen, die Alliteration, aber er wird wider Willen dem Ganzen eine innere Färbung geben müssen, die mit dem alten naiven Geist der Sage in grellem Widerspruche steht, und den Leser deshalb nicht zu reinem Genusse gelangen lässt.

Aber, wenngleich das Volk dem modernen Dichter nicht mehr Sagen bietet, so liefert es ihm doch Thaten, die des Singens und Sagens werth sind. Vermag er es, dergleichen hervorragende Ereignisse in einer Weise darzustellen, dass durch

seine Verse unser ganzes Gemüthsleben lebhaft gerührt, oder erschüttert wird; vermag er, als Individuum, die Arbeit auszuführen, die in frühern Zeiten die Gemeinschaft Aller übernahm, so kann man sein Gedicht eine ächte Kunstballade nennen und behaupten, dass seine Schöpfung für die Neuzeit dieselbe Bedeutung habe, wie die Volksballade für das Alterthum. Gedichte, wie von Mosen „Die letzten Zehn vom vierten Regiment," „Andreas Hofer," „Der Trompeter an der Katzbach" und, wie wir später sehen werden, „der Taucher" nebst den andern sogenannten Romanzen unsres Schiller können füglich als ächte Kunstballaden bezeichnet werden.

Wir haben uns zu sehr mit dem Gedanken vertraut gemacht, dass eine „Ballade" durchaus einen sagenhaften Inhalt haben, womöglich eine recht alte Sage behandeln müsse. Dies ist durchaus nicht nöthig. Dasjenige, was ein Gedicht zur Ballade macht, ist allein die das Gemüth lebhaft rührende, oder erschütternde Darstellung der Erzählung.

Aber, wird man fragen, ist es denn einem modernen Dichter unmöglich, alte Sagenstoffe so zu behandeln, dass sie auch uns ergreifen?

Es ist möglich, aber eine sehr schwierige Aufgabe für die Kunst. Der Dichter muss es verstehen, uns kühlen Denkern den verlornen Glauben an die wirkliche Existenz übersinnlicher Mächte auf Augenblicke wieder einzuflössen: er muss das Wunder zur poetischen Wahrheit gestalten.

Die vollendetste Schöpfung dieser Art ist Bürger's „Lenore."

Der Dichter war durch Percy's Sammlung: Relics of Ancient Poetry in die alte Volkspoesie eingeführt und auf das mächtigste angeregt worden. Bekanntlich sind die Gedichte: Bruder Graurock, Karl v. Eichenhorst, der Kaiser und der Abt, Frau Schnips, Graf Waters Uebersetzungen der dort gefundenen Originale. Wie tief er in das Wesen der alten Poesie eingedrungen, lehrt dies in seiner Art einzig schöne Gedicht „Lenore." Schon in der Auswahl des Stoffes ist sein genialer Griff zu bewundern. Er wählte ein Thema, das damals und selbst noch heutzutage nicht nur Leuten aus den untern Volksschichten, sondern selbst Gebildeten die Seele mächtig bewegt,

indem es auf der Grenzlinie steht, da der fromme Glaube in den Aberglauben übergeht: es ist die Wiederkehr eines abgeschiedenen Geistes. Zugleich regt dieses Thema im Volke Alles an, was von dem alten Glauben an das Walten unheimlicher Mächte sich noch erhalten hat und vielfach mit modernem Aberglauben und religiösem Glauben vermischt worden ist. Dieser Stoff muss Jeden fesseln; denn wenn auch der fromme Glaube der Gebildeten vielfach „angefressen“ und theilweise ganz vernichtet ist: der Aberglaube behauptet sich im Herzen mit einer viel zähern Lebenskraft, und seine gewaltige Macht wird selbst der anerkennen, welcher lächelnd sich darüber erhebt und im Bewusstsein gesicherter Erkenntniss die Erzählungen und Sagen an sich vorübergehen lässt.

Diesem Thema gab Bürger einen historischen Hintergrund:

„Er war mit König Friedrich's Macht
Gezogen in die Prager Schlacht
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.“

Die Ereignisse jüngst verflossener Zeiten, die mit ihren Schrecknissen noch Aller Gemüther bewegten: das Hoffen und Harren liebender Herzen, die Sorge um das Leben der Geliebten, der Schmerz der Enttäuschung wurden wieder neu erregt, fesselten der Leser und Hörer Herz und erregten für die Verse die lebhafteste Theilnahme. Selten hat es ein Dichter so wie Bürger verstanden, diese Theilnahme in die ergreifendste Spannung zu verwandeln und dieselbe bis zum Schlusse festzuhalten. Wir sehen und hören den gespenstischen Reiter nahen, hören ihn mit innerm Grausen anklopfen und das unglückliche Mädchen zu dem schrecklichen Ritte bewegen. Die Schilderung ist so plastisch und erregt unsre Seele in solch einem Grade, dass der Verstand gar nicht zur Herrschaft kommt. Wir gelangen gar nicht zu dem Gedanken, dass eine solche Thatsache in Wirklichkeit sich nicht ereignen kann: wir werden zu Kindern, die noch an die Existenz der Wunder in Mährchen glauben. Der Dichter lässt uns nicht einen Augenblick frei. Was der Volksaberglaube in Verbindung mit der Sage irgend Grausiges hat schaffen können, sowie alle natürliche Erscheinungen, welche auf unser Gemüth

den Eindruck des Grausenhaften zu machen pflegen, sind mit vollendeter Sicherheit und Seelenkenntniss in den Kreis der Schilderung gezogen. Der bleiche Mondenschein, das Vorüberfliegen der Wiesen, Anger und Flecken, das Sprühen der Funken unter den Hufen des wilden Rappen, das Tanzen der Geister um den Rabenstein, der Leichenzug um Mitternacht — Alles dies fesselt uns mit solcher Gewalt, dass wir uns des zauberhaften Eindrucks nicht erwehren können und ganz in den Genuss des innern Anschauens versenkt, Alles, was der Dichter uns vorführt, als volle Wahrheit betrachten. Sind es doch Erinnerungen, die wol an einem Jeden aus seiner Jugendzeit in gewissem Grade noch haften, Erinnerungen, die in jener Zeit, als die Ballade entstand, in noch viel stärkerm Masse, als heutzutage Aller Gemüth erregen mussten. Dazu die geniale Behandlung des Verses, die Wirkung des Kehrreims: Graut Liebchen auch vor Todten? und dieser wunderbare Zauber der Sprache, die sich der feinsten Nüancirung des Gedankens anschmiegt und selbst in der sorgfältigsten Schilderung überall als Grundton den Eindruck des Grausenhaften, Unheilvollen hervorzubringen vermag! Alles dies ist von solcher Vollendung, dass die bekannte Schwäche — die zu häufige Nachahmung der Klänge durch Laute, wie hurre, hurre, hopp, hopp, hopp — nur eine leise Störung des Genusses hervorbringen kann.

Aber die alte naive Empfindungsweise ist in der „Lenore“ ebenso wenig, wie in irgend einem andern Gedichte der Neuzeit zu finden. Sie ist ganz durchdrungen von der modernen Empfindung. Dies fühlt man leicht auch ohne die letzte Strophe zu lesen, die es offen ausspricht. Das Gedicht ist daher eine ächte Kunstballade, die nur durch die Wahl des Themas den Anstrich einer alten Volksballade erhalten hat. Sie ist in Bezug auf Behandlung alter Sagenstoffe das Vollendetste, was die deutsche Literatur aufzuweisen hat, sowie auch in jeder andern Hinsicht ein Meisterwerk deutscher Dichtkunst.

Bürger erreicht nur noch im „wilden Jäger“ annähernd dieselbe Höhe. Auch in diesem Gedichte ist die Form wunderschön. Die Laute schmiegen und schwingen sich in zauberhaftem Rhythmus mit einem Wohllaut und einer so wunderbaren Leichtigkeit, dass sie bei gutem Vortrage wahrhaft wie Musik

klingen. Aber der Inhalt fesselt uns nicht in dem Masse, wie die „Lenore." Denn nur das Gedicht ergreift uns, welches tiefe Empfindungen zu erregen vermag. Ein angenehmer Klingklang der Verse erregt nie wahre Freude am Schönen. Es ist dies ein Gesetz, das bei allen Zweigen der Dichtkunst Geltung hat. Künsteleien mögen den Raritätensammler erfreuen können, aber nie den wahren Freund und Kenner des Schönen, oder ein Herz von einfachem, aber wahrem Gefühl.

Das Herzergreifende fehlt dem „wilden Jäger." Der ethische Gedanke, welcher dem Ganzen zu Grunde liegt, der Racheschrei und Wehruf des armen Landmanns, der die frevelnde Lust des Mächtigen büssen muss, kann jenes Gefühl nicht in uns erzeugen. Der Frevelsinn des wilden Jägers, sein rohes Wüthen gegen die Armuth, die teuflische Unterdrückung des Rechtes, der Unschuld und schutzlosen Menschheit ist zwar lebhaft geschildert, so dass wir ohne Mühe zum innern Anschauen der Bilder gelangen; aber wir kommen nicht zu jenem ächt tragischen Mitleid, das wir bei der „Lenore" empfinden, wo das Schicksal des unglücklichen Mädchens dies Gefühl wie eine ächte Tragödie in uns erregt. Hier fühlen wir nur Empörung über den Wütherich und pathologisches Mitleid mit den Opfern seines frevelhaften Uebermuthes. Dazu kommt noch der bemerkenswerthe Umstand, dass die Strafe, welche den Schuldigen trifft, unser stark erregtes Verlangen nach gerechter Vergeltung nicht befriedigt. Denn ein Gemüth, das die Verdammung, als wilder Jäger ruhelos umhergehetzt zu werden, als eine gerechte Strafe empfinden soll, muss noch jenen alten naiven Volksglauben besitzen, der einst die dem Gedichte zu Grunde liegende Sage geschaffen hat. Wir Gebildeten, die wir das „Umgehen von Geistern," die ihrer Thaten wegen keine Ruhe im Grabe haben, als Aberglauben verlachen, verlangen, dass die Schandthaten, welche der Dichter mit solcher Naturwahrheit schildert, in einer Weise gesühnt werden, die unserer modernen Empfindung und Lebensanschauung entspreche. *

* Man ersieht daraus auf's neue, wie schwierig es ist, alte Sagen zu Kunstballaden zu verwenden.

In „Des Pfarrers Tochter zu Taubenheim," Lied vom braven Manne" und „Frau Magdalis" greift Bürger hinein in das Leben seiner Zeit und besingt Thaten, die des Liedes werth sind.

Auch dies zeigt, wie richtig er das wahre Wesen der Ballade aufgefasst hatte. Wie kommt's, dass diese Gedichte trotz der ihm eigenen Anmuth der Verse, trotz der nicht unglücklichen Wahl des Stoffes keinen rechten Eindruck machen, dass die Wirkung, welche „Lenore" hervorbringt, in diesen auch nicht einmal annähernd erreicht wird?

Der Mangel liegt in der *Darstellung*. Wenn die Ballade ergreifend wirken soll, muss die Thatsache *entweder in lyrischer oder in dramatischer* Weise behandelt werden. *Die epische Darstellung ist für diese Gedichte zu matt.*

Die Thatsache wird in *lyrischer* Weise behandelt, wenn der Dichter bei der Darstellung *die Empfindungen seines Volkes* darlegt. (Schiller hat einen ähnlichen Stoff, wie „des Pfarrers Tochter zu Taubenhain" in seiner „Kindesmörderin" lyrisch behandelt.) Er spricht dann, auch wenn er in der ersten Person redet, nicht als Individuum, sondern als Volk oder Volkstheil und, wenn er ein ächter Dichter ist, stets im Sinne und Geiste des Ganzen.

Die Thatsache wird in *dramatischer* Weise geschildert, wenn die Darstellung so gehalten ist, dass jene tiefere Empfindungen mit Nothwendigkeit in dem Herzen des Hörers entstehen müssen. Der Dichter spricht dieselben nicht aus, sondern *lässt sie errathen*. Um dies zu erreichen, muss er die Handlung aus dem *Character der handelnden Personen* hervorgehen lassen, muss daher diese, mit wenigen genialen Strichen gezeichnet, uns vorführen. Schilderungen dürfen dabei nie Hauptzweck sein, sondern nur dazu dienen, unser Gemüth zu stimmen, dass es sich in der vom Dichter beabsichtigten Weise für den Helden interessire und die vorgeführten Thaten in dem rechten Lichte anschaue.

Dieses dramatische Leben ist in „Des Pfarrers Tochter zu Taubenhain" nicht vorhanden. Das Mitleid, welches in uns

erregt wird, steht auf der Schwelle des pathologischen, ohne sich zum tragischen erheben zu können. Dasselbe gilt von „Frau Magdalis.“ Im „Lied vom braven Mann“ pflegt man mit Recht die Strophen, in denen der Dichter selbst die Seelengrösse seines Helden preist, fortzulassen. Aber auch mit dieser Verbesserung macht das Gedicht nicht jenen harmonischen und packenden Eindruck, den jedes ächte Kunstwerk hervorbringt. Dieser Mangel liegt in der Darstellung. Das Lied führt uns eine unglückliche Familie vor, welche, bedroht von einem schrecklichen Tode, laut um Hilfe fleht. Die Schilderung des tobenden Flusses, der seine Eisschollen donnernd gegen den letzten Brückenpfeiler sendet, der dem Anprall noch Stand hält, lässt uns die ganze Grösse der Noth und Angst der Unglücklichen empfinden. Wir jammern mit ihnen und suchen nach einem Retter. Die Erregung und das Verlangen steigern sich durch die Schilderung der gaffenden Menge und durch die Erscheinung des wackern Grafen, der 200 Goldstücke als Preis der kühnen That aussetzt. Dies nimmt unser Interesse für die Rettung der Unglücklichen so sehr in Anspruch, dass uns die Person des Retters nur in ganz untergeordneter Weise beschäftigt. Möge doch ein Engel vom Himmel kommen und sie durch die Fluthen tragen; uns ist es gleichgültig, wenn wir nur Vater, Mutter und Kinder „in sicherm Port“ vor uns sehen. Die Erscheinung des Retters trägt durchaus nichts dazu bei, unser Interesse für ihn zu erhöhen. Dies wird im Gegentheil noch abgeschwächt. Wir fühlen wohl, dass es ein kühner und kräftiger Mann sein muss, werden aber durch nichts darauf hingeleitet, dass er zugleich edel und hochherzig ist. Ein Bauer, ein armer Mann in „grobem Kittel“ könnte ja wol durch die Höhe der Belohnung gereizt sein, das Wagestück zu unternehmen. Seine Erscheinung giebt uns nur die schon sehnlich begehrte Hoffnung, dass er, der kräftige, an harte Arbeiten gewöhnte Mann, den Kahn mit sichrer Hand leiten werde. Die innere Spannung, das Verlangen nach Rettung, steigert sich durch das Hinderniss.

„Doch wehe! der Nachen ist allzu klein,
Der Retter von Allen zugleich zu sein!“

Endlich, endlich sind sie in „sicherm Port." Wir eilen zu ihnen, wir umringen sie mit der jubelnden Menge, heben mit den Eltern dankend den Blick zum Himmel, küssen die geretteten Kleinen. An den Retter denken wir ebenso wenig, wie es in Wirklichkeit der Fall sein würde, wenn die Rettung vor unsern Augen vorgegangen. Da werden wir mitten in unsrer Freude zu einem neuen Schauspiel gerufen. Der Bauer verweigert den Preis und giebt das Geld den armen Leuten: der kühne Mann zeigt sich als edel und hochherzig. Uns ergreift ein Gefühl der Freude. „Das ist schön, das ist brav gehandelt!" rufen wir dem Davoneilenden nach; aber nichtsdestoweniger bleibt unser Interesse den Geretteten zugewandt. Kaum ist der Brave unsern Blicken entschwunden, so eilen wir wieder zu der glücklichen Familie, froh in dem Gedanken, dass zu der Rettung aus Todesgefahr sich noch die Befreiung aus Noth und Sorge gestellt hat.

Wir sehen: der Dichter hat seinen Zweck nicht erreicht, denn er erregt hauptsächlich unser Interesse für die Rettung, aber nicht für den Retter. Wir werden später, bei Besprechung des „Taucher's" sehen, wie der Dichter es anfangen muss, um uns durch die Darstellung der That für den Character des Helden in einheitlicher Weise zu interessiren. Eine Darstellung, wie die oben besprochene, unterscheidet sich von den Machwerken der Poetaster nur durch die geniale Behandlung des Verses und die grössere Plastik der Bilder.

Bürger ist unter Landleuten geboren und erzogen worden. Den ächten, kräftigen Geist dieses zweiten Volkstheiles, seine lebensfrische Sinnlichkeit, die Schönheit und sinnliche Kraft seiner Ausdrucksweise hat Keiner so wie er anzuschauen und zu Kunstwerken zu verarbeiten vermocht. Er redet unsre Sprache, die der Gebildeten, der durch gelehrte Bildung verfeinerten Welt und doch weht es uns an, wie frische Morgenluft aus Waldesgründen, wie der Hauch der freien Gotteswelt, während die feinsten Verse anderer Dichter uns unwillkürlich hineinführen in das Geräusch der Städte mit ihrer Pracht aus Stein und Erz, mit ihren Tempeln, gegründet von Menschenhand.

Bevor wir Uhland's Gedichte einzeln betrachten, ist es nöthig, seine Darstellungsweise im Allgemeinen zu beleuchten.

Wir haben bereits oben gesehen, dass das Gemüth des Hörers nur dann lebhaft ergriffen werden kann, wenn die Thatsache in lyrischer oder in dramatischer Weise dargestellt wird.

In Uhland's Gedichten herrscht bis auf wenige Ausnahmen der ruhige Ton epischer Schilderung. Seine Balladen sind grösstentheils poetische Bearbeitungen alter Mären. Solche Gedichte pflegen uns selten zu fesseln. Der Grund dafür liegt darin, dass die epische Darstellung, wenn sie nicht, wie im Epos, Handlungen und Charactere allmählich vor unserm geistigen Auge entstehen lässt, unser Kunstsinnen* zu wenig beschäftigt, das Gemüth nur oberflächlich erregt und dagegen das reflectirende Denken herausfordert. Wie kommt's, dass die Uhland'schen Mären nichtsdestoweniger die Lieblingsgedichte der Nation geworden sind, dass wir Alle sie als Knaben und heranwachsende Jünglinge mit solcher Freude gelesen und gelernt haben? Der Grund dafür liegt darin, dass der Dichter durch alle, selbst durch diejenigen, welche der Poesie fremder Völker entlehnt sind, unser nationales deutsches Gefühl in hohem Grade zu erregen versteht. Sie erzählen von der Liebe und Treue, der Tapferkeit, der Frömmigkeit und der markigen Heldenkraft unsrer Vorfahren. Wem dabei nicht das Herz aufgeht und das Blut heisser durch die Adern rollt, der müsste kein deutscher Knabe, Jüngling oder Mann sein. Diese Erzählungen hat er mit ächt dichterischer Feinheit behandelt. Bald voll und markig, bald weich und lieblich, bald ernst und tief, bald voll naiver Schelmerei klingen uns die Töne entgegen. Aus allen spricht eine tiefe Liebe für die entschwundene Grösse und Herrlichkeit der Vorzeit. Darum machen sie auf den gereiften und geprüften Mann nicht den mächtigen Eindruck, wie auf Knaben und Jünglinge. Aber für diese sind sie ein wahrhaft kostbares Vermächtniss, und so lange wir noch unsre Sprache reden, werden diese Gedichte dazu dienen, das Herz der Jugend zu erfrischen und zu bilden und sie für wahrhaft Schönes recht empfänglich zu machen.

Weniger glücklich ist Uhland da, wo er alte Sagen zu

---

* Dieses Sinnen ist, wie Vischer in seiner Aesthetik dargelegt hat, nicht ein reflectirendes Denken, sondern ein „Denken in Formen."

Balladen verarbeitet. Wo er versucht, die alte Anschauungsweise zu erkünsteln, hat er kein Kunstwerk geliefert — als Beweis nenne ich die Gedichte: die drei Fräulein, die Elfen, das versunkene Kloster; — und auch andre, wie „Das Nothhemd,“ „Junker Rechberger,“ „Königstochter,“ in denen er nichts erkünstelt, sondern nur die alte Sage in ein modernes Gewand gekleidet hat, lassen uns kalt. Abgesehen von den oben erörterten Gründen, welche die poetische Bearbeitung alter Sagenstoffe erschweren, fehlt diesen Stücken der national deutsche Inhalt, durch welchen uns Gedichte wie „König Karl's Meerfahrt,“ „Roland Schildträger,“ „Schwäbische Kunde“ u. a. so lieb und werth geworden sind. Nur die Haraldssage („Vor seinem Heergefolge ritt der kühne Held Harald“) macht eine Ausnahme, weil sie uns an den alten Helden Roland und den Heldenkaiser Barbarossa erinnert. Daher hat auch der Dichter selbst den rechten Ton getroffen und das kleine Gedicht zu einem ächten Kunstwerke voller Mark und Feuer gestaltet. Unter allen Gedichten, welche Uhland dem Kreise seiner Romanzen und Balladen einverleibt hat, giebt es vier, die wir besonders betrachten müssen. Es sind: „Des Sängers Fluch,“ „Bertrand de Born,“ „Die verlorne Kirche“ und „Ich hatt' einen Kameraden.“ In ihnen erhebt er sich in Geist und Ausdrucksweise zu einer Kraft und Schönheit, die ihn würdig an die Seite unsres Schiller stellt.

Woher stammt der eigenthümliche Zauber, der in diesen Gedichten liegt? Sie sprechen tiefgehende Empfindungen des ganzen Volkes aus. Sie sind tief mit dem Empfindungsleben der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts verwachsen. Uhland soll unter dem Könige in „Des Sängers Fluch“ Napoléon I. gemeint haben. Mag dies Wahrheit oder Sage sein; jedenfalls ist's für die Ballade bezeichnend. Ihr liegt in der That jenes innere Grauen vor dem wahnsinnigen Eroberer zu Grunde, jenes Grollen des Volksgeistes gegen den Zerstörer seiner heiligsten Rechte, gegen die blutige Gottesgeissel, über dessen Haupt es, dreimal Wehe rufend, eine Strafe beschwört, die ihn gerade in seinem dämonischen Streben, im Ehrgeize treffen soll.

— „Umsonst sei all Dein Ringen
Nach Kränzen blut'gen Ruhms.
Dein Name sei vergessen
In öde Nacht getaucht,
Sei wie das letzte Röcheln
In leere Luft gehaucht."

Und wohlgemerkt, das Volk selbst will die Strafe nicht vollstrecken: der Rachegeist soll es thun. Selbst im Gefühl tiefster Empörung wendet es sich an den, der die Geschicke der Völker lenkt, wie Wasserbäche, fest in dem frommen Glauben, dass er der „Rächer sein werde über das Alles." Es ist derselbe Glaube, welcher Deutschland nach dem grausigen Rückzug der Franzosen aus Russland singen liess:

„Mit Mann und Ross und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen." *

Es ist derselbe fromme und gesunde Glaube, der mit solcher Zuversicht und Innigkeit aus den ächten Freiheitsliedern spricht, welche die Körner, Arndt, Schenkendorff in jener grossen Zeit gesungen haben. Als ächter Dichter hat Uhland es verstanden, diese tiefgehenden Empfindungen seines Volkes anzuschauen und in seine Verse zu legen. Darin liegt das Geheimniss des Zaubers, den diese Ballade mit ihrer so einfachen und wenig verheissenden Handlung auf jedes deutsche Gemüth ausübt. Die Stimme des Dichters klingt wie die eines Propheten, wie die eines jener altdeutschen Priester, dessen Weheruf einst den Römer Drusus so tief erschütterte und zur Umkehr veranlasste.

Nicht minder schön und ergreifend wirkt „Bertrand de Born." Die Verse klingen kraftvoll und erhebend, gemäss dem erhebenden Inhalt des Gedichtes. Vor seinem siegreichen Könige steht gefesselt der trotzige Vasall Bertrand de Born. Seine Burg liegt in Trümmern, Kerker oder Tod stehen ihm bevor. Aber nicht das Missgeschick des Krieges, nicht die Aussicht auf eine schreckliche Zukunft haben seinen stolzen Sinn gebeugt. Der Gram um den verlornen Freund, der in seinen Armen sein jugendliches Leben ausgehaucht, der ihm sterbend

* S. Beitzke, Freiheitskriege, Bd. 1. S. 72.

noch die Hand gedrückt, dieselbe Hand, die ihn zum Aufruhr gegen den eigenen Vater und Herrn verleitet hat, dieser Gram hat den ritterlichen Sänger und Helden gebrochen. Der Geist, welcher mit einem Lied entflammte Perigord und Ventadorn, der dem königlichen Vater das Herz der eigenen Kinder zu rauben vermochte, hat durch tiefgehende Gemüthsleiden seine Spannkraft verloren.

„Leicht hast Du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft.
Nur zu einem Trauerliede
Hat er sich noch aufgerafft."

Das ist ächt deutsch, das erweckt das herzlichste Mitgefühl in jedem deutschen Gemüth. Unsre heiligsten Empfindungen werden dadurch wach gerufen. Sie werden zur innigsten Rührung gesteigert durch die hochherzige That des edeln Königs.

„Meinen Sohn hast Du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, Du Freund des Todten,
Die verzeihend ihm gebührt,
Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt."

Darf man sich erlauben, an dem schönen Gedichte eine Ausstellung zu machen, so wäre es die, dass der Dichter nicht genügend angedeutet hat, wodurch der edle Königssohn bewogen werden konnte, das Schwert gegen seinen geliebten Vater zu ziehn. Das Wort „zorn'ge Schlachtgesänge" sagt zu wenig, wenngleich es uns ahnen lässt, dass der König in seinem Streben nach einheitlicher und kräftiger Herrschaft den mächtigen Vasallen Bertrand de Born wol in seinen Rechten gekränkt haben möge, ein Vorgehen, das den feurigen Königssohn bewegen konnte, für seinen geliebten Freund selbst dem geliebten Vater entgegenzutreten. Eine nähere Andeutung eines solchen oder eines ähnlichen Grundes würde uns den tragischen Conflict schärfer zu Gemüthe führen, würde uns den Helden Bertrand de Born in einem reinern Lichte erscheinen lassen und die Wirkung des Gedichtes merklich erhöhen. Dasselbe macht bei einmaligem Lesen oder Hören den Eindruck, dass

Etwas zu unsrer vollen Befriedigung fehle und diese stellt sich erst dann ein, wenn wir obige Gedanken uns zurechtgelegt haben. Dies ist ein Mangel der Darstellung, denn jedes Klügeln des reflectirenden Verstandes stört den reinen Genuss, den ein vollendetes Kunstwerk erzeugen soll.

In dem Gedichte „Verlorne Kirche“ bringt Uhland die religiöse Empfindungsweise seiner Zeit zur Anschauung.

Durch das Ganze zittert eine tiefe Wehmuth, eine Schmerzstimmung. Sie ist begründet in der religiösen Empfindungsweise jener Jahre (1812.) Die Schrecken der französischen Revolution und die darauf folgende Umwälzung aller Verhältnisse in Deutschland hatten die Gemüther tief erschüttert. Das deutsche Volk ist tief religiös; darum suchte es vor den Schrecknissen und Aufregungen Trost und Frieden in der Religion. Aber ach, der alte naive Glaube des Mittelalters, jener ungetrübte Glaube, der einst die gewaltigen Dome geschaffen, war unwiederbringlich verloren; denn die Aufklärung des 18. Jahrhunderts hatte ihm den Todesstoss gegeben. Der kalte Rationalismus konnte sinnigen Gemüthern nicht genügen, man sehnte sich nach ächtem, kindlichem Glaube und glaubte endlich im innigsten Anschluss an die Natur das verlorne Paradies wiederfinden zu können. Man vergass die Wahrheit des Goetheschen Wortes: Nur was Du in die Natur hineinträgst, wirst Du in ihr finden und glaubte den Frieden der Seele erringen zu können, wenn man den Schöpfer fern vom Geräusche der Welt in dem stillen Waldestempel anbetete. Dieselbe Empfindung klingt durch viele Gedichte jener Zeit. So singt J. v. Eichendorff:

„Im Walde steht geschrieben
Ein stilles ernstes Wort
Vom rechten Thun und Lieben
Und was des Menschen Hort.“

Kein anderes Gedicht hat so schön wie „Die verlorne Kirche“ diese tief gehende nationale Empfindung zur Anschauung gebracht. Wie Orgelton voll und markig und erhebend klingen die Verse und versetzen den Hörer in eine feierlich ernste Stimmung. Der tiefe Zug des deutschen Gemüthes zu seinen geliebten Eichen- und Buchenwäldern, diese nationale Liebe, welche einst in dem alten

Cultus einen so schönen Ausdruck fand, tritt hier in diesen Versen zur kunstvollen Erscheinung.

Der Dichter legt seinen Betrachtungen die liebliche Sage von der verlornen Kirche zu Grunde. Wo man tief im Walde einen kleinen, von Sumpf umgebenen See findet, dessen stilles, dunkles Wasser von unergründlicher Tiefe sein soll, wird man häufig in der Umgegend hören, dass dort eine Kirche versunken sei, deren Glockengeläute sich zuweilen in der Tiefe vernehmen lasse. Getrieben von der Sehnsucht, aus der Verderbniss dieser Zeit zu Gott zu entfliehen, eilt der Dichter in den stillen Wald und sieht im Geiste die verlorne Kirche in ihrer frühern wunderbaren Pracht und Herrlichkeit.

„Und eines Münsters stolzer Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend,
Mich dünkten helle Wolken ihn
Gleich Fittigen emporzuheben,
Und seines Thurmes Spitze schien
Im selgen Himmel zu verschweben.“

Ein heiliger Sturm bewegt die Glocke, deren Töne erschütternd und erhebend zugleich das Menschenherz durchdringen. Alles Grosse, Erhabene und Schöne, was der fromme Glaube der Vorzeit geleistet, die liebende Hingabe bis zum Tode, die freudige Begeisterung für die heilige Sache, zieht in erhebenden Bildern vor der tief erschütterten Seele des Dichters vorüber. Zuletzt gewährt ihm der Flug seines Genius einen Blick in das Jenseits, in das „geöffnete Thor des Himmels.“

„Was ich für Herrlichkeit geschaut
Mit tief anbetendem Erstaunen,
Was ich gehört für sel'gen Laut
Als Orgel mehr und als Posaunen,
Das steht nicht in der Worte Macht.“

Das tiefe Sehnen des Menschenherzens nach Lösung dieser ewigen Räthsel soll nach des Dichters Wort durch innigen Anschluss an die Natur gestillt werden.

„Wer danach sich treulich sehnet,
Der gebe des Geläutes Acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet.“

Es ist der Glaube seiner Zeit. Wenngleich wir ihn nicht theilen, so verliert das Gedicht selbst dadurch nichts von seiner Schönheit. Man könnte Anstand nehmen, es als Ballade zu bezeichnen, doch will ich deswegen nicht mit Uhland rechten.

Von unvergänglichem Zauber ist die kleine Ballade „Der gute Kamerad.“ So klein sie ist: die darin dargestellte Handlung ergreift mein Herz, so oft ich sie auch lese oder singe, wie mit magischer Gewalt. Die deutsche Treue ist wahrlich kein leerer Wahn; sie wird uns ewig heilig sein und bleiben. „Will mir die Hand noch reichen!“ Die treue Freundesseele! Nicht der bittre Todesschmerz bewegt den Sterbenden, sondern allein der Abschied von dem Freunde seines Herzens, von dem treuen geliebten Kameraden. Die Freundesliebe und Treue tritt hier mit jener heiligen Macht vor unsre Seele, welche schon so oft das Herrlichste geleistet hat, das die Menschheit kennt. Und ihr gegenüber die nicht minder heilige Macht des Pflichtgefühls, des eisernen, männlichen Gefühls, das zum Erhabensten gehört, was unser Herz bewegt. „Kann Dir die Hand nicht geben!“ Welch eine Welt voll Empfindungen knüpft sich an diese wenigen Worte! Welch' ein Feuer, welch' ein Mark! Und dazu der ächt deutsche, menschlich schöne und fromme Schluss: „Bleib Du im ew'gen Leben mein guter Kamerad!“

Mit Recht hat das deutsche Volk dies Kleinod der Dichtkunst in sein Herz geschlossen; mit Recht singen es die Kinder, mit Recht der Mann, wenn er, hinausziehend zum Kampfe für's Vaterland, die Brust sich stählen will mit den heiligsten und ernstesten Gefühlen, den Gefühlen der Pflicht, der Liebe und der deutschen Treue.

Das alte naive Gefühl des Volkes ist, wie wir gesehen haben, fast verschwunden. Aber es hat sich im Laufe der Zeit, aus den Kämpfen der Jahrzehende, ein anderes Gemeingefühl emporgeschwungen, welches das alte naive ersetzt, ja in seiner Vollendung ebenso herrlich und schön ist, wie jenes: es ist die ächte Humanität. Der Geist des wahren Christenthums und der edelsten Denker unter den Griechen und Römern ist mit dem deutschen Volksgeiste eine innige Verbindung eingegangen, die jenes Gefühl erzeugt hat. Es ist eine herrliche

Veredlung des alten; aber es ist nicht naiv, sondern selbstbewusst, durch reflectirendes Denken gebildet.

In den Balladen von Goethe und Schiller findet die ächte Humanität den reinsten Ausdruck, während die Werke anderer Dichter einseitige Richtungen oder Uebergangsstufen abspiegeln, wie den Weltschmerz, die Sehnsucht nach dem Verlornen, die fromme Resignation u. s. w.

Sehen wir zunächst wie Goethe die Gedichte, welche er Balladen nennt, behandelt hat. Unter ihnen giebt es einige, denen er alte Sagenstoffe zu Grunde gelegt hat. (Die Ballade vom vertriebenen Grafen, Der getreue Eckart, Hochzeitlied, Der Schatzgräber, Der Todtentanz.) Diese lassen kalt; denn auch einem Meister, wie Goethe, war es nicht möglich, das alte naive Volksgefühl zu erkünsteln, und für unser modernes Gefühlsleben enthalten diese Sagen des Rührenden oder Ergreifenden zu wenig.

Dem „Erlkönig" scheint lebensvolle, plastische Darstellung des Geistes zu fehlen. Wir glauben nicht mehr an das Dasein eines Erlkönigs, müssen daher auf kunstvolle Weise zu diesem Glauben geführt werden. Goethe lässt freilich den Erlkönig rufen, locken, winken und drohen, lässt seine Töchter „am düstern Ort den nächtlichen Reigen tanzen;" aber er vernichtet jede plastische Anschauung, die sich in unsrer Seele bilden könnte, durch die vernünftelnden Worte, welche er dem Vater in den Mund legt. („Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif; es scheinen die alten Weiden so grau; in dürren Blättern nur säuselt der Wind.") Schon nach der ersten Strophe drängt sich dadurch der Gedanke auf: „Das arme Kind ist sehr krank, es sieht in seinen Fieberphantasien Gespenster. Diese Idee ist so nüchtern, dass ein Grausen vor dem im Gedichte genannten Erlkönig gar nicht auftauchen kann. Wie ganz anders geht Bürger in seiner „Lenore" zu Werke. Er fesselt uns durch die Darstellung in so hohem Grade, dass wir trotz unsres Unglaubens die Gespenster in unsrer Seele zur realen Anschauung bringen, dass wir dies ohne die geringste Mühe zu thun vermögen. Sobald wir uns die Bilder erst mühsam mit Hilfe von Verstandesschlüssen construiren müssen, kann von einem Genusse nicht mehr die Rede sein. Das Gedicht hätte nur unter den

Umständen eine rechte Wirkung, wenn Goethe den Erlkönig nicht zu einer blossen Stimme gemacht, nicht in so unbestimmter Weise als eine dunkle, unheimliche Macht hingestellt, sondern ihn als lebensvolle Gestalt handelnd eingeführt hätte. In den alten Volksballaden treten alle Geister handelnd auf, wie wirkliche Wesen, weil das Volk an ihre wirkliche Existenz glaubte. In „Herr Oluf" greift die Waldfrau dem Ritter in die Zügel des Rosses und giebt ihm zuletzt einen Schlag auf's Herz. Es ist mithin klar, dass der Dichter der Neuzeit, wenn er solche Gestalten einführen will, sie mindestens wie wirkliche Wesen handeln lassen muss. Und dies ist noch nicht genug. Die Altvordern verknüpften mit jedem solcher Wesen eigenthümliche Empfindungen: manche Geister galten als harmlose, gute Gesellen, andere als tückisch und schadenfroh, noch andere als schrecklich und Grausen erregend. Diese Empfindungen müssen uns Ungläubigen auf kunstvolle Weise vermittelt werden. Goethe hätte also den Erlkönig nicht bloss als handelnd, sondern zugleich in einer Weise handelnd einführen müssen, dass unser Herz von Grausen und Entsetzen ergriffen werden müsste. Konnte er dies durch Heranziehen von Geisterspuk nicht erreichen, so hätte er überhaupt alles Uebernatürliche weglassen und Hauptgewicht auf die Darstellung des Todeskampfes und der steigenden Besorgniss und Seelenangst des unglücklichen liebenden Vaters legen müssen.

In der schönen Ballade „Der Fischer" hat Goethe ebenfalls eine Personification vorgeführt. Er selbst erzählt, er habe das Gefühl, das uns in heissen Sommertagen zum Wasser zieht, zum Ausdruck bringen wollen. Aber hier wurde es ihm auch sehr leicht, uns zu ergreifen. Wir Alle kennen dies Gefühl und eine Personification desselben klingt uns nicht unnatürlich. Wer an schönen Sommertagen nach beschwerlichem Marsche zu einem schilfbekränzten See kommt, dessen bläuliche Fluten den klaren Himmel abspiegeln, oder in leichtem Spiel plätschernd an das Ufer rollen, fühlt jenen zauberhaften Zug in einer solchen Weise, dass „ihm das Herz vor Sehnsucht bebt, wie bei dem Gruss der Geliebten." Darum erscheint uns das Auftauchen des Wasserweibes nicht unnatürlich. Sie wirkt wie eine reale Erscheinung und steigert diese Wirkung durch ihre zauberhaften Worte

„Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt Dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt Dich Dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gem Thau?“

Wer kann so süssen Worten widerstehen. Sie wirken wie „Unter allen Wipfeln ist Ruh,“ „Füllest wieder Busch und Thal,“ Verse, in denen die reinste, liebevollste Anschauung der Natur durch den Zauber der Sprache dargestellt ist. Wir möchten gleich dem Fischer uns hinziehen lassen, um auf immer dort unten zu verweilen.

Neben dem „Fischer“ sind vollendet schön „Der Sänger,“ Der „Zauberlehrling“ und vor allen „Der König in Thule,“ „Die Braut von Korinth,“ „Der Gott und die Bajadere.“ Was ist's, das uns in diesen wunderschönen Versen so tief rührt und dieselben mit dem eigenthümlichen Zauber des Schönen umgiebt? Die reinste menschliche Empfindung des Herzens wird in ihrer grössten Tiefe dargestellt. Sowol in „Der Braut von Korinth,“ als auch in „Gott und Bajadere“ ist Sagenhaftes enthalten: ein aus dem Grabe entstiegenes Mädchen, ein aus der Höhe herabgestiegener Gott; aber sie treten nicht als hohle Schemen, sondern als menschliche Wesen, begabt mit menschlichen Empfindungen uns entgegen. Wir leiden und freuen uns mit ihnen; ihre Seufzer und Thränen, ihre Liebesklagen und Freuden finden in unserm Herzen einen Wiederhall und rühren uns tief durch die ewig mächtige Kraft der Naturwahrheit. Damit verbindet sich die ächt menschliche, schöne Auffassung aller Verhältnisse, der humane Kern, der allen jenen Gedichten zu Grunde liegt. Mag der Fanatismus eifern, mag er die heiligsten Bande der Liebe zerreissen; mag eine pharisäerhafte sittliche Entrüstung die Sünderin verdammen: das ächte menschliche Herz trennt nicht und verdammt nicht. Die finstere Anschauung des Mittelalters ist vergangen; Christi hehrer Seelenadel hat mit seiner Liebe die unsrige geweckt: darum hassen wir nur die Verstellung, die Lüge; das wahre Gefühl ist uns heilig und schön selbst in der Brust der Sünderin, und das hehre Wort: Wahrlich, wahrlich, heute wirst

Du Sünder mit mir im Paradiese sein, klingt wieder in der warmen Empfindung, mit der wir die liebende Bajadere zum freiwilligen Flammentode begleiten.

Und dieser alte König in Thule mit seinem tief liebevollen Herzen, wer sollte ihn nicht lieben in seiner ächt menschlichen Schönheit? Ein Mann, den seine Stellung im Bewusstsein des Volkes auf eine so hohe Stufe stellt, dass selbst die Neuzeit den Heiligenschein, der sein Haupt umgiebt, nicht ganz hat verwischen können, tritt von seinem goldenen Throne unter uns, legt ab Krone und Purpurmantel und wird unsres Gleichen und doch zugleich mehr als wir: er wird veredelt und verklärt durch jenes Verhältniss, das die Erinnerung mit dem Gefühl für seine menschliche Schönheit stets mitklingen lässt. Und wie schön führt uns der Dichter dies Verhältniss mit wenig feinen Strichen zu Gemüthe.

„Er sass beim Königmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale,
Dort auf dem Schloss am Meer.“

All' diese Macht und Herrlichkeit legt er ruhig nieder — er zählt seine Städt' im Reich, gönnt Alles seinem Erben — aber der Becher, an den sich das Schicksal seines ganzen Gemüthslebens knüpft, mag er Keinem geben; er ist ihm heiliger, als alle Schätze dieser Erde.

„Dort' stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut
Und warf den heilgen Becher
Hinunter in die Flut.“

Nur wenig Züge; aber sie enthalten das treue Bild eines ganzen Lebens mit seinem treuen Lieben und Hoffen, mit seinen tiefsten Freuden und Schmerzen. Ein herrliches Bild, mit wunderbarer Plastik gezeichnet, in Form und Inhalt so vollendet, dass in dieser Verbindung von epischer Feinheit mit lyrischer Kraft und Tiefe wol kein anderes Kunstwerk ihm an die Seite gesetzt werden kann. Ergreift uns in der „Braut von Korinth,“ in „Gott und Bajadere“ die mit ächt dichterischer Glut geschilderte Macht der Liebesleidenschaft, wie sie in den Kindern des Südens tobt, so ist es hier die durch Leiden geklärte Liebe, die Treue bis zum Tode, ja über Grab und Tod hinaus. Es ist unsre deutsche Liebe, die liebende Treue unseres deutschen

Gemüthes, die hier, hineingelegt in den Busen eines Königs, in ihrer Alles beherrschenden Macht und Schönheit vor unsre Seele tritt. Und mit welch vollendeter Kunst stellt der Dichter diese Liebe in ihrer ganzen Kraft und Tiefe vor unser inneres Auge! So schön dies Gefühl ist: du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas. In der Hand des Poetasters oder des geringern Dichters wird es gar leicht zum Zerrbild, zur schwächlichen, sentimentalen Fratze, die einem gesunden männlichen Geiste nur Widerwillen erregt. Das eine Wort: „Dort stand der alte Zecher, trank letzte Lebensglut" vernichtet jeden Anklang an solche Empfindungen. Vor uns steht das Bild männlicher Kraft und gesunder Frische des Gemüths. Der herbste Schmerz des Lebens, der Verlust der treuen Geliebten hat ihn nicht gebeugt; seine Heldenkraft hat das wunde Herz dem Leben und seinen Forderungen nicht entzogen: der Schmerz um seine Liebe ist ihm heilig geworden, und treu hat er das Andenken bewahrt und getragen in dem Heiligthum seines Busens, in frischem, thatkräftigem Zusammenleben mit seinen Rittern, bis das Greisenalter und mit ihm die Scheidestunde naht. Da flammt die alte, heilige Liebe noch einmal auf. Sie ist die schönste Krone seines Lebens gewesen, sie bleibt auch sein letzter Gedanke. Der heilige Becher soll von profanen Lippen nicht entweiht werden: er wirft ihn hinunter in die Flut, und wie der letzte Schimmer in der Tiefe verschwindet, bricht sein treues Auge.

Alle „Romanzen und Balladen" Schiller's sind vollendete Kunstwerke. Selbst den weniger fruchtbaren Inhalt weiss er in einer Weise darzustellen, dass wir gerührt und ergriffen werden. Es erscheint ganz unnöthig, diese Gedichte in Romanzen und Balladen zu scheiden. Sie sind sämmtlich ächte Kunstballaden, in denen sich die humane selbstbewusste Denk- und Empfindungsweise der gebildeten Neuzeit in dem Masse abspiegelt, wie in den Volksballaden die naive Denk- und Empfindungsweise der noch nicht gebildeten Vorzeit. So wie jene alten Balladen einst das ganze Volk begeisterten, rühren und erheben diese Meisterwerke unsres grossen Dichters jeden Gebildeten und entzücken das Herz durch den Zauber des Schönen. Sie sind so eigenartig, dass sie mit

andern füglich nicht verglichen werden können. Wollte man z. B. den Kunstwerth des „Tauchers“ gegen den der „Lenore“ abwägen, auf wessen Seite würde die Schale sinken? Wer von beiden Dichtern zeigt grössere Plastik, grösseres Feuer, grössere Formvollendung? Ergreift uns der Eine in dieser Weise, rührt uns der Andere ebenso tief in einer andern; versteht Bürger mit vollendeter Meisterschaft die sinnliche Kraft der Volkssprache zu handhaben, so behandelt Schiller die Sprache der Denker mit einer solchen Energie und Feinheit, dass er ihm wahrlich die Wage hält.

Alles, was von Schönheit, Güte und Grösse in der Brust des Menschen lebt, tritt uns liebevoll und innig, wahr und tief in jenen herrlichen Gedichten entgegen.

Sie singen von Lenz und Liebe,
Von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde,
Von Treu und Heiligkeit.
Sie singen von allem Süssen,
Das Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen,
Was Menschenherz erhebt.

Der reinste, edelste Kern unsres deutschen Gemüthslebens ist in ihnen abgespiegelt: darum haben sie nach Goethe's Wort „Menschheitbezwingendes“ in sich. Darum entzücken sie so hoch die deutsche frische Jugend; und wer sein heiligstes Gefühl für das Grosse, Gute und Schöne in sein Mannesalter gerettet hat, muss und wird von ihnen ergriffen werden, so lange noch die Lebenskraft sein Herz durchströmt. Die Darstellung in Schiller's Balladen ist nicht dramatisch. Die Schilderung malt weniger lyrische Empfindungen, als Charactere und ihre Handlungen, das Ergebniss ihrer Gesinnungen. So stellt er uns im „Taucher“ den hochherzigen Jüngling dar, im „Kampf mit dem Drachen“ den hochherzigen wackern Ritter, im „Gang nach dem Eisenhammer“ den frommen sittlich reinen Fridolin, im „Graf von Habsburg“ den frommen König, den wahren Vertreter der „heiligen Macht der Königswürde.“ Selbstverständlich muss dabei das lyrische Element, die Darstellung der Empfindung, zurücktreten; aber durch die sittlichen oder tragischen Conflicte und deren Lösungen wird das Gemüth nicht minder ergriffen, als durch Goethe's sangbare Verse. Zum

Gesange sind Schiller's Balladen nicht geeignet; aber der Gesang ist bei ihm ersetzt durch den vollendeten Zauber der Sprache, die eine solche Kraft und Schönheit entfaltet, dass wir wahrhaft hingerissen werden.

Es würde zu weit führen, dies Alles an jedem einzelnen Stücke nachzuweisen; nehmen wir zu näherer Besprechung nur den „Taucher."

Die wirkliche Erzählung, welche Schiller dabei benutzt hat, redet von einem einfachen Fischer, der beim Tauchen nach einer goldenen Schüssel, die der König in's Meer warf, in der Tiefe seinen Tod fand. Ihn hat der Dichter in einen hochherzigen, edeln Jüngling umgewandelt, in dem sichern Gefühl, dass die Ballade nur in dieser Weise ergreifen könne. Der König schleudert einen goldenen Becher in die Flut und fragt nach dem Beherzten, der Willens sei, ihn aus der Tiefe zu holen. Wir fühlen sogleich, dass Gier nach schnödem Gewinn kein Beweggrund zu dieser That sein könne, sondern nur Kühnheit, Muth, Ehrgeiz: Eigenschaften, die in uns den Gedanken an eine ritterliche, heldenhafte Gestalt erregen.

Doch die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer
Und Keiner den Becher gewinnen will.

Durch die gesteigerte Spannung ist unser Verlangen nach dem kühnen Taucher mächtig rege geworden. Da tritt aus der Knappen zagendem Chor ein junger Edelknab, und nimmt durch seine Erscheinung unser herzlichstes Interesse gefangen. Es steht vor uns der muthige Jüngling, der Knabe aus edelm Geschlecht, mit dem unser Herz unwillkürlich Adel der Gesinnung zu verbinden geneigt ist. Was die Ritter, die erprobten Kämpen nicht wagen, will er, das junge Blut, unternehmen.

Indem der Dichter ihn an den Felsenhang treten lässt, nimmt er Gelegenheit, die prachtvolle unübertroffene Schilderung des Meeresstrudels folgen zu lassen. Aber wohlgemerkt: diese Schilderung ist dem Ganzen nur untergeordnet. Sie dient nur dazu, uns die grossen Gefahren, denen der Held entgegengeht, recht lebhaft vor Augen zu stellen und dadurch das Interesse für ihn zu erhöhen. Das geschieht in der That; denn

der „Schrei des Entsetzens,“ der rings gehört wird, als der kühne Schwimmer sich Gott befehlend vom Felsen springt, klingt auch in unserm Herzen wieder. Die prachtvolle Schilderung der bangen Scene, da es „stille wird über dem Wasserschlund, während aus der Tiefe das hohle Geheul der strudelnden Wasser herauftönt,“ presst uns wahrhaft das Herz zusammen, so dass die Worte „hochherziger Jüngling, fahre wohl“ recht wie aus unsrer Seele gesprochen sind. Um noch den Rest jedes Zweifels an der reinen Gesinnung des Jünglings zu tilgen, und hauptsächlich, um die Grösse der Kühnheit in ein recht helles Licht zu stellen, lässt der Dichter die Strophen folgen:

Und wärfst Du die Krone selber hinein,
Und sprächst: wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein!
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn.

Durch diese Worte und die darauf folgende Schilderung des Meeresstrudels wird unser Interesse auf's höchste gespannt. Mit sehnsüchtigem Verlangen blicken wir im Geiste auf die tosende Flut. Da endlich „hebt sich's schwanenweiss aus dem finster flutenden Schoss.“ Er ist's! Wir athmen auf, wir begrüssen mit ihm das himmlische Licht, wir rufen ebenso erfreut, wie die Ritter: Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle hat der Brave gerettet die lebende Seele! Wir treten mit in die jubelnde Schaar und führen ihn zum Könige.

Hier wirft der Dichter leise eine Ahnung des Kommenden in unsre Seele. Während der edle Jüngling in alter Ritter Weise seinem Könige knieend den Becher reicht, winkt der Letztere die liebliche Tochter herbei, dass sie den Becher mit funkelndem Weine fülle.

„Das Herrliche, Starke gehört zu dem Lieblichen, Schönen,“ dies alte Gesetz der menschlichen Empfindungsweise macht sich geltend. Sollte etwa eine stille Liebe den Jüngling zu der kühnen That getrieben haben? Doch noch hält uns der Dichter in Spannung durch die Schilderung dessen, was der Kühne in der grausigen Tiefe gesehen und erlebt hat. Auch hier ist die Schilderung nur untergeordnet. Sie soll uns die Grösse der Gefahr vollständig vor Augen führen, um den Helden inniger mit unserm Herzen zu verbinden und die tragischen Empfin-

dungen beim Ausgange zu verschärfen. Auch nicht der kleinste Vers darf weggelassen werden, ohne die Einheit des Ganzen zu zerstören.

Darnach wird die Handlung lebhafter. Der Conflict beginnt. Der König verlangt in frevelhafter Neugierde das Opfer des jungen Heldenlebens.

Der Becher ist Dein
Und diesen Ring noch bestimm ich Dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst Du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was Du sahst auf des Meeres tiefunterstem Grunde.

Da bricht das Gefühl in dem Herzen der Jungfrau mächtig hervor. Sie fleht ihn an, das grausame Spiel zu enden; aber nicht aus allgemein menschlichen Gründen, sondern aus ächter Liebe zu dem Edeln. Mag ein Anderer untergehen, mögen „die Ritter den Knappen beschämen," nur er, der Geliebte ihres Herzens soll es nicht sein. Das alte ewige Gesetz der Liebe: Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, macht sich geltend und lässt uns sofort den wahren Sachverhalt erkennen. Doch der König schleudert den Becher in die Flut und der rücksichtslose Eigennutz seiner Begierde setzt selbst das Glück seiner Tochter auf's Spiel.

Und schaffst Du den Becher mir wieder zur Stell,
So sollst Du der trefflichste Ritter mir sein
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für Dich bittet mit zartem Erbarmen

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt. Den Blick auf die erbleichende Geliebte gerichtet, stürzt er sich hinunter auf Leben und Sterben. Wir aber, auf's höchste ergriffen, starren ihm nach mit den eigenthümlichen schmerzlichen und zugleich erhebenden Gefühlen, denen wir den Namen tragische gegeben haben. Die Spannung hat den höchsten Grad erreicht. Der vierte Act der Tragödie ist geschlossen; es erfolgt der letzte und mit ihm das unglückliche Ende. —

Es ist leicht, in sämmtlichen Balladen unsres Schiller in ähnlicher Weise das Meisterhafte der Darstellung nachzuweisen.

Möge dieser Versuch zu einem sorgfältigen Studium auch der kleinsten Kunstwerke unsrer ächten deutschen Dichter Anregung geben, damit man einsehen lerne, es könne von ihnen mit Wahrheit gesagt werden, was Luther von den Bibelsprüchen behauptet: „Es ist keins so klein, wenn man's klopft, das nicht einen güldenen Apfel gäbe."

Eydtkuhnen. A. Goerth.

Ben Jonson als Lustspieldichter.

(Ein Vortrag.)

Man hat das Zeitalter der Elisabeth mit Recht eine Zeit des Ueberganges aus dem Mittelalter in die Neuzeit genannt und die Eigenthümlichkeiten dieser und jener Periode in ihm nachgewiesen. Man fand in ihm noch in voller Kraft den abenteuerlichen Unternehmungsgeist des Mittelalters und seine Sehnsucht nach dem Fremden und Fernen, die jetzt in den gefahrvollen Wanderungen nach den neuentdeckten Welttheilen eine viel nützlichere Bethätigung fand als früher in den grossen Unternehmungen des Mittelalters; man fand noch jenen ritterlichen Geist, der auf der einen Seite in den patriotischen Anstrengungen gegen den mächtigen Landesfeind seine glänzendste Entfaltung zeigte und der auf der andern Seite, ins Komische und Verzerrte herabsinkend, jene lächerlichen Ehrenhändel, jene affectirten Hofleute und phantastischen Missgeburten hungerleidender Renommisten erzeugte, die in den Lustspielen der Zeit eine so ergötzliche Rolle spielen. Man brachte aus der alten Zeit ihre wunderbaren Sagen und Märchen, die man noch lieben und in ihrem ganzen Zauber empfinden konnte, man erbte zugleich aber auch den ganzen Aberglauben der Vergangenheit und in seinem Gefolge natürlich ein Heer von Gaunern. So gewann die ernste wie die heitere Poesie aus den Resten des Alten einen reichlichen Stoff.

In jene ehrwürdigen Hallen aber, in jene dunklen Grotten und Laubgewölbe, welche die Phantasie des Mittelalters geschaffen und mit geisterhaften Wesen bevölkert hatte, schien auf

einmal die Morgensonne einer neuen Zeit hinein, und noch einmal glänzte Alles auf in nie gesehner Pracht, bis das neue Licht den Zauber selbst zerstörte und der Mensch ernüchtert von dem Alten sich abwandte oder es niederschlug, um neue Pflanzungen unter der neuen Sonne anzulegen. Denn gegenüber dem Alten stellte sich jetzt der aufklärende Einfluss der neuen Zeit. Die unter Elisabeth sich ruhig vollziehende Reformation, die das Volk nach langen Aengsten freudig aufathmen liess, die schnell sich verbreitende Kenntniss des Alterthums eröffneten dem Verstande neue Gebiete, stärkten ihn und erfüllten ihn mit stolzerem Selbstgefühl, so dass die Literatur der Zeit mit einem Aufwande von Phantasie, wie er schwerlich sonst zu finden ist, eine Freiheit, Kraft und Schärfe der Reflexion vereint, durch die sie uns, den Kindern einer reflectirenden Zeit, besonders nahe gerückt wird. Man findet in ihr die jugendliche Fröhlichkeit, den ganzen Uebermuth eines Volkes, das eben erst die Freiheit erlangt hat, und eine verwegene burschikose Genialität, die vor keinem Bilde, keinem Ausdruck zurückschreckt und oft das Ausserordentliche und Ungeheuerliche mit Vorliebe wählt, bei aller Ungezwungenheit aber und Rohheit zu dem Schlusse auf Sittenverderbniss noch keineswegs berechtigt.

Eine jede der Richtungen, welche der vorhandene Ideenvorrath den Geistern geben musste, hat ihren Vertreter in der Dichtkunst. Spenser versenkte sich ganz in die Romantik des Mittelalters, Ben Jonson ist der reflectirende Geist der Neuzeit und Shakspeare die glückliche Verbindung beider. Ich habe dabei, was Ben Jonson anbelangt, freilich nur seine Lustspiele vor Augen, auf welche ich mich auch in den wenigen Betrachtungen, die ich mir erlauben will Ihnen vorzutragen, beschränken muss. Denn seine Lustspiele sind so weit entfernt von aller Romantik, dass gerade diese in ihnen oft der Gegenstand der Satire und die Zielscheibe des Witzes ist.

Die Hauptstärke Ben Jonson's besteht nämlich in der Darstellung dessen, was der Engländer humours, Humore, nennt, d. h. wie er selbst einmal erklärt, in der Zeichnung eigenthümlicher Züge und Gebrechen, welche, bis zum Uebermass entwickelt, den ganzen Menschen zu einer lächerlichen und excen-

trischen Person machen. Diese Characterzüge aber sind zum grossen Theile die krankhaften Auswüchse jenes romantischen, abenteuerlichen Rittergeistes, auf den ich bereits hingewiesen, der sich aber hier in Gestalten verkriecht, die weder den Muth, noch den Verstand, noch die äusseren Mittel haben, ihn anders zu bethätigen als durch Erlügen und lächerliches Uebertreiben alles dessen, was wirklich einen Helden machen würde. Schon in seinem ersten Lustspiele Every man in his humour, Jedermann in seiner Laune, das 1598 in der zweiten Bearbeitung zum ersten Male aufgeführt wurde, hat Ben Jonson im Captain Bobadill eine Figur dieser Art gezeichnet, der ich keine andre derselben Gattung in all seinen späteren Stücken an die Seite stelle. Dieser Capt. Bobadill ist ein feiner und feierlicher gentleman und soldier zugleich, der alle Kriege der Welt in den letzten zwanzig Jahren mitgemacht und unerhörte Thaten ausgeführt haben will, der in keinem andern Elemente lebt als in der Kunst des Krieges und des Fechtens und fortwährend mit spanischen Kunstausdrücken um sich wirft, die kein Christenmensch verstehen kann, Alles mit mannigfachen und sehr gewählten Schwüren bekräftigt, wie „bei dem Leibe Cäsar's, bei Pharao's Fuss,“ oder mit dem für ihn characteristischen: „as I am a gentleman and a soldier,“ der aber trotz seines grossartigen Auftretens arm ist wie eine Kirchenmaus, in einem kleinen Gässchen bei Cob, dem Wasserträger, wohnt, kein Bett in seinem Zimmer, keinen Penny in der Tasche hat, sein einziges Paar Strümpfe versetzen, von seiner Wirthin Frau Tib ein Hemd borgen muss, um das seinige waschen zu lassen und sich glücklich schätzt, wenn er zum Frühstück ein Bündel Radieschen und eine Pfeife Taback auftreiben kann. Bei all diesem Elend aber bewahrt er einen so cavaliermässigen Anstand in seinem Benehmen, eine so ausgesuchte Feinheit der Rede, dass man ihn unwillkürlich fast lieb gewinnt, ihm schon entgegenlacht, sobald er auftritt und ihn fast bedauert, als er Prügel bekommt und nicht den Muth hat, den Degen zu ziehn.

Ihm sehr verwandt, nur aus etwas gröberem Stoffe ist im Poëtaster vom Jahre 1601 der Capt. Tucca, der nie Geld hat, alle Welt anpumpt, in lärmender Gemüthlichkeit Jeden mit verrückter Kerl, Schuft, Hallunke anredet und kein wahres Wort

spricht, ein lächerlicher Feigling in Gestalt eines polternden Säbelrasslers. So könnte man von jener komisch-feierlichen Erscheinung Bobadill's an eine ganze Reihe ähnlicher Renommisten in absteigender Linie aufstellen bis hinab zu den gemeinen Raufbolden in der Bartholomäus-Messe, den sogenannten vapours (deutsch etwa Blechschläger), die im Bordelle zechen und sich balgen. Seine Fertigkeit, über einen und denselben Grundcharacter alle möglichen Variationen zu machen, ist in der That erstaunlich.

Der beschriebenen Art von Humoristen steht eine andere Gruppe sehr nahe, nämlich die der Gecken, deren Zahl fast eben so gross ist und unter denen bisweilen die kleinen Nebenrollen die possirlichsten sind, wie z. B. Master Stephen in Every man in his humour, der auch gern den feinen gentleman der Stadt spielen möchte, deshalb dem Capt. Bobadill mit grosser Mühe nachahmt, es aber nicht weiter bringt, als dass er dessen Flüche auswendig lernt und sie immer alle auf einmal am unrechten Platze herauspoltert. Zu derselben Familie gehört Bartholomew Cokes in der Bartholomäus-Messe, ein unbeschreiblich alberner Landjunker, der mit seiner Braut und seinem Diener auf die Messe kommt. Bei dem Anblick all der schönen Sachen verliert er völlig den Kopf, will Alles kaufen, was er sieht, belädt seinen Diener mit Steckenpferden, Trommeln, Geigen und allem möglichen Spielzeug, nimmt einem Bänkelsänger all seine Lieder ab, kauft schliesslich einen ganzen Pfefferkuchenkram, lässt sich aber darüber sein Silber, sein Gold, Hut, Mantel, Degen und am Ende gar seine Braut stehlen. Eine ganze Sammlung von Gecken männlichen und weiblichen Geschlechts — denn die Damen werden keineswegs geschont — enthält das Stück Cynthia's Revels aus dem Jahre 1600, in welchem die Hofleute sich gegenseitig an Abgeschmacktheiten überbieten und schliesslich einen Wettstreit veranstalten „at the four, the choice and most cunning weapons of court-complement, viz. the bare Accost, the better Reguard, the solemne Adresse and the perfect Close." Wahrscheinlich haben dem Dichter Etiquettenbücher vorgelegen, auf die ja auch Shakspeare gelegentlich anspielt. Nur noch einen Character der Art will ich erwähnen, den städtischen Geck aus the Devil is an ass, Namens Fitz Dotterell,

der dem Liebhaber seiner Frau eine viertelstündige Unterredung mit ihr gewährt, um dafür von jenem einen neuen Mantel zu bekommen; denn Fitz Dott. trägt alle Tage neue Kleider, läuft alle Versammlungen und Gesellschaften darin ab, die es in der Stadt gibt, so dass er immer unbändig viel zu thun hat, und erscheint jeden Abend im Theater vorn auf den ersten Bänken der Bühne, wo er in jeder Pause aufsteht und sich umsieht, damit die Damen ihn bemerken und fragen, „wer mag das wohl sein?"

Ich will an der dritten Gruppe, den Gaunern und Projectenmachern rasch vorübereilen. Die wundervollen Figuren aus dem Alchimisten, Face, Subtle und die würdige Haushälterin Dol sind Ihnen gewiss bekannt, zumal da der Alchimist von Baudissin übersetzt worden ist. Kurz erwähnt sei nur aus Volpone oder the Fox ein Projectenmacher Sir Politick Wouldbe, der von seiner politischen Weisheit und Wichtigkeit eine ungeheure Idee hat, hinter dem Geschrei eines Quacksalbers staatsmännische Intrigue wittert und sich mit allerlei Plänen trägt, mit denen er sich um Venedig, wo er sich gerade aufhält, verdient machen will. So. z. B. will er die kleinen Zündholzbüchsen, die Jeder bei sich trägt, abschaffen, weil Einer damit das Zeughaus in Brand stecken könnte, und statt derselben so grosse Zündholzkasten einführen, dass sie Niemand in der Tasche tragen kann; ferner, um die langweilige Quarantäne aufzuheben, welche die Leute 30 bis 40 Tage an das Lazareth fesselt, will er, dass jedes ankommende Schiff erstens zwischen zwei Mauern gestellt werde, die der Staat zu bauen hat; dann spannt er über die eine ein Theertuch, das mit Zwiebeln bedeckt ist, und bringt an der andern eine Menge Blasebälge an, die durch ein Wasserwerk in Bewegung erhalten werden und die Luft fortwährend über das Schiff auf die Zwiebeln blasen sollen; falls nun Pestkranke im Schiffe sind, werden die Zwiebeln sofort die Farbe wechseln; wenn nicht, wird die Quarantäne gespart sein. — Aehnlich sind die Pläne, welche der andere Projectenmacher in in the Devil is an ass zu Tage fördert. Doch genug hiervon.

Die Puritaner, welche mir nun noch als die vielleicht interessanteste Klasse humoristischer Charactere übrig bleiben, will ich Ihnen hernach persönlich vorstellen, wenn Sie mir ge-

statten wollen, Ihnen zwei Scenen aus der Bartholomäus-Messe vorzulesen, die ich zu diesem Zwecke übersetzt habe.

Aus diesen wenigen und unvollständigen Charactergruppen, die ich Ihnen hier vorgeführt habe, können Sie schon ersehen, wie gross die Welt- und Menschenkenntniss und wie reich die Phantasie des Dichters sein musste, um uns eine so reichhaltige Sammlung humoristischer Gestalten zu hinterlassen.

Sie erkennen aber neben der Grösse seines Talentes auch die Gefahr, welche ein solches Talent unvermeidlich mit sich bringen musste. Denn wie leicht konnte es nicht geschehn, dass diese äusseren Eigenschaften, diese belustigenden Verkehrtheiten der Personen zur Hauptsache der Zeichnung wurden und darüber der eigentliche Character allzusehr zurücktrat? ja wie nahe lag es nicht, statt allen Characters, der ja doch am Ende bei der Aufführung nicht gebührend gewürdigt wird, überhaupt nur einen einzigen Zug, der des Effectes gewiss ist, zu zeichnen, nur das Aeussere darzustellen und so das Accidentelle zu dem Wesentlichen zu machen? Ben Jonson hat diese Gefahr nicht vermieden, oder genauer: er hat sie nur in seinem ersten Lustspiele vermieden, in Every man in his humour. Hier halten sich alle Charactere in den Grenzen des Menschlichen, alle Hauptpersonen erregen unsere Sympathie, und selbst der strengste Moralist muss von der poëtischen Gerechtigkeit am Schlusse des Stückes befriedigt werden. Die heiteren jungen Leute Ed. Knowell und Wellbred, die sich über Bobadill und den Dichterling Matthew, der seine Verse überall zusammenstiehlt, lustig machen, der etwas philisterhafte aber gutmüthige und ehrenwerthe Kaufmann Kitely, der auf seine schöne Frau eifersüchtig wird, nicht ganz ohne Grund trotz ihrer Unschuld, der äusserst drollige Wasserträger Cob mit seiner würdigen Ehehälfte Tib, die ihren Chambregarnisten Bobadill in ihr Herz geschlossen hat und vor Allem der unübertreffliche Justice Clement, der im 5. Acte wie ein König regiert, der jovialste und liebenswürdigste Richter, den es je gegeben, sie machen, wie mir scheint, das Erstlingswerk B. Jonson's zu einer der besten Comödien, welche die englische Literatur aufzuweisen hat. Von nun an änderte sich allmählich seine Art zu characterisiren und bildete sich zu der eigenthümlichen Manier, deren Vorstellung bei uns

jetzt mit dem Namen B. Jonson unzertrennlich verschmolzen ist. Sei es, dass seine in der That sehr traurige und wüste Jugend, die trüben Erfahrungen, die er gemacht, der Neid und die Missgunst, die er gefunden, seine Stimmung schon jetzt zu verbittern anfingen, sei es auch, dass der Erfolg des Capt. Bobadill ihn zu dieser Art der Satire vielleicht zu sehr verleitete: der Zweck, durch seine Schauspiele zu belehren, die Verkehrtheiten der Menschen zu geisseln, tritt immer stärker hervor; und in allen Prologen spricht er es aus, dass es nicht seine Absicht sei, die Wangen seiner Hörer roth zu machen durch Gelächter, sondern ihrem Verstande Nahrung zu geben und sittliche Besserung zu bewirken. Wenn er daher bisweilen geradezu hässliche Charactere darstellte, so geschah es nicht aus Ungeschick, sondern weil er das Laster in seiner abschreckenden Gestalt zeigen wollte. Wir brauchen nur einen flüchtigen Blick auf eines seiner grossartigsten Lustspiele Volpone oder the Fox — es wird von Vielen für das Beste gehalten — zu werfen, um seine veränderte oder nun erst entwickelte Manier und die weiteren Uebelstände, die mit ihr verbunden sind, zu erkennen.

Volpone, ein reicher Wollüstling in Venedig, steht in dem Rufe, todkrank zu sein. Seine Bekannten besuchen ihn, bringen ihm reichliche Geschenke, und ein Jeder hofft, der Universalerbe zu werden und zwar in kurzer Zeit; denn Volpone empfängt sie stets auf seinem Lehnstuhl scheinbar gelähmt und verkrüppelt daliegend, und scheint jeden Augenblick den Rest seines Lebens aushusten zu wollen. Da erscheint zuerst der geldgierige Advocat Voltore mit einer silbernen Schüssel. Als er davon gegangen, im Geiste schon der glückliche Erbe, tritt Corbaccio auf, ein triefäugiger und schwerhöriger Greis, die grässlichste Carricatur der Habsucht, die man sich denken kann, der seinen einzigen Sohn enterben will, um desto sicherer Volpone's Erbe zu werden. Als Dritter zeigt sich der Kaufmann Corvino, würdig der letzte zu sein; er hat keinen Sohn zu enterben, — aber seine junge, tugendhafte Frau will er prostituiren, schleppt er mit Gewalt in des Betrügers Gemach und überlässt sie dort ihrem Schicksale. Sie wird gerettet von Benario, Corbaccio's Sohn. Nun kommt die Reihe an Voltore,

den Advocaten, das Meisterstück der Scheusslichkeit zu thun. Mit unglaublicher Gewandtheit und einem wunderbaren Aufwand von Beredtsamkeit klagt er vor Gericht Benario und Celia, Corvino's Gemahlin, der Unzucht an und beschuldigt ersteren noch des Mordversuchs an Volpone und dessen Parasiten Mosca. Schon sollen die Unschuldigen verurtheilt werden, da zerreissen die beiden Gauner, die sich nun gegenseitig betrügen wollen, selbst das Lügengewebe und verfallen dem Arme der Gerechtigkeit. Neben dieser Hauptfabel und nur sehr lose mit ihr verknüpft, steht noch als erheiterndes Beiwerk der oben schon beschriebene Politick Wouldbe mit seiner Frau, einem unerträglich geschwätzigen Blaustrumpf. Dies sind alle Hauptpersonen des Stückes. —

Coleridge macht dazu die Bemerkung, es wäre leicht gewesen, aus dem Volpone eine vorzügliche Comödie zu machen, wenn man nur Celia und Benario, die nur wenige Worte sagen, eine grössere Rolle eingeräumt hätte. Nichts kann richtiger sein.

Die Manier des Dichters, die hier ihre Vollkommenheit erreicht, ist tadelnswerth in zweierlei Beziehungen.

Betrachten wir die Hauptpersonen im Fox, so sehen wir, dass ein Characterzug mit rücksichtsloser Consequenz bis an die Grenze des Möglichen durchgeführt und mit den verwegensten Linien gezeichnet ist, dass in diesem einen Zuge aber auch der ganze Character besteht. Dies würde indess schwerlich als ein Fehler empfunden werden, ja man würde sich vielleicht glücklich schätzen, einen solchen Virtuosen in der Darstellung menschlicher Verkehrtheiten zu besitzen, wenn nicht noch ein Zweites hinzukäme, wodurch die erwähnte Eigenthümlichkeit des Dichters erst als ein Mangel fühlbar wird. Es sind nämlich hier im Fox, wie im Alchimisten, in Every man out of his Humour, in Bartholomew Fair alle Hauptpersonen verkehrte Menschen; die Betrüger und die Habsüchtigen sind ebenso verabscheuungswürdig, als Sir Politick Wouldbe mit seinen eiteln Einbildungen und seine Frau mit ihrer Gelehrsamkeit und Geschwätzigkeit lächerlich sind. Seine Charactere sind nicht die wohlthuenden Gestalten, in denen wir uns selbst wiedererkennen, die unser Mitgefühl erregen: sie sind interessant, aber nicht ergreifend; sie fesseln den Verstand, aber lassen

unser Herz kalt. Es fehlt ihnen gegenüber durchaus an dem nothwendigen Gegengewichte vernünftiger und moralischer Charactere, die uns über den peinlichen Eindruck all jener Verkehrtheiten hinweghelfen und unsere Achtung vor der Menschheit aufrecht erhalten; denn die wenigen vernünftigen Personen, denen man begegnet, stehn meist so sehr im Hintergrunde, sie sind so wenig ausgeführt, dass sie kaum unsre Aufmerksamkeit erregen. Ich habe schon gesagt, B. Jonson wollte dies nicht anders. Denn seine Lustspiele sind nicht der Ausfluss augenblicklicher Begeisterung, nicht das leicht hingeworfene Erzeugniss eines überströmenden Genies: sie sind eine mühevolle, gewissenhafte Arbeit, aber die Arbeit eines Meisters, der seine Kunst gelernt und über reiche Hülfsmittel zu verfügen hat. Gelehrsamkeit, Kenntniss der Welt und der Menschen bis in die untersten Schichten hinab, eine scharfe Beobachtungsgabe und eine wunderbare Leichtigkeit in Auffassung aller Schwächen und Lächerlichkeiten, ein mächtiger und origineller Humor, eine Schärfe und Energie des Gedankens, die ihn zwar selten erhaben, oft aber grossartig oder anmuthig erscheinen lässt, — dies sind die Eigenschaften, durch die er seinen Vorbildern, den grossen Meistern des antiken Dramas, Ehre macht.

Jene Ausstellungen, deren ich erwähnte, beziehen sich allerdings auf unläugbare Mängel, — und sie sind wohl auch die Ursache, weshalb er seine Popularität so schnell eingebüsst hat; — aber wie könnte man sie ihm hoch anrechnen, wenn man überlegt, aus welchem Zustande und zu welcher Höhe er das Lustspiel mit Shakespeare zugleich gehoben hat. War doch das Schauspiel vor ihm nicht viel mehr als eine Dramatisirung von gegebenen Stoffen, sei es von Novellen oder Abschnitten aus Chroniken. Ben Jonson, der mit der Bühne der Alten vertraut war, konnte an so unregelmässigen und planlosen Arbeiten keinen Gefallen finden und bildete sich selbständig eine Theorie des Dramas, welche die strenge Regelmässigkeit des antiken Schauspiels mit den Anforderungen, welche der Geschmack seiner Zeit an die dramatische Kunst stellte, zu vereinigen suchte. Es herrscht bei ihm die strengste Einheit der Handlung, Alles richtet sich auf ein Ziel und schliesst sich an eine Hauptbegebenheit mit Nothwendigkeit an. Ein sorgfältig

durchdachter Plan liegt Allem, was er geschrieben, zu Grunde; alle Ereignisse sind so geschickt vorbereitet, dass die überraschendsten natürlich scheinen. Die Einheit des Ortes war eine Forderung, auf die man bei der damaligen Einrichtung der Bühne schwerlich verfallen konnte; aber die Einheit der Zeit beobachtet er dafür in einem Grade, dass die dargestellten Begebenheiten in der Wirklichkeit kaum mehr Zeit einnehmen würden, als sie zu ihrer Aufführung auf der Bühne bedürfen. Wenn Sie sich nun vorstellen, wie in diesem Rahmen eine Menge jener Gestalten mit ihren zündenden Worten, ihren scharfen Zügen, kühnen Stellungen und abenteuerlichen Kleidungen wie eine Schaar von Tollhäuslern sich mit unvergleichlicher Lebendigkeit auf der Bühne durcheinander bewegt, in die drolligsten Zusammenstellungen und spannendsten Situationen gebracht wird und wie sie alle immer vollständiger, immer krasser ihre Verkehrtheiten aufdecken müssen, so werden Sie Sich einen Begriff machen können von dem gewaltigen Eindrucke, den Jonson's Schauspiele im Theater hervorbringen mussten, und werden es natürlich finden, wenn er als ein Nebenbuhler Shakspeare's betrachtet wurde zu einer Zeit, wo man beider Werke noch nicht gedruckt in Händen hatte und sie noch nicht im Studierzimmer mit einander vergleichen konnte. Dass Baudissin's Versuch, ihn in Deutschland bekannt zu machen durch seine Uebersetzung des Alchimisten und des dummen Teufels, missglückt ist, scheint mir namentlich an der Wahl der Stücke zu liegen, von denen das letztere schon zu den weniger bedeutenden gehört und es zu sehr mit specifisch englischen Verhältnissen zu thun hat, während der Alchimist mit einer pedantischen Gelehrsamkeit überladen ist, die selbst in damaliger Zeit nur wenigen Eingeweihten verständlich sein konnte. Eine freie und geschickte Bearbeitung von Every man in his humour oder vom Volpone würde dagegen noch jetzt auf der Bühne sich ebenso leicht darstellen lassen, als zum Beispiel die Comödie der Irrungen oder die Bezähmung der Widerspänstigen.

Aus Bartholomew-Fair.

Act. III. Sc. 1.

Zeal-of-the-Land-Busy, *Suitor to* Dame Purecraft, *a Banbury Man.* *
Winwife, *his rival, a Gentleman.*
Tom Quarlous, *companion to* Winwife, *a Gamester.*
Bartholomew Cokes, *an Esquire of Harrow.*
Lanthorn Leatherhead, *a Hobby-Horse-Seller.*
Mooncalf, *tapster to* Ursula.
Daniel Jordan Knockem, *a Horse-Courser and a Ranger of Turnbull.*
Captain Whit, *a Bawd.*
Bristle } *Watchmen.*
Haggise }
John Littlewit, *a Proctor.*
Win-the-Fight Littlewit, *his wife.*
Dame Purecraft, *her Mother and a Widow.*
Joan Trash, *a Gingerbread-Woman.*
Ursula, *a Pig-Woman.*

Rabbi Busy, Dame Purcraft, John Littlewit und Mrs. Littlewit gehn auf die Messe, um Schweinebraten zu essen.

Busy. So, geht mitten auf dem Wege, geradeaus, wendet euch weder zur Rechten noch zur Linken; lasset eure Augen nicht beiseite gekehret werden durch Eitelkeit, noch eure Ohren durch Lärmen.

Quarlous. O, ich kenne ihn an seiner Tonart.

Leatherhead. Was braucht Ihr, was kauft Ihr, Frauchen? ein schönes Steckenpferd für euren Sohn, damit er ein Ritter wird? eine Trommel, damit er Soldat wird? eine Geige, damit er Nachtschwärmer wird? Was braucht Ihr? kleine Hunde für Eure Töchter? oder kleine Kinder? männlich oder weiblich?

Busy. Blicket nicht hin zu ihnen, höret sie nicht; die Stätte ist Schmiedsfeld oder das Feld der Schmiede, der Lustgarten der Steckenpferde und der Spielsachen; die Waaren sind die Waaren des Teufels und die ganze Messe ist der Kramladen des Satans: es sind Haken und Köder, ja Köder sind es, die ausgehänget sind an jeder Seite, Euch zu fangen und Euch festzuhalten, gleichsam bei den Kiemen und den Nasenlöchern, wie der Fischer thut; daher sollt Ihr nicht blicken nach ihnen noch Euch zu ihnen kehren. — Der heidnische Mann konnte seine Ohren mit Wachs verstopfen gegen die Hure des Sees; thut Ihr desgleichen mit Euern Fingern gegen das Glöcklein des Thieres.

Winwife. Was der für Funken sprüht!

Quarl. O, er hat sie von seinem Ofen; ein bekannter, hitz-

* Banbury man = Puritaner, weil diese in Banbury besonders zahlreich waren.

köpfiger Bäcker war es, als er noch den Brodschieber schwang; jetzt führt er seine Heerde auf die Messe.

Winwife. Oder treibt sie vielmehr in die Hürden, denn er erlaubt ihnen nicht, sich das Geringste anzusehn.

Knockem und Whit kommen aus Ursula's Bude.

Knock. Meine Damen, der Tag ist heiss, wohin geht Ihr? Seid auf Eure schönen Sammetmützen bedacht, die Messe ist staubig. Kommt in eine hübsche reizende Bude mit Laubwerk hier am Wege und kühlt Euch im Schatten ab mit Euren Freunden. Das beste Ferkel und Flaschenbier auf der Messe, Herr. Die alte Ursula ist die Köchin, dort könnt Ihr lesen (zeigt nach dem Schilde, einem Ferkelkopfe mit einer Schrift darunter), des Ferkels Kopf spricht es. Die arme Seele, sie hat den Spath gehabt, den Maryhinchko, aber sie ist wieder ziemlich gesund.

Whit. A bildscheenes Schauferkel, kudes Frauchen, mit sisser Tunke und 's prasselt wie Lorbeerblätter im Feuer; guck, sollst noch die reene Seite vom Tischtuch haben und 's Glas sull mit spiegelklarem Wasser ausgespielt werden.

Little (die Schrift ansehend). Das ist wirklich hübsch. „Hier sind zu haben die besten Ferkel und sie brät sie so gut, wie sie immer thut," sagt des Ferkels Kopf.

Knock. Köstlich, köstlich, Frauchen, mit Feuer von Wachholder und Rosmarinzweigen! Das ist das Orakel des Ferkelkopfs, Herr.

Purecraft. Mein Sohn, wurdest Du nicht gewarnt vor der Eitelkeit des Auges? Hast Du so bald vergessen die heilsame Ermahnung?

Lit. Aber, gute Mutter, wie sollen wir ein Ferkel finden, wenn wir uns nicht danach umsehn? Denkst Du etwa, es wird von dem Bratspiesse weg uns in den Mund laufen, wie im Schlaraffenlande, und schreien Uie, Uie?

Busy. Nein, aber Eure Mutter, weise und fromm, ist des Glaubens, es könne sich auf andre Weise dem Sinne darbieten, als durch den Dampf, wie es hier an dieser Stätte zu geschehen scheint, huh, huh, ja, es ist so. (Er schnüffelt danach wie ein Hund.) Und es wäre eine Sünde der Verstockung, grosser Verstockung, hoher und schrecklicher Verstockung, zurückzuweisen oder zu widerstehen dem guten Kitzel des hungernden Sinnes, welches ist der Geruch. Darum seid getrost — huh, huh, huh — folget dem Geruche: tretet ein in die Hütten der Unreinen für dieses Mal und befriediget Eures Weibes Schwachheit. Ja, Euer schwaches Weib möge befriediget werden.

Lit. Komm, Win, ebenso gut hier als weiter gehn und Nichts zu sehn.

Busy. Wir entgehen um so mehr den andern Eitelkeiten, je früher wir hier eintreten.

Pure. Das ist eine erbauliche Betrachtung.

Mrs. Lit. Es ist doch dumm, dass wir auf die Messe kommen und Nichts ansehn sollen.

Lit. Win, hab Geduld, Win, gleich will ich Dir mehr sagen.

Littlewit, Mrs. Littlewit, Busy und Purecraft ab in die Bude.

Knock. Mondkalb, bediene sie drin; das beste Ferkel in der Bude, ein Ferkel wie ein Schwein so gross. Das ist Banbury-Blut, von der echten Race und kommt hier auf die Ferkeljagd.

Busy (hinter der Scene). Ein Ferkel bereitet sogleich, lasset ein Ferkel für uns bereitet werden.

* * *

Knockem und Busy herauskommend.

Knock. Herr, ich will Eurem Rathe folgen und mein Haar beschneiden: ich sehe wohl, Taback und Flaschenbier und Schweinefleisch und Whit, und Ursula selbst, Alles ist eitel.

Busy. Nur Schweinefleisch war nicht begriffen in meiner Ermahnung, wohl aber das Uebrige: denn langes Haar ist eine Fahne des Stolzes, ein Banner; und die Welt ist voll von jenen Bannern, sehr voll von Bannern. Und Flaschenbier ist ein Getränk des Satans, ein Tischgetränk des Satans, erfunden, um uns aufzublähen und uns schwellen zu machen in dieser letzten Zeit der Eitelkeit, wie der Rauch des Tabacks, um uns zu halten in Nebel und Irrthum; aber das fleischliche Weib, so Ihr Ursula nennet, ist über Alles zu meiden, sintemalen sie an sich trägt die Zeichen der drei Feinde des Menschen; die Welt, dieweil sie auf der Messe ist, den Teufel, dieweil sie am Feuer ist, und das Fleisch, dieweil sie es selbst ist.

Mrs. Purecraft zu den Vorigen.

Pure. Bruder Eifer des Lands! Was sollen wir thun? meine Tochter Win hat wieder ihren Anfall von Sehnsucht.

Busy. Nach noch mehr Ferkelbraten? 's ist wohl keiner mehr da?

Pure. Nein, in der Messe sich etwas umzusehn.

Busy. Schwester, lass sie eilig fliehn die Unsauberkeit des Platzes, auf dass sie nicht beflecket werde von seinem Peche. Du bist der Wohnsitz des Thieres, o Schmiedsfeld, und ich will Dich verlassen! Götzendienst schauet allenthalben hervor aus dir. (Er tritt vor.)

Knock. Ein rechter Erzheuchler! Nun sein Bauch voll ist, fängt er an zu wiehern und auszuschlagen, der alte Hengst. Ich will hinein und Ursula erzählen, wie ihr Ferkel wirkt; zwei und ein halbes ass er ganz allein und einen Eimervoll hat er getrunken. Er isst mit seinen Augen so gut wie mit seinen Zähnen. (Ab)

Leather. Was ist gefällig, Herrn? Was kauft Ihr? Klappern, Trommeln, Puppen —

Busy. Schweig, mit Deinen apokryphischen Waaren, Du unsaubrer Zöllner; Deinen Glocken, Deinen Drachen und Tobiashunden. Dein Steckenpferd ist ein Götze, ja ein Götze ist es, ein greulicher und stinkender Götze; und Du, der Nebukadnezar, der stolze Nebukadnezar von der Messe, der Du ihn aufstellst für die Kinder, damit sie niederfallen und ihn anbeten.

Leath. Verzeihung, Herr; wollt Ihr eine Geige kaufen, Euer Geschrei zu begleiten?

Littlewit und seine Frau zu den Vorigen.

Littl. Sieh nur, Win, sieh nur in Gottes Namen und still Dein Verlangen. Hier ist Schönes zu sehn.

Pure. Ja, Kind, so Du es hassest, wie unser Bruder Eifer thut, magst Du es ansehn.

Leath. Oder was meint Ihr zu einer Trommel, Herr?

Busy. Es ist der geborstene Bauch des Thieres, und die Blasebälge sie sind seine Lungen, und diese Pfeifen sind seine Kehle, jene Federn sind aus seinem Schweife, und Deine Klappern das Knirschen seiner Zähne.

Trash. Und, bitte, was ist denn mein Pfefferkuchen?

Busy. Die Nahrung, mit der es sich mästet. Fort von hinnen mit Deinem Korbe von Päpsterei, Deinem Neste von Bildern und der ganzen Legende von Zuckergebäck.

Leath. Herr, wenn Ihr Euch nicht sogleich still verhaltet, so lass ich Euch bei den Fersen packen* wegen Störung der Messe.

Busy. Die Sünde der Messe ist mir ein Aergerniss, ich kann nicht schweigen.

Pure. Lieber Bruder Eifer!

Leath. Herr, glaubt mir nur, ich will Euch schweigen lehren.

Lit. (beiseite). Ich gebe einen Schilling drum, wenn Ihr's könnt, wahrhaftig.

Leath. Her mit dem Schilling, Herr! ich will Euch meine Bude geben, thu' ich's nicht: und mittlerweile lass' ich sie Euch zum Pfande. (Ab.)

Busy (zu Pure.) Hindre mich nicht, Weib. Ich wurde bewegt im Geiste, hier zu sein an diesem Tage, auf dieser Messe, dieser abgöttischen päpstischen Popanzmesse, zu zeugen gegen die Missbräuche derselben, die faulen Missbräuche derselben im Hinblick auf die betrübten Heiligen, welche bestürzt sind, sehr bestürzt sind, über die Maassen bestürzt sind, dass sich wieder aufthut der Markt Babylons und die Päpsterei hereinschauet aus den Kramläden hier, hier auf den offenen Plätzen. Seht Ihr nicht Goldlöckchen, die purpurne Metze, dort, in ihrem gelben Kleide und grünen Aermeln? die gottlosen Pfeifen, die

* d. h. in den Stock legen.

klingelnden Handpauken? einen Kram von Reliquien? (Will nach den Spielsachen greifen.)

Lit. Zurück, ich bitt' Euch, sie sind mir anvertraut.

Busy. Und dieser götzendienerische Hain von Bildnissen, dieser Korb voll Götzen, die ich niederreisse — (Wirft den Pfefferkuchenkorb um.)

Trash. Ach meine Waare! meine Waare! Gott erbarme sich!

Busy. In meinem Eifer und in der Glorie solcher Begeisterung.

Leatherhead mit Bristle, Haggise und ändern Polizisten zu den Vorigen.

Leath. Hier ist er; bitte, hemmt seinen Eifer. Wir können keine Pfeife verkaufen seinetwegen. Macht erst seinem Geschrei ein Ende.

Busy. Das kannst Du nicht; es ist ein geheiligtes Geschrei: ich will erheben ein lautes und sehr starkes Geschrei, bis dass ich erschrecket habe den höllischen Feind. Und darum —

Leath. Hier fürchtet sich Keiner vor Euch und Euren Darum's. Ihr sollt es im Stocke beschwören.

Busy. In den Stock will ich stossen meine Füsse und meinen Leib in die Spiesse des Landes! (Sie ergreifen ihn.)

Leath. Führt ihn weg.

Pure. Was habt Ihr vor, gottlose Männer?

Busy. Lass sie gewähren, ich fürchte sie nicht. (Polizisten mit Busy ab, Pure. nach).

Das Marionnettenspiel.

Act. V. Sc. 3.

Busy (während des Spiels hereinstürzend). Nieder mit Dagon! nieder mit Dagon! ich bin es, ich will nicht länger dulden Eure Entweihungen.

Leath. Was wollt Ihr, Herr.

Busy. Ich will entfernen Dagon dort,* sage ich, jenen Götzen, jenen heidnischen Götzen, welcher noch immer besteht als ein Balken, ja als ein Balken — denn also muss ich sprechen — nicht der Balken einer Wage, noch der Balken eines Hauses, noch der Balken eines Pfluges, noch ein Weberbalken, sondern ein Balken in dem Auge, in dem Auge der Brüder; ein sehr grosser Balken, ein über die Maassen

* Er meint die Puppe im Spiel.

grosser Balken; als da sind Eure Schauspieler, Reimer und Mohrentänzer, welche gewandelt sind Hand in Hand in Verachtung der Brüder und der Sache, und unterstützet worden sind durch mächtige Urkunden.

Leath. Hier wird Nichts dargestellt, wozu mir nicht die Obrigkeiten die Freiheit gegeben.

Busy. Frechheit gegeben; die leibhaftige Frechheit bist Du! Schimeï.

Leath. Ich habe des Festmeisters Handschrift dafür.

Busy. Des Pestmeisters Handschrift hast Du, Satan's! Schweig mit Deinem Wortverdrehn und Possenreissen, und halte Deinen Mund, Dein Gewerbe ist verdammungswürdig und wenn Du dafür redest, so redest Du für Baal. Ich habe lange meinen Mund weit aufgethan und gelechzt; ich habe gelechzt, wie die Auster nach der Fluth, nach Deiner Vernichtung; aber ich kann sie nicht vollenden durch Bitte oder Widerspruch, so dass ich ein Gefecht erwarte in Kurzem und dann eine Schlacht.

Leath. Herr, ich bin wirklich nicht sehr bewandert in diesen Streitigkeiten zwischen den Heuchlern und uns, aber hier ist eine von meinen Marionnetten, Puppe Dionysius, die soll es mit Euch aufnehmen.

Busy. Ich werde mich nicht scheuen bekannt zu machen meinen Geist und meine Gaben. Stehe mir bei, Eifer, fülle mich, fülle mich, d. i. mache mich voll!

Winwife. Welch ein erbärmlicher, profaner Wicht ist das! Gibt es eine grössere Dummheit oder Schamlosigkeit, als seinen Eifer gegen eine Puppe anzurufen.

Quarl. Für einen Heuchler wüsst' ich keinen passenderen Gegner als eine Puppe.

Busy. Zuerst sage ich Dir, Götze, Du hast keinen Ruf.

Dion. Du lügst, man ruft mich Dionysius.

Leath. Die Puppe sagt, Ihr lügt; man ruft ihn Dionysius in dem Stücke und auf diesen Ruf hört er.

Busy. Ich meine kein Gewerbe, keinen ehrlichen Beruf.

Dion. Ist Euer Beruf ehrlich?

Leath. Die Puppe fragt, ob Euer Beruf ehrlich ist.

Busy. Ja, meiner ist aus dem Geiste.

Dion. Dann ist Götze ein ehrlicher Beruf.

Leath. Er sagt, dann ist Götze ein ehrlicher Beruf, denn Ihr berieft ihn mit „Götze“ und Euer Beruf ist aus dem Geiste.

Cokes. Gut disputirt, Steckenpferd.

Busy. Ergreifet nicht die Partei des Gottlosen, Junker. Er schnaubet und wiehert; alles ist nur wiehernde Sophisterei. Ich rufe ihm wieder zu: Götze! aber ich sage, sein Beruf, sein Gewerbe ist sündhaft, es ist sündhaft, Götze.

Dion. Es ist nicht sündhaft.

Leath. Es ist nicht sündhaft, sagt er.

Busy. Es ist sündhaft.

Dion. Es ist nicht sündhaft.

Busy. Es ist sündhaft.

Dion. Es ist nicht sündhaft.

Leath. Sehr gut, widerleg ihn nur immer mit „nicht.“ Ihr sollt ihn nicht zwingen, Herr, mit Eurem gemeinen Geschrei.

Busy. Noch er mich mit seinem dreifachen Krächzen, mag er auch krächzen wie die Wagenräder des Satanas. Ich bin eifrig für die Sache —

Leath. Wie ein Hund für einen Knochen.

Busy. Und ich sage, es ist sündhaft, denn es ist der Knecht des Stolzes und die Dienerin der Hoffart.

Dion. Wirklich? Was sagt Ihr denn zu Euern Putzmacherinnen?

Leath. Gut.

Dion. Oder den Federbuschmachern in Friars, die von Eurer Glaubenssecte sind? Sind sie mit ihren Perrücken und Fächern und Quasten und Troddeln nicht ebenso sehr Knechte des Stolzes und Diener der Hoffahrt? Was sagt Ihr? was sagt Ihr? was sagt Ihr?

Busy. Ich will nicht für sie antworten.

Dion. Weil Du nicht kannst, weil Du nicht kannst. Ist Perlenmacher ein ehrlicher Beruf? oder Zuckerbäcker, wie Ihr deren habt? oder Eure französischen Modeschneider? Ihr möchtet gern alle Sünde für Euch allein haben, nicht wahr? nicht wahr?

Busy. Nein, Dagon.

Dion. So, Dagonetchen? Ist eine Puppe denn schlimmer als jene?

Busy. Ja, und mein Hauptgrund gegen Euch ist, dass Ihr ein Greuel seid vor dem Herrn; denn bei Euch trägt der Mann die Kleider des Weibes und das Weib die Kleider des Mannes.

Dion. Gelogen, gelogen, abscheulich gelogen.

Cokes. Sehr gut, meiner Treu, er hat ihm dreimal die Lüge gegeben.

Dion. Das ist Euer alter abgenutzter Vorwurf gegen die Schauspieler, aber gegen die Puppen hält er nicht Stich; denn wir haben hier weder Mann noch Weib unter uns, und das sollst Du sehn, wenn Du willst, Du boshafter, stockblinder Eifrer, der Du bist. (Er hebt seine Kleider auf.)

Edgar. Wahrhaftig, Freund, da antwortet er Dir mit einem einfachen und schlagenden Beweise.

Dion. Ich will gegen jeden von all ihren Rabbis beweisen, dass mein Stand so ehrlich ist als der seine, dass ich durch Eingebung spreche so gut wie er, dass ich so wenig mit Bildung und Gelehrsamkeit zu thun habe als er und dass ich deren Hülfe ebenso verachte wie er.

Busy. Ich bin widerlegt, meine Sache lässt mich im Stich.

Dion. Dann bekehret Euch, bekehret Euch.

Leath. Bekehrt Euch, bitte, und lasst das Spiel weitergehn.

Busy. Lasset es weitergehn; denn ich bin verwandelt und werde ein Zuschauer sein mit Euch.

Cokes. Das ist brav! Du hast gewonnen, Steckenpferd! Weiter mit dem Stück!

Dr. Oscar Ulbrich.

Der Hund
in den Romanischen Sprachen und dem Englischen. *

Von
Dr. Friedrich Brinkmann in Dresden.

Auf einem Gemälde der altniederländischen Schule, welches die Austreibung Adams und Evas aus dem Paradiese darstellt, folgt von allen Thieren allein der Hund dem Menschen. Der Hund ist in der That das dem Menschen wenn nicht nützlichste, so doch gemüthlich am nächsten stehende Thier und nur das Pferd kann ihm diesen Rang einiger Massen streitig machen.

In älteren Zuständen der Gesellschaft, namentlich in demjenigen der Hirten- und Kriegervölker, trat diese hervorragende Bedeutung des Hundes und des Pferdes besonders deutlich hervor. Schön sagt Grimm von diesem Zeitalter in seiner Geschichte der deutschen Sprache (I. S. 16.): „Der Hund schützt Heerde und Wagen, seine Treue überdauert den Tod des Herrn: Canes defendere Cimbris caesis domus eorum plaustris impositas; beim gefallenen Helden liegt sein Hund, steht traurig nickend sein Ross; denn beide hat er oft mit Namen gerufen und zwischen Ross und Reiter waren Gespräche gewechselt worden. Der Rinder und Schafe folgt eine grössere schon minder zutrauliche Schaar."

Auf den höher entwickelten Culturstufen nehmen aber beide Thiere denselben hohen Rang ein durch die Erkenntniss ihrer seltenen Eigen-

---

* Diese Abhandlung ist eine Probe von einem im Entstehen begriffenen Werke (Studien über den Geist der Romanischen Sprachen), in welchem der Verfasser sich die Aufgabe stellt, die Metaphern der romanischen Sprachen und des Englischen rationell aus dem ihnen zu Grunde liegenden sinnlichen Begriffe zu entwickeln und in ihrem natürlichen, durch die Identität des sinnlichen Begriffs gegebenen Zusammenhange darzustellen.

schaften. So spricht Plato von einer denkenden Natur des Hundes (*πάθος αὐτοῦ τῆς φύσεως ἀληθῶς φιλόσοφον*), Scheitlin nennt ihn einen halben, einen zweidrittel Menschen, andere Naturforscher bezeichnen ihn als „das edelste aller Hausthiere.“ Nichts spricht aber seine dem Menschen so nahe und vor allen anderen Thieren privilegirte Stellung so schön und so treffend aus, als das französische Sprüchwort: Qui m'aime, aime mon chien, welchem genau das englische entspricht: Love me and love my dog.*

Es ist daher natürlich, dass wir unsere Darstellung der Thierwelt in der Sprache mit der des Hundes beginnen und darauf die des Pferdes folgen lassen.

I.

Der Hund heisst it. cane, sp. perro, ptg. cão und perro, prov. can, che, chin, fr. chien, egl. dog. Die romanischen Wörter stammen, mit Ausnahme von perro, alle vom lat. canis Hund, der Ursprung von perro ist bisher nicht ermittelt. **

Der Umstand, dass dem Spanier canis, ein Wort des alltäglichsten Gebrauches abhanden kommen konnte, *** erinnert uns daran, wie tief fremde Einflüsse auf das Latein der romanischen Nationen eingewirkt haben, während anderer Seits der Umstand, dass der Portugiese sich canis in cão erhalten hat, uns gleich an einem Beispiele die Selbständigkeit vor Augen führt, welche die portugiesische Sprache trotz ihrer grossen Aehnlichkeit mit der spanischen, sich zu erhalten gewusst hat.

---

* Aehnlich die italienische sprüchwörtliche Redensart: Aver rispetto al cane per amor del padrone. — Auch gehört das französische Sprüchwort hieher: tel maître tel chien. – Zur Bezeichnung besonders inniger Freundschaft ist vom französischen Sprüchwort der heilige Rochus mit seinem Hunde als Bild verwandt worden. Von zwei unzertrennlichen Freunden sagt man: c'est Saint Roch et son chien. Und wie der Heilige, so hat in consequenter Anthropomorphisirung auch der Teufel seinen Hund, der ihn begleitet; Hans Sachs wenigstens legt ihm einen Wachtelhund bei (IV, 3. 31 c, nach Grimm, Mythologie, S. 558); der altheidnische Odhinn aber hat statt eines Hundes die beiden Wölfe Geri und Freki, denen er die ihm vorgesetzten Speisen zum Frasse gibt.

** Als Curiosität und als Beispiel, in welcher Weise man früher etymologisirte, sei hier erwähnt, dass das Wörterbuch der spanischen Akademie aus dem vorigen Jahrhundert (1734) perro vom griechischen *πῦρ* Feuer ableitet, por ser estos animales de un temperamento seco y fogoso.

*** Im Altspanischen findet es sich noch, z. B. im Fuero juzgo VIII, 4, 519: Se algun can muerde algun ome . . . e si el sennor del can enriza el can que prenda ladron. Raynouard, provenz. Wörterbuch unter Can.

Welche Anschauung dem lat. canis zu Grunde liegt, welche Thätigkeit darin ausgesprochen wird, ist eine Frage, die ausserhalb unseres Gebietes liegt, und die wir an die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen abgeben müssen. So viel steht jedoch nach dem Grimm'schen Gesetze der Lautverschiebung fest, dass canis und das gr. *κύων* (Gen. *κυνός*, also Stamm *κυν*) desselben Ursprungs sind wie das deutsche Hund, und ihre ursprüngliche Bedeutung also dieselbe ist wie die von Hund. *

Was nun die Charakterisirung des Hundes in den romanischen Sprachen anlangt, so werden wir bei einem allgemeinen Ueberblick von der Beobachtung betroffen, dass nur die schlechten Eigenschaften des Hundes, nur seine Untugenden es sind, welche als Metaphern zum Ausdruck anderer Begriffe verwandt werden. Von seiner Treue, seiner Wachsamkeit, seiner Geduld, seinem Gehorsam, seiner Klugheit, Gelehrigkeit und Anstelligkeit zu ernster Arbeit und zu Spiel und Scherz schweigen jene Sprachen gänzlich. Dagegen werden sie nicht müde, bei den mannigfaltigsten Gelegenheiten von seiner Gemeinheit, seiner Schamlosigkeit, seiner Kriecherei und Heuchelei, seinem mürrischen Wesen, seinem verstockten Eigensinn, seiner Gefrässigkeit u. s. w. zu sprechen.

Besonders dient aber der Hund als Symbol der Niederträchtigkeit, Schamlosigkeit, der Schlechtigkeit in jeder Beziehung. Wenngleich nun diesen metaphorischen Gebrauch des Begriffes Hund die romanischen Sprachen mit vielen anderen gemein haben, und ebenso wie wir von einem hündischen Wesen, einem hündischen Menschen sprechen, dem Römer canis, ** und noch viel häufiger dem Griechen *κύων* ***

---

* Das deutsche, d. h. gothische h entspricht dem lateinischen und griechischen k; also steht goth. hunds (Hund) dem lat. canis, dem gr. *κύων* gegenüber, wie goth. hund (Hundert) dem lat. centum (sprich kentum), wie goth. hairto (Herz) dem lat. cor, dem gr. *καρδία*.

** So nennt Horaz Epod. 6 den Cassius Severus einen canis:

Quid immerentes hospites vexas, canis,
Ignavus adversum lupos?

und im Eunuch von Terenz (IV, 7, 33) Gnatho den Chremes:

Ch. Diminuam ego tibi caput hodie, nisi abis. Gn. Ain vero, canis? Sicine agis?

*** Bei Homer giebt Achilleus dem Agamemnon das Schimpfwort Hundsäugiger; Il. I. 225:

Οἰνοβαρές, κυνὸς ὄμματ' ἔχων, κραδίην δ' ἐλάφοιο.

Diomedes redet den Hektor gradezu als Hund an, Il. XI, 362:

Ἐξ αὖ νῦν ἔφυγες θάνατον, κύον.

Ares schilt die Athene eine hündische Fliege, Il. XXI, 394:

Schimpfworte für Menschen waren, κυνώπης, κυνῶπις (Hundsauge, Hundsgesicht) κύνειος unverschämt, schamlos bedeutete, κύων sogar der Komparation unterlag, als ob es ein Adjectiv wäre und zu κύντερος, κύντατος (mit derselben Bedeutung schamlos) gesteigert wurde, selbst im Würfelspiel der schlechteste Wurf canis, κύων hiess:* so ist es doch nicht ohne Interesse im Einzelnen diese Metapher bei den romanischen Sprachen zu verfo gen.

So schimpft der Italiener cane, sozzo cane, svergognato cane:

> Questi lombardi cani, li quali a chiesa non sono voluti ricevere, non ci si vogliono sostenere. *Boccacc. Nov.* I, 1.
> Sozzo can vituperato, che tu sei. *Bocc. Nov.*
> Anzi si vorrebbe uccidere questo can fastidioso. *Das.*
> O svergognato cane e senza senno. *Morgante* I, 31.

und in besonderem Bezuge auf Ungläubige, Türken, Sarazenen, Juden:

> Non puoi da me fuggir, can rinegato. *Morg.* I, 34.
> Che 'l sepolcro di Cristo è in man de' cani. *Petr.* cap. 9.

Ebenso der Spanier mit perro:

> Chasqueando barbulla, llamandole de borracho y perro. *Quevedo.*

auch hier mit besonderem Bezuge auf Mauren und Juden.

Ferner der Portugiese mit cão:

> Porque tantas batalhas sustentadas,
> Com muito pouco mais de cem soldados;
> Com tantas manhas e artes inventadas,
> Tantos caens, não imbelles, profligados etc.
> *Camoens, Cant.* X, 20.

Ein provenzalischer Dichter (P. Cardinal) sagt:

> Que furon porc en Guavada — Et in Vianes foron ca.

Τίπτ' αὖτ', ὦ κυνάμυια, θεοὺς ἔριδι ξυνελαύνεις;
und Here die Artemis eine unverschämte Hündin, Il. XXI, 481:
Πῶς δὲ σὺ νῦν μέμονας, κύον ἀδεές, ἀντί' ἐμεῖο Στήσεσθαι;
Κυνικοί (die Hündischen) war bekanntlich auch der Name der von Antisthenes gegründeten Philosophenschule, deren bekanntester Vertreter Diogenes ist. Den Namen erhielten sie entweder vom Gymnasium Kynosarges, worin Antisthenes lehrte, oder von der hündischen Bissigkeit, womit sie die Fehler der Menschen rügten, oder von der Schamlosigkeit, womit sie canum more in propatulo et vesci et ventrem exonerare et coire non dubitabant. Sie wurden auch kurzweg Hunde *κύνες* genannt: *Ὁ κύων* (Diogenes) *τὰ καπηλεῖα φιδίτια ἐκάλει.* Aristot. Rhet. 3, 10.

* Wie weit dieser Consensus omnium gentium geht, zeigt die Kafirsprache, in welcher (nach Max Müller's Vorlesungen, II. Serie, 8. V. S. 323 der Ausg. v. Böttcher) inja in wörtlicher Bedeutung Hund, in metaphorischer „Untergebener" heisst.

ein anderer (R. de Vaqueiras):

De passar mar e d'aucir la gen canha. *

Am weitesten geht aber der Franzose in dem Gebrauche des Begriffes Hund. Er hat die Kühnheit, nicht nur Personen Hunde zu nennen, z. B.:

Un chien d'homme, une chienne de femme, un chien de garçon, c'est un beau chien d'ami. Que je suis un grand chien. *Regnard, Joueur.* Ma nièce est-elle sans gout? suis-je un chien? *Voltaire, Lettr.* Il n'est pas trop chien avec ses ouvriers.

sondern auch unbelebte Wesen und abstracte Begriffe wie Wetter, Leben, Musik, Geschäft als Hund oder Hündin zu bezeichnen. Er nimmt keinen Anstand zu sagen: un chien de temps, une chienne de musique, mener une chienne de vie ein liederliches Leben führen (hingegen mener une vie de chien ein hundeschlechtes Leben führen), ce n'est pas tant chien, un chien de metier.

Quelle chienne de mine vous a-t-il faite? *Hamilton.*
Moi, j'aurais de l'amour pour ta chienne de face? *Molière, le dépit am.*
Que ne vous defaites-vous de cette chienne de maison. *Dancourt.*
Quel chien de train, quelle chienne de vie. *J. B. Rousseau.*
Quel chien de commerce avez-vous là! *Molière.*
Voilà une bonne chienne de condition, direz-vous. *Volt. lettr.* **

---

* Die Provenzalen stimmen also mit den Italienern, Spaniern und Portugiesen darin überein, dass sie die Ungläubigen, die Nicht-Christen, vorzugsweise als Hunde bezeichnen. Die Mohammedaner zahlen das ehrlich heim, indem sie die Christen als Hunde bezeichnen.

** Mätzner in seiner Syntax der neufranzösischen Sprache I, §. 302 sucht diese Redeweise folgender Massen zu erklären. Er sagt: „Eine besondere Gruppe von Ausdrücken dieser Klasse (nämlich der Fälle des appositiven Genitivs, d. h. desjenigen Genitivs, der eine Apposition enthält) machen diejenigen aus, in denen das dem appositiven Genitiv vorangehende Substantiv oder substantivirte Adjectiv und Particip das (durch Inversion) an die Spitze des attributiven Verhältnisses gerückte eigentliche Attribut ist." Und unter dieser Gruppe von Ausdrücken nennt er denn auch das von uns angeführte quel chien de metier und ähnliche. Dieser Ausdruck steht also für quel metier de chien, wie chienne de vie für vie de chien, chienne de musique für musique de chien. Ueberall ist Inversion eingetreten.

Dass diese Auffassung richtig ist, kann nicht geleugnet werden. Sie enthält aber keine vollständige Erklärung. Es bleibt unerklärt, wie denn der Franzose zu dieser immerhin seltsamen Inversion kommt, welcher Grund ihn dazu veranlasst. Und das scheint mir folgender zu sein.

Die französische Sprache besitzt weder zusammengesetzte Hauptwörter wie die deutsche (Hundeleben etc.) und die englische (dog-appetite, dog-cheap), noch Eigenschaftswörter wie unser hündisch, das englische doggish, dogly, doggrel, das italienische cagneso, das spanische perruno. Sie ist so arm, dass sie beide Wortarten durch de mit dem Substantiv chien umschreiben muss. Meistentheils erscheint diese Aushülfe dem Franzosen genügend. Man sagt une pluie de chien, une querelle de chien, un bruit de chien und Molière sagt einmal (im Bourg. gent.) allez philosophe de chien, wo wir eigent-

Eine Ableitung von canis in diesem verächtlichen Sinne ist it. canaglia, canagliaccia, sp. canalla, canulluza. ptg. canalha, fr. canaille (altfr. chienaille), egl. canaille, welchen die von perro gebildeten spanischen Ausdrücke perreria und perrada entsprechen, alle mit der Bedeutung Hundepack, Lumpenvolk.

> O canaglia, dunque camperanno i Maganzesi dalle nostre mani.
> *Storia d'Ailolfo.*
>
> Vedi, che gente, anzi canaglia è questa. *Pulci, Morg.*
>
> Disse, via canagliaccia da taverna
> Anzi canagliaccia da niente. *Berni, Orl.*
>
> sp.: Y no se hartaba la gran perreria,
> De ver la sangre que al suelo corria. *Copl. d. Calvario.*

Das spanische perrada bedeutet ausserdem: schlechter Streich, z. B. hacer una p. á alg.

Endlich steckt ein canis in dieser Bedeutung (als allgemeines Schimpfwort) auch in dem fr. cagot scheinheilig, da dies aus prov. ca (= canis) und got (= Gothe) entstanden ist. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ist also: ein gothischer Hund. Zur Erklärung desselben sagt Diez (Etymolog. Wörterbuch II, 235): „Dieses Wort wird mit dem gleichlautenden Namen einer in Bearn und angrenzenden Landestheilen zerstreuten Race oder Kaste für identisch gehalten. Nach Aquitanien geflüchtete Gothen und Araber erhielten von Karl Martell und dessen Nachfolgern Schutz und Freiheiten, galten aber bei den

---

lich nach Analogie der oben citirten Beispiele chien de philosophe erwarten sollten. Nicht selten kommen aber Fälle vor, wo diese Aushülfe nicht genügt, wo der matte Ausdruck de chien der Energie des Gefühles, das sich aussprechen will, nicht entspricht, wo namentlich das störend empfunden wird, dass de chien immer dem dadurch qualificirten Substantiv nachschleppen muss, während das erregte Gefühl grade den Begriff hündisch an die Spitze des Ausdruckes setzen möchte, um den Nachdruck ganz darauf zu legen. Da weiss sich der Franzose nicht anders zu helfen, als dass er den adjectivischen Begriff zu einem substantivischen erhebt, dass er den eigentlich bloss nach der Aehnlichkeit mit einem anderen Begriffe (chien) zu qualifizirenden Gegenstand (z. B. metier) metaphorisch nach jenem anderen Begriffe (chien) benennt. Dieser ist nun Hauptbegriff geworden, wird als das nachdrucksvollste Wort vorangestellt und der eigentliche Name des Gegenstandes folgt als Apposition im Genitiv nach.

Andere Sprachen kennen diesen Vorgang auch, z. B. die deutsche, da auch wir sagen können: Hund von einem Menschen. Sie beschränken ihn aber, wie es die Vernunft verlangt, auf Personen und andere belebte körperliche Wesen. Der Franzose kann die Metapher chien (und ebenso diable) auf alle Begriffe, belebte und unbelebte Wesen, Concreta und Abstracta, anwenden und das erklärt sich nur aus dem eben dargelegten Nothstande. (Zu diable de metier bietet der Spanier eine Parallele: qué demonio de trabacuenta! welch verteufelter Rechnungsfehler!)

Einwohnern für Arianer und Aussätzige und wurden von ihnen mit dem Namen Cagots, d. i. Canes Gothi belegt. Die neue Bedeutung (scheinheilig) würde sich also wohl in der Art aus der alten (der Sekte) entwickelt haben, dass man sich unter cagot einen Menschen dachte, der gegen seine Ueberzeugung den katholischen Kirchenbrauch mitmachte; ebenso ist cafard eigentlich unglänbig (was das Etymon, das arabische kâfir bedeutet) demnächst scheinheilig."

Von Verben, die aus canis in dieser metaphorischen Bedeutung entstanden sind, nennen wir das ptg. acanhar und das sp. und ptg. aperrear, beide mit der Grundbedeutung: Jemanden wie einen Hund behandeln. Daraus ergeben sich für das ptg. acanhar die Bedeutungen: einschüchtern, entmuthigen:

Para acanhar e rebotar os espiritus aos Portuguezes, *Lemos.*
Os homens de baixa condição naturalmente são acanhados.

und unterdrücken:

Dandolhe os convidados tão estreito, que acanhava sua autoridade. *Lobo.*

für das ptg. aperrear die Bedeutung misshandeln, sklavisch behandeln; und für das sp. aperrear die von belästigen, plagen, ermüden:

Aperreados anduvimos por el camino. *Luis de Granada.*
Mui rico y mozo viviera,
No mozo y aperreado. *Castillo Solorzano.*

Von ganzen Phrasen, die hieher gehören, sind besonders die beiden französischen bemerkenswerth: n'être pas à jeter aux chiens (nicht einmal werth sein den Hunden vorgeworfen zu werden, d. h. nichts werth sein):

On ne me trouve pas bonne à jeter aux chiens. *Mad. d. Sévigné.*

und: jeter ses louanges aux chiens (sein Lob am unrechten Orte vergeuden):

Ces gens là ne jettent point leurs louanges aux chiens. *Daselbst.*

Aehnlich sagt der Engländer: give oder send to the dogs, im Sinne von throw away, wegwerfen:

Had whole Colepepers wealth been hops and hogs,
Could he himself have sent it to the dogs? *Pope.*

Was die Stellung des Englischen zu dem bisher dargestellten metaphorischen Gebrauche des Begriffes Hund betrifft, so finden sich zwar auch hier Ausdrücke wie thou common dog, the impudent dog; im Ganzen aber tritt diese Auffassung und Anwendung des Begriffes weniger im einfachen Worte dog als in den Zusammensetzungen und Ableitungen hervor: doggrel ist gemein, doggrel-rhymes Knittelverse,

dogly kriechend, hundedemüthig, doggish von hündischen Sitten, dog-cheap spottbillig. Dagegen liegt in dog selbst weit öfter der Begriff der Wildheit, Heftigkeit oder Grausamkeit ausgesprochen. So sagt Shakspeare:

They called us, for our fierceness, English dogs,
Now, like their whelps, we crying run away.

und wenn er im Kaufmann von Venedig, in jener Stelle:

I never heard a passion so confused,
So strange, outrageous and so variable,
As the dog Jew did utter in the streets.

den Shylock einen dog Jew, und im König Lear die Töchter Lears dog-hearted daughters nennt, so steht hier beide Mal dog für grausam, unmenschlich.

Der Grund dieses Gegensatzes des Englischen zu den romanischen Sprachen ist leicht zu finden. Wenn der Engländer im Allgemeinen vom Hunde spricht, so hat er einen ganz anderen Vertreter des ganzen Hundegeschlechtes vor Augen als die Romanen, er hat seine Beobachtungen an einem anderen Objecte gemacht als diese und darum fällt sein Urtheil anders aus. Wenn er vom dog schlechthin spricht, so denkt er an den spezifisch englischen Hund, das heisst an die Bulldogge, eine Hundeart, die einen so ausschliesslich englischen, so innig mit der Landesart zusammenhangenden Charakter hat, dass sie denselben, nach dem Zeugnisse Samuel Johnsons (in seinem grossen Wörterbuche der engl. Spr.) verliert, wenn ein solcher Hund ausser Landes gebracht wird: this species is so peculiar to Britain, that they are said to degenerate, when they are carried to other countries. Diese Hundeart zeichnet sich nun aber durch Eigenschaften aus, die der Verachtung, womit sonst das Wesen des Hundes angesehn wird, entgegenwirken müssen, insbesondere durch Muth (remarkable for his courage. Johns.), durch Streitlust (weshalb sie zu der Volksbelustigung der Stierhetze, bull-baiting, benutzt wurden, daher der Name bull-dog) und durch Wildheit (All the harmless part of him is that of a bull-dog; they are tame no longer than they are not offended. Addison). So erklärt sich die Bedeutung, welche dog als Metapher hat, ganz natürlich, und darum erhalten insbesondere die oben angeführten metaphorischen Ausdrücke: English dogs, the dog Jew, dog-hearted daughters erst ihre volle bestimmte Färbung, wenn man sich unter dog den Bulldoggen vorstellt.

Will der Engländer in entschieden verächtlichem Sinne den Begriff Hund metaphorisch gebrauchen, so zieht er das Wort cur vor, das (aus unserem Köther entstanden) einen schlechten entarteten Hund (a worthless degenerate dog. Johns.) bezeichnet.

> What would you have, ye curs,
> That like not pace nor war? *Shakesp. Coriol.*
>
> This knight had occasion to inquire the way to St. Annes lane; the person, whom he spoke to, called him a young popish cur, and asked him, who made Anne a saint.
> *Addison.*

Auch whelp (junger Hund) wird in dieser Weise gebraucht, wenn von einem jungen Menschen die Rede ist.

> Slave, I will strike your soul out with my foot,
> Let me but find you again with such a face,
> You whelp. *Ben Jonson, Cataline.*
>
> That awkward whelp, with his money bags, would have made his entrance. *Addison, Guardian.* —

Wenden wir uns wieder zu den romanischen Sprachen. Das Bild, welches den besprochenen Metaphern derselben zu Grunde liegt, ist der demüthig kriechende Hund, als Symbol sich wegwerfender Werthlosigkeit gefasst. Dasselbe Bild liegt einer zweiten Reihe von Metaphern zu Grunde, in denen die Kriecherei aber als Schmeichelei, liebedienerisches Wesen aufgefasst wird.

Das it. cagnotto ist gebildet aus canis mit dem Suffix otto, und müsste dem regelmässigen Sinne desselben entsprechend (vgl. contadinotta, bracciotto) eigentlich der grosse, starke Hund bedeuten. Es hat aber nur metaphorische Bedeutungen, nämlich die von bravaccio, gedungener Meuchelmörder, wo offenbar an den Bluthund gedacht ist,

> Nè mancaro de' suoi soldati e satelliti, chiamati oggi cagnotti. *Varchi Stor.* Con altri spadaccini, lor cagnotti. *Daselbst.* Traditor della patria, cagnotto di Cesare (= satellitem Caesaris). *Tacit. v. Davanzati*, ann. II, 45.

und die von Schmeichler, diese besonders in der Verbindung cagnotto di principe, di corte Hofschranze:

> Le cui ricchezze già s'aveano colla speranza e ingordigia loro inghiottite e trangugiate i cagnotti della corte. *Boezio, Varchi* 1, 4.
> Va, vivi per le corti, o vil cagnotto. *Libr. di sonetti.*

Letzteres ist eine auffallende und ohne allen Zweifel unabsichtliche Auffrischung der dem altgriechischen προςκυνεῖν zu Grunde liegenden Anschauung, worin die Griechen ihr Urtheil über das bei den asiatischen

Königen gebräuchliche, ihrem Freiheitssinn widerstrebende Ceremoniell aussprachen. *

Denselben Ursprung und dieselbe Bedeutung hat das fr. calin (schmeichelnd), wovon wieder calinerie (Schmeichelei) abgeleitet ist. Es kommt von dem lat. caninus hündisch. Der Uebergang von n in l gehört zu den allergewöhnlichsten, z. B. fr. orphelin aus orphanus, it. veleno aus venenum, sp. calonge aus canonicus. Hier lag aber noch ein besonderer Grund vor n in l zu verwandeln, nämlich Euphonie, da die Aufeinanderfolge von zwei mit n anfangenden Sylben hart erscheint, calin und calinerie dem Ohre und der Zunge angenehmer ist als ein etwaiges canin und caninerie, ein Grund, der auch den Uebergang von venenum in it. veleno veranlasst hat. Dazu kommt, dass in einer Mundart, der wallonischen, calin wirklich mit der Bedeutung hündisch vorkommt, z. B. faim caline für faim canine gesagt wird. Dies wird also wahrscheinlich auch im Französischen die ursprüngliche Bedeutung gewesen sein. Sie ist aber verschwunden und nur die metaphorische geblieben, ganz so wie wir es bei fr. chenet und egl. wheedle kennen lernen werden. **

Ein drittes mit cagnotto und calin synonyme und von demselben Stamme canis gebildete Wort ist das altfr. casnard Schmeichler. „Die altfranzösische Sprache," sagt Diez (Etymol. Wb. II, 239), „hat die Neigung s vor n oder gn einzuschieben, so dass casnard für canard oder cagnard gelten darf, cagnard ist neuprovenzalisch und heisst Tagedieb, Memme, pic. cagne und acagnardi träge, schlaff, in Rheims heisst cagner feig sein. Mit anderem Suffix sagt man in Berry cagnaud s. v. a. casnard, und diese Modifikation lässt auf einen Stamm cagn, lat. canis (vgl. pr. canha Hündin) schliessen." Diez fügt noch die Bemerkung hinzu: „Der Name des Hundes wird auch sonst zur Bezeichnung übler Eigenschaften benutzt." Uns muss im Zusammenhange

* Später verlor *προσκυνεῖν* den verächtlichen Sinn. Im neuen Testamente heisst es die Gottheit verehren, und in den neugriechischen Liedern wird es vom Niederfallen des Besiegten für sich ergeben, gefangen geben gebraucht.

** Wenn Littré (Wörterb. der frz. Spr.) sagt: „Si l'on connaissait la provenance de ce mot [nämlich calin], et si l'on savait qu'il vînt du Nord, on pourrait le rattacher au wallon calin, qui signifie de chien," so heisst das eine nahe liegende Sache weit herholen und Schwierigkeiten suchen, wo keine sind. Das französische calin kommt ebenso wohl wie das wallonische vom lateinischen caninus, und zwar in ganz regelrechter Weise. Der Unterschied ist nur der, dass das wallonische calin die ursprüngliche Bedeutung behalten hat, das französische aber nicht.

unserer Erörterungen über den Hund als Schmeichler die unbestimmte Allgemeinheit dieses Ausdruckes auffallen. Wir würden im Hinblick auf cagnotto, calin und die später zur Darstellung kommenden patelin, egl. wheedle, spaniel, pr. lagot, sp. lagotear, gradezu sagen: Der Name des Hundes wird auch sonst zur Bezeichnung des Begriffs Schmeichler oft benutzt. Dies ist ein Beweis sowohl für den praktischen Nutzen, als die Neuheit dieser Untersuchungen.

Die anderen so eben angedeuteten Ausdrücke, welche uns den Hund als Schmeichler darstellen, werden wir weiter unten an einer passenderen Stelle auseinandersetzen. Hier sei nur noch eines Sprüchwortes gedacht, welches den Hund von dieser Seite (heuchlerischer Schmeichelei) auffasst. Es ist folgendes italienische:

Carezze di cani, cortesie di puttane, inviti d'osti
Non puoi far, che non ti costi.

In scharfem Gegensatze zu dem zuletzt verfolgten Charakterzuge erscheint der Hund in anderen Ausdrücken als der feindselig die Zähne fletschende, zu Zank und Streit aufgelegte Geselle, sei es, dass er bloss schlechter Laune ist und es beim Knurren bewenden lässt, oder dass es bis zum Zorn oder gar zur Wuth bei ihm kommt.

So heisst das it. accanire erbittert sein, grimmig, aufgebracht werden, accanimento die Erbitterung (aus der Praepos. ad und canis gebildet):

Sentendosi Cesare dirsi troppo crudo nel punire, piu si accanì. *Tac. Davanzati, Ann.*

Ed ecco venir la troja sola e molto riscaldafa e accanita. *Cron. Morelli.*

accanare und accaneggiare erzürnen:

Lo porco ferito accaneggiato ferì molti di questi giovani. *Fiorita d'Ital.*

Immansueto tauro accaneggiato. *Ariost, Orl. fur.* 18.

cagneggiare den Grimmigen spielen, ein grimmiges Aussehn annehmen, canino wüthend (= rabbioso):

Con animo crudele e canino comandò, ch' e' fosse preso.

guardare in cagnesco und rincagnarsi grinsen, ein mürrisches Gesicht machen.

E quando si vedeva tempo, guatatala un poco in cagnesco, per amorevolezza la rimorchiava. *Bocc. Nov.*

Stava la Tonia, mentre il Sere diceva queste parole, tutta in cagnesco. *Firenzuola, Asin. d'or.*

Freilich vermuthet Diez (Etym. Wb. II, 397), dass „vielleicht“ diese beiden zuletzt genannten Ausdrücke nicht eigentlich von canis abgeleitet, sondern nur Umdeutungen des fr. rechigner (aus dem deutschen rösche harsch, rauh, spröde stammend) sind. Es ist das aber für unseren Gesichtspunkt unerheblich. Mag Ableitung oder Umdeutung vorliegen, canis in der gedachten Auffassung liegt diesen italienischen Wörtern zu Grunde.

Ebenso bildet der Spanier eine Redensart ponerse como un perro (sich wie ein Hund gebärden) zornig, wüthend werden, und eine andere hecho un perro (eig. zu einem Hunde gemacht, geworden) zornig, wuthentbrannt.

> Que antes de nacer se puso
> Contra ellos hecho un perro. *Cancer, obr. poet.*

Aus dem Englischen sind hier folgende Ausdrücke zu erwähnen: dogged verdriesslich, mürrisch, finster:

> He entrenched himself behind a dogged position. *Macaulay.*
>
> Few miles on horseback had they jogged,
> But Fortune unto them turned dogged. *Hudibras.*
>
> Dogged York, that reaches at the moon,
> Whose over-weening arm I have plucked back,
> By false accuse doth level at my live. *Shakesp. Henry* VI.

Ferner to have a dog in one's belly (eig. einen Hund im Bauche haben) sehr übler Laune sein, und die Redensart: he is a queer bitch (unser: Betze, Hündin) er ist ein sonderbarer Kautz.

Im Spanischen und Französischen findet sich die nahe hiermit zusammenhangende Metapher von verstocktem Eigensinn, Verbissenheit. So wird das sp. perro auch adjectivisch gebraucht und heisst dann eigensinnig, halsstarrig.

> Pues perro, tu te resistes? pero no, que mi flaqueza es la que no tiene fuerza para romperle. *Lope de Vega*, *Dorothea.*

und das französische, aus dem Lateinischen buchstäblich herübergenommene mordicus (mit den Zähnen), besonders üblich in den Verbindungen soutenir mordicus, vouloir mordicus, wird doch auch wohl am natürlichsten auf das Bild des Hundes zurückgeführt, der sich in etwas verbissen hat und nicht loslässt. (Ueber mordere, wovon mordicus abgeleitet ist, siehe weiter unten.)

> Je ne m'arrête point mordicus à mon opinion, l'obstination est le propre de la bête. *Gherardi.*

Endlich beschuldigen alle hier behandelten Sprachen den Hund auch der Gefrässigkeit und bilden nach seinem Namen die Ausdrücke für

den Heisshunger. Dieser heisst im It. fame canina, im Sp. hambre canina und caninez, im Prtg. fome canina, im Fr. faim canine, im Egl. canine appetite, dog-appetite, canine hunger, und der Italiener gebraucht diese Metapher wieder, um aus ihr eine neue, gleichsam eine Metapher in zweiter Potenz zu schaffen zur Bezeichnung der Gier nach Geld, des Geizes, indem er den Geizhals cane del danajo (Geldhund) nennt.

E che non siano cani del danajo, ma usino cortesia temperatamente. *Cronica Morelli.*

Passender ist es freilich, wenn der Franzose in dem Ausdrucke faim de loup, der ebenfalls Heisshunger bedeutet, den Wolf zum Symbol der Gefrässigkeit macht, und der Engländer in den Ausdrücken a ravenous appetite, ravenous hungry den Raben. Am ungerechtfertigtsten erscheint aber auf den ersten Blick der altgriechische Ausdruck für diesen Begriff, *βούλιμος*, gebildet von *βοῦς* der Ochse und *λιμός* der Hunger, also mit der Grundbedeutung Ochsenhunger, insofern man darin den Ochsen als das besonders gefrässige Thier bezeichnet finden könnte. Das würde aber eine falsche Auffassung sein. *βοῦς* drückt hier, wie in anderen Zusammensetzungen *ἵππος*, bloss den Begriff Grösse aus, vgl. Vigerus: de praecipuis Graecae dictionis idiotismis, ed. Hermann, pag. 94: „*ἵππος* et *βούς* in compositione *τὸ μέγα* significant.“ Also ist *βούλιμος* gleich *ὁ μέγας λιμός*, wie *βούπαις* gleich *ὁ μέγας παῖς.* *

Uebrigens ist *βούλιμος* in das Lateinische als bulimus, in das Italienische als bulimo, in das Französische als boulimie und in das Englische als bulimy, alle mit derselben Bedeutung, übergegangen. —

Inmitten all dieser mehr oder weniger unvortheilhaften Auffassungen und Beurtheilungen des Hundes gewährt das Englische einen Lichtpunkt, bei dem wir einen Augenblick verweilen wollen. Wir sahen schon oben, dass in Bezug auf denjenigen Charakterzug des Hundes, der vor allen hervortritt, also in der Grundauffassung desselben der Engländer einen merklichen Gegensatz gegen die romanischen Nationen bildet. Dem entspricht es nun, dass er gegenüber den romanischen Sprachen, die nur von den Untugenden des Hundes reden, diesen auch von einer liebenswürdigen Seite auffasst. Er nimmt den vor Freude

* Ganz ähnlich gebrauchen wir das Adjectiv stiermässig. Bei dem Ausdrucke: stiermässig betrunken, denkt Niemand daran, dass der Stier an übermässigem Durste leide. Es soll nur eine Steigerung ausgesprochen werden.

springenden und sich wie ausser sich gebärdenden Hund zum Bilde, um einen zufriedenen, frohen Menschen zu bezeichnen, ohne im Geringsten etwas Nachtheiliges von ihm aussagen zu wollen, vielmehr bloss in der Absicht, dem Gedanken einen derb gemüthlichen Ausdruck zu geben. So nennt er einen Freund vielleicht a merry dog oder a jolly dog (einen lustigen Hund) und nimmt durchaus keinen Anstand, von sich selbst zu sagen: I am the happiest dog alive, Anglicismen, zu denen die romanischen Sprachen kein Analogon bieten. Das Einzige, was man als solches anführen könnte, wäre der französische Ausdruck il est fou comme un braque oder, wie es auch heisst: il est fou comme un jeune chien. Aber hier wird Jemand in seinem Benehmen bloss verglichen mit einem lustigen Hunde, jedoch nicht selbst Hund genannt. So wie jener Ausdruck umgeändert wird in den: il est un braque, verliert er die harmlose Bedeutung, und bekommt die tadelnde: er ist ein Wildfang.

Weil nun diese Redeweisen mit dog dem Engländer so eigenthümlich sind, so werden wir wohl nicht zu weit gehn, wenn wir darin einen Charakterzug des Engländers zu erkennen glauben, und zwar denjenigen, der zu den hervorragendsten desselben gehört, der namentlich in der englischen Literatur dominirt, und in diesem Grade der Ausbildung sich nirgendwo wiederfindet. Es ist dasjenige, was im eigentlichen, wissenschaftlichen Sinne des Wortes Humor heisst, jene eigenthümliche, schmerzlich frohe Stimmung der Seele, worin sie zwar mit innigem Antheile das Grosse und Glückliche in der Welt erkennt, aber daneben auch das Schwache in dem Grossen, das Nichtige in dem Glücklichen durchschaut, und umgekehrt das Kleine und Niedrige als solches ansieht, aber auch in dem scheinbar Unbedeutenden eine Seite zu entdecken weiss, worin es werthvoll erscheint.

Wer sagen kann: I am the happiest dog alive, fühlt sich zwar glücklich, er ist sich aber immerhin bewusst, dass er ein dog, ein armes, elendes Geschöpf ist, das über Nacht wieder zu einem sad dog werden kann. Wer sagen kann: I am the happiest dog alive, fühlt sich zwar als ein dog, als ein unbedeutendes Geschöpf, er weiss aber, dass auch ein poor dog einer unsinnigen Glückseligkeit fähig ist, und glaubt daher nicht wenig zu sagen, wenn er sich den glücklichsten Hund von der Welt nennt.

II.

Wir haben bisher diejenigen Metaphern betrachtet, die sich auf den Hund als solchen, auf seine ganze Individualität beziehn. Wir gehn jetzt zu denjenigen über, die sich nur auf eine einzelne Thätigkeit desselben beziehn. Dort wurden Urtheile über den Hund selbst ausgesprochen, hier über einzelne Thätigkeiten desselben. Dort wurde der Hund im Ganzen charakterisirt, hier wird jedes Mal eine einzelne Thätigkeit desselben als in einem bestimmten Sinne charakteristisch gedeutet.

Solche Thätigkeiten, die als Metaphern verwandt werden, sind das Bellen, das Beissen, die Bewegungen des Schwanzes, namentlich das Wedeln, und das Pfötchengeben.

Wir haben schon oben gesehn, dass der Hund als Schmeichler von der Sprache aufgefasst wird, und so it. cagnotto, fr. calin, altfr. casnard diese Bedeutung bekommen haben. Ein synonymer Ausdruck von calin ist nun fr. patelin Fuchsschwänzer, schmeichlerisch, z. B. un air patelin, manières patelines, mit den Ableitungen patelinage und pateliner.

> Le patelinage dans la société civile est une tache et une marque d'une âme faible.

Auch zu diesen Ausdrücken gibt der Hund wieder das Bild. Es ist der Pfötchen gebende und so schmeichelnde Hund. Patelin kommt nämlich von patte Pfote. Wie der Spanier von pata (Pfote) mit dem Suffixe ear patear bildet und ihm die Bedeutung mit Füssen treten, trampeln, stampfen beilegt; wie der Engländer von patte pat streicheln und patter trampeln, plätschern bildet: so der Franzose zunächst mit dem Suffix ellus eine Diminitiv-Form patel (das jedoch als solches nicht vorkommt) Pfötchen, und dann mit dem Suffix inus patelin mit der Bedeutung von: Pfötchengeber, Schmeichler, welcher die des egl. pat streicheln sehr nahe kommt. *

* Die Vereinfachung der Gemination tt zu t kann nicht auffallen, da der Stamm, er mag nun in dem gr. πάτος, πατεῖν (Tritt, treten) oder anderswo zu suchen sein, ein einfaches t hat, wie aus dem fr. patin (Schlittschuh) und pataud (ein Hund mit breiten Pfoten) erhellt.

Dass der Eigenname Patelin, von welchem die alte im Jahre 1480 zum ersten Male aufgeführte und seitdem auf der französischen Bühne gebliebene Farce benannt ist, mit dem hier behandelten Appellativ patelin identisch ist, kann nicht bezweifelt werden, da der Charakter des alten Patelin (personnage d'une vieille comédie qui par son adresse et ses manières insinuantes parvient à enlever six aunes de drap à un marchand nommé Guillaume. Bescherelle, Dict. d. l. langue fr. 1857.) durchaus dem Begriffe von patelin

Der Hund schmeichelt ferner, indem er mit der Zunge leckt. Hierauf bezieht sich offenbar das provenzalische Wort lagot Schmeichelei, und die spanischen Ausdrücke lagotear schmeicheln, liebkosen, um eine gewisse Absicht zu erreichen, lagoteria Schmeichelei, Liebkosung um sich einzuschmeicheln, lagotero schmeichlerisch. Denn alle diese Ausdrücke kommen (s. Diez, II. S. 343) von dem gothischen bi-laigôn belecken. An welches andere Geschöpf kann aber bei dieser Metapher gedacht sein, als an den Hund, der schmeichelnd seinem Herrn Gesicht und Hände leckt, ein Bild, das, wie es sich überall aufdrängt, weit verbreitet in den Sprachen ist, z. B. auch im alten Testamente sich findet.

Auffallend stimmt zu jenen provenz. und sp. Wörtern das it. lec-

---

(homme souple, artificieux, qui . . tache de faire venir les autres à ses fins. ibid.) entspricht.

Es fragt sich nur: Kommt der Eigenname vom Appellativ, oder das Appellativ vom Eigennamen? Wir haben uns für die erste Annahme entschieden. Die französischen Gelehrten scheinen der entgegengesetzten Ansicht zu sein. Bescherelle spricht es nicht gradezu aus, aber doch indirect, indem er in dem Artikel patelin zuerst den Eigennamen (mit den citirten Worten) behandelt und an zweiter Stelle das Appellativ. Das franz.-deutsche Wörterbuch von Mozin-Peschier aber sagt es ganz bestimmt, und ebenso Peschier in seinem Cours de littérature fr. pag. 28, wo es heisst: „Le nom du héros de la pièce est devenu le type de ces gens, qui étourdissant leurs dupes par de vaines promesses, usent de mille artifices pour arriver à leur fin: patelin, patelineur, patelinage expriment cette souplesse artificieuse“ etc., und weiter: „Rien ne prouve mieux la puissance de l'invention et du génie que la creation de ces noms propres qui deviennent des symboles animés et vivans, des substantifs, des types“ etc.

Diese Annahme ist aber ohne allen Zweifel falsch. Es heisst das die Sache auf den Kopf stellen. Wenn wirklich das Appellativ vom Eigennamen gebildet wäre, so müsste doch wieder gefragt werden: Was bedeutet denn der Eigennamen? Denn die Eigennamen haben ebenso gut ihre Bedeutung wie die Appellativen. Kann aber für den Eigennamen Patelin keine passendere Ableitung und Bedeutung gefunden werden, als die von uns gegebene, so müsste es doch mit sonderbaren Dingen zugegangen sein, wenn das Wort zuerst bloss als Eigennamen und dann erst als Appellativ gebraucht worden wäre. Hat einmal patelin gemäss seiner Abstammung die Bedeutung: sich einschmeichelnd wie ein Hund, so wird es nicht den Umweg durch den Eigennamen genommen haben, um ein Appellativ zu werden.

Dazu kommt nun noch die Erwägung, dass nichts natürlicher ist, als in einer Komödie einer Person, besonders der die Idee des Stücks vertretenden Hauptperson, als Eigennamen ein Appellativ zu geben, welches den Charakter der Person kurz ausspricht. Die Komödien Shakespears sind voll von solchen aus Appellativen gebildeten Eigennamen. Endlich enthält jene alte Komödie vom Patelin selbst den Gegenbeweis gegen die hier bekämpfte Ansicht. Que de patelineurs, sagt da einmal Maître Guillaume, als er die Familie des Advocaten Patelin um sich sieht. Eine solche Redeweise wäre unmöglich, wenn nicht schon zur Zeit, wo die Komödie geschrieben wurde, also bevor es überhaupt eine Komödie vom Patelin gab, patelineur, und also auch patelin, ein Appellativum, und zwar ein ganz volksthümliches Wort, worauf die Anspielung sofort verstanden wurde, gewesen wäre.

care, das eigentlich lecken heisst, aber auch schmeicheln bedeuten kann.

> Perocchè l'uno con tagliente unghione ha laniato il misero popolo, l'altro con lusinghevole lingua leccando l'ha munto di sangue.
> *Boccaccio, Ameto.*

Eine dritte Art, wie der Hund schmeichelt, ist das Wedeln mit dem Schwanze. Wir sehn dies Bild in dem englischen Verbum wheedle dazu verwandt, um schmeicheln auszudrücken.

Das Wort ist unser wedeln (ahd. wadalon), es hat jedoch im Englischen diese ursprüngliche Bedeutung gänzlich verloren und ist in die metaphorische schmeicheln aufgegangen, während es in jener Beziehung ersetzt wird durch wag the tail und fan (mit dem Fächer w.). Der Begriff schmeicheln hat sich hier aber noch weiter entwickelt zu dem von: beschwatzen zu etwas, durch Schmeichelei einem etwas entlocken, abschmeicheln, einen betrügen. *

> Jonny wheedled, threaten'd, fawn'd,
> Till Phillis all her trinkets pawn'd. *Swift.*
> His sire
> From Mars's forge sent to Minervas schools
> To learn the unlucky art of wheedling fools. *Dryden.*

> Worthless men and women to the very bottom of whose hearts he saw, and whom he knew to be destitute of affection for him and undeserving of his confidence, could easily wheedle him out of titles, places, domains, state secrets and pardons.
> *Macaulay, history of Engl.* I, cap. 2.

Dies ist eine Eigenheit des Englischen. Die romanischen Sprachen sind nicht darauf gekommen, eine derartige Metapher zu schaffen. Dagegen haben sie eine andere gebildet, die sich auch an das Spiel des Schwanzes knüpft.

Die Bewegungen des Hundes mit dem Schwanze sind bekanntlich sehr mannigfaltiger Art, fast so mannigfach, wie die Affekte, die ihn ergreifen können, da sie fast einen jeden derselben begleiten. Besonders ist es aber die Furcht und die Freude, die sich lebhaft darin aussprechen.

Es ist nun eine Eigenheit der romanischen Sprachen, dass sie die Bewegung und Haltung des Schwanzes, welche Furcht ausdrückt, näm-

---

* Es klingt komisch, wenn Sam. Johnson offen bekennt, er könne zu wheedle kein Etymon finden: of this word I can find no etymologie, though used by good writers. Die Sache erklärt sich einfach daraus, dass Johnson kein Deutsch verstand. Er, der grosse Gelehrte Englands, verstand Holländisch aber kein Deutsch. Es ist das eine charakteristische Thatsache für die geringe Verbreitung und Kenntniss unserer Sprache ausserhalb Deutschlands im vorigen Jahrhundert.

lich das Einziehn desselben, vor allem ins Auge fassen, und so den Furchtsamen überhaupt durch ein Wort bezeichnen, das von den romanischen Ausdrücken für Schwanz gebildet ist. Wir meinen das it. codardo, das sp. cobarde, ptg. cobarde, das fr. couard, das dann als coward ins Englische übergegangen ist, und die davon abgeleiteten Substantiva it. codardia, sp. ptg. cobardia, fr. couardise, egl. cowardice. Sie alle stammen von dem lat. cauda Schwanz (it. coda, sp. cola, fr. queue).

it. Quandunque voi avete pace e riposo, allora siete fieri, e in battaglia codardi. *Liv.*, *Marc. Adriani.*

Scipione disprezzava questo consiglio e chiamava Cato codardo. *Vit. Plut.*

sp. Seras magnanimo, sino te meticres en los peligros como loco, y los rezelares como cobarde.

Que aunque me llame la ocasion cobarde,
Mas vale errando arrepentirse presto
Que conocer los desengaños tarde.

fr. C'est un franc couard. — De vaillant fait couard, de fidèle traît re. *Malherbe.* *

Es ist nun zwar in dem Worte selbst nicht gesagt, dass der Hund es ist, an dem jene Beobachtung gemacht wurde, und der hier zum Bilde dient. Auch andere Thiere tragen den Schwanz zuweilen eingezogen, z. B. der Löwe, der so dargestellt von der Heraldik als lion couard bezeichnet wird. Dagegen spricht sich bei keinem anderen Thiere die Furcht als Grund dieser Bewegung so deutlich aus als beim Hunde, und dazu ist es doch wohl natürlicher, dass dieses Bild von einem Hausthiere als von einem wilden Thiere entnommen ist. Zum Ueberflusse führen wir noch ein altes, dem XVI. Jahrhundert angehöriges Sprüchwort an, in welchem dem Hunde das Beiwort couard in dem Sinne von feig (den es bei lion nicht hat) beigefügt ist. Es lautet: Chien couart voir le loup ne veut. Le Roux d. Lincy, Prov. fr. I., pag. 105. **

* Das grosse portugiesische Wörterbuch von Raphael Bluteau leitet cobarde alles Ernstes aus dem Deutschen ab, und zwar von Kuh und Bart: derivase do Alemão Cou-bart, que val o mesmo que coração de vaca!!

** Wir sind in dieser Darstellung der bisher herrschenden Ansicht über die Ableitung der genannten Wörter gefolgt und halten sie für richtig. Sollte man jedoch dem Bedenken von Diez (Etym. Wb. 1, S. 133), dass „diese Deutung etwas in das Wort lege, das sich streng genommen mit seinem Suffix nicht verträgt, indem codardo nur geschwänzt oder schwänzelnd heissen könnte, sie also in einen zu speziellen Sinn ausweiche“, ein grösseres Gewicht beilegen, so halte man sich einfach an die als möglich zugegebene Bedeutung: schwänzelnd und interpretire diese nach dem Fingerzeige, den uns das kurz zuvor besprochene egl. wheedle gibt. Man kommt dann auf einem Umwege zu demselben Ziele, und braucht die angegebene Etymologie von codardo nicht aufzugeben. Unter jener Voraussetzung, dass

Eine dritte von der Sprache als Metapher gebrauchte Thätigkeit des Hundes ist das Bellen. Die Ausdrücke dafür sind: it. abbajare, fr. aboyer (beide von dem gleichbedeutenden lat. baubari mit der Präposition ad, ad-baubari), sp. ladrar, ptg. ebenso (vom gleichbedeutenden

---

codardo eigentlich schwänzelnd geheissen habe, würde dann die nächste daraus hervorgegangene metaphorische Bedeutung: schmeichelnd gewesen sein, ganz wie bei dem egl. wheedle, und aus diesem Begriffe hätte sich weiter der von feig ergeben. Beide Begriffe grenzen nahe an einander, da der Feige gern schmeichelt, und der Schmeichler in der Regel feig ist, ein feiger Schmeichler eine sehr geläufige Ausdrucksweise ist. Dazu weist uns aber das mit codardo synonyme it. poltro (entstanden aus dem ahd. polstar), das sowohl feige als faul bedeutet, in Verbindung mit dem oben besprochenen französischen calin, das sowohl faul und dumm als schmeichlerisch bedeutet, positiv darauf hin, dass die romanischen Sprachen die Begriffe feig, faul und schmeichelnd als leicht in einander übergehende behandeln.

Wenn ferner Diez als Zweifelsgrund gegen die Richtigkeit der gewöhnlichen Ableitung von codardo den Umstand anführt, dass in den Dichtern der Thierfabel dem Hasen der Namen Coart gegeben wird, so spricht dieses meiner Ansicht nach eher für jene Ableitung als dagegen. Nimmt man Coart in sinnlicher Bedeutung, so kann es freilich nicht „mit eingezogenem Schwanze" heissen, sondern muss schwänzelnd bedeuten, und das würde dann eine Unterstützung der so eben erläuterten Ansicht sein, welche die Möglichkeit der gewöhnlichen Deutung von codardo bestreitet. Aber bei weitem richtiger, bei weitem mehr im Geiste der Thierfabel ist es, Coart im metaphorischen Sinne als Feigling zu nehmen. Denn, wie Grimm in seiner Mythologie S. 201 mit Recht hervorhebt, haben in der Thierfabel die Namen der Thiere eine auf ihr inneres Wesen sich beziehende Bedeutung. So heisst der Fuchs Renard, Reinhard, = reginhart, der im Rath Starke, der Kluge, Schlaue, d. h. er wird nach einem inneren Merkmale, nach seinem inneren Charakter benannt, während umgekehrt der Spanier, indem er ihn raposa (von rabo Schwarz) den stark Geschwänzten nennt, ihn nach einem äusseren Merkmale bezeichnet. Diesem Renard als Name des Fuchses in der Thierfabel würde es nun schlecht entsprechen, wenn Coart, als Name des Hasen, der Schwänzelnde, oder, wie Mahn will, der Kurzgeschwänzte bedeutete, da dies ein ganz äusserliches und noch dazu sehr wenig in die Augen fallendes Merkmal des Hasen ist. Dagegen ist Coart in der Bedeutung der Feigling eine völlige Parallele zu Renard in der Bedeutung der Kluge. Beide sind innere Charakterzüge, und der Hase ist durch das eine Wort: Feigling in seinem ganzen Wesen genau so bestimmt charakterisirt, wie der Fuchs durch das Wort: der Kluge.

Einen anderen Beweis, dass Coart schon in sehr alter Zeit, und so auch in der Thierfabel, die metaphorische Bedeutung: feig gehabt haben muss, bietet das synonyme provenzalische volpilh (feig, verzagt) mit dem davon abgeleiteten altfr. goupiller feige sich benehmen. Sein Etymon ist das lat. vulpecula Füchschen. Hier sehen wir also, wie dem Fuchse nicht etwa bloss das Beiwort feige gegeben wird, sondern wie sein Name gradezu in den appellativen Begriff feige in jeder Anwendung aufgeht. Dies scheint aber schon sehr frühe der Fall gewesen zu sein, da schon in der lex Salica (also im 5. Jahrhundert) vulpecula als Schimpfwort vorkommt (si quis alterum vulpeculam clamaverit). Um wie viel näher liegt es aber den Hasen einen Feigling su nennen als den Fuchs, der im Vergleich mit jenem tapfer zu nennen ist. Nun heisst aber der Hase auch Coart, dies Wort bedeutet

lat. latrare) egl. bark (vom ags. beorcan). Es ist nun interessant zu beobachten, wie die übertragenen Bedeutungen, die sich von diesen Wörtern gebildet haben, uns den bellenden Hund in all den verschiedenen Affecten vorführen, die ihn zum Bellen veranlassen können, in allen ausgenommen die Freude.

Der aus Zorn und Bosheit bellende Hund erscheint in der am nächsten liegenden Metapher: keifen, Jemanden auszanken, ausschelten, und der nahe sich daran anschliessenden: heftig tadeln, heruntermachen, angreifen.

Sp. ladrar: Ladren contra Lucano los Scaligeros, hijo y padre, que antes se quebraron los dientes que se los hinquen. *Quevedo.*

Ladreme el perro y no me muerda, ein Sprüchwort, dem genau das portugiesische: Ladreme o cão, não me morda, entspricht.

Victoria, que se debió principalmente á la sabia Religion Dominica, cuyo zelo ladró con ardiente elocüencia contra las calumnias. *Cienfuegos, V. d. Borja.*

It. abbajare und canata lautes Ausschelten, dare una canata Jdn. laut ausschelten, welches letztere, obgleich es wörtlich bloss eine Thätigkeit des Hundes ausdrückt, doch ohne allen Zweifel auf den bellenden Hund zu beziehn ist.

Io stava come l'uom che pensa e guata
Quel ch'egli ha fatto, et quel che far conviene,
Po' che gli è stata data una canata. *Berni, rime.*

abbajare gli scritti, le composizioni altrui.

Fr. aboyer: ab. ses domestiques auszanken, aboyer après qn, jemandem nachschreien, ce medisant aboie tout le monde, après tout l. m.

Nous avons de tous cotés des gens qui aboient après nous (die uns heruntermachen). *Molière, Scap.*

Jean Jacques en nouveau Diogène aboie à nos beautés (greift an, bekrittelt). *Voltaire, ep.*

Qui ne peut mordre, si abaye. *Villon.*

Je te prie, sans plus m'aboyer, que tu penses de me payer. *Patelin.*

Aussi l'avocat, qui plaidye les causes, raisons et moyens, pourvu qu'il aie la main garnie, sera pour les deux aboyans. *Coquillard.*

Egl. bark: This man barks always at me. —

Vile is the vengeance on the ashes cold,
And envy base, to bark at sleeping fame. *Fairy Queen.*

The envious barking of your saucy tongue
Against my lord. *Shakespeare.*

---

feige und kommt in dieser Bedeutung schon im 11. Jahrhundert vor (Pour tout l'or Deu ne volt estre cuard. Chant de Rol. Mais li cohart n'i auront pardon. Ronc.), also wird es aller Wahrscheinlichkeit nach auch als Namen des Hasen in der Thierfabel keine andere Bedeutung gehabt haben.

Dem entsprechend haben die Substantiva it. abbagliatore, fr. aboyeur, egl. barker (alle eigentlich Beller) die Bedeutung Verleumder.

It.: A cui Aldobrandini disse: Va via, credi tu, che io creda agli abbagliatori? *Boccaccio.*

Fr.: C'est un terrible aboyeur. — Quelque Fredon vient l'entamer de sa dent mercenaire, à l'aboyeur il reste abandonné. *Voltaire.* Ce critique n'est qu'un aboyeur (Keifer, Schreier).

Egl.: But they are rather enemies of my fame than me, these barkers. *Ben Jonson.* *

Das zornige, fast unablässige Bellen der kleinen Hunde nennen wir kläffen, der Franzose j a p p e r, das ein Naturausdruck zu sein scheint. Aus unserem Kläffen ist das it. c a l e f f a r e entstanden. Es heisst aber nicht mehr, wie sein Etymon, bellen, sondern hat ausschliesslich die metaphorische Bedeutung verspotten = burlare, beffare (also hier derselbe Vorgang wie beim egl. wheedle).

E mi pare strano, che ciò possa essere, e credea, che tu calefassi: Dice Giannino: io non ho da caleffare. *Sacchetti, Nov.*

Es liegt auf der Hand, dass die Entwicklung dieser Metapher aus dem Begriffe des Bellens ganz übereinstimmt mit den so eben erörterten Bedeutungen von abbajare etc. Denn verspotten und ausschelten, tadeln sind nahe an einander grenzende Begriffe.

Eine andere, mildere Metapher ist aber aus dem eben genannten fr. japper hervorgegangen, nämlich die: Worte mit lauter Stimme häufig wiederholen (also ungefähr dasselbe wie criailler), eine Bedeutung, welche an diejenige erinnert, welche it. abbajare bei Dante Inf. 7, 43 hat: Assai la voce lor chiaro l'abbaja (laut aussprechen).

Semblable au chien dont la vorace dent
Saisit enfin le lièvre qui s'échappe,
Il tourne, il crie, il pleure, il jappe. *Voltaire.*
Monsieur l'abbé vif comme un papillon
Jappe des vers qu'il prit à la pipée. *J. B. Rousseau.*

Steht der Angegriffene zu hoch, als dass der Angreifer oder Verleumder ihm schaden könnte, so gebrauchen die romanischen Sprachen, ebenso wie die deutsche, das Bild von dem Hunde, der den Mond anbellt: it. a b b a j a r e l a l u n a, fr. a b o y e r à l a l u n e, sp. l a d r a r á l a l u n a, ptg. l a d r a r á l u a.

fr. plus la lune brille, plus le mâtin aboie.

---

* Die häufig niedrigen Motive des Tadels, insbesondere die Bestechlichkeit so vieler Kritikaster, wird hübsch in dem französischen Sprüchworte gezeichnet:

Au chien qui d'aboyer s'égeule,
Jette un bon os en la gueule,
Incontinent il se taira. (XVI. sec.)

fr. C'est un chien, qui aboie à la lune.

it. La luna non cura l'abbajar dei cani, was genau unser Sprüchwort ist: „Was kümmert es den Mond, wenn die Hunde ihn anbellen;" während das französ.: La lune n'a rien à craindre des loups, an die Stelle des Hundes den Wolf setzt.

Auf dasselbe Bild möchte sich wohl die französische Redensart beziehn: vouloir prendre la lune avec les dents, eigentlich: den Hund mit den Zähnen fassen wollen, wie der den Mond anfletschende Mond es zu wollen scheint, d. h. sich an etwas Unmögliches wagen.

Der mit Gebell etwas verlangende oder verfolgende Hund erscheint in der Bedeutung: heftig verfolgen, welche das sp. ladrar in den beiden Redensarten hat: el estomago ladra (genau unser: der Magen knurrt) und ladrar à la oreja de alg. (eig. an das Ohr Jds. bellen) Jemanden mit Bitten so lange bestürmen, bis er sie gewährt, und das fr. aboyer après qch. überhaupt haben kann.

Tous ces creanciers aboient après lui. Aboyer après une place, après une succession.

Qui n'aboie et n'aspire après l'or du Perou? *Regnier*, *sat.* III.

Il delibera de contenter un jeune homme pauvre, son fidèle ami, aboyant après les richesses. *Montaigne.*

A si grande chose, comme à l'empire de Constantinople, poés (= pouvez) croire que mout i en avait aboans et envians. *Villehardouin.*

Im Englischen wird der Begriff verfolgen nicht bark, sondern dem vom Substantivum dog gebildeten Verbum dog beigelegt.

I have dogged him like his murderer. *Shakesp.*

Sorrow dogging sin. *Herbert.*

I have been persued, dogged and way-laid through several nations and even now scarce think myself secure. *Pope.*

Damit endlich auch das Bild des ohne alle äussere Veranlassung, bloss aus Aufgeblasenheit und Dünkel oder im Vollgefühl seiner Würde vor Haus und Hof spektakulirenden Hundes im Gebiete unserer Sprachen nicht fehle, kann das it. abbajare auch prahlen bedeuten.

Chi troppo abbaja, empie il corpo di vento. —

E va pur dietro abbajando e gridando
Incontro a Bradimante e ad Orlando. *Berni*, *Orl.*

Siate voi chiari dunque; o lasciatelo abbajare, o farvene beffe. *Giunti*, *Trinuzia.*

An die Auffassung des Bellens, welches dieser letzten Metapher zu Grunde liegt, lehnt sich sehr nahe diejenige an, welche sich in einem über unser ganzes Gebiet in überraschender Uebereinstimmung verbreiteten Sprüchwort ausdrückt. Es sagt: „Der Hund, welcher bellt, beisst nicht" und lautet:

it. Can che abbaja, non morde mai, oder poco morde.

und in etwas anderer Fassung:

Can de pagliajo abbaja e sta discosto (der Hund vom Strohschober, d. h. der Dorfköter bellt und hält sich in der Entfernung).

altsp.: De can que mucho ladra, nunca d'el vos temades.

sp.: Perro ladrador, nunca buen mordedor.

ptg.: Cão que ladra, não morde (das Umgekehrte von: Cão que não ladra, guarda della).

fr.: Chien qui aboie ne veut mordre, und
Chacun chien qui aboie, ne mort pas. (XIII. s.).

egl.: Barking dogs bite not.

Der viel bellende Hund erscheint also hier als der Miles gloriosus, als der feige Bramarbas, welcher mit seiner Stärke und seinem Muthe prahlt, aber sofort ein chien couard wird, wenn er sieht, dass Ernst gemacht wird.

Hiermit haben wir schon den Uebergang zu denjenigen Metaphern gemacht, welche sich auf das Beissen des Hundes beziehn. Bellen und Beissen sind die beiden Hauptlebensäusserungen des Hundes, sie gehören so gewisser Massen zusammen, und die Sprache liebt es sie als Parallelen zu behandeln. Daraus können wir schon im voraus vermuthen, dass auch diejenigen Verba, welche beissen bedeuten, als Metaphern dienen. Und dem ist so.

Wie in dem engl. Sprüchwort: If you cannot bite, never show your teeth, durch bite jegliche Art von feindseligem Verhalten, in Wort und That, offen und geheim, allegorisch angedeutet ist, so wird das it. mordere, das sp. morder, das fr. mordre, das egl. bite als Metapher in dem Sinne von: angreifen mit Worten, und von verleumden gebraucht (also ähnlich wie abbajare, ladrar etc.).

It.: Riprenderannomi, morderannomi, lacerannomi costoro. *Boccaccio.* Nè ancor dar materia agl' invidiosi presti a mordere ogni laudevol vita. *Daselbst.*

In der weitern Bedeutung: quälen, verletzen steht it. mordere nur poetisch:

E quando il dente longobardo morse
La santa Chiesa, sotto alle sue ali
Carlo magno, vincendo, la soccorse. *Dante, Par.* 6, 94.

Con quanti denti questo amor ti morde. *Dante.*

Finchè mi sani 'l cuor colei che 'l morse. *Petrarca, Canz.* 6.

Sp.: Aqui no has miedo, que te muerdan ni te dañen los invidiosos. *Villalobos.*

Volvió despues de su muerte y mordía con pasquínes (Pasquille) sus hazañas. *Fuenmayor.*

Otro hombre mordaz temió, que sus delitos no estarian seguros debajo de gobierno justo. *ibid.*

No me pareció, que estabamos seguros de sus mordaces lenguas. *Saavedra, Rep.*

Ptg.: Que os não morde este escrupulo na alma. *Vieira.* Maltratado de peçonha e mordeduras que lhe fazia. — Hum engenho naturalmente mordaz.

Fr. Pour mordre le prochain, une vieille bouche édentée de devote vaut mieux que les bonnes dents de la belle jeunesse. —

Esprits de dernier ordre,
Qui n'étant bons à rien, cherchez surtout à mordre,
Vous vous tourmentez vainement. *La Fontaine.*

(In diesen beiden Stellen: verleumden, allgemeiner in folgder.)

Pour faire la guerre il faut mordre,
Et qui mord, peut être mordu. *Arnault.*

Egl.: Each poet with a different talent writes,
One praises, one instructs, another bites. *Roscommon.*

Es liegt nun zwar hier ebenso wenig wie oben bei codardo ausgesprochen, dass die Metapher von dem Hunde entnommen ist. Aber schon wenn wir bedenken, dass dem so eben gedachten englischen Sprüchworte: If you cannot bite, never show your teeth, obwohl der Hund nicht genannt ist, doch offenbar das Bild des Hundes zu Grunde liegt, wie aus einem Vergleiche mit dem genau übereinstimmenden italienischen: Can ringhioso e non forzoso, guai alla sua pelle, (d. h. wer droht ohne Macht, nehme seine Haut in Acht) hervorgeht, können wir nicht umhin, bei jenen Ausdrücken an den Hund zu denken. Sollte jedoch noch der geringste Zweifel sein, so wird er völlig gehoben durch die Erwägung, dass schon im Lateinischen mordere die Bedeutung angreifen hatte, die italienischen, spanischen und französischen Ausdrücke also aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem schon fertigen lateinischen Ausdrucke hervorgegangen sind, dieser aber vom Hunde entnommen ist, wie die Metapher eloquentia canina als Bezeichnung einer bissigen Redeweise, unwiderleglich beweist.

Ehe der Hund im Zorne beisst, pflegt er seine bösen Absichten dadurch anzuzeigen, dass er die Zähne zeigt, sie fletscht, und bei geringerem Grade von Zorn lässt er es bei dieser Andeutung, beissen zu wollen, bewenden. Er beisst nicht, sondern fletscht bloss die Zähne. Auch von diesem Bilde haben alle unserer Betrachtung vorliegenden Sprachen Gebrauch gemacht, aber nicht alle für denselben Begriff.

Beim Lateiner ist die metaphorische Bedeutung von ringi (die Zähne fletschen) sich erzürnen (= stomachari, indignari, translatum a canibus latrantibus. Forcellini.).

Ringeris quoties aliquem in fastis saepius legeris. *Seneca, ep.* *

---

* Bei Horaz, epist. 2, 2, 126:
Praetulerim scriptor delirus inersque videri,

Die drei romanischen Sprachen, das Sp., It., Fr., verbinden mit ihren Ausdrücken für das Zähnefletschen: it. mostrare i denti, sp. mostras dientes, fr. montrer les dents, denselben Begriff, nämlich den: sich muthig Jemandem widersetzen, stimmen also ganz mit unserm: „Jdm. die Zähne weisen“ überein.

It.: Tale gente furono per natura vile e codarda, cacciare dietro a chi fugge, e dinanzi si dilegua a chi mostra i denti. *Matteo Villani.*

L'oltracotata schiatta, che s'indraca
Dietro a chi fugge, ed a chi mostra il dente
Ovver la borsa, com' agnel si placa. *Dante, Par.* 16, 115.

Sp.: Parte de ellos son cobardes y parte animosos y atrevidos, pero en mostrandoles dientes no saben por donde huir. *Ovalle, hist. d. Chile.*

Fr.: Tellement qu'il faisait le maître,
Parmi les autres prétendants
Qui n'osaient lui montrer les dents. *Scarron.*

Das egl. show the teeth heisst aber drohen (threaten):

Where the law schows her teeth, but dares not bite,
And South-See treasures are not brought to light. *Young.*

Aus dem so eben besprochenen mordere sind noch mehrere Ausdrücke entstanden, die das Bild des Hundes in der Sprache, wie wir es bisher verfolgt haben, gleichsam vervollständigen. Von mordere hat das Lateinische ein Substantiv morsus gebildet. Es bedeutet nicht nur das Beissen, den Biss, sondern auch das, womit man beisst, das Gebiss, die Zähne. Aus morsus ist nun das it. muso, das fr. museau, und das egl. muzzle hervorgegangen, indem, wie es nicht selten geschieht, r ausfiel und das lange o in u verwandelt wurde (morsus — mōsus — muso, wie deorsum — deosum — giuso) und die Bedeutung Gebiss ging über in die nahe liegende: Schnauze, Maul. Nach dem glaubwürdigen Zeugnisse des Wörterbuchs der Acad. della Crusca (Propriamente la bocca del cane dagli occhi all' estremità delle labbra), desjenigen von Valentini (Diz. ital. tedesco) und Mozin (Dict. des l. franç. et alem.) ist die noch immer erkennbare, ursprüngliche Bedeu-

---

Dum mea delectent mala me, vel deniq te fallant,
Quam sapere et ringi.

heisst ringi den Mund zu einem gezwungenen Lächeln verzerren, gezwungen, grinsend lachen, was in auffallender Weise an das gleichbedeutende fr. rire au bout des dents und an das egl. laugh from the teeth outward erinnert, insofern ringi gleich montrer les dents und show one's teeth ist, und sowohl beim Zähnefletschen als beim gezwungenen Lachen nur der untere Theil der Zähne blossgelegt wird (le bout des dents, the teeth outward), während beim aufrichtigen, herzlichen Lachen die Zähne vollständig bis zum Zahnfleisch sich zeigen.

tung des Wortes Hundeschnauze, und das stimmt wieder auffallend überein mit unserer letzten Erörterung über den metaphorischen Gebrauch von mordere. In weiterer Bedeutung ist der Ausdruck nicht nur auf andere Thiere, besonders die dem Hunde ähnlichen, wie Fuchs und Dachs, angewandt, sondern auch auf den Menschen, zunächst und vorzugsweise in tadelndem oder spottendem, dann aber auch in bloss scherzhaftem Sinne. Ersteres in Ausdrücken, wie das it. muso duro gleich faccia tosta ein unverschämtes Gesicht;* fare il muso, alzare il muso das Maul hängen, ein verdriessliches Gesicht machen, torcere il muso ein Maul ziehn, den Mund verzerren, die Nase rümpfen.

Quindi sentimmo gente che si nicchia
Nell' altra bolgia, e che col muso sbuffa. *Dante*, *Inf.* 18, 103.
Ed a lor disdegnosa torce il muso. *D. Purg.* 14, 48.
Si forte le veniva del cencio, che altro che torcere il muso non faceva.
Boccaccio, *Dec.* VI, 8.

Letzteres in französischen wie: on lui a donné sur son museau, man hat ihn aufs Maul geschlagen, un casse-m. ein Faustschlag ins Gesicht,

Qu'avait-il besoin d'aller montrer son museau?

und in Redensarten wie c'est un joli museau, elle a un joli museau, sie hat ein hübsches Lärvchen, wofür der Italiener den zierlicheren Ausdruck hat: un bel musetto, un bel musino.

Che n'è, che n'è di quel musin di minio,
Di quel mio musin d'or, musin di gemme?
Michelang. Buonarotti, *Fiera.*

Ebenso wird das egl. muzzle gebraucht:

But ever and anon turning her muzzle toward me, she threw such a prospect upon me, as might well have given a surfeit to any weak lovers stomach. *Sidney.*

In dieser Bedeutung von Gesicht hat muso viele Sprösslinge getrieben: it. musare Maulaffen feil haben, müssig sein, fr. muser tändeln, die Zeit vertändeln, egl. muse über etwas brüten, nachdenken;

It: Ma tu, chi se' che in sullo scoglio muse? *Dante*, *Inf.* 28, 43.
Chè sta colui a musare? — Mentrechè noi musiamo, ella se ne corre oltre. *Seneca*, *Pistole.*
Fr.: Pendant le parlament, et qu'ils musaient sur leurs suretés. *Montaigne.* Ne faire que muser. **

* Bestimmter ist die Beziehung auf den Hund ausgesprochen in dem synonymen viso cagnazzo ein hässliches, ein abscheuliches Gesicht; beide erinnern an das gr. κυνῶπις.

** Bescherelle nimmt als Etymon von muser das deutsche Musse oder das lat. Musis vivere an!

Egl.: On this he mused within his thougtful mind. *Dryden.*
If he were silent, he mused upon some dangerous plot. *Sidney.*
Caesars father oft, when he hath mused of taking kingdoms in, bestowed his lips on that unworthy place. *Shakespeare.*
Do not muse at me, I have a strange infirmity. *Macbeth.*

ferner das fr. amuser, eigentlich ein Causativum von musare, muser, also mit der Bedeutung: machen, dass Jemand seine Zeit verliert, vertändelt, einen hinhalten, woraus dann die von unterhalten, belustigen hervorgegangen ist;

Je descendis très-heureusement au bas du bastion, qui avait quarante pieds de haut, la corde entre les jambes. Un valet de chambre, qui est encore à moi, amusa mes gardes (beschäftigte) en les faisant boire. Ils s'amusèrent eux-mêmes à regarder un jacobin qui se baignait, et qui de plus se noyait. *Card. de Retz.*
(Hier beide Bedeutungen dicht zusammen.)

ferner it. musone ein Duckmäuser, fr. musard Maulaffe, musarderie.

C'est un vrai musard. — Le café était rempli d'une foule d'oisifs de tout genre, grands amateurs de cafés, de spectacles, de nouvelles et de tout ce que la musarderie recherche pour tuer le temps qu'elle ne sait pas employer. *De Ségur.* *

Eine Ableitung von muso, die uns an diesem Orte besonders interessirt, ist it. musoliera, fr. muselière, egl. muzzle Maulkorb und das Verbum fr. museler den Maulkorb anlegen, woraus die Metapher entstanden ist: Jemandem das Maul stopfen: Il faudrait museler ce calomniateur. Aehnlich das egl. Verbum muzzle:

My dagger muzzled
Lest it should bite its master and so prove,
As ornaments oft do, too dangerous. *Shakesp.*

Im Spanischen heisst der Maulkorb bozal (vom lat. bucca Backen, Mund, wovon auch it. bocca, fr. bouche, gleichsam bucceale). Dies Wort ist bemerkenswerth wegen der seltsamen, bunten Reihe von Metaphern, die sich daraus entsponnen hat, und, wie wir schon in der Einleitung hervorhoben, besonders in der chaotischen Unordnung, worin Booch-Arkossy sie aufführt, verwirrend wirken. Folgendes scheint mir die Reihenfolge zu sein, worin sich diese Begriffe aus einander entwickelt haben, und daher am natürlichsten sich zusammenordnen lassen.

* Im Altfranzösischen ist musard gern mit fol (närrisch) verbunden, „Ha fol musart, musart (närrischer Maulaffe) vous y estes deceu" redet der heilige Ludwig seinen Liebling Joinville an, als dieser ihm auf seine Frage, was er vorziehe: „être mezeau et ladre (faul und aussätzig) ou avoir commis et commettre un pechié mortel," keck erklärt hatte, dass er „aimeroie mieulx avoir fait trente pechés mortels qu'estre mezeau."

An die Grundbedeutung 1) Maulkorb schliesst sich zunächst die 2) Halfter, (auch im Lateinischen bedeutet dasselbe Wort, capistrum, Halfter und Maulkorb); an diesen Begriff 3) der: aus Afrika neu angekommener Schwarzer (wahrscheinlich daraus entstanden, dass solche Schwarze wegen ihrer Wildheit gefesselt waren und an Halftern geführt wurden); 4) dieser Begriff wurde verallgemeinert und verflacht zu dem: neuer Ankömmling aus einer der weniger gebildeten Provinzen Spaniens, und 5) dieser wieder verallgemeinert zu dem: neu angekommen überhaupt. Endlich entwickelte sich aus dem ad 3) angeführten Begriffe noch eine zweite Reihe von Begriffen, nämlich 6) (vom Pferde gesagt) ungebändigt, noch nicht zum Reiten und Fahren abgerichtet (wie der afrikanische Neger noch nicht zum Arbeiten); 7) ungeübt (wie dieser selbe), unerfahren, ungeschickt; 8) ein Neuling, Lehrling.

Zu dem besonders wichtigen Begriffe ad 3) von dem alle weiteren bis 8) herrühren, folgende Beispiele:

> No pueden pasar á ninguna parte de las Indias ningunos Negros, salvo los bozales recien trahidos de sus tierras. *Recopilacion d. l. leyes d. Indias.*
>
> Para los Negros de Guinea bozales y barbaros llevan cuentecitas, dijes y cascabeles (Kinderschmuck und Schellen). *Math. Aleman, V. d. Guzm. d. Alfarache.*

Zu dem Begriffe ad 8):

> Guardaos, señor conde, de encomendar vuestras tierras a bachilleres bozales que vienen de Salamanca. *Guevara, epist.*

Wir haben diese Bedeutungen hier ausführlich gegeben, einestheils des Wortes selbst wegen, anderentheils aber um an einem Beispiele zu zeigen, welche seltsamen Entwicklungen und Verkettungen der Begriffe bei der Ausbildung der Metaphern vor sich gehn können, so dass man oft am Ende der Reihe keine Spur mehr von dem Anfange entdecken kann.

Den bisher besprochenen Ableitungen von muso fügen wir noch eine Zusammensetzung mit diesem Worte bei, die von einem grösseren Interesse ist, nämlich it. camuso, fr. camus, beide mit der Bedeutung: stumpfnasig, plattnasig.

> L'esser camuso, cioè avere il naso piatto e schiacciato. *Varchi.*
> E sotto due occhi del mezzo dei quali il non camuso naso in linea diritta discende. *Boccaccio, Ameto.*

Im Zusammenhange unserer Darstellung ergibt sich die Deutung dieses Wortes mit Leichtigkeit. Camuso, camus kommt ebenso von canis

und muso, wie das oben von uns besprochene cagot von canis und Gothus, und bedeutet also eigentlich Hundeschnauze und hundeschnäuzig. Dass canis in diesem Falle Genitiv, in cagot aber Nominativ ist, erscheint unerheblich, da der Genitiv im Italienischen und Altfranzösischen auch vor dem regierenden Substantiv stehn kann, und sowohl vor wie nach demselben in der alten Sprache sogar das Genitivzeichen di, de entbehren kann (vgl. afr.: pro Deu amur, prv. pel Dieu comandamen, nfr. à coeur joie). Die Richtigkeit dieser Ableitung wird über jeden Zweifel erhoben durch das mit camuso ganz gleichbedeutende sp. braco, das Bracke und stumpfnasig heisst, also die Entstehung der zweiten Bedeutung aus dem Namen des Hundes, aus Bracke, unzweideutig ausspricht.

Seltsam ist es zu sehn, dass Diez auf diese so nahe liegende Ableitung nicht kommt (Etym. Wb. I, S. 107). Er will camuso von dem keltischen cam gekrümmt ableiten, bemerkt jedoch: „Da indessen ein Nominalsuffix us nicht vorkommt, so muss es, vielleicht unter Einwirkung von Muso (Schnauze) in einer Entstellung seinen Grund haben.“ Wir können nicht umhin, hier wieder, wie oben bei casnard, darauf hinzuweisen, welchen Nachtheil es bringt, die Metaphern nicht in dem Zusammenhange, worin sie durch die Identität der zu Grunde liegenden sinnlichen Objecte stehn, aufzufassen. *

III.

Die Sprache fasst nicht nur die Eigenschaften des Hundes im Allgemeinen ins Auge um sie zu Metaphern zu verwenden, sondern auch diejenigen, welche die eine Hundeart vor der anderen besitzt und sie von den anderen unterscheidet. Wie der Hund im Allgemeinen sich in der Sprache spiegelt, so auch die einzelnen mit bestimmten Charakteren hervortretenden Hundearten. Uns bleibt also jetzt noch

* Das provenzalische camus bedeutet dumm, einfältig: Per que ieu tene tot hom per camus, Cum repren so qu'els sabens an en us. *Carbonel de Marseille.* Ara m diguatz, Catalanes camus. On es lo pretz que soliatz aver. *Ranols d'Apt.* Es ist dies eine zweite Metapher, die sich aus der ersten: stumpfnasig, entwickelt hat, indem man von der Beobachtung ausging, dass die stumpfe, platte Nase meistentheils Mangel an Verstand andeutet, die Stumpfnase insbesondere die Nase des Kindes ist, weshalb wohl kindisch (niais) die passendste Uebersetzung von pr. camus sein möchte.

übrig, über diejenigen Metaphern zu sprechen, die sich auf die einzelnen Hundearten beziehn.

Voran steht da der Haushund oder Kettenhund. Er heisst übereinstimmend it. mastino, sp. mastin, fr. mâtin, egl. mastiff. Es ist dies eigentlich der schönste Name, der Ehrenname des Hundes. Denn er kommt von der alten Wortform, woraus das it. magione, das fr. maison. das egl. mansion hervorgegangen ist, vom lat. mansio Wohnung (dies von manere bleiben, wohnen): mansionata — mansionatino — mastino, und bedeutet demnach: der Hausgenosse, der Hausfreund. *

Er hat also grosse Aehnlichkeit mit einem altdeutschen Ausdruck für Hund, dem hovawart, d. h. der den Hof des Herrn bewahrt, der Schützer des Hofes (Lex Bajavar, 19. Grimm: Geschichte der deutsch. Spr. I. S. 37), und anderer Seits mit dem Ehrennamen, den Shakespeare in jener bekannten Stelle des Macbeth, welche die englischen Hundearten aufzählt (Act. III, Scene 1) ** dem Haushunde gibt, nämlich the house-keeper, der Hüter des Hundes.

Leider hat auch dieser hübsche Ausdruck eine übertragene Bedeutung bekommen, worin, gemäss dem Unstern, der über das Schicksal des Hundes in der Sprache waltet, wieder nur auf die Schattenseite des Haushundes, seine Grobheit, reflectirt wird: sp. mastin und fr. mâtin heissen auch der Grobian, der Lümmel, ebenso wie diese Bedeutung auch auf fr. pataud (Küchenhund) übergegangen ist.

sp. Fulano es un mastin. — fr. C'est un mâtin, un gros, un vilain mâtin. — Cet homme est bien pataud.

---

* Keine Ausnahme von dieser Bedeutung, sondern nur eine grössere Specialisirung derselben ist es, wenn mastin im Spanischen (mit oder ohne den Zusatz de ganado) auch Schäferhund heisst, und diess die ausschliessliche Bedeutung des portugiesischen mastim ist. Es liegt hierin eine hübsche Erinnerung an die ältesten Zustände der Gesellschaft, an die des Nomadenthums, wo das Haus auf einem Wagen stand (vgl. die oben am Anfange angeführte Stelle: domus plaustris impositas canes defendunt) und ein und derselbe Hund sowohl das Haus als die Heerde bewachte. Eine andere Erinnerung daran ist der Schäferkarren, als das Haus auf Rädern, und dazu passt mastin und mastim als Name des Schäferhundes vortrefflich.

** Ay, in the catalogue you go for men,
As hounds, and grey-hounds, mongrels, spaniels, curs,
Shoughs, water-rugs, and demi-wolfs, are cleped
All by the name of dogs: the valued file
Distinguishes the swift, the slow, the subtle,
The house-keeper, the hunter, every one
According to the gift, which bounteous nature
Hath in him clos'd etc.

Eine etwas allgemeinere Bedeutung scheint der französische Ausdruck in dem Sprüchwort zu haben:

Qui chien s'en va à Rome
Mastin s'en revient. (XV. s.)

Mastin ist hier gleichsam der Superlativ von chien, d. h. der Superlativ aller schlechten Eigenschaften (wie gr. κύντατος von κύων).

Auch das egl. mastiff kann in ähnlicher Weise gebraucht werden, wie in folgender Stelle bei Shakespeare:

Then rank Thersites opes his mastiff jaws,
We shall hear music, wit and oracle.

Auf eine besondere Klasse der Haushunde, nämlich den Hund des Gärtners, bezieht sich ein Sprüchwort des Ital., Span., Portg. und Frz., das wir nicht umhin können zu erwähnen wegen der auffallenden Uebereinstimmung. Es heisst:

It.: Can del ortolano non mangia la lattuga e non la lascià mangiar agli altri.
Sp.: El perro del hortolano que ni come las berzas ni las deja comer.
Ptg.: Cão de palheiro nem come nem deixa comer.
Frz.: Il est comme le chien du jardinier, qui ne mange point de choux et n'en laisse point manger aux autres.

und ist von demjenigen gesagt, der das, was er selbst nicht geniessen kann, auch Anderen nicht gönnt.

Eine andere Art der Haushunde, die hier noch genannt zu werden verdient, ist der Spitz: it. can lupo und botolo, sp. perro lobo, fr. roquet, egl. pommeranian dog. Er zeichnet sich bekanntlich durch sein häufiges und heftiges Bellen aus, wird auf Dörfern, besonders solchen, die an Heerstrassen liegen, viel gehalten und belästigt dort durch seine wüthenden Anfälle die vorbeireisenden Fremden und ihre Pferde. Passend nennt daher Voltaire bissige tadelsüchtige Recensenten les roquets de l'Helicon:

Tous ces roquets de l'Helicon
De tes dogmes fameux ont la tête farcie;

was an den Ausspruch Göthes erinnert:

Schlagt ihn todt, den Hund,
Es ist ein Recensent.

Dante bezeichnet die Aretiner als böse Spitze, die streitsüchtiger sind, als ihre Fähigkeit zu schaden erlaubt (Purg. 14, 46):

Botoli trova poi, venendo giuso,
Ringhiosi più che non chiede lor possa.
(eine vortreffliche Charakterisirung dieser Hunde)

und Friedrich der Grosse nennt sich selbst einmal ein gutes Postpferd, das unbekümmert um das Kläffen der Dorfköter seinen Weg macht:

> J'ai appris avec l'âge à devenir bon cheval de poste, je fais ma route et ne m'embarrasse point des roquets qui aboient en chemin.

Eine vom Haushunde hergenommene Metapher scheint auch in dem kühnen und seltsamen französischen Ausdrucke sortir entre chien et loup, mit der Bedeutung: zwischen Tag und Dunkel, in der Dämmerung (am Morgen oder am Abend) ausgehn, zu stecken und wollen wir ihn daher an diesem Orte besprechen. Es ist eine sehr alte Redeweise, denn sie findet sich ganz übereinstimmend im Provenzalischen, z. B.

> Entre ca e lop, a la fi del jorn.
> *Cat. dels apost. de Roma*, *fol.* 150. (*Raynouard*).

Dieser Umstand gibt einen Fingerzeig um die Erklärung zu finden.

Es ist an einfache ländliche Zustände des Mittelalters zu denken, wo die Heerde den werthvollsten Theil des beweglichen Besitzes ausmachte und alle Wälder voll von Wölfen steckten. Der Beschützer der Heerde ist der Hund, der Feind der Heerde ist der Wolf. Hund und Wolf sind die grimmigsten Gegner und werden gern von der Sprache als Gegensätze behandelt, z. B. in dem schon angeführten Sprüchwort: Chien couart voir le loup ne veut, und dem gleichbedeutenden: A mauvais chien on ne peut montrer le loup. Wolf und Hund theilen sich daher auch in die Herrschaft des Tages. So lange die Sonne scheint, herrscht der Hund; so bald die Nacht anbricht, beginnt die Herrschaft des räuberischen Wolfes und sie dauert, bis die Morgenröthe ihn wieder in das Dunkel der Wälder verscheucht.

So vertritt denn der Wolf die Nacht, und im Gegensatze zu ihm, sein Feind, der Hund, den Tag, und darum heisst: zwischen Hund und Wolf ausgehn (sortir entre chien et loup) zwischen Tag und Dunkel, in der Morgen- oder Abenddämmerung ausgehn. Jeden Falls gehört diese Metapher zu den kühnsten, die es gibt. Aus dem Gebiete des Französischen wüsste ich ihr nur eine zweite an die Seite zu stellen: faire quelque chose moitié figue, moitié raisin (halb freiwillig, halb gezwungen etwas thun), wovon später. Sie ist vom Französischen auch in das Portugiesische übergegangen und lautet dort: entre o cão e o lobo.

Die ganze Redensart entre chien et loup wird übrigens auch mit vorgesetztem Artikel substantivisch gebraucht, z. B. von Mad. de Sévigné an zwei Stellen:

Je crains l'entre chien et loup, quand on ne parle pas. J'éclaircirai autant qu'il m'est possible, l'entre chien et loup de nos bois.*

Für den Jagdhund, zu dem wir jetzt übergehen, gibt es allgemeine und specielle, die Art bezeichnende Namen. Ueber jene: it. cane da caccia, sp. perro de monte, ptg. cão de caça, r. chien de chasse, egl. hunting-dog, in der angeführten Stelle aus Shakesp. the hunter, hound, sporting-dog, ist nichts besonderes zu bemerken, ausser dass der italienische Ausdruck einfach durch cane in dem Falle vertreten wird, wenn dieses Spion bedeutet, da diesem Ausdrucke offenbar das Bild des Spürhundes zu Grunde liegt.

Aveano molti cani, cioè spioni, che sempre erano per Firenze o per pigliare o per spiare. *Boccaccio.*
E fra l'altre l'ultima che li cacciò, fu che egli era preso un lor cane che avea imbolato. *Cronic. Morelli.*

Wenn, wie das Wörterbuch der Akademie zu Madrid es anführt, in der spanischen Gaunersprache (germania) mastin den Häscher (criado de justicia) bedeutet wie das it. bracco, so ist damit der Hund doch auch wohl als Spürhund gemeint, falls der Ausdruck nicht bloss im Allgemeinen Verachtung ausspricht, und so zu dem am Anfange vom I. Kapitel besprochenen gehört.

Unter den speciellen hieher gehörigen Bezeichnungen interessiren uns besonders die für den Windhund und die für die Bracke. Was den ersteren betrifft, so wird er in den meisten romanischen Sprachen als der Jagdhund schlechthin, und noch bestimmter als der Hund der Hasenjagd bezeichnet. Er heisst nämlich it. levriere (neben veltro**

---

* Einer anderen Ansicht über die Entstehung dieser Redensart ist Littré (Wörterb. d. franz. Spr.). Er glaubt die Dämmerungsstunde werde darum entre chien et loup genannt, weil man dann wegen der Dunkelheit nicht unterscheiden könne zwischen Hund und Wolf, und umschreibt demnach jenen Ausdruck mit den Worten: quand le jour est si sombre qu'on ne saurait distinguer un chien d'avec un loup. Man braucht aber eigentlich kein Wort darüber zu verlieren, um das Weithergeholte und völlig Willkührliche dieser Deutung näher darzulegen. Entre chien et loup heisst zwischen Hund und Wolf, und von dem „nicht unterscheiden können" zwischen beiden findet sich auch nicht die geringste Andeutung in den Worten, es wird völlig willkührlich hineingetragen. Unsere Erklärung hingegen schliesst sich enge an die Worte an, und gelangt zu ihrem Ziele einfach durch die Auffassung der Worte als Metaphern.

** Als Bild von Dante, Inf. 1, 101, gebraucht:

Molti sono gli animali, a cui s'ammoglia
E più saranno ancora, infin che il Veltro
Verrà, che la farà morir di doglia.

Die Erklärer sind aber über die Deutung im Zweifel.

von lat. vertagus), sp. lebrel, ptg. cão de lebres, fr. levrier, alle diese Wörter aber kommen von dem lat. lepus, und zwar von einem daher abgeleiteten Adjectiv leporarius (sc. canis). Auch der gebräuchlichere spanische Ausdruck für Windhund, galgo, bedeutet ursprünglich dasselbe: Hasenjagd-Hund. Denn er stammt von (canis) gallicus (gallischer Hund), der canis gallicus galt aber schon den Römern als Hund für die Hasenjagd, vgl. Ovid. met. I, 533:

Ut canis in vacuo leporem quum Gallicus arvo
Vidit et hic praedam pedibus petit, ille salutem.

und Martial. epigr. III, 47:

Leporemque laesum Gallici canis dente.

Der Windhund zeichnet sich bekanntlich gegenüber den anderen Hundearten sehr zu seinem Nachtheil dadurch aus, dass ihm die beiden Haupttugenden des Hundes, die Treue und die Wachsamkeit, in auffallendem Grade mangeln. Auf diese Eigenthümlichkeit beziehn sich mehrere bildliche Ausdrücke, die sich im Spanischen mit galgo gebildet haben, z. B. folgende: vender el galgo á uno (eigentlich: Jemandem den Windhund, d. h. eine schlechte, mit inneren, heimlichen Fehlern versehene Sache verkaufen) mit der Bedeutung: Jemandem einen Betrug spielen; el que nos vendio el galgo der wegen seiner schlechten Handlung wohl bekannte, der wohl bewusste; echale un galgo hole ihn der Teufel.

La viuda y el que nos vendió el galgo, digo el bien hadado del novio (der glückliche Bräutigam), se dieron sendos remorquetes (Stichelreden). *Quevedo, cuent.*

De la regla dicha exceptuo los ojos de mi amigo el ojimel (der Sauer-Süsse), el sobrino del hermano del cura el que nos vendio el galgo. *La Picara Justina.*

Aus dem Portugiesischen gehört das Sprüchwort hieher:

Nem en tu casa galgo, nem a tua porta fidalgo.

Da etwas Aehnliches sich in den verwandten Sprachen nicht findet, so möchte es wohl nicht zu gewagt sein, in diesen spanischen Ausdrücken eine Eigenthümlichkeit von Land und Leuten zu sehn, in ihnen ein Zeugniss zu finden, dass der Windhund in Spanien besonders häufig ist.

Der Bedeutung Mühlstein, welche das Femininum galga (Windhündin) hat, scheint eine obscöne Auffassung zu Grunde zu liegen. Wenigstens weist die Bedeutung des it. cagnaccia (meretrix), die gleiche

das egl. bitch, und die obscöne Bedeutung, welche it. macinare (mahlen) haben kann (z. B. bei Boccaccio, decam. III, 6), mit Bestimmtheit darauf hin.

Von den Ausdrücken der anderen Sprachen für Windhund hat noch das fr. levrier eine metaphorische Bedeutung, und zwar die von Häscher und Spion (als Spürhunde betrachtet) wie it. cane und bracco.

> La justice a mis ses levriers aux trousses du fripon. — Prenant les personnes qui étaient avec moi, pour des levriers de la justice. *Le Sage.*
>
> Quand j'aime, je suis fou en diable. Je n'ai pas la patience de mettre aucun levrier d'amour en campagne. *Ghérardi.*

Früher hiessen die Gerichtsdiener levriers du bourreau (Windhunde des Henkers).

Der englische Ausdruck für Windhund ist grey-hound, und dieser ohne Metapher.

> Th' impatient grey-hound, slipt from far
> Bounds o'er the glebe to catch the fearful hare. *Dryden.*

Was die Bracke betrifft, so bezeichnen die von dem deutschen Worte Bracke (ahd. braccho) abstammenden romanischen Ausdrücke: it. bracco, sp. braco, prov. brac, fr. braque nicht bloss speciell die Hundeart der Bracken, sondern auch den Jagdhund, Spürhund im Allgemeinen. Unter den von diesen Wörtern gebildeten Metaphern ist die ursprüngliche, engere Bedeutung zu erkennen in dem spanischen Adjectiv braco stumpfnasig (da diese Eigenschaft den Bracken auszeichnet).

> Calló el alcaide infernal su ronco, su braco hocico. *Pantaleon.*

ferner in dem französischen Ausdrucke: c'est un braque, das ist ein Wildfang, da er offenbar nach dem sinnlichen Ausdrucke: il est fou, étourdi comme un braque, er ist närrisch wie ein Bracke (nach unserer Ausdrucksweise, er ist pudelnärrisch), gebildet ist; und in der italienischen Redensart: sciorre i bracchi (eigentlich die Bracken loskoppeln) mit der Bedeutung: „Jemandem die Wahrheit derb und grade heraussagen" und „Albernheiten sagen."

> Ognuno ha a scappucciare (irren, einen Bock schiessen) una volta e sciorre un tratto i bracchi. *Salviati.*

Der weitere Begriff wiegt vor im it. braccare nachspüren und in der Bedeutung Häscher, welche it. bracco hat (der die Verbrecher ausspürt).

Nichtmetaphorische Ableitungen von bracco sind fr. braconnier der Wilddieb und braconner wilddiebern.

Eine besondere Art der Bracken wird it. segugio genannt, gemeiniglich mit Spürhund übersetzt. Das Wort stammt von Segusium, dem alten Namen der Stadt Susa in Piemont, woher diese Hunde gekommen sein sollen. Auch segugio wird in einem ähnlichen metaphorischen Sinne gebraucht wie it. bracco und braccare.

Il traditore si credeva tormi la preda, la quale tanto fa io ho seguitato coi segugi dei miei pensieri. *Bern. Giunti*, *Trinuzia*, I, 2.

Wir haben hier noch zweier eigenthümlicher metaphorischer Redensarten des Französischen zu gedenken, die sich auf den Jagdhund im Allgemeinen beziehn, ohne dass jedoch dieser als das zu Grunde liegende Bild ausdrücklich genannt wäre, nämlich être âpre à la curée und être aux abois.

Der erstere Ausdruck bedeutet: auf Gewinn, Beute begierig sein und ist der alten Jägerei entnommen. Curée ist das s. g. Jägerrecht, d. h. der den Hunden gebührende Antheil an dem erlegten Wilde. Nachdem er ausgeworfen war, pflegte man die Hunde eine Zeit lang davon zurückzuhalten (was defendre la curée hiess), wurde er ihnen endlich freigegeben, so stürzten sie sich mit um so grösserer Gier darauf los. Dies konnte dann als passendes Bild für grosse Gier auf Beute und Gewinn benutzt werden.

Le ministre se mit à rire en me voyant si âpre à la curée.
Le Sage, *Gil Blas*.

Warteten die Hunde nicht so lange, bis ihnen das Jägerrecht gegeben wurde, so hiess dies faire la curée, z. B. du lièvre. Auch dies wurde in einem ähnlichen metaphorischen Sinne wie der vorhergehende Ausdruck gebraucht: sich gierig worauf stürzen.

Mais, comme je vous dis, la griffe est là-dessous;
Et ce sont vrais satans, dont la gueule alterée
De l'honneur féminin cherche à faire curée.
Molière, *école d. f. III*, 1.

Was die Ableitung des Wortes curée betrifft, so nimmt Bescherelle (in seinem Wörterb. der fr. Spr.) cor Herz als Etymon an, Littré aber cuir Leder „parceque la curée se donnait dans un cuir.“ Hat man zwischen diesen beiden Auslegungen zu wählen, so scheint mir die erstere den Vorzug zu verdienen, weil im Altfranzösischen das von cor gebildete courée und corée die Eingeweide der Brust, Herz und

Lunge, bedeutete und das Jägerrecht meistens in diesen Eingeweiden bestand. * Vielleicht ist aber weder das eine noch das andere richtig, sondern curée von dem englischen cur (unser Köther), wovon schon oben die Rede war, abzuleiten. Eine Unterstützung findet diese Annahme in der Erwägung, dass die Engländer von je her Meister in dem waren, was sie sport nennen. Leugnen lässt sich freilich nicht, dass curée wieder ins Englische zurückgewandert, beziehungsweise dort aufgenommen und zu quarry geworden ist. Dergleichen Hin- und Herwanderungen der Wörter sind aber nicht ungewöhnlich.

Die andere metaphorische Redensart: être aux abois bezieht sich ursprünglich auf den erlegten, dem Tode nahen Hirsch, welchen die Meute der Jagdhunde von allen Seiten umbellt (abois von aboyer bellen). Nach Massgabe dieses Bildes bedeutet sie: aufs Aeusserste gebracht sein, nahe daran sein zu erliegen.

Les assiégés étaient reduits aux derniers abois. —
Unissons ma vengeance à votre politique,
Pour sauver des abois toute la republique.
Corneille, *Sert.* I, 3.

Dès que j'y veux rêver, ma veine est aux abois.
Boileau, *Sat.*

Sie ist auch ins Englische übergegangen und lautet dort to stand at bay (der Anlaut a ist abgefallen), woraus sich dann noch die andere Phrase entwickelt hat: to keep one at bay einen in Furcht halten.

This ship, for fifteen hours, sate like a stag among hounds at the bay, and was sieged and fought with, in turn, by fifteen great ships. *Bacon*, *War w. Spain.*

Nor flight was left, nor hope to force his way,
Emboldened by despair, he stood at bay.
Dryden.

We have now for ten years together turned the whole force and expense of the war, where the enemy was best able to hold us at bay. *Swift.*

Wir sahen oben, dass die Bulldogge der nationale Hund des Engländers ist. Dem entspricht es nun, dass auch das „karrikirte Miniaturbild der Dogge," der Mops, pug, nur im Englischen als Metapher ver-

* Auch in der gespensterhaften Novelle des Boccaccio, Decam. V, 8. gibt der Ritter, nachdem er die Jungfrau getödtet hat, seinen Hunden gleichsam das Jägerrecht, das aus dem Herzen und den daran hangenden Eingeweiden besteht: e il cavaliere messo mano a un coltello, quello aprì nelle reni e fuori trattone il cuore e ogn' altra cosa dattorno, a' due mastini il gittò: li quali, affamatissimi, incontanente il mangiarono.

wandt wird. Der Engländer spricht von einem pug-face einem Mopsgesicht, einer pug-nose einer Mopsnase (erinnert an sp. braco, it. camuso, fr. camus), und my pug (mein Mops) ist ihm neben my duck (meine Ente) ein gern gebrauchtes Liebkosungswort, wie uns mein Mäuschen (auch im Egl. früher my mouse, jetzt veraltet), wie dem Franzosen ma biche (meine Hindin), mon chat, ma chatte (meine Katze), wie dem Spanier mi oislo (entweder: mein Schäfchen — ovicellus, oder mein Vögelchen — avicellus, worüber später). *

Eine zweite Hundeart, die nur dem Engländer Veranlassung zur Bildung von Metaphern geworden, ist der Wachtelhund, spaniel, fr. épagneuil, von Hispaniolus, also eigentlich der spanische Hund. Während im Italienischen und Französischen, wie wir sahen, der Hund schlechthin als Schmeichler gilt, so verbindet der Engländer diesen Begriff ausschliesslich mit dem Wachtelhunde. Es geht dies aus den Bedeutungen hervor, die folgende Ausdrücke haben: the spaniel der Schmeichler, to spaniel schmeicheln, spaniel-like kriechend, schmeichelnd, spaniel-fawning kriechende Schmeichelei.

I mean sweet words
Low crooked courtsies, and base spaniel fawning.
Shakesp.

I am your spaniel and Demetrius,
The more you beat me, I will fawn on you. *Shakesp.*

Mit den beiden letzten Ausdrücken, dem Wachtelhund und dem Mops, haben wir schon das Gebiet derjenigen Hunde betreten, die im Allgemeinen Schoosshunde genannt werden. Die französische Sprache hat für Schoosshund drei Ausdrücke: bichon, babiche, chien de manchon. Der letzte erklärt sich daraus, dass zur Zeit Ludwigs XV. sehr kleine Schoosshündchen bei den Damen Mode waren, die sie in ihrem Muffe (manchon) tragen konnten, und ist übergegangen ins Portugiesische als cão de manga.

Babiche ist wahrscheinlich ** aus barbiche entstanden, und dies aus barbe (wie fr. barbet Pudel, it. barbone ebenso), bedeutet also eigentlich: der zottige Hund.

Vous perdez pour une babiche
Des pleurs qui suffiraient pour racheter un roi. *Voiture.*

* Tiek übersetzt oislo im Don Quijote mit: meine Alte. An was für eine Etymologie mag er wohl dabei gedacht haben? — Dem Italiener fehlt ein ganz entsprechendes, d. h. aus der Thierwelt genommenes Wort. Er hat nur das farblosere: piccina mia, la mia cara piccinina (meine Kleine).

** Nach der Annahme von Fritsch, siehe Diez Etym. Wb. II, S. 217.

Das altfr. biche (kleine Hündin) ist entweder eine Abkürzung von babiche oder stammt von dem ags. bicce (woher egl. bitch). Letzteres ist das Wahrscheinlichere. Von biche ist nun das neufr. bichon gebildet. Es wird in übertragener Bedeutung als Schmeichelwort für Kinder gebraucht: Viens ici, mon bichon, wie das von demselben biche abgeleitete bichette für junge Mädchen: Ma bichette, allons nous promener, und in der Komödie auch für alberne Liebhaber und Greise: Qu'est-ce que tu dis, bichette?

Eine Weiterbildung von bichon ist bichonner und heisst: zierlich herausputzen.

Elle aime à bichonner sa petite fille.
Il est ridicule qu'un jeune homme passe une heure à se bichonner.

Wie nun hiernach dem Franzosen das Schoosshündchen als der Stutzer, die Zierpuppe unter den Hunden erscheint, so ist es dem Engländer der junge Hund als solcher. Einer der Ausdrücke, die er hat, um diesen zu bezeichnen, ist puppy. Es ist das fr. poupée Puppe, woraus auch das gleichbedeutende egl. puppet gebildet ist. Dass nun die gedachte Anschauung: wie eine Puppe geputzt, in puppy vorliegt, darauf deutet der Umstand hin, dass dies Wort ebenfalls die Bedeutung Stutzer, Zierbengel hat.

> I shall laugh myself to death a this puppy-headed monster, a most scurvy monster. *Shakespeare.*

Es könnte jedoch wohl sein, dass die Metapher auf einem anderen Wege entstanden ist, dass der junge Hund als Spielzeug der Kinder Puppe genannt wurde, oder auch gradezu als Spielzeug der Damen, d. h. als Schoosshündchen, in welchem Falle dann puppy trotz derselben Bedeutung, in der Anschauung nichts mit fr. bichon gemein hätte, da bichonner die Metapher von bichon ist, puppy aber in den beiden Bedeutungen zwei Metaphern von poupée in sich vereinen würde. Als eine Hindeutung auf die letztere Art der Entstehung könnte folgende Stelle aufgefasst werden:

> He talks as familiarly of roaring lions,
> As maids of thirteen do of puppy dogs. *Shakespeare.*

Der Italiener hat für Schoosshund die Ausdrücke cagnetto, cagnolino, cagnolinetto, d. h. er begnügt sich, um den Begriff auszudrücken, mit der Diminutiv-Form, während der Spanier, der Portugiese und der Engländer mit uns übereinstimmen, dass sie den Begriff Schooss zur Bildung des Ausdruckes verwenden: sp. perro faldero, perro de falda, auch falderillo, mit oder ohne perrico, perrito, perrillo; ptg: cão fraldeiro, fraldisqueiro; egl. lap-dog. Die einem anderen Stamme angehörigen italienischen Wörter für Schoosshund cucciolo, cuccolino, nehmen gewisser Massen eine mittlere Stellung zwischen beiden Klassen von Ausdrücken ein, da sie als Adjective klein bedeuten, durch ihre Abstammung aber an cucco den Nestling, Liebling, das Schoosskind erinnern.

Von diesen Ausdrücken nun hat bloss das sp. faldero eine an das fr. bichon erinnernde metaphorische Bedeutung. Faldero heisst ein Mann der Frauengesellschaft liebt (se llama el hombre que gusta de estar entre mugeres).

Das erste der genannten italienischen Wörter, cagnetto, ist buchstäblich das fr. chenet. Die ursprüngliche Bedeutung dieses Wortes ist also auch Hündchen. Sie ist aber ganz verloren gegangen und nur die Metapher: Feuerbock, Brandbock (d. i. die eiserne Unterlage in den Kaminen, auf welche das Holz gelegt wird, damit es besser brennt) ist geblieben. Zu dieser Bedeutung ist chenet ohne Zweifel gekommen wegen der Aehnlichkeit des Geräthes mit einem Hunde. Eine Parallele und zugleich einen Beweis für die Richtigkeit der Ableitung bieten das portugiesische caens da chemine: Hunde des Kamins (ferros que sustentan a lenha no lar. Bluteau.), und das egl. dog, das neben der ursprünglichen auch genau die Bedeutung von chenet hat. *

Ein zweiter Gegenstand, der nach der äusseren Aehnlichkeit mit dem Hunde bezeichnet worden, ist der Hahn an der Flinte, der it. cane, sp. can (und gatillo Kätzchen), ptg. c ˜o, fr. chien heisst, während der Engländer ihn in Uebereinstimmung mit uns cock heisst; und ein dritter die Taschenpistole im Spanischen: sie heisst cachorro, dessen ursprüngliche Bedeutung gemäss seiner Abstammung vom lat. catulus junger Hund ist. **

---

* In formeller Beziehung ist chenet interessant, weil darin die ursprüngliche Form von chien uns erhalten ist. Das ist Diez entgangen. Er sagt in seiner Grammatik d. Rom. Spr. I, S. 137: „Auffallend ist chien. Canis musste chain, nach Analogie von panis pain, ergeben. Entweder ist i bloss euphonisch beigefügt, wie in einigen anderen Wörtern (lieu für leu), oder das fem. chienne, welches aus cania entstehen konnte, wie Guienne aus Aquitania, hat auf das Masculinum eingewirkt.“ Es liegt der erstere Fall vor, oder vielmehr es ist eine Brechung des aus ai entstandenen e in ie vor sich gegangen: Canis wurde wirklich regelrecht zu chain, man schrieb aber chen, wie man essieu für aissieu (axiculus), und wie man umgekehrt blaireau (der Dachs) für bléreau (von blé Getreide, der Getreidesammler) schrieb. Den Beweis dafür enthält eins der ältesten Denkmäler der französischen Sprache, das dem 11. Jahrhundert angehörige Rolandslied. Dort heisst es (Ch. de Rol. III.): Vous lui durrez (= donnerez) ours et lions et chens. Die Form chien erscheint zuerst im 12. J. H.: (Mult par fu fel, orrible et chien. Benoit, Chron. I, 348.) und bleibt dann die einzig gebräuchliche. Das ältere chen (= chain) erhielt sich aber in dem Diminutiv chenet.

** Eine andere Metapher von cachorro ist die Bedeutung: starker wohlgenährter Knabe:

Real cachorro y pampano suave
Es este infante, en tierna edad dichoso. *Gongora, son. her.*

ähnlich wie egl. whelp (junger Hund) auch Sohn bedeutet:

The young whelp of Talbots raging brood
Did flash his pung sword in Frenchmen's blood. *Shakespeare.*

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

H. E. Bonnell, Auswahl deutscher Gedichte systematisch geordnet im Anschluss an ein Lehrbuch der Poetik. Berlin, Carl Habel. 1870. 27 Bogen. 1 Thlr. $22^1/_2$ Sgr.

Es tritt jetzt mehr denn je an vielen Orten das Bestreben auf, die Deutschen mit ihren Classikern bekannt zu machen. Viele Ausgaben der Werke unserer Dichter erscheinen, Literaturgeschichten werden verfasst, deutsche Lesebücher für höhere Bildungsanstalten und Volksschulen herausgegeben, Bibliotheken emsig durchsucht in der Absicht, etwas Deutsches zu finden, was druckwürdig ist, Commentare geschrieben und Poetiken verfasst: alle diese Bestrebungen wollen nichts, als dem Deutschen das Deutsche zugängig machen. Dass die Poetik vielfach zum Verständniss eines Gedichtes führt, dass die Form eines Gedichtes bekannt sein muss, wenn der Inhalt desselben recht verstanden werden soll, wird niemand läugnen. Den sichersten und zugleich erfreulichsten Weg — so weit mir bekannt ist — zur Erlernung der Formen der Gedichte gibt uns das oben angeführte Werk von Bonnell. Es zerfällt in zwei Bücher, deren erstes „die Sprachform," zweites „die Arten der Dichtkunst" überschrieben ist. Im ersten Buche wird in zwei Abschnitten „Wort und Wendung," dann „Vers und Reim" behandelt: dort lernen wir genau die von den Dichtern gebrauchten Tropen und Figuren kennen, hier gibt uns der Verfasser eine sorgfältige Lehre des Reimes, der einzelnen Versmasse (Trochäus, Jambus, Dactylus, Anapästus) und der Strophen und zwar der Nibelungenstrophe, der antiken, romanischen und orientalischen Strophen. Das zweite Buch gibt die Arten der Dichtkunst und theilt ein in lyrische, epische und dramatische Poesie mit anerkennenswerther Genauigkeit. Dabei haben wir hier nicht etwa ein blosses rubrikmässiges Arbeiten, sondern ein wissenschaftliches Verarbeiten des Stoffes.

Dasjenige, was dem Buche einen bedeutenden Vorzug gibt vor andern Werken ähnlicher Art, wie da sind die von Gottschall und Kleinpaul, deren Vorzüge nicht gering angeschlagen werden dürfen, ist die reiche Auswahl der zu den einzelnen Figuren und Dichtungsarten gegebenen Beispiele; sie ist so bedeutend, dass der Verfasser sie mit in den Titel aufgenommen hat, während doch die Poetik den Faden für die Folge der Gedichte abgibt. Die aufgenommenen Gedichte sind unstreitig die schönsten Ergebnisse der deutschen Muse; sie machen die Lektüre des Buches zu einer ausserordentlich angenehmen und genussreichen. Besonders vertreten sind Goethe, W. Müller, Platen, Rückert, Schiller, Uhland.

Nur zu leicht spannt eine Poetik, die in unmittelbarer Aufeinanderfolge die vielen Tropen u. s. w. bringt, ab, man legt das Buch nach der Lectüre der ersten Seiten fort und benutzt es nur hin und wieder zum Nachschlagen. Bonnell hat der Langeweile durch geschickte Einfügung längerer Gedichte, die mit den besprochenen Formen im Zusammenhang stehen, vorgebeugt: sie sind schöne Ruhepunkte, wie p. 12—25, 97—107. Das Werk würde demnach verlieren, wenn die Gedichte sämmtlich zusammengestellt wären, wie von anderer Seite gewünscht ist. So verdient das Buch berücksichtigt zu werden von den Lehrern der Anstalten, an denen Poetik gelehrt wird, und wo dies nicht der Fall ist, wird man es den Schülern der mittleren und oberen Klassen höherer Bildungsanstalten als vorzügliches Bildungsmittel empfehlen können.

Nur wenige Bemerkungen möchte ich noch hinzufügen, die vielleicht zur Verbesserung des Buches in zweiter Auflage beitragen könnten. Es würde entschieden gut sein, wenn neben den Bezeichnungen der Tropen u. s. f. in deutschen Lettern die griechische oder dieselbe in lateinischen Lettern mit Bezeichnung der Quantität der Silben stände, damit der Unterschied zwischen *ο* und *ω*, *ε* und *η* hervortritt, z. B. p. 36 zu Symploké etwa symplŏké oder *συμπλοκή*, zu Epanodos (p. 32) etwa epánŏdos *ἐπάνοδος*. Auf p. 78, wo vom Reime die Rede ist, vermisse ich die Eintheilung der Reime nach ihrer Stellung in gekreuzte, verschränkte u. s. w. Reime. Man findet dergleichen Ausdrücke zu häufig gebraucht, als dass man sie entbehren könnte. Hinreichendes gibt hierüber Fr. W. Rückert in seiner deutschen Metrik p. 9—12. Noch mehr Werth würde das Werk bekommen, wenn in demselben hin und wieder auf das Altdeutsche hingewiesen wäre, wenigstens p. 122 bei der Erklärung der Nibelungenstrophe. Für das Paradoxon (p. 47) scheinen mir die Beispiele etwas matt; mir fiel ein, was mir besser schien, Heine's:

Ich aber lag am Rande des Schiffes
Und schaute träumenden Auges
Hinab in das spiegelklare Wasser u. s. f.
Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuss der Capitain
Und zog mich vom Schiffsrand
Und rief ärgerlich lachend:
„Doctor, sind Sie des Teufels?“

Ebenso passt wol hierher das bekannte Gedicht Heine's: „Sternlos und kalt ist die Nacht“ mit seinem paradoxen: „Und ich bitte Dich, koche mir Thee mit Rum.“ — Ich wunderte mich auf p. 3 zu finden: „Die wiener und berliner Possen,“ während nothwendig „die Wiener und Berliner Possen“ zu schreiben war, ebenso wie in anderen derartigen Beispielen. Der Verfasser scheint hier „Wiener und Berliner“ für Adjektiva zu halten, da es doch in der That Genitive von Substantiven sind; dieser irrthümlichen Meinung begegnet man zu oft, deshalb glaubte ich ihrer erwähnen zu müssen. Es ist stets zu schreiben: Strassburger Münster, Potsdamer Strasse, Pariser Platz, Oranienburger Thor, Merseburger Sprüche, Berliner Schulen, Kieler Sprotten u. s. w. In allen angeführten Beispielen ist kein attributives Adjektiv zu dem Substantiv getreten, sondern ein Genitiv, der nach altdeutscher Weise vorangesetzt ist, wofür wir jetzt sagen würden: die Strasse der Potsdamer, die Schulen der Berliner u. s. w. Dieselbe Bildung findet sich noch in: Brüder Strasse, u. s. f. Dagegen heisst es: Lange (nicht er), breite Strasse.

Diese wenigen Mängel — wenn ich das Angeführte also bezeichnen darf — verschwinden in der Menge des Vorzüglichen, das uns in dem Buche geboten wird.

Landsberg a. d. W. C. Burmann.

Beiträge zur Völkerkunde aus Wort und Lied. Acht Abhandlungen und erweiterte Vorträge ethnographisch-linguistischen Inhalts nebst einer Sammlung von über 100 Dichtungen in zwanzig Sprachen und Dialekten, im Urtexte nebst metrischer Uebersetzung in den Original-Versmassen von Dr. August Boltz, Professor. Oppenheim am Rhein, Verlag von Ernst Kern 1868.

Angenehme Unterhaltung, belehrende Anregung und Erweiterung der literarischen und anthropologischen Anschauungen sind nach des Verf.'s eignen Worten der Zweck dieser Schrift. Das Buch soll und will also kein specifisch gelehrtes sein und wenn wir diesen Umstand in Betracht ziehen, so können wir die Frage, ob der gestellte Zweck erreicht ist, wohl ohne Rückhalt bejahen; denn obgleich die Arbeit nicht allzuviel an positiv Neuem bringt, so ist doch bei den verschiedenen behandelten Gegenständen das vorhandene Material meist immer ebenso vollständig wie geschickt benutzt und oft in so selbstständiger Weise reproducirt, dass bei dem grossen Reichthum und der Mannichfaltigkeit des Stoffes wohl selten Jemand das Buch aus der Hand legen wird, ohne seine Kenntnisse nach der einen oder der andern Seite hin erweitert zu haben. Ein einheitlicher Plan durchzieht das Ganze nicht, die verschiedenen Abhandlungen stehen fast ausnahmslos in keinem innern Zusammenhang unter einander; doch bildet jedes Glied dieser nur äusserlich aneinandergereihten Kette ein in sich abgeschlossenes, mit warmer Hingabe ausgeführtes und durch schöne äussere Form sich auszeichnendes Ganze.

Was nun den Inhalt betrifft, so theilen die ersten vier Aufsätze einige Resultate der Sprachvergleichung mit: I. handelt von Himmel und Erde, II. von Gott und Mensch, III. von Dorf und Stadt und zwar werden die Benennungen für diese und ihnen naheliegende oder untergeordnete Begriffe mit ihren Etymologien und Bedeutungen durch die verschiedenen indogermanischen Sprachen verfolgt. In IV wird unter Anlehnung an Pott's vergleichende Grammatik und vergleichendes Wörterbuch der Zigeunersprache nachgewiesen, dass die Zigeuner Arier und Hindu aus der Gegend des Sindhu, des Indus, sind, die sich vielleicht lange unter den Afghanen aufgehalten haben und dann immer weiter nach Westen vorgedrungen sind.

V. giebt eine metrische Uebersetzung des „Heldenliedes vom Heereszuge Igor's gegen die Polowzer", des ältesten russischen Sprachdenkmals aus dem XII. Jahrhundert. VI. handelt über das altrussische Heldenlied im Vergleiche mit der Arthursage. Das altrussische Heldenlied wird repräsentirt durch zwei Dichtungen 1) das Lied vom Zuge Igor's gegen die Polowzer (aus dem XII s.). 2) Der Sagencyclus von Wladimir und dessen Tafelrunde (jünger). Ein Rückblick auf die älteste Geschichte Russlands zeigt, dass dort dieselben politischen und socialen Verhältnisse geltend waren, welche das Entstehen der Sage vom König Arthur uud seiner Tafelrunde bedingt hatten. Wir werden es also sehr erklärlich finden, dass nach dem Grundsatze „gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen" eine jener Sage durchaus ähnliche Sage sich bildete, emporblühte und dann poetisch behandelt wurde, nämlich die von Wladimir und seiner Tafelrunde. Der Cyclus besteht gegenwärtig aus 12 Liedern oder Sagen, deren jede die Darstellung irgend eines bedeutendern Faktums enthält und zwar 1—10 Heldenthaten einzelner Recken von der Tafelrunde, 11 eine Episode aus Wladimir's Privatleben, 12 die Tafelrunde unter Vorsitz des Königs auf der „hellen Burg zu Kiew." Die Lieder sind, obwohl mehr als 200 Jahre nach dem Uebertritt der Russen zum Christenthum verfasst, noch voll heidnischer Elemente und unterscheiden sich von den in vieler Beziehung ähnlichen Romanen von König Arthur namentlich dadurch, dass sie des zarten Frauencultus des

Abendlandes, sowie dessen ritterlicher Gebräuche gänzlich baar sind. Das Lied vom Zuge Igor's gegen die Polowzer ist im Gegensatz zu denen von der Wladeimirsage streng historisch und gewährt einen tiefen Einblick in die staatlichen, religiösen, militärischen, geselligen und intellectuellen Verhältnisse der Russen des 12. Jahrhunderts. VII und VIII sind literarische Essays und zwar das erstere über drei russische Dichterinnen, die Reichsgräfin Helene Rostópschina, Frau Caroline von Pavlowna und Frl. Elisabeth Kulmann; das zweite über die neuprovenzalischen Dichter der Gegenwart: Jasmin oder Jansmin aus Agen, Roumanille, Mistral und endlich Theodore Aubanel aus Avignon. Nach trefflichen Einleitungen über die Entwickelung der beiden betreffenden Literaturen werden die Bilder der behandelten Dichter und Dichterinnen in kurzen treffenden Zügen uns vorgeführt, ihre Verdienste hervorgehoben und das Ganze wird durch geschickt übertragene Stellen aus den betreffenden Dichtungen schön illustrirt.

IX. Das sicilianische Volkslied. Vorangeht eine interessante Abhandlung über das Volkslied im Allgemeinen, dessen 4 characteristische Merkmale:

1) vage Melancholie, Sentimentalität,
2) Liebe zum Wunderbaren, Uebertreibung der Wirklichkeit,
3) Frohsinn, Freude, masslose Ausgelassenheit bis zur Zotenhaftigkeit,
4) Spott, Zorn, Rache, traditionelle und politische Anspielungen,

sich auch mehr oder weniger bei dem sicilianischen Volksliede vorfinden. Den letzten Theil des Buches bilden die „Beiträge zur Weltdichtung," metrische Uebertragung verschiedener Dichtungen aus 21 fremden Sprachen und Dialekten, die mit grosser Gewandtheit und feinem Sinn in den Originalversmassen wiedergegeben sind.

Von kleinern Versehn, die uns beim ersten Blick aufgefallen sind, möchten wir gern folgende entfernt wissen: p. 13 wird der Dichter des Hel. (doch wohl Heliand) ein Angelsachse genannt. p. 196 der Name des grossen Romanisten in Bonn: Dietz geschrieben.

Kiel. Dr. A. Stimming.

Die handschriftlichen Gestaltungen der chanson de geste „Fierabras" und ihre Vorstufen von Dr. Gustav Gröber. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1869.

Diese Schrift hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Original der zahlreichen Bearbeitungen des Fierabras im Provenzalischen, Französischen, Italienischen, Englischen und Deutschen zu finden oder wenigstens ihm möglichst nahe zu kommen. Der Gang, den die Arbeit zu diesem Zwecke nimmt, ist etwa folgender:

Im ersten Theile wird zunächst untersucht, in welchem Verhältniss die erhaltenen altfranzösischen Handschriften, die der Verf. a b c d D und E nennt, zu einander und zu der provenzalischen Bearbeitung P stehn. Alle Handschriften zerfallen zunächst in 2 Hauptgruppen, die erste von P repräsentirt, der sich ein von David Aubert i. J. 1458 gegebenes Argument der Fierabrassage und das von Paul Heyse veröffentlichte, poema del rei Fierabraccia" anschliessen, während die zweite von sämmtlichen französischen Manuscripten gebildet wird. Das unterscheidende Merkmal ist eine Episode zu Anfang der Erzählung, die sich nur in der ersten Gruppe findet und in P 561 Verse umfasst. Jede Gruppe muss natürlich eine Handschrift als letzte Quelle haben, die für die erste (P etc.) x, für die zweite (die französischen Handschriften) y genannt wird. Die französischen Handschriften sind aber nicht alle direct aus y hervorgegangen, denn der Verf. weist nach,

dass nicht nur E und D eine aus y herstammende gemeinsame Quelle z haben, sondern dass auch zwischen y und a b c d eine verloren gegangene Handschrift w existirte, aus der jene 4 Mss. direct hervorgingen. Das genauere Verhältniss von a b c d unter sich und zu w kann aus Mangel an Material nicht festgestellt werden.

Es fragt sich nun, wie sich x zu y und umgekehrt verhält d. h. zunächst, ob die oben angedeutete Episode in x zugedichtet oder in y ausgelassen ist. Verf. entscheidet sich für das letztere, da man im andern Falle annehmen müsste, dass der Verf. von x einzelne in y zerstreute Andeutungen zu einem einheitlichen Ganzen ausgearbeitet und ausserdem zu den dort zufällig eintretenden Ereignissen die Motive und Veranlassungen hinzugedichtet hätte, kurz man müsste, um mit den Worten des Verf.'s zu reden, annehmen, dass erst der Nachdichter das Gedicht mit dem Anfange angefangen hätte.

Die Ansicht, dass x ursprünglicher als y ist, wird noch wahrscheinlicher gemacht durch die Thatsache, dass y einzelne Stellen aus der Episode herausgenommen und an spätern Stellen, wo es nothwendig oder wünschenswerth erschien, als Ersatz für das Ausgelassene eingesetzt hat. Da nun ferner ein x und y gemeinsamer Irrthum deutlich beweist, dass beide Mss. eng zusammenhängen, wir aber soeben erkannt haben, dass x ursprünglicher ist, so ergiebt sich daraus, dass y aus x hervorgegangen sein muss. Dieser selbe Irrthum macht es aber auch unzweifelhaft, dass x nicht das Original sein kann, da doch dies unmöglich jenen Irrthum enthielt, vielmehr stellt es sich selbst nur als Umarbeitung dar, und erst seine Vorlage x' könnte als wirkliches Original aller Bearbeitungen des Fierabras anerkannt werden.

Als Zeit, in welcher die verlorenen Mss. x', x, y, z existirten, wird 1152 bis 1200 nachgewiesen.

Um nun zu constatiren, ob oder in wie weit die provenzalische Uebersetzung P ihrem Originale x gleich gesetzt werden kann, wird die Treue der Uebersetzung untersucht. Es stellt sich dabei heraus, dass P seiner Vorlage x fast blindlings gefolgt ist, so dass wir demnach in P eine Redaction erkennen müssen, die dem Originale näher steht als die französischen Handschriften.

Der zweite Theil der Arbeit erörtert das gegenseitige Verhältniss der beiden Redactionen x und y genauer und zwar untersucht er zunächst, welche Aenderungen und Erweiterungen y sich ausser der Unterdrückung jener Episode und der Einschiebung der dieselbe ersetzenden Verse erlaubt hat. Die Aenderungen betreffen einzelne Wörter oder Phrasen a) im Reim oder Versausgange, b) ausserhalb des Reimes. Die Erweiterungen bestehn in a) Zerdehnung eines ursprünglichen Verses in 2, b) Einschub einzelner neuer Verse, in denen y seine eignen Gedanken gibt; c) Ausführung und Verlängerung kurzer Beschreibungen; auch Anspielungen auf andre chansons de geste.

Die Betrachtung nun, dass diese Zusätze des Redacteurs von y nichts Neues bringen, die eigentliche Handlung nicht weiterführen, ja mit dem Originale manchmal unmöglich in Einklang gebracht werden können, dass sie also nur Repetitionen, Varianten und Widersprüche enthalten, gibt dem Verf. Anlass, den allgemeinen Satz aufzustellen, dass jede chanson de geste, in welcher Variante, Repetition und Widerspruch sichtbar werden, als Verunstaltung des Originals in Folge von Neubearbeitung gelten muss. Diese Auffassung stimmt nicht mit der Lachmann's überein, der derartige Anstösse (Varianten etc.) so erklärt, dass in den chansons verschiedene Behandlungen desselben Gegenstandes ineinandergearbeitet seien, so dass also etwa Tirade um Tirade aus den verschiedenen Gedichten alternirend auf einander folgten. Verf. widerlegt diese Ansicht durch die Bemerkung, dass dann nicht eine Tirade des einen Gedichts auf eine des andern Bezug nehmen dürfte, wie dies oft geschehe; er hätte vielleicht hinzufügen können, dass,

wie gross auch die Zahl der variirenden Tiraden sein mag — und in manchen Chansons ist sie sehr beträchtlich — man nie 2 Tiraden mit gleicher Assonanz findet, eine Erscheinung, die doch kaum dem Zufall zugeschrieben werden kann.

Wenn nun aber x, wie es in seiner Copie P erscheint, auch origineller als y ist, so ist es doch bei weitem noch nicht das Original, da es ebensowenig wie y einheitlich ist, da es ebenfalls Repetitionen, Varianten und Widersprüche enthält.

Diese Repetitionen etc. an der Hand der in y gemachten Beobachtungen aus x (d. h. P) auszuscheiden und so dem Originale möglichst nahe zu kommen, ist die Aufgabe des dritten Theiles der Arbeit, eine Aufgabe, deren sich Verf. mit grossem Geschick erledigt. Es gelingt ihm auf diese Weise, dem Stoff eine Gestalt zu geben x', die, wenn sie auch vielleicht nicht genau und vollständig das Original von x ist, demselben jedenfalls sehr nahe kommen muss.

Damit ist aber die Entwickelungsgeschichte der Gestaltungen des Fierabras noch nicht vollendet: die Beobachtung, dass der erste Theil des Gedichtes von ganz andern Voraussetzungen ausgeht, als der zweite, dass in beiden sich widersprechende und einander ausschliessende Stellen sich finden, führt zu der Annahme, dass der Fierabras, wie er in x' sich darstellt, das Werk zweier Dichter ist, von denen der zweite eine ihm vorliegende Erzählung um den Schluss verkürzt und dann auf seine Weise entwickelt und zu Ende geführt hat. Diese durch innere Gründe motivirte Annahme wird durch ein wichtiges äusseres Zeugniss gestützt: die poetische Chronik des Phil. Mousket. Dieser giebt nämlich in seinem Werke ein Resumé der Erzählung vom Fierabras, nicht aber in der Gestalt, in der sie uns vorliegt, sondern so, wie sie in dem ersten Theile unseres Gedichtes erscheint, mit einem Schlusse, der zwar von dem Redactor von x unterdrückt ist, der aber aus einzelnen Andeutungen in seinen wesentlichen Punkten noch reconstruirt werden kann. Die Thatsache ferner, dass die in jenem Resumé unserer Erzählung vorhergehenden Ereignisse mit dieser im engsten Zusammenhange stehn, nämlich die Veranlassung zu Karls Feldzuge gegen Rom enthalten, macht es in hohem Grade wahrscheinlich, dass es ursprünglich eine chanson de geste gegeben hat, deren erster Theil die in Phil. Mousket's Chronik geschilderten Ereignisse erzählte, deren zweiter durch den ersten Theil unseres Fierabras mit seinem restituirten Schluss gebildet wurde. Diese Redaction x'' dürfte als die ursprüngliche Gestalt des Fierabras anzusehen sein.

Wir haben eine so genaue Darstellung des Inhaltes geben zu sollen geglaubt, weil wir ein möglichst klares Bild von der Methode, die der Verf. eingeschlagen und die uns musterhaft erscheint, vorführen wollten. Ueberhaupt können wir die Arbeit, die echt philologischen Scharfsinn und feine kritische Beobachtungsgabe verräth, allen Freunden des Studiums der romanischen Sprachen auf's wärmste empfehlen, da sie ausser durch den Stoff, den sie behandelt, noch besonders dadurch interessant und lehrreich ist, dass ihre Resultate nicht nur speciell für das gegebene Thema gelten, sondern auch für die Beurtheilung andrer altfranzösischer und provenzalischer Romane Anleitung und Anweisung geben, denn „es ist wohl denkbar, dass andre chansons de geste denselben Umformungsweisen wie der Fierabras unterworfen gewesen sind und dass eine Betrachtung derselben Fingerzeige für die Kritik der chansons de geste überhaupt darbietet.“

Kiel. Dr. Albert Stimming.

Choix de Poésies. — Dix-septième, dix-huitième et dix-neuvième siècles avec notices biographiques et notes — à l'usage des établissements d'instruction — par Dr. Burtin. Berlin, Henri Sauvage, libraire-éditeur. 1870.

Aus den reichhaltigen französischen Dichtungen der neueren und neuesten Zeit hat Herr Burtin eine Auswahl veranstaltet, die er selbst in der kurzen Vorrede in Bezug auf Zweck, Inhalt und Anordnung folgendermassen characterisirt:

Le choix de Poésies que nous offrons à la jeunesse, est un recueil de morceaux tirés des meilleurs poètes des trois derniers siècles. Notre intention a été de réunir des modèles pouvant servir d'exercises de mémoire aux jeunes gens des deux sexes, et leur être utiles lorsque, plus tard, ils s'occuperont de littérature. De là l'ordre chronologique adopté dans ce recueil. Les poètes s'impriment plus fortement dans la mémoire, lorsqu'ils sont présentés dans l'ordre des temps, et que les jeunes esprits peuvent les rapprocher des grands faits de l'histoire etc.

Der Zweck, den sich der Verfasser gestellt hat, dem Gedächtnisse der Schüler eine Auswahl von Gedichten der ganzen Neuzeit zu bieten und dieselbe zum geistigen Eigenthum der Schüler machend, eine festere Unterlage und ein besseres Verständniss für die französische Literatur zu begründen, musste natürlich alle grösseren Dichtungen in ihrem ganzen Umfange ausschliessen und die Auswahl namentlich bei den Dramatikern sehr erschweren. Diese Schwierigkeit hat der Verfasser glücklich überwunden. Wenn sich von der ganzen Auswahl sagen lässt, dass sie mit grosser Umsicht, Sorgfalt und richtigem Urtheile veranstaltet ist, so gilt dieses besonders von jenem schwierigsten Theile. Die Bruchstücke aus Corneille, Molière, Racine u. s. w. sind derartig, dass sie sowohl das Characteristische des Dialoges als auch der Character-Zeichnung und somit gewissermassen die Individualität der einzelnen Dichter selbst hervortreten lassen.

Die metrischen Bemerkungen, welche der Sammlung vorangehen, machen in ihrer Kürze und Klarheit für den denkenden Schüler vielfach den Lehrer entbehrlich und bieten letzterem zugleich eine nicht zu verachtende Grundlage für den Unterricht. Für die biographischen Notizen wäre vielleicht die alphabetische Ordnung practischer gewesen; doch scheint der Verfasser auch hier mit Absicht die chronologische Ordnung vorgezogen zu haben, um durch das mühsamere Aufsuchen jene dem Gedächtnisse fester einzuprägen. Der Zweck, den der Verfasser im Auge gehabt hat, wird durch vorliegendes Werk vollständig erreicht und dürfte sich dasselbe nicht nur zu Memorir-Uebungen, sondern auch vielfach zur Lectüre dem Privat- und Schulgebrauch bestens empfehlen.

Bremen. Dr. Ritz.

Miscellen.

Zur Erinnerung an Dr. Julius Brakelmann.

(Vorgetragen in der Berliner Gesellschaft f. d. Studium d. n. Sprachen, am Jahresschlusse 1870.)

Der gewaltige Krieg, welcher leider noch immer nicht abgeschlossen ist, hat auch unserer Gesellschaft mancherlei Opfer gekostet; keines aber ist uns so schwer, so schmerzlich gewesen, als der Verlust des Dr. J. Brakelmann, eines der talentvollsten, kenntnissreichsten jungen Gelehrten, welcher in der Blüthe und Kraft des Lebens der Wissenschaft entrissen wurde. Er war vielen von uns ein hochverehrter Freund, er war uns Allen ein rüstiger Mitkämpfer für unsere Interessen, der sich mit Energie und in liebevollster Weise an unseren Arbeiten betheiligte, und Jeder fühlt deshalb das Bedürfniss, es durch einen Nachruf öffentlich auszusprechen, wie hoch die Berliner Gesellschaft f. d. St. d. n. Spr. den Verewigten geehrt hat und wie theuer und werthvoll uns das Andenken des Mannes für alle Zeiten bleiben wird, der im besten Sinne des Wortes einer der Unsrigen war.

Friedrich Wilhelm Julius Brakelmann wurde am 29. Januar 1844 in Soest geboren, wo sein noch lebender Vater ein kaufmännisches Geschäft betreibt. Er verlor früh die Mutter, durchlebte als einziges Kind der Ehe eine sehr einsame Jugend; Lectüre ward sehr bald seine alleinige Zerstreuung und sein Umgang beschränkte sich fast ausschliesslich auf das Zusammensein mit dem Vater, dem er die innigste Verehrung und Liebe widmete, eine Liebe, die fortwährend zuzunehmen schien. Er besuchte zuerst das Gymnasium in Soest vom Herbst 1853 bis Ostern 1859 und ging dann auf das Gymnasium in Essen über, wo er Ostern 1863 das Abiturienten-Examen unter Erlassung der mündlichen Prüfung in sehr befriedigender Weise absolvirte. Während der Zeit seines Schulbesuches bekundete er eine entschiedene Vorliebe für Geschichte, deutsche und französische Literatur, und die Belesenheit des Knaben war erstaunlich. Er hatte sich in Essen rasch entwickelt, durch fleissiges Arbeiten seinen Geist gestählt und die Hoffnungen des Vaters überflügelt; er erkannte jetzt zuerst das hohe Ziel seines Strebens und er war erfüllt von begeisterungsvoller Hoffnung, dasselbe zu erreichen. Im Herbst 1863 bezog er die Universität Berlin, um altclassische und neuere Philologie zu studiren; hier waren es die romanischen Sprachen, welche ihn ganz besonders anzogen, und neben denselben beschäftigte er sich in eingehender Weise mit Geschichte und Paläographie, ohne indessen die alten Sprachen zu vernachlässigen. Im October des Jahres 1865 wurde er als ausserordentliches Mitglied in das Seminar für Lehrer der neueren Sprachen aufgenommen, welchem er bis Ostern 1867 angehörte. In dem Seminare zog er durch den Umfang und die Gründlichkeit seiner Kenntnisse, so wie durch die Frische und Schlagfertigkeit seines ganzen Wesens sehr bald die Aufmerksamkeit auf sich und die Trefflichkeit

seiner Leistungen begründeten mehr und mehr bei jedem Unbefangenen die Ueberzeugung, dass dieser kenntnissreiche, energische junge Mann wohl befähigt und berufen sei, das wissenschaftliche Studium der neueren Sprachen dereinst auf eine höhere Stufe zu führen.

Viele unter Ihnen, meine Herren, sind selbst Zeugen gewesen seiner geistigen Thätigkeit, für welche das Wort Fleiss nur ein ungenügender Ausdruck sein würde, und Sie gedenken gewiss noch mit Freude jener Zeit, wo Sie mitstrebend dem verewigten Freunde zur Seite standen.

Im Jahre 1866 wurden seine Studien auf kurze Zeit durch den Feldzug unterbrochen, welchen er als Vice-Feldwebel im zweiten Garde-Regimente mitmachte.

Um sich im Unterrichten praktisch zu üben, übernahm er im April 1867 eine Stelle als Erzieher in dem Hause Samostrzel in der Provinz Posen, wo er zugleich Musse fand, seine Dissertation über Giovan Francesco Straparola da Caravaggio zu schreiben, wofür ihn die philosophische Facultät der Universität Göttingen nach wohlbestandenem Examen im October 1867 zum Doctor promovirte.

Als die Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen sich veranlasst sah, im J. 1867 ein abermaliges Reisestipendium auszuschreiben für einen Studirenden, der sich zur Erweiterung und Vertiefung seiner Kenntnisse der neueren Sprachen in Frankreich oder England aufhalten sollte, hatte sie es zur Bedingung gemacht, dass die Bewerber durch irgend eine wissenschaftliche Arbeit ihre Befähigung nachweisen sollten.

Es wurden 20 Arbeiten eingeliefert, von denen die Abhandlung 'Histoire de l'étude de la langue d'ouil' von J. Brakelmann sowohl dem Inhalte als auch der Form nach zeigte, dass der Verfasser der Geeignetste sein würde, neben dem nach dem Plane der Gesellschaft von ihm unmittelbar zu erreichenden praktischen Zwecke des Aufenthalts im fremden Lande auch die Interessen der Gesellschaft zu fördern, welche es sich zur Aufgabe gestellt, nach Kräften dazu mitzuwirken, dass die altprovenzalischen und altfranzösischen Sprach- und Literatur-Denkmäler aus dem Staube der Bibliotheken geholt und der gelehrten Welt zugänglich gemacht werden. — Es wurde daher für dieses Mal von der Gesellschaft dem Dr. Brakelmann aufgegeben, eine genaue und treue Abschrift von der altfranzösischen Liederhandschrift Fonds Mouchot (Manuscrit de Berne No. 389) auf der grossen Bibliothek zu Paris zu machen, welches Manuscript bekanntlich für das beste und werthvollste aller altfranzösischen Manuscripte der Lyriker gilt. Der Verewigte entledigte sich dieser Aufgabe in vorzüglicher Weise, indem er nicht nur die vorgeschriebene vollständige genaue Abschrift des Manuscripts lieferte, sondern sie auch mit werthvollen Einleitungen und kritischen Anmerkungen begleitete. Die so gelieferte Abschrift findet sich nunmehr im Archive f. d. St. d. n. Sp. Bd. 41, p. 339 ff., Bd. 42, p. 240 ff., Bd. 43, p. 241 vollständig abgedruckt. Diese Arbeit wurde für den rastlos strebenden jungen Gelehrten die Veranlassung, dass er sich in das Studium der altfranzösischen Lyriker gänzlich vertiefte und manche gediegene Abhandlungen und Aufsätze hierüber für verschiedene Zeitschriften, für die Grenzboten, für Lemcke's Jahrbuch (z. B. Ueber verlorene altfranzösische Handschriften Bd. 11, p. 94) und für das Archiv lieferte. Man sehe z. B. seine Abhandlung über die 23 altfranzösischen Chansonniers in den Bibliotheken Frankreichs, Englands, Italiens und der Schweiz," Archiv 42, p. 43; ferner „Kritischer Anhang zu der Abhandlung über die altfranzösischen Chansonniers." Bd. 43, p. 185.

Ausser dem ihm von der Berliner Gesellschaft gegebenen Auftrage beschäftigte er sich während seines Pariser Aufenthaltes in eifrigster Weise mit einer kritischen Gesammtausgabe der nord-französischen Lyriker des 12. und 13. Jahrhunderts. Das Werk war auf 3 Bände berechnet und sollte

bei A. Franck (Vieweg) in Paris erscheinen; der erste Theil ist bereits bis p. 208 gedruckt, Band 1 und 2 sind im Manuscripte fertig und wie es scheint, hatte der Verewigte auch für den dritten Band bereits Alles vollständig gesammelt. Der Verleger, ein Deutscher, ist aus Paris vertrieben worden, ohne die Sorge für die Manuscripte weiter tragen zu können, welche Brakelmann vor seinem Abgange zum Regimente wohl verpackt hatte zurücklassen müssen. Hoffen wir, dass die mit so vielem Fleisse besorgte Arbeit der Wissenschaft möchte erhalten bleiben und die kundige Hand sich finden lassen, um durch Abschluss des Ganzen das Werk zu Ende zu führen; es würde das schönste Denkmal sein zur Erinnerung an den leider so früh uns entrissenen Jünger der Wissenschaft, welcher gewiss mit dem besten Erfolge die academische Laufbahn würde betreten haben.

Ueber die letzte Zeit seines Aufenthalts in Paris berichtet einer seiner Freunde in der National-Zeitung:

„Er hatte sich ganz während zwei und eines halben Jahres in Paris eingelebt, er war der Mittelpunkt des Kreises deutscher Gelehrten geworden, die auf der dortigen Bibliothek forschten und sich wöchentlich einmal des Abends traulich zusammenfanden; wir scherzten oft, er würde noch ganz Franzose werden und nie wieder Paris verlassen. Schneller als wir es ahnten, sollte dies geschehen. Ende Juni theilte ich ihm einen Reiseplan mit und forderte ihn zu einem lang besprochenen Zusammentreffen in der Schweiz auf; er antwortete am fünften Juli heiter scherzend, wenn ihm in den nächsten Wochen freie Zeit bliebe, solle dieselbe zu Spaziergängen auf den Buttes de Chaumont verwandt werden. Wenige Tage später folgte er dem Rufe seines Vaterlandes, am 16. August traf ihn das tödtliche Geschoss bei Mars-la-Tour.“

So waren denn auf einmal die schönsten Hoffnungen vernichtet, Hoffnungen, welche bei dem Character, der Befähigung und den bereits gewonnenen Erfolgen wohl berechtigt waren.

Es paarte sich in seinem ganzen Wesen hoher Ernst mit kindlicher Heiterkeit; in seiner Nähe konnte nichts Unedles sich äussern, vor seinem Blicke nichts Oberflächliches bestehen. Wahrheit durchdrang sein ganzes Sein, und daher begleitete seinen Namen unbedingte Achtung; wer ihm nahe getreten, der ehrte ihn, wer sein Freund war, der liebte ihn mit ungetrübter Treue und fühlte sich darum durch die Kunde von seinem so frühen Tode höchst schmerzlich ergriffen.

Gewissenhaftigkeit im Arbeiten, Präcision im Worthalten, Gewandtheit in allem Thun — das war der Massstab, nach welchem er die Menschen rücksichtlich ihrer Wirksamkeit im Leben beurtheilte, und er selbst ging darin als ein Muster voran.

Er war in seinen Zuneigungen und Abneigungen von vorn herein entschieden und zu characterfest, zu bedürfnisslos und auch wohl zu stolz, um der Convenienz ein Opfer zu bringen. Im Gespräche zeigte er sich sanft und heiter; sobald es sich jedoch um ein höheres Interesse handelte, ward er ernst und leicht sogar heftig. Bei seiner grossen Lebendigkeit besass er indessen so viel Macht über sich, dass er seine Gefühle bald zu beherrschen vermochte; stellten sich den Bestrebungen Hindernisse in den Weg, so erkaltete dadurch sein Eifer keineswegs, sondern wuchs vielmehr bei der Menge von Schwierigkeiten. War er sich des Rechts seiner Sache bewusst, so ruhete er nicht, bis er zum Ziele gelangt, die Wahrheit war seine Leiterin, Wort und That waren bei ihm gleich.

So bewährte er als Sohn und Freund, wie als Gelehrter und Patriot dieselbe Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit und der Verewigte ist zu einem leuchtenden Vorbilde geworden, dessen Andenken auch in unserem engeren Kreise stets hoch und werth geachtet sein wird.

Friede seiner Asche!

In dem „Globus"- und in dem „Blackfriars'"-Theater in London feierte, wie wir wissen, Shakespeare bei Lebzeiten seine Triumphe; jedoch scheint, wenigstens ein paar Jahrzehende später, die erstgenannte Bühne der letzteren in der Qualität des Publikums nachgestanden zu haben. Dieses kommt deutlich zu Tage in einem Prologe, welcher sich unter Shirley's im Jahre 1646 gedruckten Dichtungen findet, und der dessen Schauspiele: „Der zweifelhafte Erbe," vorangeht. Wenn wir den Prolog in deutscher Uebersetzung nachstehend mittheilen, so geschieht dieses, abgesehen von dem Eingangs Erwähnten, einerseits, um zu zeigen, wie rücksichtslos man sich damals dem Publikum gegenüber aussprach, andererseits aber, um die Frage aufzuwerfen, ob es nicht auch gegenwärtig in manchen Theatern passend wäre, vor der Aufführung eines classischen Stückes eine dergleichen Anrede an das Publikum zu richten; wobei wir uns jedoch dagegen verwahren, Shirley als einen Classiker bezeichnen zu wollen.

Prolog,
im „Globus," zu seinem (Shirley's) Stücke, genannt „Der zweifelhafte Erbe," welches eigentlich in „Blackfriars'" aufgeführt werden sollte, gesprochen:

Sehr edle Herr'n! Man schickt mich Euch zu sagen,
Dass nicht für diesen Meridian sein Stück
Der Dichter schrieb; denn leider weiss er wohl,
Die Bankside * hier versteht sich gründlicher
Auf Ebb' und Fluth des Wassers, als des Witzes,
Und unser Dichter kümmerte sich nicht,
Wie niedrig oder hoch Ihr selber fluthet.
In diesem Spiel giebt's Tanz nicht noch Gepränge;
Und was den Gründling ** stets am meisten kirrt,
Kein Schildgefecht erschüttert uns're Bühne.
Geklirr der Waffen, Kuppelei, Balladen,
All dieses fehlt; o Jammer, das ist schlimm!
Dafür nur edler Styl und dann, was nimmer
Eu'r Herz bewegt, die Handlung ganz natürlich.
Kein Narr, kein Teufel und kein Knalleffect
Im ganzen Stück, o weh! Was da zu thun?
Ihr Eichhörnchen, die Nüsse Ihr gebraucht,
Ich bitte Euch, zerknackt die Bänke nicht!
Nach diesem sollt Ihr noch ein Schauspiel haben,
Das Eurem Gaumen schmeckt! Doch Ihr, sehr Werthe,
Die Ihr ins Unvermeidliche Euch schickt,
Und sitzt, als wärt Ihr im Parterre Blackfriars',
Ihr werdet nicht betäuben unser Ohr
Mit wüstem Lärm und störendem Geschrei:
„Ich gehe nach dem „Bull!" Ich ins „Fortuna!" ***
„Und sehe für zwei pence Schauspiel und Tanz!"

* Bankside (deutsch: Uferseite und Bankseite) am südlichen Themseufer, der City gegenüber gelegen, wo das Globus Theater stand, wurde von Schiffern und dergleichem Volke bewohnt, die hauptsächlich das Publikum des Parterre bildeten.

** Gründlinge nannte man höhnenderweise das Publikum im Parterre weil dieses niedriger als die Bühne lag.

*** Bull und Fortuna waren zwei Bühnen niedrigen Ranges.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

E. Bratuschek. Der Unterricht in der franz. Grammatik an der Realschule. (Berlin, Löwenstein.) 18 Sgr.

W. Thomsen, Ueber den Einfluss der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen. Eine sprachgeschichtliche Untersuchung. Aus dem Dänischen übersetzt von E. Sievers. (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses.) 1 Thlr.

A. Bastian, Sprachvergleichende Studien. Mit besonderer Berücksichtigung der indochinesischen Sprachen. (Leipzig, Brockhaus.) 2½ Thlr.

L. Geiger, Ueber deutsche Schriftsprache und Grammatik m. besonderer Rücksicht auf deutsche Schulen. (Frankfurt a. M., Auffarth.) 10 Sgr.

Grammatik.

A. F. C. Vilmar, Anfangsgründe der deutschen Grammatik. II. Theil. Die deutsche Verskunst nach ihrer geschichtlichen Entwicklung bearbeitet von C. W. Grein. (Marburg, Elwert.) 1 Thlr.

F. Bauer, Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik. 9. berichtigte Auflage. (Nördlingen, Beck.) 14 Sgr.

K. A. Hahn's Althochdeutsche Grammatik. Neu bearbeitet von Adalb. Jeittels. 3. Aufl. (Prag, Tempsky.) 27 Sgr.

A. Schleicher, Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. 3. Aufl. (Weimar, Böhlau.) 5⅓ Thlr.

Lexicographie.

W. Deecke, Die deutschen Verwandtschaftsnamen. (Weimar, Böhlau,) 1 Thlr. 6 Sgr.

J. und W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. Fortgesetzt von R. Hildebrand und K. Weigand. 5 Bd. 10 Lfg. (Leipzig, Hirzel.) 20 Sgr.

Sachs, Encyclopädisches Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. (Berlin, Langenscheidt.) 6. u. 7. Lfrg. à Lfrg. 9 Sgr.

F. Flügel, Praktisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. 3. Aufl. (Leipzig, Brockhaus.) 5 Thlr.

F. A. Weber, Vollst. Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache. 2 Bde. (Leipzig, Holtze.) 2½ Thlr.

Paul Fuchs, Taschenwörterbuch der russischen, deutschen, englischen und französischen Sprache. (Stuttgart, Neff.) à Band 1¼ Thlr.

Literatur.

G. Neumann, Mittelhochdeutsches Lesebuch m. einleit. u. erklär. Bemerkgn. u. Glossar. (Wien, Beck.) 28 Sgr.

K. Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde. 1. Bd. (Berlin, Weidmann.) 3⅓ Thlr.

K. Goedeke und J. Tittmann, Deutsche Dichter des 16. Jahrh. 4. Bd. Dramatische Dichtungen von A. Gryphius. (Leipzig, Brockhaus.) 1⅓ Thlr.

Ph. Wackernagel, Das Deutsche Kirchenlied. 32. Lfrg. (Leipzig, Teubner.) 20 Sgr.

H. Viehoff, Goethe's Gedichte erläutert. 2 Bde. (Stuttgart, Conradi.) 2 Thlr.

E. Goetzinger, Literaturbeiträge v. St. Gallen. (St. Gallen, Huber.) 14 Sgr.

H. Hettner, Goethe und Schiller. 2. Abthlg. (Braunschweig, Vieweg.) 4⅚ Thlr.

E. Sierke, Lessing als angehender Dramatiker geschildert nach einem Vergleiche seines „Schatzes“ mit dem Trinummus des Plautus. (Königsberg, Schubert und Seidel.) 8 Sgr.

Schiller's und Göthe's Briefe mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. 75—87. Lfrg. (Berlin, Allgem. deutsche Verlags-Anstalt.) à 3 Sgr.

H. Viehoff, Göthe's Gedichte erläutert. 2. gänzlich umgearbeitete Ausg. (Stuttgart, Conradi.) à Lfrg. 7½ Sgr.

J. V. Zingerle, Beiträge zur ältern tirolischen Literatur. I. Oswald von Walkenstein. (Wien, Gerold.) 12 Sgr.

F. Wolfram, Grundzüge der neueren deutschen Dichtung. (Leipzig, Matthes.) 1¼ Thlr.

W. Hahn, Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen. (Berlin, Hertz.) 1½ Thlr.

L. Breitenbach, Ueber den Entwicklungsgang der Goethe'schen Poesie bis zur italienischen Reise. (Berlin, Weidmann.) 12 Sgr.

F. Bülau, Vortrag zum Andenken an den 100jährigen Todestag Ch. F. Gellert's. (Bern, Huber.) 5 Sgr.

J. C. Hamann. Ein Literaturbild des vorigen Jahrhunderts von A. Brömel. (Berlin, Schlawitz.) 10 Sgr.

K. Immermann, sein Leben und seine Werke herausgegeben von G. zu Putlitz. 2 Bde. (Berlin, Hertz.) 3 Thlr.

F. Dewischeit, Literaturgeschichtliche Aphorismen. 2 Stück. (Berlin, Calvary.) 10 Sgr.

Rauch, Die wälische, französische und deutsche Bearbeitung der Iweinsage. (Berlin, Adolf.) 8 Sgr.

Ed. Boehmer, Die provenzalische Sprache der Gegenwart. (Halle, Barthel.) 12 Sgr.

A. Mussafia, Altfranzösische Handschrift der Universitätsbibliothek zu Pavia. (Wien, Gerold.) 15 Sgr.

Racine's Werke, vollständig übersetzt von H. Viehoff. (Berlin, Habel.) à Lfrg. 4 Sgr.

F. W. Ecklin, Blaise Pascal. Ein Zeuge der Wahrheit. (Basel, Bahnmeier.) 28 Sgr.

Th. Vogt, Rousseau's Leben. (Wien, Gerold.) 18 Sgr.

Aug. Ebrard, Das Verhältniss Shakespeare's zum Christenthume. (Erlangen, Deichert.) 5 Sgr.

K. Elze, Lord Byron. (Berlin, Oppenheim.) 2 Thlr.

A. Tennyson, Königsidyllen. Deutsch von A. Feldmann. (Hamburg, Grüning.) $1\frac{1}{2}$ Thlr.

K. Simrock, Die Quellen des Shakespeare in Novellen, Märchen und Sagen. (Bonn, Marcus.) $2\frac{2}{3}$ Thlr.

C. Stark, König Lear. Eine psychiatrische Shakspeare-Studie. (Stuttgart, Lindemann.) 18 Sgr.

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Herausgegeben von K. Elze. 5. Jahrg. (Berlin, Asher.) 3 Thlr.

Max Moltke, Shakespeare-Museum. Zeitschrift für Geschichte und Pflege des Shakespeare-Studiums. (Leipzig.) 1. Bd. 1 Thlr.

A. Laun, W. Irving. Ein Lebens- und Characterbild. 2 Bde. (Berlin, Oppenheim.) 2 Thlr.

Tennyson, Freundes-Klage. In memoriam. Frei übertragen von Rob. Waldmüller-Duboc. (Hamburg, Grüning.) 1 Thlr.

Dante's Hölle der Verliebten. Deutsch gereimt von Dr. Rud. Minzloff. (Hannover, Hahn.) 16 Sgr.

Dante's göttl. Komödie, übers. v. W. Krigar. 14. u. 15. Lfrg. (Berlin, Moeser.) à Lfrg. 20 Sgr.

Dante's göttliche Komödie von Wilh. Krigar. Illustrirt von G. Doré. (Berlin, Moeser.) 10. Lfrg. 3 Sgr.

J. Kraszewski, Dante-Vorlesungen, ins Deutsche übersetzt von Bohdanowicz. (Dresden, Kraszewski.) $1\frac{1}{3}$ Thlr.

C. Bursian, Erophile. Vulgär-griechische Tragödie v. Georgios Chortatzes aus Kreta. (Leipzig, Hirzel.) 24 Sgr.

Hilfsbücher.

W. Stocker, Deutsches Lesebuch zum Gebrauche für die unteren und mittleren Klassen. (Mannheim, Schneider.) 14 Sgr.

J. Kehrein, Deutsches Lesebuch für Gymnasien. Untere Lehrstufe. 5. Aufl. (Leipzig, Wigand.) 25 Sgr.

J. Kehrein, Kleine deutsche Schulgrammatik. 3. Aufl. (Leipzig, Wigand. 5 Sgr.

C. Holl, Materialien zur Anfertigung der schriftlichen Aufgaben in den deutschen Elementarschulen. (Sigmaringen, Tappen.) 7½ Sgr.

F. Hermes, Elementarbuch der deutschen Sprache (für Mittelschulen). (Berlin, Guttentag.) 5 Sgr.

G. Schwabs und Klüpfel, Wegweiser durch die Literatur der Deutschen. 4. Aufl. (Leipzig, Klinkhardt.) 2⅔ Thlr.

G. Tschasche, Deutsche Stilübungen. Für Unterklassen. (Breslau, Lichtenauer.) 18 Sgr.

J. Lehmann, Leitf. f. d. Unterr. in d. deutschen Grammatik. (Prag, Dominicus.) 14 Sgr.

Fr. Körner, Deutsche Sprach- und Stillehre. 2. Aufl. (Pest, Heckenast.) 2 Thlr.

F. Gartner, Anleitung zur Behandlung der Sprech- und Sprachübungen. (Wien, Gronemeyer.) 10 Sgr.

T. Storm, Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius. Eine krit. Anthologie. (Hamburg, Mauke.) 2 Thlr.

A. Egger, Deutsches Lehr- und Lesebuch f. höhere Lehr-Anstalten. (Wien, Beck.) 2. Bd. 1 Thlr.

J. Houben, Prakt. Lehrgang z. Erlern. der franz. Sprache. I. Kursus. (Trier, Braun.) 8½ Sgr.

J. Bëe, Franz. Conversations-Sprachlehre. (Wien, Mayer.) 28 Sgr

B. v. Lage, Die franz. Conversations-Grammatik. A. Unterstufe. (Berlin, Guttentag.) 10 Sgr.

Th. Rodenberg, Regeln der franz. Grammatik in Versen. (Bromberg, Mittler.) 2 Sgr.

H. Jesionek, Franz. Formenlehre in Tabellen. (Lindau, Ludwig.) 10 Sgr.

J. Deubler, Grammatik der franz. Sprache für die ersten Jahre des Unterrichtes. (Nürnberg, Schmid.) 8 Sgr.

J. Adelmann, Prakt. Lehrbuch der franz. Sprache. I. Curs. 3. Abthl. (Bamberg, Hübscher.) 12 Sgr.

La Fruston, Prakt. Anleitung zum französisch Sprechen. (Leipzig, Violet.) 15 Sgr.

M. Markwart, Vocabulaire français. Guide de la conversation française et allemande. II. Ed. (Berlin, A. Enslin.) 7½ Sgr.

J. T. Michel, Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen und Englischen ins Französische. Für obere Klassen. (Dresden, Adler.) 15 Sgr.

J. Nick, Aussprachebezeichnung aller in Baskerville's prakt. Lehrb. vorkommenden engl. Wörter. (Oldenburg, Stalling.) 6 Sgr.

G. Pehling, Erster Lehrgang der engl. Sprache. 2. Aufl. (Altona, Verlagsbüreau.) 12 Sgr.

v. d. Lage, Manual of conversation. (Berlin, Guttentag.) 8 Sgr.

L. Herrig, Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische nebst einer Anleitung zu freien schriftlichen Arbeiten. 9. Aufl. (Iserlohn, Baedeker.) 25 Sgr.

L. Herrig, The British classical authors. 21. Aufl. (Braunschweig, Westermann.) 1⅓ Thlr.

C. F. Wickede, The englisch reader. (Mannheim, Schneider.) 20 Ngr.

C. H. R. Lange, Lehrb. d. engl. Sprache. (Leipzig, Köhler.) 20 Sgr.

Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht f. das Selbststudium der englischen Sprache von Prof. Dr. C. v. Dalen. 17. Aufl. (Berlin, Langenscheidt.) 9 Thlr.

Ch. Dickens, The Chimes, a goblin story. Bearbeitet und erläutert von H. A. Werner. (Hamburg, Meissner.) 12 Sgr.

